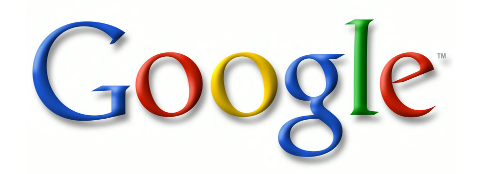
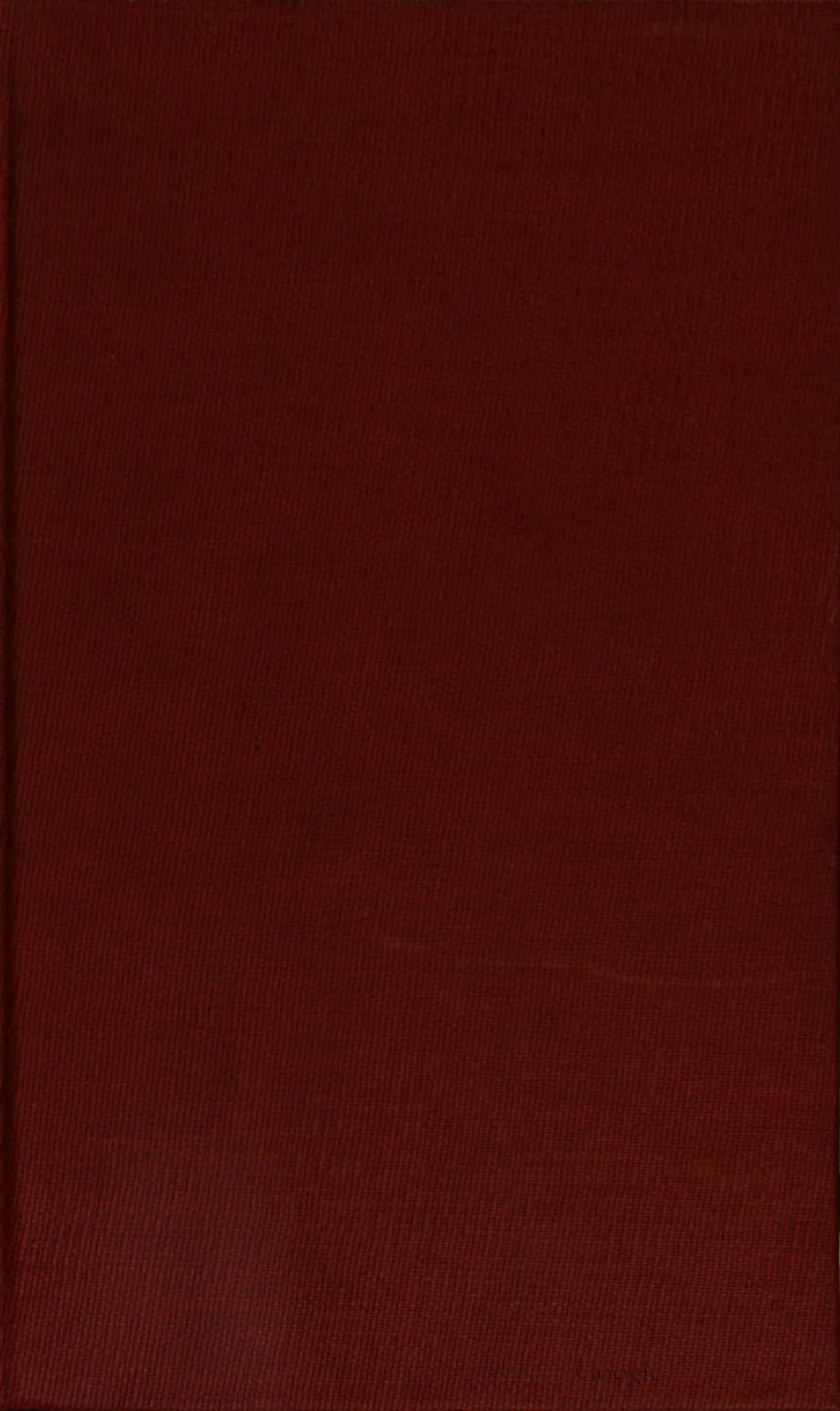









Digitized by Google

Zeitschrift

für

Völkerpsychologie

und

Sprachwissenschaft.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. M. Lazarus und Prof. Dr. H. Steinthal.

Siebenter Band.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
Harrwitz und Goßmann.
1871.

Inhaltsverzeichniß.

Viertes Heft.

Besprechungen:

Druckfehler.

S. 27, Z. 2 statt 10 lies 8.
S. 193. Z. 21 statt Marniani lies Mamiani.
S. 268, Z. 10 v. u. statt von B lies non B.
S. 288. Z. 1 v. o. statt wir lies wird.
S. 341, Z. 18 v. o. statt *γα* lies *ya*.

Ueber Homer und insbesondere die Odyssee

von

H. Steinthal.

(Mit Rücksicht auf:

A. Kirchhoff, Die Composition der Odyssee. 1869. VIII und 210 S. 8vo.

G. Gerland, Altgriechische Märchen in der Odyssee. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie. 1869. 52 S. 8vo.)

Um Homer hat sich seit Heyne und Wolf eine sehr umfangreiche philologische Litteratur gebildet, die nur derjenige überschauen kann, welcher sich das Studium derselben zur besondern Aufgabe gemacht hat. Einerseits die Constituirung des Textes und das Verständniß einzelner Ausdrücke unter Benutzung der reichhaltigen Tradition aus der Zeit der Alexandriner, wie die genaue Auffassung der Eigenthümlichkeiten in Lautform, Wortbildung, Flexion, Syntax, Versbau; andrerseits die aufgestellten Ansichten über den Ursprung der homerischen Gedichte und ihre Schicksale im Ganzen und in einzelnen Theilen: werden eines der anziehendsten Kapitel der Geschichte der neuen Philologie bilden. In Interpretation, Kritik und Sprachgeschichte hat sich Gelehrsamkeit und Scharfsinn glänzend erprobt, hat besonders eine Fähigkeit gewaltet, sich in den primitiven, naiven Geist der Menschheit zu versenken, die Natur-Schönheit des Geistes als solche zu genießen. Hier hat am schlagendsten Humanität den Alexandrinismus überwunden; und zu diesem Siege gehört eben auch der Durchbruch der Schranken der sogenannten classischen Philologie durch die Erforschung der Litteratur auch andrer

Völker, durch die vergleichende Sprachwissenschaft und durch den erweiterten Blick auf Menschen-Geschichte und geistiges Menschen-Leben überhaupt.

Dieses Lob, das ich ohne Widerspruch zu fürchten als ein schon feststehendes und ohne Rücksicht auf Parteistellung ganz allgemein ausspreche, kommt freilich den einzelnen Arbeiten in verschiedenem Maße zu; und, was die Ansichten vom Ursprunge der homerischen Gedichte betrifft, so vermisse ich durchweg bis heute noch Klarheit und Anschaulichkeit, und darum auch vielfach Folgerichtigkeit und Zusammenhang. Aus diesem Mangel ergab sich bei vielfacher Uebereinstimmung eine große Mannichfaltigkeit von Ansichten, welche scharf darzustellen und richtig zu gruppiren nicht leicht sein dürfte.

In dem Gewirre der sich vielfach berührenden und eben so vielfach aus einander gehenden Behauptungen gibt es nur einen festen Punkt: den bildet Lachmann. Nach ihrem Verhältnisse zu seiner Ansicht sind die andern Ansichten zu bestimmen. Eben darum müssen wir, meine ich, obwohl es hier nur um die Odyssee zu thun ist, und Lachmann von ihr nie gesprochen hat, dennoch von ihm ausgehn; und zwar ist sein Ergebniß nicht einmal so wichtig wie seine Methode.

Lachmann verfährt mit außerordentlicher Besonnenheit, und das heißt Bescheidenheit. Vor allem beschränkt er sein Ziel; er zerlegt die Aufgabe und stellt einen Theil derselben als das hin, was er zunächst ganz ausschließlich suche. Die Frage nämlich über den Ursprung der homerischen Gedichte läßt er vorläufig ganz unberührt; weder wird eine Entscheidung als Ausgangspunkt hypothetisch vorangestellt, noch auch wird eine solche als Ergebniß seiner Untersuchungen versprochen, obwohl er hofft, zu ihrer Gewinnung beizutragen. Er tadelt es, daß man alles auf einmal und aus den ersten Gründen zu erforschen versucht habe, den Ursprung und die Ausbildung der troischen Sagen, die Entstehung von Liedern über die troischen Begebenheiten und die Entstehung der beiden homerischen Gedichte (Betrachtungen über Homers Ilias. Zweite Aufl. S. 1). Er tadelt an Hermann, „daß er gleich damit anfängt, Schwierigkeiten nicht nur aufzustellen, sondern auch zu lösen". (Briefe an Lehrs bei

Friedländer, Die homerische Kritik von Wolf bis Grote S. VI.) Die eigentliche litterar-historische Aufgabe also läßt Lachmann ganz bei Seite. Er sagt (Betrachtungen S. 86): „Ich kann nur wünschen, aber nichts dazu thun, daß die Geschichte der ältesten griechischen Poesie diese Untersuchungen in ihren Nutzen verwende“. Er ist nur darauf aus, „ausgefundene Thatsachen zum künftigen Gebrauch hinzustellen“ (das. S. 84). Um nun aber eben als zuverlässiges Material zu solchem Gebrauch dienen zu können, müssen es wirklich und nur Thatsachen sein, „die vielleicht noch im einzelnen, wo geirrt worden ist, richtiger bestimmt werden können, aber so wenig als möglich Vermuthungen, denen man eben so wahrscheinliche entgegensetzen dürfte“ (das.). Er verlangt demnach „eine Weise der Untersuchung, bei welcher der Andre müsse sagen können, wo der Untersuchende zu fehlen angefangen habe“ (bei Friedländer S. VII.).

Lachmann schreibt sich auch keine bestimmte Methode vor: nur läßt er sich weniger auf die sprachlichen Thatsachen ein, weder auf grammatische noch auf lexikalische Beobachtungen; sondern er betrachtet vorzugsweise die poetische Darstellung, wie er selbst ausspricht (bei Friedländer S. IX). Jene sprachlichen Beobachtungen nennt er „klein“ und „verführerisch“. Denn „bei solchen Einzelheiten gibt es überall wunderbaren Zufall“. Es scheint ihm also „besser, von den größern Eigenthümlichkeiten des Stils auszugehn als von den Wörtern.*)

Dabei war es freilich nicht zu vermeiden, daß er gelegentlich das ästhetische Urtheil, das doch immer etwas subjective

*) Um das Zufällige im Gebrauche der Wörter zu beweisen, führt Lachmann ein paar Thatsachen an, die doch mehr den Charakter des Anekdotenhaften als wissenschaftliche Beweiskraft haben. Er erzählt nämlich, er habe einmal an seinem Lateinschreiben entdeckt, daß er jahrelang nicht quippe angewandt habe; und Schleiermacher habe sich einmal eben angewöhnt: als es ihm gesagt worden war, sei diese Partikel in dem ganzen Halbjahre seiner Vorlesungen nicht ein einziges Mal vorgekommen. Was beweist das? Der erste Fall zeigt vielleicht nur, daß das Latein selbst einem Lachmann eine todte Sprache geblieben ist; Schleiermacher aber hatte wohl niemals einen Stil, sondern schrieb bald in dieser bald in jener Manier und hatte die Kraft über sich, ein angewöhntes lächerliches Flickwort zu verbannen.

Schönheitsgefühl, Sinn für Styl, für Ton und Farbe der Darstellung anrief. Aber das geschieht doch nur vereinzelt und beiher, bloß für den zustimmend entgegenkommenden Leser, der nicht erst noch zu gewinnen ist, und ohne daß darauf etwas gebaut würde, da ja Lachmann, wie wir gesehen, überhaupt nicht baut. Meist aber und regelmäßig macht er nur die einzige Voraussetzung, der epische Dichter müsse geistig gesund gewesen sein, er könne sich nicht wie ein Blödsinniger oder ein armseliger Lügner widersprechen; er werde z. B. nicht erst eine Situation darstellen und darauf eine Handlung, eine Begebenheit, welche derselben widerspricht, d. h. in derselben unmöglich ist; er werde nicht eine Person an zwei Orten zugleich sein lassen, werde nicht eine und dieselbe Person zwei oder gar drei Mal getödtet werden lassen, u. s. w. u. s. w.; denn das wäre ein Unsinn, ein völliger Mangel an poetischer Anschauung. Auch wird vorausgesetzt, der Dichter werde sich solcher Redewendungen bedienen, welche das ausdrücken was er sagen will, und er werde seine Reden nach den allgemeinen Gesetzen des Verständnisses und der betreffenden Sprache aufgefaßt wissen wollen. Kurz nach Inhalt und Form muß der Schein der Wirklichkeit gewahrt sein (Betrachtungen S. 77).

Das also ist der Apparat, mit dem Lachmann arbeitete; das ist seine Voraussetzung: Verstand. Denn da er von der Sprache absah, so mußten sich seine Beobachtungen auch an einer treuen Uebersetzung Homers bewähren, und also war in der Voraussetzung Verständniß der homerischen Sprache eigentlich nicht mit einbegriffen. Also bloß Verstand — verfluchten Verstand; weiter nichts. Es ist blutwenig. Um so sicherer, scheint es, müssen die Ergebnisse sein — unanfechtbar, wie das Facit eines Rechen-Exempels: wenn nicht ein Rechen-Fehler nachgewiesen werden kann. Lachmann hielt sich nicht für unfehlbar. Es liegt nicht der mindeste Grund vor, zu zweifeln, ob er es ehrlich meine, wenn er erklärt (Betrachtungen S. 3): „Es wird mich nicht wundern oder verdrießen, wenn bei fortgesetzter und umfassenderer Forschung manches genauer und einiges anders bestimmt wird." Was fürchtet er aber, indem er unmittelbar fortfährt: „Nur ein rein negatives und polemisches

Verfahren sähe ich meinen Betrachtungen nicht gern entgegen gestellt, weil dies in kritischen Dingen immer nur zu abenteuerlichen Uebertreibungen führt". Dieser Satz ist mir völlig räthselhaft.

Welche Entgegnung aber Lachmann in der That gefunden hat, das weiß ich so ziemlich. Sie hat zwei Seiten: von der einen wird bald die Rede sein; von der andern kann gleich hier gesprochen werden. Diese ist: gegenüber dem nackten Verstande — der geistreiche Selbstmord des Verstandes. Es begegnet in der Interpretation und Kritik Homers oft genug ein Verfahren, welches den Windungen inspirationsgläubiger Theologen in Bezug auf die Bibel völlig gleich ist: ein verstandesmörderisches Denken zur Vertheidigung beliebter Voraussetzungen. Keine Discrepanz ist so laut, daß sie nicht zur Harmonie gedeutelt werden könnte. Dem ferner stehenden Leser ein Beispiel. Lachmann hatte bemerkt, der Schluß des ersten Gesanges der Ilias und der Anfang des zweiten lassen sich nicht im fortlaufenden Zusammenhange lesen und denken; zwischen den beiden Gesängen sei eine Unterbrechung, man müsse ein Aufhören des Vortrages nach dem ersten, ein neues Anheben mit dem zweiten voraussetzen. Denn der erste erzählt in den letzten Versen, daß alle Götter zu Bett gingen, und auch Zeus sein Lager bestieg und schlief; der zweite aber beginnt: die Götter und die Menschen schliefen, Zeus aber nicht. Unmöglich, meint Lachmann, kann es bei Abfassung des zweiten Gesanges im Sinne des Dichters gelegen haben, sich an den ersten Gesang anzuschließen; der zweite kann nicht in der Absicht gedichtet sein, als unmittelbarer, unabgesetzter Fortgang des ersten gesungen zu werden. Denn dort wird ja in Bezug auf Zeus das Gegentheil von dem gesagt, was hier erzählt wird. Dazu kommt, daß es im ersten Gesange heißt, neben Zeus habe Here gelegen, während im andern von Here nichts berichtet wird, obwohl hier nun der schlaflose Zeus zum Verderben der Griechen etwas thut, wovon Here als Beschützerin derselben nichts wissen durfte.

Hier, meine ich, ist Verstand und nichts als Verstand; er entdeckt eine Kluft, die er nicht überspringen kann. Was thut sein Gegner? Er macht den Salto mortale; um die Kluft

auszufüllen, stürzt er sich, ein Selbstopfer, hinein. Man bemerkt also, καθεύδω bedeute an dieser Stelle (und an keiner andern der ganzen Gräcität) nicht „schlafen", sondern „schlafen gehen, sich zur Ruhe begeben". Der erste Gesang erzählt: Zeus ging zu Bett und ging, wollte schlafen; der zweite berichtet weiter: aber er schlief nicht. Oder man sagt: „und er legte sich schlafen", so daß am Schlusse dieses Tages nichts anderes angenommen und gesagt werden kann, als Zeus schlafe nun wirklich. Daß er B 2 wenigstens in der Folge der Nacht nicht oder nicht mehr schlafen konnte, gehörte jedenfalls nicht mehr in den ersten Gesang, sondern bildet schon einen Bestandtheil von der Geschichte des folgenden Gesangs. So ist denn alles in glückliche Harmonie gebracht; und nicht nur ist das Dogma von Homer gerettet, sondern man hat auch viel mehr Geist und Gelehrsamkeit als Lachmann gezeigt, mehr als Verstand.

Anderweitig gesteht man Lachmann die beobachteten Discrepanzen meist und an wesentlichen Orten gern zu; aber man sträubt sich gegen die Folgerung, die jener nun weiter zieht. Diese muß ich erst dem Leser vorführen. Es lohnt wahrlich der Mühe genau zuzusehen, wie weit man ohne weitere Voraussetzungen als die allgemeinsten, im Verstande selbst gegebenen, kommen mag. Also vor uns liegt ein Buch, das uns als ein langes episches Gedicht überliefert ist. Wir beginnen zu lesen und stoßen öfter auf Stellen wie die eben besprochene und müssen uns nun wohl sagen, der Dichter hat dieses Gedicht nicht im Zusammenhange weder gesungen noch erfunden; er hat es stückweise, sagen wir: liederweise, ausgeführt. Lachmann glaubte zeigen zu können, daß die Ilias aus 18 solcher Lieder bestehe. Hierin, in der Zahl dieser Lieder und in der Angabe des Ortes, wo jedes anfängt und aufhört, könnte er sich wohl geirrt haben aus Gründen, die im Folgenden enthalten sind.

Denn der Verstand, und nichts als er, läßt uns sogar noch mehr erkennen. Lachmann zeigt uns, daß sich die Lieder oft oder meist nicht nur sehr merklich von einander absetzen, wobei sie doch immer Lieder eines und desselben Sängers sein könnten; sondern daß sie sich auch in der Auffassung der Sage,

in der Darstellung der Begebenheiten oder Thaten widersprechen, und wo sie sich nicht widersprechen, wenigstens keine klare, glatte, sondern eine bald springende, bald unterbrochene und dann sich wiederholende, bald verworrene Erzählung geben. Jedes Lied für sich genommen erzählt mehr oder weniger vortrefflich; nur wenn man die Lieder als Fortsetzungen von einander betrachtet, entsteht eine schlechte Erzählung, zeigen sich Widersprüche und Unklarheiten. Also, sagt der Verstand, sind diese Lieder überhaupt nicht zu dem Behufe, an einander gefügt zu werden, gedichtet worden. Jedes Lied soll vielmehr für sich genossen werden und nicht im Zusammenhange mit den andern, nicht als Vorläufer und Fortsetzung eines andern. Aber auch der Styl, die poetische Darstellungsweise, ist in den verschiedenen Liedern verschieden. In dem einem Liede z. B. sind die Gleichnisse kurz angedeutet: „wie die Nacht, wie Nebel, wie ein Fels"; im andern sind sie lang ausgeführt: „wie aber wenn ...." u. s. w. u. s. w.

Also, wird weiter gefolgert, sind die einzelnen Lieder, aus denen die Ilias besteht, von verschiedenen Sängern gedichtet; denn unmöglich können sie bei solchen Widersprüchen und Verschiedenheiten von demselben Sänger stammen, auch wenn dieser nicht die Absicht hatte, sie an einander zu fügen. Wer z. B. Lieder dichtete über die Begebenheit, wie die Griechen vor Troja in Achilles Abwesenheit in große Noth geriethen, der mußte als Dichter sich eine bestimmte Anschauung von den Vertheidigungs- und Schutz-Werken der Griechen, von dem Bau ihres Lagers bilden; aber er wird nicht in dem einen Liede von einer Mauer mit Thoren reden, die sich um das Lager zieht, in dem andern Liede aber solch eine Mauer gar nicht berücksichtigen.

So zeigte sich Lachmanns Verstande: Die Ilias ist aus Liedern zusammengesetzt, welche nicht nur nicht darauf berechnet waren, sich unmittelbar an einander zu reihen und ein großes Gedicht zu bilden, als welches sich uns die Ilias ankündigt; sondern die Lieder, aus denen dieses Epos besteht, sind völlig unabhängig von einander, ohne Rücksicht auf einander entstanden, und sie waren so wenig dazu bestimmt, mit einander verbunden zu werden, daß vielmehr, um ihre Schönheit rein zu genießen,

jedes für sich gehalten werden muß. Sie sind von verschiedenen Dichtern nach verschiedener Gestaltung der Sage, mit ungleicher poetischer Begabung und nicht in demselben Style gedichtet. Wer also darum, daß diese Lieder Theile derselben großen Begebenheit besingen, sie zu einem großen Gedichte zusammenstellt, der bildet aus lauter schönen Elementen ein ungeheuerliches Ganze.

Noch weiter ergab sich Lachmanns Verstande, daß mitten in den einzelnen Liedern oder am Schlusse derselben sich häufig längere und kürzere Stücke finden, die dem betreffenden Liede ursprünglich durchaus fremd gewesen sein müssen, weil sie den Verhältnissen und Begebenheiten, die in demselben deutlich ausgesprochen sind, oder den Voraussetzungen, welche denselben zu Grunde liegen, entschieden widersprechen. Es wird z. B. in dem ersten Liede der Ilias die Nähe der Götter bei den Griechen oder ihr Aufenthalt auf dem Olympos (V. 222) vorausgesetzt, und Athene erscheint persönlich dem Achilles. Zwei hundert Verse später aber heißt es, die Götter seien während der erzählten Begebenheit weit abwesend bei den Aethiopen gewesen. Das ganze Stück der Erzählung, das die Götter zu den Aethiopen schickt, kann nicht ursprünglich Theil eines Liedes sein, das ihre Gegenwart voraussetzt. Da es aber nicht ein selbständiges Lied gewesen sein kann, so sieht es Lachmann als eine hinzugedichtete Fortsetzung an, die natürlich nicht von dem Dichter des ersten Liedes selbst herrühren kann. So findet Lachmann vielfach Veranlassung, solche Stücke als Zusätze und Einschaltungen ab- und auszusondern, um den ursprünglichen Bestand der Lieder wieder herzustellen. Diese Stücke sind die Ursache der schon angedeuteten Schwierigkeit, die Lieder auszusondern.

Nachdem der Verstand solche Arbeit bloß mit eigener Kraft bestanden, und da er nun zu solchen Ergebnissen gelangt ist, darf er sich wohl auf einen Bundesgenossen besinnen, der ihm zwar nicht in der Arbeit selber helfen kann, aber dessen beistimmendes Zuwinken die Kraft erhöht, indem es die Zuversicht auf ein Gelingen, auf ein erfolgreiches Ergebniß bestärkt; er darf sich auf die Thatsache der Sänger-Rhapsoden besinnen, welche epische Lieder sangen. Sie traten bei Feiern und Fest-

lichkeiten jeder Art vor den Versammlungen auf; und es liegt in der Natur solches Singens, daß nur verhältnißmäßig kurze Gesänge, aber nicht lange Epopöen vorgetragen werden konnten. Lachmann darf also „als zugegeben annehmen, daß die Form des epischen Gesanges gewesen sind einzelne nicht streng verknüpfte Lieder" (bei Friedländer S. X). Das heißt also gar nicht: der Verstand macht noch eine Voraussetzung außer sich; sondern nur: dem Verstande kommt Geschichte und Natur entgegen; er wird von diesen beiden aufgenommen, appercipirt.

Diese Apperception ist freilich nichts Geringfügiges. Wir werden unten auf die Wichtigkeit derselben für den ganzen hier vollzogenen psychischen Proceß zurückkommen. An dieser Stelle sollte nur daran erinnert werden, daß sie der Strenge der Methode, die sich Lachmann vorsetzte, nicht widerspricht.

Und so kommt Lachmann endlich zu folgendem Schlusse. Da ursprünglich nur einzelne, selbständige epische Lieder gesungen sein konnten, die uns vorliegende Ilias sich als zusammengesetzt aus solchen Liedern kundgibt, aber insofern auch zugleich sich als voll von Widersprüchen und ohne Uebereinstimmung ihrer Theile erweist: so konnte eine solche Zusammenstellung jener primären Lieder gar nicht im Sinne ihrer Dichter gelegen haben, und man „kann die Möglichkeit nicht gelten lassen, daß unsere Ilias in dem gegenwärtigen Zusammenhange der bedeutendern Theile, und nicht bloß der wenigen bedeutendsten" ursprünglich, d. h. von den Dichtern der Lieder, und in den nächst folgenden Jahrhunderten „jemals gedacht worden sei". Lachmann nimmt an, wozu ihn die Tradition wohl berechtigte, daß dieser Zusammenhang erst das Ergebniß der Arbeit des Pisistratus und seiner Genossen ist, welche die überlieferten Lieder so zusammengestellt haben, wie sie uns nun als Ilias vorliegen (Betrachtungen S. 76).

Auch hier haben wir wieder nur einen Schluß des Verstandes, an eine geschichtliche Thatsache angelehnt. Und wie im Denken überall jeder Schlußsatz auch zum Mittelsatz seiner Vorderglieder wird, so erklärt sich nun auch Lachmann aus dem Schlusse manches Thatsächliche, aus welchem dieser gefolgert ist. Wurden selbständige Lieder zu einem Zusammenhange gezwängt,

in welchem sie nicht geboren sind, so mußten sie mannichfach in ihrem Bestande leiden. Bald wurde das Ende, bald der Anfang abgeschnitten, bald beides, und der Rumpf einem andern Liede eingeschaltet, das dafür einen Theil des eigenen Leibes verlor. So strahlt für diese Ansicht Licht vom Ausgangspunkt auf das Ende und von diesem auf jenen zurück.

Aber jeder Stoß erzeugt einen Gegenstoß; und so ruft Lachmanns doppelspitzige Ansicht auch eine zweiseitige Entgegnung hervor, wie schon erwähnt. Von der einen Seite war schon die Rede; wir kommen nun zur andern Seite. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß auch hier beide Seiten sich einander unterstützen.

Die Gewalt der Kraft und die Ausdehnung des Kreises, mit welcher der Gegenstoß geübt wird, ist immer proportional der Gewalt und Ausdehnung der Wirksamkeit des Stoßes. Während aber die Gewalt in geradem Verhältnisse steht, so steht die Ausdehnung zuweilen in Folge von Sympathie oder Association der Theile in entgegengesetztem Verhältnisse: je kleiner der Angriffspunkt, desto größer der Widerstandskreis. Man könnte meinen, wie ein scharfer Damascener ein Federbett durchhaut, ohne daß ein Federchen umherstäubt: so sollte Lachmanns scharfer Verstand den alten Irrthum über Homer durchhauen haben, ohne ein Stäubchen Widerspruch auf zu wirbeln. Aber es kam anders. Wer klug ist und einen Feind angreifen will, pflegt die vermuthlichen Bundesgenossen des Gegners zu beschwichtigen, wenn er sie nicht für sich zu gewinnen sucht. Das hat Lachmann unterlassen. Sein bloß auf den Verstand der Gegner gezielter Streich aber erweckte die mit demselben verbündeten Mächte, Phantasie und Herz, und diese traten mit ins Feld gegen Lachmanns Verstand. Ich kann mir wenigstens vorstellen, wie die Sache wohl anders verlaufen wäre, wenn er seine „Betrachtungen" von Anfang bis zu Ende geschickt mit Bemerkungen darüber verwebt hätte, wie erst jetzt, von seinem Standpunkt angesehen, Homer in vollem Glanze strahle; wie erst jetzt, durch seine Bemühung, Homer, von der ungeschickt aufgetragenen Tünche und den ungeschickten, sein-sollenden Ergänzungen befreit, in der ihm eigenen Schöne dastehe; kurz wie

nun erst Homer so sei, daß man begreife, wie er so auf die hellenische Cultur wirken konnte, u. s. w. u. s. w. Damit, meine ich, hätten die Verbündeten des Gegners beschwichtigt, vielleicht gewonnen werden können. — Oder war das gar nicht die Ansicht Lachmanns von seinem Homer im Gegensatze zum alten Homer seiner Gegner? War er tief davon durchdrungen, daß er der Welt statt der zertrümmerten Ilias „weit herrlichere einzelne Lieder“ (Betrachtungen S. 86) zurück gebe, wozu diese Gabe so ironisch darbieten? warum nicht die Herrlichkeit dieser Lieder hoch betonen? Warum sagte er nicht seinem Freunde Lehrs, der behauptete, „daß man fürwahr nicht berechtigt sei, den Griechen die höchste Ausbildung des epischen Gesanges in stetiger Folge zu versagen“ (bei Friedländer S. 10) — warum sagte er ihm nicht, daß die Lieder eben den Punkt der höchsten Ausbildung bezeichnen? Wenn Lachmann die „Weiberart, um seinen lieben Homer, seine liebe Ilias, seine lieben Vorurtheile zu jammern“, anklagt (Betr. 86), so scheint er den Mannes-Muth anzurufen, der den in sich selbst haltlos gewordenen Besitz ruhig hinfahren sieht und nicht in die leere Luft greift, um ein in Wahrheit vernichtetes Gut zurück zu holen. Warum sprach er nicht wie Einer, der einen kostbaren Fund gemacht, der in einem schönen Schrein ein noch viel schöneres Werk entdeckt hat? Doch vielleicht deshalb, weil er sich nicht als so glücklichen Finder wußte? — Nun, was war denn in ihm selbst vorgegangen? In ihm lebte doch auch Phantasie und Herz neben dem Verstande; was er den Andern genommen und zerstört, das hat er doch auch sich selbst gethan; und er hat sich selbst nicht mehr gegeben, als den Andern. Ich vermuthe, Lachmann habe in der That das innere Märtyrerthum der Wahrheit gefühlt und habe Allen zugemuthet, dasselbe zu dulden. Nicht wer es von Hörensagen hat, sondern wer es in sich erfahren hat, spricht wie er: „Allerdings thut es auch der Phantasie weh, das Bild, welches sie sich einmal von Homer oder sonst einem Dichter gemacht, dem Verstande zu Liebe aufzugeben.“ Das hat er ein Viertel-Jahrhundert vor seinen „Betrachtungen“ ausgesprochen (Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth S. 89). Und weil ich hier einmal diese Jugend-

Arbeit Lachmanns erwähnt habe, so will ich hinzufügen, daß er in derselben schon alle Grundsätze, wie ich sie oben nach seinen spätern Arbeiten dargestellt habe, scharf, wenn auch kurz ausgesprochen und mit der Sicherheit eines schöpferischen Geistes geübt hat.

Die Gegner Lachmanns mochten sich zu diesem Märtyrerthum nicht verstehn. Ja, wenn früher Homer ein Name, ein Hauch war, bei dem man sich gar nichts dachte, als höchstens einen blinden Mann, der dichten konnte, so fing man jetzt erst an, sich ein Phantom auszugestalten, das man dem Namen Homer unterlegte. Die Phantasie ward vom Verstande befruchtet oder genährt. Ein vortrefflicher Philologe z. B., Friedländer (Die homerische Kritik von Wolf bis Grote) liefert uns folgendes Bild. In der Zeit der Entstehung der homerischen Gedichte war die Schreibkunst in Griechenland noch unbekannt. Selbst im 7. Jahrh. a. Chr. sind die Spuren der Schrift noch sehr gering. Doch glaube man nur keineswegs, daß ohne Schrift die Abfassung zweier so langer und zusammenhängender Gedichte (wie Ilias und Odyssee) durch einen Einzelnen unmöglich sei, worauf Wolf alles Gewicht legte. Die Sache verhielt sich vielmehr so (S. 8). Man „kann nur von der Ansicht ausgehn, die durch Wolf begründet ist, daß die homerischen Gedichte in gewissem Sinne Produkte ihrer Zeit waren, daß sie in gewissem Sinne dem Genius des epischen Gesanges ihr Dasein verdanken. Die rastlos schaffende Sage brachte eine überschwengliche Fülle poetischen Stoffes hervor, der sich im Munde des Dichters gleichsam von selbst zu Liedern gestaltete. Solche Lieder, wie die Begeisterung des Sängers sie nach dem Bedürfniß des Moments entstehen ließ, unbekümmert um ihre Dauer, waren sicherlich ursprünglich kurz und ohne Zusammenhang mit einander". So sehen Lachmanns epische Lieder aus nach ihrer Wiedergeburt auf dem Parnassos und gebadet in der Hippokrene. Eine ganze Schaar von Nymphen ist um sie bemüht, die den Alten ganz unbekannt geblieben war. „Genius" lagert in Liebe mit „Zeit", und sie gebiert „Saga". Dieser rastlos schaffende Aschenbrödel streut Senfkörner auf den Weg, den der „Dichter" einherzieht; und dieser im Falkenhemde senkt

sich zu Boden und nimmt die Senfkörner, die am Wege lagen, in den „Mund“, wo sie sich in „Lieder“ wandeln. Denn im warmen Speichel der „Begeisterung“ gehn sie auf und wachsen – freilich nur kurz. Das ist ein alter Mythos aus der Edda und dem Brahmana, wie Kundige wissen; doch bleibt er ewig neu, und so verwerthet ihn hier Friedländer. Nur ist Mythenschöpfung keine Erkenntniß.

Diese Lieder freilich, die Speichelgeborenen, sind nicht Homer. „Aber so ward doch die Masse des Sagenstoffs für die Hand dessen vorgebildet, der in sich die Kraft fühlte, die zertheilten Elemente zu einem Ganzen umzuschaffen. Wenn schon manches Lied von Odysseus Abenteuern und Achills Thaten gesungen war, wenn die Gestalten sich von dem ewig wechselnden Hintergrunde ablösten und in bestimmtern Umrissen heraustraten, wenn die Ereignisse anfingen Zusammenhang und Beziehung auf einander zu gewinnen: dann erst konnte der Gedanke entstehn, die Heimkehr des Odysseus, den Zorn des Achilleus in großen zusammenhängenden Gedichten zu besingen. Wurde jedes dieser Gedichte von einem einzelnen ausgeführt, so mußte die Ausführung ohne Zweifel allmählich und stückweise vor sich gehn. Aber die Möglichkeit bestreiten, daß ein Dichter den Plan eines so umfangreichen Ganzen im Geist ausdenken und durchführen konnte, heißt die Natur des Genies verkennen, das stets der von der Erfahrung gezogenen Schranken spottet. Diese Möglichkeit ist um so weniger zu bestreiten, als wir uns in jener Zeit die Kraft des Erfindens und Festhaltens wunderbar groß denken dürfen: in jener Zeit, wo die natürliche Entwicklung des Gedächtnisses noch nicht durch den Gebrauch eines künstlichen Hülfsmittels gehemmt und beeinträchtigt ward, wo der Gesang des Dichters allein die Kunde der Vorzeit bewahrte und fortpflanzte. Auch dies hat Wolf vortrefflich ausgeführt. Der Mangel der Schrift im homerischen Zeitalter kann uns also nicht zwingen, den ursprünglichen Zusammenhang in den homerischen Gedichten zu läugnen.“

Wenn es bei den ersten Liedern zwar mythisch, aber doch immer noch sehr natürlich herging, so ist freilich eine Ilias und Odyssee nicht ohne Wunder zu Stande zu bringen. Nachdem

schon manches epische Lied gesungen war, so erzählt uns Friedländer, da ward er endlich geboren, der Gott unter Menschen, der den epischen Gesang zur höchsten Ausbildung führen sollte, der sich „aus einzelnen Gesängen zum vollkommen organisirten Ganzen durch innern Drang emporschwingen mußte" (S. 10). Fragt nicht wie? woher? Er „spottet der Schranken der Erfahrung".

Wer mag zu Friedländers Bilde von Homer als Modell gesessen haben? Der Homer Aristarchs und der Alten keineswegs. Ich glaube, kein Anderer saß ihm als der olympische Göthe; nicht der Göthe der Wahrheit, sondern der der Dichtung; nicht so wie er sich selbst sah und darstellte, sondern wie ihn sich Schwärmer bildeten.

Uebrigens sehe ich nicht ein, wozu wir erst noch den Zeus-Homer herab bemühen sollen. Denn „wenn die Ereignisse anfingen Zusammenhang und Beziehung auf einander zu gewinnen", bevor Homer entstand: so lasse man doch nur diesen Anfang sich fortsetzen, und er wird sich auch vollenden. Der Gott scheint mir dazu überflüssig.

Friedländer will nun Ilias und Odyssee selbst darauf hin untersuchen, „ob sie auf einer planmäßigen Anlage beruhen, oder ob ihre Einheit als eine nachträglich hinzugekommene Eigenschaft anzusehen ist" (S. 8). Lachmann glaubte letzteres erwiesen zu haben; Friedländer entscheidet sich gegen ihn für ersteres.

Vor allem wirft er Lachmann vor, daß er ausschließlich die Ilias geprüft, die Odyssee gar nicht beachtet habe. Hierüber bemerkt er (S. 72): „Eine Untersuchung, die sich ausschließlich auf eines von beiden Gedichten beschränkt, schmälert sich selbst das ohnehin spärliche Material, und geräth um so leichter in die Gefahr einer einseitigen und schiefen Auffassung". Wenn nun aber die Sache in der That so unglücklich liegen sollte, daß das ohnehin spärliche Material noch spärlicher wäre, als es scheint? Worauf beruht denn das Dogma, daß die Odyssee in gleicher Weise homerisch sei, wie die Ilias? und wenn sie nun das Werk eines Kyklikers wäre! Wenn nun der Ursprung der Odyssee von dem der Ilias so verschieden wäre, daß, wenn

die Ilias homerisch heißt, man die Odyssee gar nicht so nennen dürfte, weil sie einer ganz andern Stufe der Dichtung angehörte! Das mag für viele sehr wenig Wahrscheinlichkeit haben: Besonnenheit gebot Lachmann, die Ilias für sich zu untersuchen. Denn meinte er (bei Friedländer S. IX) „verschiedene Theile der homerischen Gedichte können recht gut verschieden entstanden sein". — Nun zur Ilias.

Zuvor jedoch zwei Fragen (S. 17): „1) Müssen wir bei einem auf planmäßiger Anlage beruhenden Epos eine so strenge Uebereinstimmung bis ins kleinste voraussetzen, wie Lachmann, und jede Abweichung von dieser Voraussetzung mit einer ursprünglichen Einheit für unvereinbar halten?"

„2) Sind diejenigen Discrepanzen und Incongruenzen, die allerdings bei der Abfassung der ganzen Ilias durch einen Dichter nicht hätten entstehen können, nicht anders zu erklären als durch Lachmanns Annahme, daß das Gedicht aus vielen einander ursprünglich fremden Bestandtheilen zusammengefügt sei?"

Die Beantwortung der ersten Frage wird für Friedländer durch seine Antwort auf die zweite bedeutungslos gemacht. Wenn sich nämlich, wie er annimmt, alle Widersprüche und Unebenheiten, welche Lachmann hervorhebt, recht wohl mit der Annahme eines Dichters vereinen lassen: so ist dies ja um so leichter mit der Voraussetzung mehrer Dichter, die nach demselben einheitlichen Plane arbeiten, wie z. B. Bernhardy annimmt.

Seine Ansicht ist also folgende (S. 28. 18). Zwischen 850 und 776 war es, daß Homer lebte. Er dichtete drei Epen: die Achilleis, Kämpfe um Ilion, die Odyssee. Die beiden ersten hat eine ungeschickte Hand später zu der uns vorliegenden Ilias verschmolzen. Die Achilleis umfaßte nämlich das erste, achte und elfte Buch mit allen folgenden Büchern unserer Ilias; das zweite bis siebente Buch aber und das zehnte bildeten eine kleine Ilias. Behufs der Einschiebung der letztern in die Achilleis wurde sie an ihrem Anfange und Ende verstümmelt, und dafür wurden zwei vermittelnde Stücke eingeschoben (S. 33), nämlich der Traum Agamemnons und der Bau der Mauer. Wir lassen diese wegfallen, nehmen die kleine Ilias aus der großen heraus und erhalten so die drei unsterblichen Meisterwerke Homers —

das litterarische Wunder. Vor Sophokles lebte Aeschylos mit seinen Vorgängern; neben Göthe stand Schiller; und für Dante ist das ganze Mittelalter mit seiner Minne-Dichtung und epischen Poesie, mit seiner Theologie und Scholastik, und also auch ein nicht unbeträchtlicher Theil des Alterthums die breite Voraussetzung. Homer aber ist da, ist schlechthin, ohne Vorgänger und ohne Genossen. Ja, er ist „der unvergleichliche Dichter", wie Friedländer sagt; die Erfahrung bietet nicht seines Gleichen.

Und so hat er auch ohnegleichen gelitten. „Nach allem was uns von der Ueberlieferung der homerischen Gedichte bekannt ist, müssen wir annehmen, daß ihre ursprüngliche Gestalt, wenn sie auch im Großen und Ganzen unversehrt blieb, zahlreiche Veränderungen im einzelnen durch Zusätze erfahren habe. Es konnte nicht anders sein, wenn die Gedichte lange Zeit hindurch nur durch mündliche Vorträge der Rhapsoden fortgepflanzt worden sind" (S. 18). Nämlich erst um die Mitte des 7. Jh.s wurden sie niedergeschrieben.

Also (S. 19): „Wenn die homerischen Gedichte, ehe sie niedergeschrieben wurden, zwei Jahrhunderte hindurch nur mündlich überliefert worden sind, so können wir freilich nicht erwarten, sie so zu lesen, wie sie aus dem Munde ihres ersten Urhebers kamen. Doch dürfen wir voraussetzen, daß die Grundlinien jedes Gedichts, die Reihenfolge seiner Theile, der homerische Geist und der homerische Ausdruck und für den größten Theil die ursprünglichen Worte der Nachwelt unverfälscht erhalten worden ist". Solch ein Dichter-Wunder im Homer erforderte und verdiente solch Rhapsoden-Wunder. Indessen „im einzelnen konnten sie Abweichungen und Ungenauigkeiten nicht vermeiden, selbst wenn sie es gewollt hätten. In der That aber waren für sie die Veranlassungen, sich an den Text ihres Vortrags nicht mit sklavischer Treue zu binden, sondern ihn mit künstlerischer Freiheit zu behandeln, zahlreich und mannichfaltig.*) Zum Theil lagen sie in ihnen selbst, zum Theil

*) Die beiden Epitheta „sklavisch" und „künstlerisch" sind hier völlig ungehörig und sollten einem ruhigen Forscher nicht entschlüpft sein. Denn Treue ist die unerläßliche Tugend des Rhapsoden; seine Freiheit aber dem

in ihren Hörern. Persönliche Neigung und Anlage mochte sie bewegen an einer Scene vorüber zu eilen, um bei einer andern um so länger und lieber zu verweilen; das Gefühl schöpferischer Kraft sie hinreißen, Züge die sich leicht hingeworfen fanden, mit glänzendern Farben auszumalen; Ehrgeiz sie spornen ein Denkmal auch ihres Geistes kommenden Geschlechtern zu hinterlassen" (die Uneigennützigen! Sie mußten doch wissen, daß sich um ihren Namen Niemand kümmere, und daß ihre Schöpfung nur Homers Ruhm erhöhen würde). „Sodann mußten nicht bloß auf die Wahl, sondern auch auf die Gestaltung ihres Vortrags die Wünsche und Interessen ihrer Hörer Einfluß üben. Gewiß war es ein andres, ob der Sänger auf dem Markt oder in der Fürstenhalle, beim fröhlichen Schmause oder beim feierlichen Opfer (?), vor den Söhnen des Gebirgslandes oder vor seefahrenden Küstenbewohnern sich hören ließ. Wenn die Besucher der Schmieden und sonnigen Plauderplätze die Züchtigung des zänkischen Thersites mit dem größten Behagen vernahmen, mochten die Reichen und Vornehmen sich gern die Feenpracht in Alkinoos Palast und Gärten schildern lassen, die heitern Gäste sich an der üppigen Legende von Ares und Aphrodite ergötzen, die weitgereisten Seefahrer den Abenteuern des Odysseus auf fernen Meeren, die kühnen Jäger den Gefahren seiner Eberjagd im Waldgebirge mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschen" (So entstanden eben die hier vorgeführten Episoden, die Friedländer als „spätere Zusätze" ansieht). „So mochte unter dem rauschenden Beifall der Hörer das Lied im Munde des Sängers sich anders und anders gestalten: manches Gleichniß, manche Schilderung, manche Episode, manche neue Scene sich ihm einfügen" — und dennoch blieb Homer unverändert für den größten Theil bis aufs Wort! Bloß etliche unwesentliche Incongruenzen entstanden hierbei, die man Lachmann zugestehen müsse, die aber den Glauben an Homer nicht umstoßen.

Das ist noch nicht alles (S. 21): „Behufs des Vortrags wurden große zusammenhängende Gedichte in Theile zerstückt,

vorzutragenden Meisterwerke gegenüber ist nicht künstlerisch, sondern willkürlich und Zerstörung seines eigenen Wesens.

die im Zustande relativer Selbständigkeit sich dergestalt veränderten, daß sie endlich nicht mehr völlig zu einander und zum Ganzen paßten." (Also die Rhapsoden waren es, die Wölfe, welche Homer zerrissen! Doch was können sie dafür? Warum gab ihnen der Gott so lange Gedichte, die sie doch nicht auf einmal vortragen konnten!) „Die meisten der angeblichen Spuren verschiedener Verfasser in Iliade und Odyssee sind der Art, daß sie sehr wohl aus Umdichtungen, Ausdichtungen, Verfälschungen und Zusätzen von Rhapsoden hergeleitet werden können." Diesen Rhapsoden scheint also doch vieles recht Menschliche begegnet zu sein! (S. 36): „Da sie lange Zeit keine geschriebenen Exemplare hatten, konnten ihnen unmöglich in jedem Augenblick alle Einzelheiten des umfangreichen und verwickelten Gedichts gegenwärtig sein. Wenn sie also beim Vortrage eines einzelnen Gesanges ein Ereigniß der frühern oder spätern Erzählung erwähnten, ließen sie sich ohne Zweifel bei Angaben von Nebenumständen zuweilen Verwechslungen und Ungenauigkeiten zu Schulden kommen. So verlegte im achten Gesang V. 475 f. ein Rhapsode Achills Wiedererscheinen in eine zu späte Zeit, und den Kampf um Patroklos an einen falschen Ort."

Und nun sind wir immer noch nicht fertig mit diesen Rhapsoden, die uns zuerst als Wunder dargeboten wurden, und die sich nun so unglückselig erweisen. Nämlich (S. 33): „Ein so großes Gedicht wie die Achilleis mußte bei einer langen mündlichen Ueberlieferung nothwendig weit öfter stückweise als ganz vorgetragen werden. Wenn sich nun sein ursprünglicher Umfang auch durch Ausführungen, Zusätze und Einschiebungen erweiterte, konnte andrerseits manches davon verloren gehn. Denn ohne Zweifel wurden nicht alle seine Theile gleich gern gehört, folglich einige seltner vorgetragen als andre, also auch seltner gelernt und konnten so ganz in Vergessenheit gerathen. Beim ersten Niederschreiben des Textes suchte man die so entstandenen Lücken so gut wie möglich zu ergänzen." Trauriges Schicksal göttlicher Gedichte! Aber ihr Schicksal ist wirklich tragisch; denn nur weil sie göttlich waren, konnten sie nicht anders als von den Rhapsoden mißhandelt werden.

Bevor wir zur Odyssee und den sie betreffenden neuesten Erscheinungen übergehn, bleibt uns noch ein Punkt zu erwägen. Lachmann behauptet (Betrachtungen S. 31): „Die schriftliche Ueberlieferung der homerischen Gedichte im griechischen Alterthum beruhte einzig auf der Arbeit des Pisistratus und seiner Gefährten. Dies erhellt aus der Art wie die Alten, zumal vor der Zeit der Grammatiker, ihre Zweifel an einzelnen Versen ausdrückten" — man hielt sie nämlich für Interpolationen des Solon oder Pisistratus. Hielt man den Städtenamen Gonoessa (B 573) für falsch statt Donoessa, so erklärte man den Fehler aus der Unkunde des Attikers. „Aber das waren Urtheile und Vermutungen, nicht erwiesene Thatsachen: niemand berief sich auf Bücher, die von der attischen Ueberlieferung abwichen. Wie sollte denn auch, in einer Zeit der die Kritik fern lag, mehrere male unternommen sein was von Pisistratus allgemein ausgesagt wird, daß er die hier und dort zerstreute homerische Poesie gesammelt habe?" Lachmann glaubte durch seine Betrachtungen erwiesen zu haben, daß erst seit Pisistratus die Ilias in ihrem gegenwärtigen Zusammenhange existire.

Dagegen sagt nun Friedländer (S. 11 f.): „Die Vorstellung einer solchen Sammlung und Redaction durch Pisistratus erscheint bei näherer Prüfung durchaus unhaltbar." Die Aeußerungen alter Schriftsteller nämlich, auf die man sich beruft, „beruhen auf einer vagen Tradition"; auch „haben sie nicht den Sinn, daß Pisistratus in die homerischen Gedichte einen Zusammenhang gebracht hat, den sie vorher noch nicht hatten, sondern daß er einen alten verloren gegangenen Zusammenhang hergestellt hat". Friedländer zeigt sowohl hierbei, wie bei andern Sätzen, mit denen er seine Gegner zurückweisen will, sehr wenig Fähigkeit, sich in den Zusammenhang der Gedanken seiner Gegner zu versetzen. Hoffentlich hat er nicht vergessen, daß wenn hier von „alten Schriftstellern" die Rede ist (παλαιοί), immer nur an die Zeit der Alexandriner zu denken ist. Doch diesen Umstand habe ich nicht zu betonen; sondern ich meine Folgendes. Die Alten schlechthin, sowohl die vor als die nach Alexander, wußten weder vom Ursprunge noch von der Aufzeichnung Homers irgend ein Genaues und Bestimmtes: das ist sehr begreiflich. Sie waren

unfähig etwas zu wissen. Denn diejenigen, welche homerische Lieder dichteten, recitirten, niederschrieben, konnten nicht daran denken, für die Nachwelt zu bemerken, was sie eigentlich thaten; und was von ihrem Thun berichtet ward, das konnten die Spätern nicht verstehn. Es fehlte ihnen das Organ der Auffassung. Denn wer in seinem Kopfe einen Dichter Namens Homer trägt, welcher eine Ilias und Odyssee vollendet hat, der ist unfähig einen Bericht zu verstehn, der von ganz andern Thatsachen ausgeht. Diejenigen namentlich, welche uns etwas von ἐξ ὑποβολῆς und ἐξ ὑπολήψεως melden, denen waren diese Schlagworte bloß ein Wind, der ihnen ganz unverständliche Schälle zutrug, und es gehört mehr dazu als unsklavische Treue gegen die Alexandriner, jene verworrenen Klänge, die heute noch eben so an unser Ohr schlagen wie an das der Alexandriner, in geordnete Worte zu bringen.

Lachmanns Ansicht, fügt Friedländer hinzu, entbehre aber auch aller innern Wahrscheinlichkeit. Das ist wichtiger. Friedländer sagt (S. 12): „Daß Pisistratus Sorge tragen sollte, die Willkür der Rhapsoden zu beschränken" (also die Rhapsoden verfuhren nicht mit „künstlerischer Freiheit", sondern mit Willkür), ihre Irrthümer zu berichtigen, um das Hauptfest Athens durch den möglichst correcten Vortrag eines großen und ehrwürdigen Gedichts zu verherrlichen: das ist ein Unternehmen, das seiner Stellung angemessen ist; und dazu bedurfte es nichts als eine sorgfältig veranstaltete Ausgabe der Gedichte, an welche die Rhapsoden bei ihren Vorträgen gebunden wurden." So wenig also weiß ein Philologe, in welcher Zeit, unter welchen Umständen die Vorstellung der „Correctheit" entstehen kann! Wie war man erstaunt, als man hörte, der Philologe Lachmann veranstalte mit kritischer Sorgfalt eine Ausgabe der Werke Lessings! Wie sind wir erstaunt, zu hören, Göthes Text ist incorrect! Wer hatte davon bisher etwas bemerkt? Wie sollte also Pisistratus auf den Gedanken eines „correcten Homer" kommen? wie sollte er von „Irrthümern" der Rhapsoden wissen? „Nichts als eine sorgfältig veranstaltete Ausgabe"! so spricht ein Philologe, der doch wissen muß, was eine sorgfältig veranstaltete Ausgabe heißt. Solch ein „Nichts" sollte Pisistratus

zu leisten vermocht haben! — Ei, warum denn nicht? meint Friedländer (S. 13). „Wenn Pisistratus aus den verschiedenen Formen des Textes, die im Munde der Rhapsoden gangbar waren, diejenige Anordnung herstellte, die Einsichtsvolle als eine Rückkehr zu der alten unverfälschten Ilias billigen konnten!" — Nun, das ist eine merkwürdige Philologie, welche nicht Manuscripte collationirt, sondern Münde. Uebrigens das sagt Lachmann auch, daß Pisistratus aus den verschiedenen Formen des Textes, die im Munde der Rhapsoden gangbar waren, diejenige Anordnung herstellte, welche ihm und allen Einsichtsvollen seiner Zeit und der folgenden Zeiten als Herstellung der unverfälschten Ilias erschien. O nein, meint Friedländer, „wenn Pisistratus durch tiefeingreifende und umfangreiche Aenderungen vieler alten und wohlbekannten Gesänge eine neue Ilias zu Stande brachte: so würde eine solche Neuerung sowohl für die Kritiker als für das große Publikum eher befremdend und anstößig als zufriedenstellend gewesen sein". Aber Lachmann hat ja gezeigt, daß Pisistratus mit seinen Gefährten gar keine „tiefeingreifende und umfangreiche Aenderung" vorgenommen habe, und dankt es ihnen (Betrachtungen S. 86), daß sie in „Unschuld" die Ueberlieferung unverfälscht und unverkürzt gelassen haben. Sie haben, meint Lachmann, gerade das und nur das gethan, was die „Kritiker" jener Zeit und das große Publikum aller Zeiten von ihnen erwartet hatten. Und eben darum war es natürlich, „daß die Rhapsoden von ganz Griechenland zu Gunsten des atheniſchen Homer ihre bisherige Gewohnheit ablegten" (was Friedländer S. 13 nicht wahrscheinlich finden will); es war sehr natürlich, daß vor der vortrefflichen attischen Anordnung der homerischen Poesie die früheren Versuche ähnlicher Art, weil sie unvollkommen waren, sich verloren (Lachmann, Betrachtungen S. 33).

„Aber welches Motiv hätte Pisistratus gehabt, verschiedene kleine Gesänge, die bis dahin nur als für sich bestehend bekannt waren, zu einem Ganzen zusammenzufügen? In welchem Interesse hätte er die zahlreichen Abänderungen, Umstellungen und Zusätze vorgenommen, die Lachmann voraussetzt — wenn damit weiter nichts erreicht wurde als die Verbindung von sechszehn oder achtzehn Gesängen, welche die Rhapsoden gewohnt waren.

einzeln vorzutragen und das Volk einzeln zu hören?" so fragt Friedländer (S. 12), und es ist ganz in der Ordnung, nach Motiv und Interesse einer nicht mühelosen That zu fragen; aber wunderlich ist hier wieder das „Weiter nichts". Hat man je gefragt: Warum bindest du zehn kurze Stricke an einander, da du damit weiter nichts erreichst als die Verbindung von zehn Stricken? Nun diese Verbindung, diesen einen langen Strick statt der zehn kurzen will er eben haben. Freilich läßt sich weiter fragen: wie kommt jemand auf den Gedanken, aus zehn Stricken einen machen zu wollen? Da könnte es aber nahe liegen, daß die Antwort dahin ginge, es sei ursprünglich ein Strick gewesen, und dieser sei ihm unachtsamer Weise in zehn Stücke zerrissen. Oder die zehn Stricke seien ursprünglich dazu bestimmt gewesen zusammengebunden zu werden. Pisistratus wollte die Ilias haben, die er als Werk Homers glaubte. Er war sich keiner Abänderung und Umstellung und keiner Zusätze bewußt, die er willkürlich vorgenommen hätte. Es war „hergebrachte Annahme", sagt Lachmann (S. 33), „daß Ilias und Odyssee von einem einzigen Dichter in Stücken verfaßt worden seien, die der Zusammenfügung fähig waren, oder schon von ihm selbst zusammengefügt."

Oder geht Friedländers Frage dahin: Woher solche „Annahme", wenn doch allemal nur kurze Lieder von den Rhapsoden gesungen wurden? Aber auch so zeigt sich in auffallender Weise, wie unfähig Friedländer ist, im Geiste des Gegners zu combiniren. Denn er sagt bald weiter (S. 13): „Sodann sollte man glauben, daß wenn erst Pisistratus die beiden Gedichte zusammensetzen mußte, vorher größere zusammenhängende Epen überhaupt nicht existirt hätten. Aber solche existirten in der That schon seit geraumer Zeit und einige wurden sogar Homer beigelegt. Nun können aber Iliade und Odyssee eben so gut die ersten großen Epen gewesen sein als die Aethiopis des Arktinus. An und für sich hat die eine Annahme nicht mehr Schwierigkeit als die andre: aber die Größe des homerischen Namens sowohl als die untergeordnete Stellung des Arktinus in der griechischen Poesie macht jene bei weitem wahrscheinlicher als diese." Die Falschheit dieses Schlusses und seiner Voraussetzungen kann

hier nicht dargelegt werden; nur Folgendes wollte ich fragen. Lag denn der Schluß so fern: da zur Zeit des Pisistratus schon längst „größere zusammenhängende Epen" existirten, „und einige davon sogar Homer beigelegt wurden": wie natürlich, ja nothwendig war es, daß man von den schönsten Liedern Homers, nämlich denen, die sich um Troja und Odysseus bewegten, den Glauben hegte, daß sie ein größeres zusammenhängendes Epos bildeten!

Endlich noch eine Einzelheit. Der Schiffskatalog (selbst Nitzsch läßt ihn besonders gedichtet sein) könne, meint Friedländer (S. 14), nur als Theil eines Ganzen Interesse erregen; und ein Kreis von griechischen Zuhörern habe an der Hernennung von einigen hundert Namen kein Vergnügen finden können. Ich meine aber: wenn der Katalog an sich so uninteressant war, wie hätte sich wohl ein Zuhörerkreis gefunden, der diese drei hundert langweiligen Verse als Einleitung oder Schluß hätte hinnehmen mögen, bloß weil ein anziehenderer Gegenstand folgen sollte oder vorangegangen war? Der Sänger hätte bald bemerken müssen, wie Einer nach dem Andern den Kreis verlassen hätte, und wie er zu früh allein auf dem Platze stand. Der Katalog konnte demnach niemals gesungen werden. Dann lag alle Wahrscheinlichkeit vor, daß er von den Rhapsoden sehr bald vergessen wurde; er hätte uns nicht überliefert werden können.

Der epische Dichter aber war ein Sänger; er dichtete nur für den Vortrag. Wie hätte er so wenig in Sympathie mit seinen Hörern stehen können, daß er drei hundert Verse gedichtet hätte, die für seine Zuhörer leere Namensklänge gewesen wären? — Wenn aber der Katalog für den Dichter selbst kein Interesse gehabt hätte, wie hätte er ihn gedichtet?

Also: Der Katalog ist gedichtet worden; folglich war er für den Dichter von Interesse; folglich war er es auch für die Zuhörer. Wenn aber die dreihundert Verse außerhalb des Zusammenhanges bloße Klänge ohne Werth gewesen wären, so hätten sie innerhalb eines solchen nichts gewonnen, schon weil das Werthlose gar keinen Zusammenhang eingehn kann. Folglich waren jene Namen auch an sich nicht ohne Werth und Interesse und hatten, obwohl in einem besondern Liede vorgetragen,

ihre Verbindung mit andern Vorstellungen. Demnach ist dem Philologen die Aufgabe gestellt, das Interesse nachzuweisen, welches die Hörer der homerischen Gedichte am Katalog haben konnten. Lachmann mußte sich wohl zutrauen, dasselbe erkannt zu haben; ja er muß gemeint haben, keinem Leser Homers könne dieses Interesse unbekannt sein. Denn er sagt nur kurz (S. 13): „Der Katalog der Griechen ist ein zu wichtiges Stück, als daß es durch die vorhergehenden prächtigen Gleichnisse hätte dürfen verdunkelt werden".

Nachdem wir, wie ich meine, erkannt haben, daß Friedländers „in der Mitte stehende" Ansicht*) ganz haltlos ist (Aehnliches aber gilt gegen alle sich zwischen Nitzsch und Lachmann stellende Theorieen): so kehren wir nun zu Lachmann zurück und fragen, wie wir uns zu ihm stellen müssen.

Ich beginne mit einer treffenden Bemerkung Bernhardys (Griech. Lit.gesch. I² S. 242. § 52, 3), mit der er seine Darstellung Homers einleitet: „Die Litteraturgeschichte beginnt mit Räthseln, welche schon die Griechen der classischen Zeit nicht mehr zu lösen wußten. Sie haben nur wenige Thatsachen überliefert, die wir nicht mehr bis zum Grade historischer Sicherheit ergänzen; so bleibt allein die Kombination in fragmentarischen Umrissen, denen selber als Regulativ die Anschauung ähnlicher Zustände dient".

Solche Anschauung (daß ich meine Ansicht ohne Umschweif ausspreche) hat bisher sämmtlichen Philologen gefehlt — Lachmann nicht ausgenommen, aber ihm, wie sich zeigen wird, viel weniger als seinen Gegnern. Was soll ich zumal von Friedländer sagen? Er kennt das Bedürfniß solcher Erweiterung des Gesichtskreises nicht; er lehnt es entschieden ab. Ich kann hier nur noch von ihm, nicht mehr mit ihm reden. Er glaubt sich in hellem Licht und gesteht keine Dunkelheit zu. Und wer hat

*) Triftige Bemerkungen gegen Friedländer besonders auch in Betreff der Einzelheiten, auf welche hier nicht eingegangen wird, macht W. Ribbeck im Philologus VIII. 461—502.

ihm das Licht angezündet? Kein Andrer als Fr. Aug. Wolf (S. 9): „Wolfs Beweis, daß die homerischen Gedichte nicht aus der Feder eines Schriftstellers, sondern aus Sängermunde geflossen sind, hat auf eins der dunkelsten Gebiete in der Geschichte der Menschheit ein mächtiges Licht geworfen. Sein unvergänglicher Ruhm ist, daß er zuerst die edelste Poesie als das Erzeugniß eines ebenso schöpferischen wie ungelehrten Zeitalters vollkommen begreifen gelehrt hat: während man vor ihm an Homer ziemlich allgemein denselben Maßstab legte, wie an Virgil und Milton. Durch ihn ist die Wahrheit, die früher nur einzelne geahnt oder unvollkommen erkannt hatten, zum Gemeingut der gebildeten Welt geworden" — nur der Philologen nicht, so scheint es. Denn sie gestehen sämmtlich, daß ihnen nur ein schwaches Licht strahle, daß sie das Räthsel jener edelsten Poesie noch bei weitem nicht vollkommen gelöst haben, und liegen darum noch in Kampf und Arbeit um Homer.

Und welche Weisheit hat Friedländer von Wolf gelernt? Was weiß er davon, wie sich Homer von Virgil und Milton unterscheidet? Antwort: Homer hat seine Gedichte nicht aufgeschrieben, nur mündlich vorgetragen; er war ungelehrt wie sein Zeitalter und konnte nicht schreiben; aber schöpferisch war er bis zum Wunderbaren.

Und was liegt daran? Schreiben können — nicht schreiben können: es ist ein Unterschied; o gewiß! Aber was liegt an diesem Unterschiede? Davon hatte Wolf eine Ahnung; Friedländer aber nicht. Denn er nahm von jenem wohl das an, was er beweisen konnte, hatte aber kein Organ für das, was derselbe bloß ahnte.

Wie groß Wolfs Verdienst um Homer, bleibe hier dahin gestellt. Aber Lachmanns „unvergänglicher Ruhm" ist es, daß er zuerst unter den classischen Philologen den Kreis seiner philologischen Thätigkeit über Griechen und Römer hinaus dehnte, und insbesondere in Bezug auf Homer, daß er analoge Erscheinungen im classischen Mittelalter aufsuchte. So beginnt durch ihn jene Lichtung von Wolfs Ahnung. — Und Friedländer? Er sagt (S. 10): „Wie auch die Entscheidung über die altdeutschen Dichtungen ausfallen möge, immer wird es mißlich

sein, die auf diesem Gebiet gewonnenen Resultate auf die homerischen Gedichte, die unvergleichlichen Werke der unvergleichlichen Nation, ohne weiteres anzuwenden." So! Ist nicht auch die griechische Sprache die unvergleichliche Sprache der unvergleichlichen Nation? Soll sie darum der Vergleichung mit dem Indischen oder Persischen oder Celtischen oder Slavischen oder Zigeunerischen entrissen werden? Und ebenso der Mythos, alte Sitte u. s. w. der Griechen?

Ja, aber Jacob Grimm! Nun was sagt denn Jacob Grimm? Er sei „von Lachmanns Standpunkt abgekommen, je länger er nachsann". Und so schmeichelt sich wohl Friedländer ohne Weiteres, daß Grimm auf seinen Standpunkt übergetreten sei? Wir können bedauern, daß dieser Freund Lachmanns nicht dazu gekommen ist, die epische Poesie ausführlich zu erörtern, wie er die Absicht hatte. Aber so viel wissen wir doch von ihm aus früheren Aeußerungen (Wilhelm Scherer, Jacob Grimm S. 71—78), daß er fern ist von allen Einheits-Vertheidigern; ja, eben in jener Rede auf Lachmann, wo er sich gegen ihn ausspricht, fallen Worte über die epische Poesie, welche sich Friedländer sicher nicht aneignen wird. Oder versteht er etwas von „epischen Schichten, die alle berechtigt sein können"?

Lassen wir jedoch endlich Friedländer und bleiben bei Lachmann. Wir müssen vor allem darüber klar sein: wo hört das Thatsächliche in seiner Ansicht auf, und wo beginnt in derselben das aprioriſche Moment. Denn zwischen (Gegebenem, Vorliegendem oder, wie ich es eben nannte) Thatsächlichem und Thatsache ist wohl zu unterscheiden. Das erstere ist das, was ein gesunder Sinn, ein gesunder Verstand zu beobachten und zu bemerken nicht umhin kann, sobald er darauf aufmerksam geworden ist oder gemacht wird. Das ist aber bloßes Material zu Thatsachen. Letztere entstehen erst durch eine Verbindung des Gegebenen mit relativ apriorischen Momenten. Eine Thatsache ist Einheit von Thatsächlichem und Theorie. Was Lachmann ursprüngliche epische Lieder nennt, aus denen er die großen Epen zusammengesetzt erklärt, ist allerdings eine Thatsache, nicht bloß Thatsächliches, mit dem Verstande Beobachtetes, sondern eine Gestaltung von Thatsächlichem nach gewissen Voraus-

setzungen, eine Einreihung desselben in gewisse Verhältnisse des geistigen Lebens. Schon oben (S. 10) war die Rede von Bundesgenossen, welche Lachmanns Verstand herbeizog. Aber gehen wir noch weiter zurück: war der Schluß von Widersprüchen und Incongruenzen, die im Laufe eines Gedichts hervortreten, auf besondere Lieder verschiedener Dichter, aus denen jenes Gedicht zusammengesetzt sei, wirklich rein und ausschließlich Verstandesthätigkeit? ein rein analytischer Schluß, ohne daß sich eine Synthese eingemischt hätte?

Es finde jemand in einer Tragödie Shakespeares oder Schillers irgend eine Scene, die weder den Gang der Handlung wirklich fördert, noch auch mit der Situation und den Charakteren in vollem Einklange ist: was wird er daraus schließen? Nun wenn ich mich recht erinnere, so hat man in der That geglaubt in Shakespeares Dramen solche Incongruenzen zu finden und hat daraus geschlossen, daß diese Dramen das Werk einer Schauspieler-Gesellschaft sind, in welcher Shakespeare als Leiter und Dichter eine hervorragende Rolle gespielt hat. Aber wieviel Anklang hat diese Ansicht gefunden? Oder wer glaubt auch nur, daß irgend eine Scene von einem Andern in ein Shakespearesches Drama eingeschoben sei? Fand man in Schiller eine unpassende Scene, so sagte man, der Dichter müsse bei Dichtung derselben leidend gewesen sein: wie man ehemals von Homer sagte, daß auch er zuweilen schlafe. — Kurz wir werden ähnliche Beobachtungen, die wir bei Homer und bei einem neuern Dichter machen, doch ganz verschieden beurtheilen. Was gibt uns dazu das Recht? oder was gab dazu Veranlassung? Meint man etwa: bloß das verschiedene Schicksal? Mangel an Schrift und Rhapsoden?

Wir sind Friedländer sehr dankbar, daß er uns aus Briefen Lachmanns an Lehrs Aeußerungen mittheilt, welche höchst bedeutsam sind und die wir hier prüfen müssen.

Vor allem hat mich das Geständniß Lachmanns überrascht (S. VI): „Sie wissen wohl, daß ichs über Homer immer weniger zu einer festen Meinung bringe." Hat er dies 1834 geschrieben, fast zwei Jahrzehent nach seiner ersten Arbeit über die Nibelungen, so sehe ich nicht, wann und wie er hätte zu einer

„festen Meinung“ gekommen sein sollen. Die Betrachtungen hat er theils 1837, theils 1841 vorgetragen, also nur kurze Zeit nach jener brieflichen Aeußerung. Friedländer aber berichtet nicht, daß Lachmann jemals Lehrs ein εὕρηκα zugejubelt habe, während alles was in den Briefen steht wesentlich mit den Betrachtungen übereinstimmt, und dies bezieht sich gerade auf die wichtigsten Punkte der homerischen Frage, wie er sie erfaßt hatte. — Nun aber: was hinderte ihn, zu einer festen Meinung zu kommen? ja, er wird, wie es scheint, immer schwankender; warum? Darüber schreibt er nicht. Ob er sich je mündlich in vertrauter Stunde darüber geäußert hat? ich glaube nicht; ich glaube nicht, daß er klar übersah, was ihm eigentlich fehle. Daß aber allerdings seine Theorie ihm wenigstens voller zum Bewußtsein gekommen ist, als dies aus seinen Schriften hervorgeht, das beweisen die erwähnten Briefe.

Lachmann schrieb (S. VIII): „„Bei den epischen Gedichten, mit denen ich zu thun gehabt habe, sind mir folgende verschiedene Fälle vorgekommen: und ich glaube, Modificationen abgerechnet, sind es die einzigen möglichen““. Diese Einleitung macht mich schon stutzen. Sollte Friedländer so unvollständig citirt haben, daß er den Zusammenhang zerrissen und so das Verständniß erschwert oder unmöglich gemacht hätte? Das darf ich nicht fürchten. Dann aber weise ich auf die Unbestimmtheit des Ausdrucks hin: „Bei den epischen Gedichten kommen folgende Fälle vor“! Fälle — wovon denn? oder in Bezug worauf denn? hat der Leser, er frage sich, eine Ahnung von dem, um was es sich nun handeln wird? zumal eine Ahnung, die in jenen Worten eine Stütze fände? — Statt weiter wörtlich zu citiren gibt Friedländer nun einen bloßen Bericht: „Als Beispiel der ersten Gattung (Lieder verschiedener Dichter, die Fabel in Einem Sinne auffassend, sich beziehend auf einander oder auf Lieder ähnlichen Inhalts, hie und da behufs der Zusammenfügung verkürzt) nennt er die Nibelungen.“ „„Ich meinte, es wäre zu versuchen, ob vielleicht den Liedern über den Zorn und Odysseus Heimkehr auch nicht mehr Leid geschehen wäre und sich die einzelnen erkennen und sondern ließen.““ — „Zur zweiten Gattung rechnet er die französischen Romane von Karl dem Großen, wo ver-

schiedene Behandlungen desselben Gegenstandes hinter einander folgen, und so der Ursprung aus verschiedenen Darstellungen sichtbar sei, das Ganze aber bewege sich in hergebrachten epischen Formeln und die Kunst des Dichters sei gering und nicht individuell. Deshalb sei es unmöglich zu sagen, wie viel ein einzelner Dichter gemacht habe. Er verweist auf Bekkers Fierabras mit den Zugaben und auf Fauriel, De l'origine de l'épopée chevaleresque du moyen âge. „„Daß es so schlecht mit den homerischen Gedichten steht, fürchte ich nicht““ — „„Drittens; glätter im Zusammenhang als die französischen — sind alle deutschen Gedichte. Aber unter diesen sind die meisten roh, die gebildeten aber so eben, daß sie keine Entscheidung zulassen, ob die Dichter vorhandene Lieder so sehr geschickt zusammengearbeitet oder ob sie die bekannte Sage ganz neu in eine freie Form gebracht haben. Zuweilen haben sie wohl Uebergänge wie sie einzelnen Liedern zukommen würden: dies ist denn Nachahmung der Volkspoesie. Aber die Einheiten der Sage, sofern diese vorhanden sind, haben sie auf keinen Fall erfunden. So, glaubte ich sähen Sie die homerischen Gedichte an; dachte aber die Nachahmung der Volkspoesie in den Uebergängen würden Sie hier nicht statuiren, sondern auf irgend eine Art wegräumen. Ihre Ansicht ist die, welche glaub' ich auch Voß hatte, Homer habe (so hat es Körte boshaft ausgedrückt) die Luise so gedichtet wie Voß Ilias und Odyssee, d. h. mit fortdauernder weiterer Ausbildung der einzelnen Theile. Das scheint mir aber ein durchaus gelehrtes Verfahren, wie es nur schreibseligen Zeiten zukommt““.

Ich wüßte nicht, wie sich diese drei Fälle unter einen bestimmten Begriff, als dessen untergeordnete Gattungen, sollten bringen lassen; noch auch sehe ich, wie hier drei Variationen einer bestimmten Rücksicht bezeichnet würden: und also (selbst wenn die Ausdrücke „erste Gattung“, „zweite Gattung“ nicht von Friedländer herrühren, sondern, was mir nicht der Fall scheint, von ihm aus dem Briefe selbst genommen sein sollten) läßt sich begreifen, daß Lachmann die „drei Fälle“ nicht bestimmter einleiten und bezeichnen konnte, als er gethan hat. Es

sind Fälle, die „bei den epischen Gedichten“ vorkommen; aber wovon es Fälle sind, hat sich Lachmann gar nicht klar gemacht.

Auch dies muß ich sogleich hier noch hervorheben. Unter „„drittens““ wird ein Verhältniß von einzelnen Liedern und Volkspoesie vorausgesetzt, aber nicht bestimmt bezeichnet. War es Lachmann klar? Wir werden darauf zurückkommen.

In einem andern höchst wichtigen Punkte aber sah Lachmann tiefer, als Friedländer erkannt hat. Dieser richtet nämlich an ihn die Frage (S. 26): Trotz vieler Widersprüche und Inkongruenzen in der Ilias „zeigt sich nicht weniger deutlich in der größern Hälfte des Gedichts ein Zusammenhang zwischen Vorausgehendem und Folgendem, eine Kette von Ursachen und Wirkungen, eine stete Beziehung der Theile auf einander und auf das Ganze. Wie konnte dieser Zusammenhang entstehen, wenn die Bestandtheile des Gedichts einander ursprünglich fremd waren? Wolf und Lachmann haben auf diese Frage zwei Antworten. Theils erklären sie ihn durch die Redaction des Pisistratus, theils dadurch, daß alle jene Lieder auf dem gemeinsamen Boden der Trojanischen Sage basiren. Aber jene erste Annahme ist unzulässig, und die Gemeinsamkeit des Sagenstoffes reicht zwar hin eine Uebereinstimmung in den wesentlichen Voraussetzungen zu erklären, aber nichts weiter.“ Nein, nichts weiter, wenn Lachmann wirklich nichts weiter gesagt hätte. Lachmann hat aber nicht viel mehr, sondern überhaupt etwas Anderes gesagt. Er hat nicht gemeint, daß Pisistratus lediglich aus sich heraus die Ilias aus verschiedenen, einander ursprünglich völlig fremden, Liedern als eine Einheit gestaltet, daß er diesen Einheitspunkt aus seinem eigenen Geiste genommen und ihn jenen Liedern, denen er gar nicht angehörte, eingeimpft hätte. Es lag vielmehr schon in den Liedern selbst eine Beziehung auf einander, auf welcher eben der nun von Pisistratus gebildete Zusammenhang beruhete, aus welcher sich die Einheit von selbst ergab. Und nicht der gemeinsame Boden der Sage ist das Wesentliche, sondern die Gemeinsamkeit des Sinnes in der Auffassung der Fabel. Das hätte Friedländer beachten können; denn er berichtet uns ja (S. 28): „Lieder verschiedener Dichter, die Fabel in einem Sinne auffassend,

sich beziehend auf einander". Oder fragt nun etwa Friedländer: weiter nichts? so würde ich ihm ruhig antworten: weiter nichts, aber genug. — Indessen Lachmann ist weiter gegangen.

Pisistratus würde nie auf den Einfall gekommen sein, eine Ilias aus verschiedenen Liedern zu bilden, wenn nicht die Annahme, daß diese Lieder zusammengefügt werden können und werden müssen, die allgemein verbreitete gewesen wäre. Und daß sie so verbreitet war, folgte ganz natürlich aus der Natur dieser Lieder, die sich auf einander bezogen, welche wirklich eine Einheit voraussetzten. Lachmann schreibt (S. VIII): „Solche epische Einheiten zu wählen (wie der Zorn des Achilleus und die Heimkehr des Odysseus*) wenn es ein einzelner thut, zeigt einen Kunstverstand der völlig ausgebildeten Poesie, wie ihn die Cykliker nicht hatten, wie er freilich in jeder Zeit nur einzelnen zukommen mag, im 13. Jahrh. eigentlich nur Wolfram von Eschenbach, aber diesem in einer Zeit völlig ausgebildeter Kunstpoesie. In einfacherer epischer Zeit macht solche Einheiten nicht der einzelne Poet, sondern die Sage, das gemeinsame Dichten (ohne Form und ohne Lied) des Geistes Aller, welchen die Einzelheiten überliefert sind, die sich dann, und oft auch ganz fremdartige, unter die unwillkürlich entstandene Einheit fügen. Diese Sagenbildung ist unleugbar, wie wenig es auch von den einzelnen Arten Zeugnisse geben kann, gerade wie von der Sprachbildung."

Die Dunkelheit dieses Satzes macht mir Lachmann erst recht werth. Er geräth hier in eine Tiefe, in welcher der Verstand nicht mehr leuchten wollte; und Andre werden es ihm als Mangel deuten, daß er sich so weit verlocken ließ. Aber der gerade Fortschritt seines hellen Verstandes riß ihn in jene dunkle Tiefe. Er bewährt sich erst hier als würdiger Genosse Wilhelms von Humboldt.**)

*) Diese Parenthese steht eben so bei Friedländer. Ist sie von ihm eingeschaltet oder steht sie im Briefe? Ist die Stelle im vollen Zusammenhange vollständig mitgetheilt? Man könnte zweifeln. Doch das Verständniß leidet nicht.

**) Aber was mögen das für „Arten" sein, von denen wir keine Zeugnisse haben? Arten der Einheit schaffenden Sagenbildung? Ich muß hin-

Und nicht nur dunkel wird er, er geräth sogar in Widerspruch mit sich. Denn während er hier die Lieder sich auf einander beziehend nennt und von der Sage die Einheit der Ilias und Odyssee geschaffen sein läßt: so hieß es ja früher, die Lieder seien ohne Beziehung auf einander gedichtet, und der Zusammenhang unserer Ilias, also ihre Einheit, sei vor Pisistratus niemals gedacht worden (oben S. 9).

Und so meine ich nun: wenn ich Lachmann wirklich verstehe, und wenn ich das, was ich in meinem Aufsatze „Das Epos" gesagt habe*), richtig würdige, es liege hier Lachmann gegenüber eine ähnliche Aufgabe vor, wie die, welche ich mir an Humboldt gestellt habe. Wie es in Bezug auf diesen vorzugsweise darauf ankam, den Begriff der innern Sprachform klar zu machen, so versuchte ich im genannten Aufsatze ich möchte sagen: den Begriff der innern Compositions-Form des Epos in die Betrachtung einzuführen. Dabei sehe ich es als selbstverständlich an, daß uns die Psychologie zu lehren hat, was unter „dem gemeinsamen Dichten" wirklich zu verstehen ist, wodurch allein, aber dann auch und eben dadurch selbst, klar wird was „Volkspoesie" ist; denn Volkspoesie ist eben selbst gemeinsames Dichten. Damit entgehn wir denn auch der Dialektik, in welche uns „ein Dichten ohne Form und ohne Lied" zu stürzen droht, und wir werden die Einsicht erlangen, ohne welche man nach Lachmanns Behauptung (S. 56) gar nichts von epischer Poesie versteht, nämlich die Einsicht „wie die Sage sich vor, mit und durch Lieder bildet." Wir lernen dann ferner begreifen, wie wohl Lachmann daran that, wie recht er hatte, keinen Widerspruch zu dulden, obwohl dem Beschauer oder

zufügen, daß nachdem Friedländer die eben citirte Stelle: „Solche epische Einheiten .... Sprachbildung" mitgetheilt hat, er noch einen kleinen Strich hinzufügt, die Zeile absetzt und die Stelle mittheilt, welche oben S. 28 mitgetheilt ist: „Bei den epischen Gedichten" u. s. w. Es sieht also genau so aus (denn ich glaube hier genau mittheilen zu müssen):

zelnen Arten Zeugnisse geben kann, gerade wie von der Sprachbildung." —

„Bei den epischen Gedichten mit denen ich zu thun ge-

*) Diese Zeitschr. V. S. 1—57.

Sammler in der Volksepik überall ganz ursprünglich Widersprüche entgegen treten. Und endlich wird wohl klar, wie in der angeführten Aeußerung Lachmanns über „drei Fälle bei der epischen Poesie“ die ursprüngliche Compositionsform und die Form der Tradition des epischen Gesanges mit einander verwirrt sind. Was Lachmann hervorhebt, sind wirklich nur Verschiedenheiten der Tradition; aber er trägt aus seiner Ahnung Tieferes hinein, was hier nicht hinein paßt.

Dies auszuführen übersteigt die Grenzen dieses Artikels. Ich verweise theils auf meinen schon genannten Aufsatz, theils werde ich bei andern Gelegenheiten hierauf zurückkommen, und Einiges wird hier noch weiter unten geboten werden. Denn wir gehen nun zur Odyssee über.

Kirchhoff hat seine Ansicht von der Odyssee schon vor zehn Jahren ausgesprochen: „Die homerische Odyssee und ihre Entstehung“. 1859. Dieses Buch bot aber nur den Text der Odyssee in einer Anordnung, welche die Weise des allmählichen Wachsthums dieses Gedichts vor Augen führen sollte. Beigefügt sind freilich „Erläuterungen“, welche indessen bloß den Sinn der getroffenen Ordnung angeben, so daß wir hier bloß erfahren, wie sich der Vrf. die Entstehung der Odyssee denkt, ohne jedoch die Gründe dafür kennen zu lernen. Diese hat der Vrf. dann in Aufsätzen gegeben, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind. Jetzt hat er sie ohne die geringste Aenderung in einem Bande zusammen veröffentlicht: „Die Composition der Odyssee. Gesammelte Aufsätze. 1869.“ Es sind sieben Abhandlungen, in welchen er die wichtigsten Punkte erörtert. So lernen wir erst jetzt seine Ansicht wirklich kennen und sind im Stande sie zu prüfen. Zunächst will ich sie einfach darstellen. Die Citate aus dem ältern Buche sind an den römischen Zahlzeichen zu erkennen.

Nach Kirchhoff ist die Odyssee „in der Gestalt, in der sie uns überliefert vorliegt, weder die einheitliche, etwa nur durch Interpolationen hin und wieder entstellte, Schöpfung eines einzigen Dichters, noch eine Sammlung ursprünglich selbständiger

Lieder verschiedener Zeiten und Verfasser, welche mechanisch auf einen chronologischen Faden gereihet wären, sondern vielmehr die in verhältnißmäßig später Zeit entstandene planmäßig erweiternde Bearbeitung eines ältern und ursprünglich einfachern Kerns" (S. V). Ein Dichter von ganz untergeordnetem Werthe suchte dem kyklischen Geschmacke seiner Zeit zu genügen, indem er einer alten Odyssee noch einige Dichtungen desselben Sagenkreises, welche ihm bekannt waren, einverleibte und einen passender scheinenden Schluß hinzudichtete. Natürlich mußte hierbei der ursprüngliche Text der ältern vereinigten Gedichte vielfach umgestaltet werden; auch mußten Stücke weggeschnitten und die so entstandenen Lücken durch Verse eigener Arbeit ersetzt werden.

In der zweiten Abhandlung sucht Kirchhoff zu erweisen, daß gegen die 50. Olympiade die Odyssee, ungefähr so wie wir sie kennen, ziemlich allgemein verbreitet gewesen sei. Die Thätigkeit der von den Pisistratiden beauftragten Redactionscommission „hat sich ohne Zweifel auf die Feststellung einer bestimmten, später allgemein recipirten, Lesart beschränkt; allein der Geist jener Zeit schloß von einem solchen Geschäft Willkür keineswegs aus. Daher sind denn durch die Redaktion der Pisistratiden einige Interpolationen geringeren Umfanges hinzugekommen" (S. XVI). Ich will, ehe ich weiter gehe, bemerken, daß mir der Beweis, den Kirchhoff in der zweiten Abhandlung führt, durchaus ungenügend scheint. Er soll nämlich darin bestehen, daß der Dichter der hesiodischen Eöen oder der der Kataloge die gegenwärtige Odyssee gekannt habe; dieser aber könne höchstens zwischen der 40. und 50. Olympiade gedichtet haben. Wenn ich nun zugestehe, daß sich wirklich bei ihm Anklänge an Verse der Odyssee finden, und zwar an solche Verse, welche nicht dem ältesten Gedichte von Odysseus, sondern den einverleibten Stücken gehören; und wenn ich von aller Unsicherheit über die Schicksale der hesiodischen Gedichte absehe, die doch noch viel größer ist, als die über Homer: so sehe ich nicht ein, warum nicht der hesiodische Dichter jene Gedichte, welche der alten Odyssee einverleibt sind, noch in ihrem ursprünglich selbständigen Zustande gekannt haben sollte. Unsere Odyssee könnte also darum immerhin noch viel jünger sein als er. Sie könnte aber

auch viel älter sein, als er; sie konnte bestehn, während er immer nur die Gedichte kannte, aus denen sie zusammengesetzt ward. Denn diese verschwanden doch nicht dadurch, daß jemand sie eigenthümlich verwandte.

Ich sehe aber gar nicht, daß der Beweis auch nur dafür geführt wäre, daß der hesiodische Dichter die Odyssee überhaupt gekannt habe. Daß sich bei ihm derselbe Vers findet, wie in der Od. γ 464

Πολυκάστη
Νέστορος ὁπλοτάτη θυγάτηρ (dort κούρη) Νηληιάδαο

und zwar an der Stelle wo er erzählt, daß sie dem Telemachos vermählt war, soll das eine Abhängigkeit der ganzen Erzählung von dieser Stelle der Odyssee beweisen? Und wie? Jene Dichtung vom Aufenthalte des Telemachos bei Nestor stamme aus einer ältern Zeit, wo die naive Sitte und Anschauung jenen Zug, daß eine Jungfrau einen Jüngling badet, ohne Anstand und Absicht einführt. „Erst eine weit spätere Zeit, deren Sitten decenter, aber auch weniger unbefangen waren, konnte, die eigene Anschauung der ursprünglichen des Dichters unterschiebend, beim Anhören oder Lesen der Stelle Hintergedanken hegen. Der sagenbildende Trieb, noch nicht erstorben, wirkte ein und spann so unter dem Einflusse einer modernen Anschauung von einem mißverstandenen Motive ausgehend und dessen thatsächlichen und poetischen Gehalt verkennend eine neue Genealogie nach üblichem Schema." Das scheint mir alles völlig unbegründet, unmöglich. Eine Zeit, in der noch sagenbildender Trieb lebt, soll so decent sein, daß sie Hintergedanken hegt! Solche Genealogie schiene mir nicht „nach üblichem Schema", sondern aus lüsternem Spiel gesponnen. Nein, der sagenbildende Trieb ist hier ganz unbefangen verfahren. Telemachos muß sich verheirathet haben, das verstand sich in der Sage von selbst; und Nestors Tochter war die einzig passende Gattin für des Odysseus Sohn. Dieser Gedanke war möglich ohne jenes Gedicht von Telemachos Reisen und war nothwendig nach demselben, ohne jeden Hintergedanken.

Noch weniger sehe ich ein, wie Kenntniß der Odyssee beim hesiodischen Dichter daraus hervorgehe, daß er die Arete die

Schwester ihres Gatten Alkinoos nennt, in Uebereinstimmung mit Od. η 54 f. Als wenn er das nicht aus andern Quellen hätte wissen können. Daß in einer Eöe die Irrfahrten des Odysseus dargestellt wurden, wird richtig sein; auch kann man zugestehn, daß es „im Wesentlichen" in Uebereinstimmung mit unserer Odyssee geschieht. Was kann das beweisen? zumal da in Nebendingen Abweichungen stattfinden.

So scheint mir der Beweis, daß der hesiodische Dichter unsere Odyssee gekannt habe, und damit der Versuch, eine für die Composition derselben nicht zu überschreitende Grenze nach unten festzusetzen, völlig mißglückt.

Wichtiger ist es zu hören, wie sich Kirchhoff das allmähliche Wachsen der Odyssee selbst denkt. Ein Kern also wurde nach Ol. 30 erweitert. Bis zu dieser Zeit bestand eine kürzere, einfachere Odyssee. Aber auch diese war schon nicht ganz einfach, sondern umfaßte einen Urkern mit einer Fortsetzung, welche jünger war. Diese beiden Theile gehören verschiedenen Dichtern an, die in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gelebt hatten.

Der Urkern, „der alte Nostos des Odysseus", mochte ein Gedicht von noch nicht 2000 Versen sein. Er war „ein ursprünglich Einfaches, das eine weitere Analyse nicht zuläßt. Er bestand als ein selbständiges, abgeschlossenes Ganze" und ist in der ersten Hälfte unserer Odyssee enthalten. Er begann wie diese. Auf die Einleitung folgt der Rathschluß der Götter, den Odysseus heim zu senden (α 1—87). Dies wird der Kalypso gemeldet (ε 43 ff.), und Odysseus fährt ab, wird schiffbrüchig und kommt zu den Phäaken, nachdem er zuerst der Nausikaa begegnet war, und wird von diesen nach Ithaka gebracht (bis ν 184). Hier endete das Lied. Es enthielt aber außerdem, wie Odysseus bei den Phäaken seine Abenteuer erzählte. Diese Erzählung umfaßte jedoch nur folgendes (ι 16—564): Von Troja abgereist, geräth er in Kampf mit den Kikonen. Am Vorgebirge Maleia ergreift ihn ein Sturm und neun Tage treibt er in der Irre. So kommt er zu den Lotophagen, dann zu den Kyklopen, steigt in die Unterwelt und kommt zur Kalypso, bei der er sieben Jahre weilt.

Zu diesem alten Nostos wurde später, jedenfalls aber noch vor dem Anfang der Olympiaden, mit specieller Kenntniß und Berücksichtigung dieses ältern Gedichts, eine Fortsetzung gedichtet, welche natürlich für sich niemals selbständig gewesen ist, sondern immer nur mit dem ersten Liede zusammen existirt hat. Diese Fortsetzung hat keinen nachweisbaren Einfluß auf die Gestaltung des Textes des ältern Gedichts gehabt, dessen zweiten Theil zu bilden sie ursprünglich von ihrem Dichter bestimmt war. Sie bildet wesentlich den zweiten Theil unserer Odyssee; sie erzählte in 3500—4000 Versen was dem Odysseus auf Ithaka begegnete, wie er von seinem Hause Besitz nahm nach dem Kampfe mit den Freiern. In ihr ist eine Anzahl epischer Volkslieder bearbeitet, aber so, daß diese nicht wieder aus der Verschmelzung ausgelöst werden können.

Diese alte Odyssee also oder, wie Kirchhoff sie nennt, die ältere Redaction der Odyssee, wird zwischen Ol. 30—40 erweitert, der zweite Theil etwa um 2000 Verse, der erste aber etwa um 5000, und nach Kirchhoffs Ansicht sind die Erweiterungen des ersten Theils meist Einschaltungen anderer Gedichte, die des zweiten meist Ausführungen des Ueberarbeiters.

Eingeschaltet wurde nämlich erstlich die Telemachie. Dies war eine selbständige Dichtung, jünger als die ältere Redaction der Odyssee in ihren beiden Theilen, aber jedenfalls älter als der Anfang der Olympiaden und das kyklische Epos. Zum Behufe der Einfügung wurde sie um den Anfang und das Ende verkürzt. Kirchhoff rechnet hierzu β 1 — δ 619 und als unmittelbare Fortsetzung dieses Stückes ο 75—282. Er ließ sich also durch die Einrede Friedländers (S. 24) nicht irre machen. Dieser meint nämlich, daß „die Reisen Telemachs nicht als ein Gedicht für sich Interesse haben“ könne. Kirchhoff bemerkt (S. IX): „Den Schwerpunkt des Ganzen bilden offenbar auch in der Absicht des Erfinders die Erzählungen des Nestor und Menelaos, denen allerdings zum Theil echte Sagenüberlieferung zum Grunde zu liegen scheint“. Denn abgesehen hiervon ist die Telemachie „ohne sagenhaften Gehalt, willkürliche Erfindung des Dichters“. — Eingeschaltet ferner „aus einem ältern Liede von den Irrfahrten des Odysseus“ ist die Darstellung der

Kampfspiele und Tänze der Phäaken (η 298 — ι 15). Endlich wurde durch Stücke aus demselben Gedichte die früher ziemlich kurze Erzählung des Odysseus vor den Phäaken bedeutend ausgedehnt. Es handelt sich um die Erzählung von Aeolus, den Lästrygonen, Kirke, den Sirenen, Plankten, der Skylla und Charybdis, der Sonnenherde auf Thrinakia (ι 565 bis λ 332. λ 353 — μ 446).

Das letzte Stück ist das umfangsreichste, aus etwa 1600 Versen bestehend. Ihm sind von Kirchhoff zwei Abhandlungen gewidmet, die dritte und die fünfte, worin er folgende Erwägungen anstellt.

Der siebente Gesang der Odyssee erzählt, wie Odysseus in die Stadt der Phäaken geht, vor das Haus des Königs Alkinoos gelangt, in den Saal tritt, zunächst der Königinn Knie umfaßt und um Heimsendung bittet, und den Erfolg erwartend sich am Herd in die Asche niedersetzt. Er wird vom König und den Fürsten um ihn gütig aufgenommen, wird an den Tisch geführt, wo er einen bevorzugten Sitz neben dem König erhält, Speise und Trank wird ihm vorgesetzt, womit ihm die Gewährung seiner Bitte zugesichert ist. Und nun, nachdem auch dem Zeus Wein gesprengt war, und Alle nach Herzens Wunsch getrunken hatten*), redete Arete den Odysseus an (V. 233—39) und fragt ihn nach Namen und Vaterland. Odysseus aber erzählt nun (V. 244) sein Schicksal seit der Abreise von Ogygia,

*) Kirchhoff hält die Verse 185—232 für Einschiebsel des Ueberarbeiters, wogegen sich kaum Widerspruch erheben wird. In diesen Versen wird Unnützes geredet, und die Fürsten werden entlassen. Sie sollen am andern Morgen mit noch mehr Fürsten wiederkommen und über die Heimsendung nachdenken. Abgesehn von dem Hauptgrunde, den Kirchhoff für seine Ansicht hat, und den wir im Texte wiedergeben, spricht schon die Sprachform dafür; denn V. 233 τοῖσιν δ' Ἀρήτη λευκώλενος ἤρχετο μύθων paßt sehr gut, wenn sie in Gegenwart der Fürsten sprach, aber kaum wenn sie nach Entlassung der Fürsten mit Alkinoos und Odysseus allein war. Auch sieht man nicht, wie Odysseus, nachdem alle Gäste, Kinder und Mägde zur Ruhe gegangen waren, noch bei dem Königspaare bleiben konnte, warum es gerade ihn noch halten mochte. Sie wollten ja nichts von ihm, was den Andern verschwiegen bleiben sollte.

Namen und Heimath jedoch gibt er nicht an. Dazu kommt, daß auch der Anfang seiner Erzählung an einer offenbaren Schwierigkeit leidet. Die Stelle lautet in der Uebersetzung von Voß (V. 244 ff.):

244 Fernab liegt in dem Meer Ogygia, eine der Inseln,
Wo des Atlas Tochter, die trügliche Göttin Kalypso,
Wohnt, die schöngelockte, die furchtbare; Keiner auch jemals
Nahet ihr, weder ein Gott, noch ein sterblicher Erdebewohner.
Mich Elenden nun führt' ein Dämon ihrer Behausung
Einsam zu, da im Laufe das Schiff mit der Flamme des Donners
250 Zeus hochher mir zerschmettert in dunkeler Wüste des Meeres.
251 Da versanken mir alle die tapferen Freund' in den Abgrund.
Aber ich selbst, umfassend den Kiel des gerundeten Schiffes,
Trieb neun Tage herum; in der zehnten der finsteren Nächte
Brachten Unsterbliche mich gen Ogygia, dort wo Kalypso
Wohnt, die schöngelockte, die furchtbare; und sie empfing mich
Wohl mit sorgsamer Pfleg' und Freundlichkeit; ja sie verhieß auch,
Mich unsterblich zu schaffen in ewig blühender Jugend;
258 Doch mir konnte sie nimmer das Herz im Busen bewegen.
Sieben Jahre verharrt' ich daselbst u. s. w.

Schon Aristarch hat bemerkt, und den Neueren ist es noch weniger entgangen, „daß sich die Verse 244—50 und 251—58 nicht mit einander vertragen, weil in ihnen dasselbe in zum Theil gleichlautendem Ausdruck gesagt wird, und daß sie nicht von derselben Hand herrühren können.“ Und so hat schon Aristarch die Verse 251—58 als eingeschoben betrachtet, worin ihm viele

neuere Kritiker gefolgt sind. In der That V. 259 schließt sich unmittelbar an 250; wollte man dagegen V. 244—50 streichen, so fände V. 251 keine Anknüpfung. Kirchhoff ist jedoch anderer Ansicht. Er bemerkt: Wenn der Dichter die Arete den Odysseus fragen läßt, wer und woher er sei, so ist anzunehmen, daß er seinen Helden hierauf habe auch wirklich antworten lassen. Wenn nun aber in unserm Texte eine solche Antwort nicht gegeben ist, sondern Odysseus ohne jede weitere Vermittlung sofort zur Erzählung seiner Abenteuer von Ogygia bis Scheria übergeht, so muß hier eine Lücke sein (S. 75). Kirchhoff fährt dann fort (S. 78): „Es ist eine nicht abzuweisende Vermuthung, daß diese lückenhafte Beschaffenheit des Textes mit der in den unmittelbar folgenden Versen herrschenden Verwirrung in einem nähern Zusammenhange stehe. Ferner ist es „gewiß, daß die fragliche Lücke nicht einem Zufalle ihren Ursprung verdankt, sondern durch eine absichtlich vorgenommene Tilgung herbeigeführt worden ist. Die ganze Anlage der Handlung vom Schlusse des siebenten Buches an bis zu dem des zwölften beruht auf der Voraussetzung, daß Odysseus sich noch nicht zu erkennen gegeben, seinen Namen an unserer Stelle noch nicht genannt hatte, setzt mit andern Worten das Vorhandensein der Lücke voraus.“ Der Dichter dieser fünf Bücher unserer Odyssee verfuhr also nach einem ganz andern Plane als derjenige Dichter, welcher an Odysseus sogleich die Frage nach Namen und Herkunft richten ließ, die gewiß auch sogleich beantwortet wurde. Sollte nun die Erzählung, welche Odysseus nach jenem Dichter gab, mit dem, was ihm der Dichter des 5.—7. Buches in den Mund legte, zu einer fortlaufenden Erzählung vereinigt werden, so mußte dies nothwendig zu einer Störung der ursprünglichen Anlage dieser letztgenannten Partie führen, welche der ältern Redaction angehört. Planmäßig also geschah es, daß aus der ältern Redaction der Theil der Antwort auf die Frage der Arete, wo er seinen Namen nannte, und auch sonst noch einiges aus der Erzählung seiner Abenteuer unterdrückt wurde. Der so unterbrochene Zusammenhang aber mußte doch wieder so gut es gehn mochte hergestellt, die Naht verdeckt werden. Dazu dienen die Verse 244—50. Diese sind die Interpolation, und es ist

natürlich, daß, wenn man sie streicht, eine Lücke entsteht, und V. 251 sich nicht anknüpft. Diese Lücke ist nicht zufällig entstanden, sondern mit Bewußtsein und Absicht gemacht. Hier nämlich hatte sich Odysseus genannt, und so mußte dieses Stück getilgt werden, das zum neuen Plan nicht paßte, und so wurde eine Lücke erzeugt, welche zu verdecken der Ueberarbeiter die V. 244–50 dichtete und einschaltete.

In der 5. Abhandlung wird der Proceß der Einschaltung der Bücher x — μ in den alten Nostos noch weiter verfolgt. Hier geht Kirchhoff von den Versen μ 389. 390 aus. Odysseus sagt mitten in seiner Erzählung von den Phäaken:

Solches hab' ich gehört von der schöngelockten Kalypso,
Die aber selbst, wie sie sagte, von Hermes, dem Boten, es wußte.

Im 5. Buche der Odyssee, wo die Begegnung des Hermes mit der Kalypso erzählt wird, findet sich nichts, worauf sich V. 390 gründen könnte. Dort spricht Hermes kein Wort mehr als seine Botschaft erforderte: Zeus befehle, daß Kalypso den Odysseus entlasse. Von weitern Mittheilungen, die er ihr über Odysseus oder sonst jemand gemacht habe, ist dort nichts zu finden.

Nicht nur dies sei unläugbar, meint nun Kirchhoff, daß der Dichter jener Verse nicht der Dichter des 5. Buches der Odyssee sein kann; sondern auch die Veranlassung zur Einschaltung dieser zwei Verse sei hinreichend klar. Vor jenen zwei Versen erzählt nämlich Odysseus (V. 374—388), was sich auf dem Olympos begeben; dieselben sollen also erklären, wie er Kunde von Vorgängen haben konnte, bei denen er nicht zugegen war. — Der ganze Zusammenhang aber ist folgender. Odysseus wollte nicht an der Insel Thrinakia landen, weil er von Teiresias und Kirke davor gewarnt war. Er wird von seinen Gefährten dazu gezwungen. Nun läßt er sich von diesen zuschwören, daß sie kein Rind noch ein Schaf von der Insel schlachten wollen; denn es seien die Herden des Helios. Vom Hunger getrieben schlachten sie trotzdem in des Odysseus Abwesenheit Kühe des Helios. Odysseus erzählt, wie er zurück-

kehrend schon aus der Ferne am Duft gemerkt habe, was vorgefallen, und wie er sogleich in Klagen ausgebrochen sei. Lampetia, fährt er fort (V. 374—388), habe dem Helios die Missethat der Gefährten des Odysseus gemeldet; hierauf sei Helios den Zeus um Rache angegangen, und Zeus habe ihm die Bestrafung zugesagt. Dies habe er, Odysseus, von der Kalypso, und diese habe es von Hermes erfahren. Darauf sei er zu den Gefährten gelangt (V. 391), die noch sechs Tage Kühe des Helios raubten. Offenbar ist die Erzählung von Lampetia und dem Vorgange auf dem Olymp an sehr unpassender Stelle eingeschaltet. Aristarch wollte nun nicht bloß V. 389. 90, sondern auch diese Erzählung V. 374—88 streichen, wegen deren jene zwei Verse nothwendig waren. Dann aber fehlt jede Andeutung, daß der folgende Sturm, den Zeus sendet, und der Untergang der Gefährten des Odysseus eben die Strafe ist für die Verletzung des Helios. Also jene Erzählung ist für den Zusammenhang der Darstellung durchaus unentbehrlich.

Alle Schwierigkeiten lösen sich aber, sobald angenommen wird, daß das, was jetzt als Erzählung des Odysseus in erster Person vorliegt, ursprünglich in der dritten Person als Erzählung des Dichters vorgetragen war. Er brauchte nicht zu erklären, woher er den Vorgang auf dem Olympos wisse, und dann bietet auch die Anordnung der Begebenheiten keine Schwierigkeiten mehr.

Es gilt nun von der Erzählung aller Abenteuer, welche wir oben als eingeschaltet bezeichnet haben, daß sie ursprünglich als Erzählung des Dichters gedacht und gestaltet war und erst bei der Einschaltung in die ältere Redaction, in welcher Odysseus selbst seine Schicksale erzählt, ebenfalls diesem in den Mund gelegt und die dritte Person in die erste gewandelt wurde. Daraus mußten sich natürlich allerlei Schwierigkeiten und Widersprüche ergeben, die der Ueberarbeiter nicht so tilgen konnte, daß nicht manche Spuren den ursprünglichen Stand verriethen. Solch eine Spur haben wir eben in V. 389. 90 entdeckt. Sie wurden dadurch veranlaßt, daß die an sich tadellose Erzählung V. 374—388 dem Odysseus in den Mund gelegt wurde, der von dem berichteten Vorgange nichts wissen konnte.

Weitere Spuren des alten Thatbestandes sind folgende. Odysseus schläft (V. 338). Darauf aber wird weiter erzählt, was während seines Schlafes geschieht und zwar ganz ins Einzelne gehend mit allen Reden, die gehalten wurden. So kann der Dichter singen, Odysseus selbst aber könnte passenderweise nur summarisch berichten, was er doch erst, nachdem er erwacht ist, erfahren haben kann. Man erzählt eben ganz anders was man selbst erlebt hat, als was man nur gehört hat. — Ebenso ungehörig ist die Erzählung κ 210 ff., wo Odysseus mit der größten Genauigkeit berichtet, was seinen Gefährten, die er auf Kundschaft in das Innere der Insel der Kirke sendet, begegnet ist. Und dasselbe gilt von κ 78—132, wo es sich um das Schicksal der drei Kundschafter handelt, welche Odysseus in das Land der Lästrygonen gesandt hatte. Von diesen kam Keiner zurück, wie es nach V. 115 scheinen muß, wo es heißt: der Riese Antifates bestimmte ihnen grausiges Verderben. Woher weiß also Odysseus, was ihnen begegnet ist? Wer konnte es ihm erzählt haben? Vers 116. 117 heißt es zwar, zwei von den dreien seien zu den Schiffen entflohen. Aber diese Verse sind wiederum nur eingeschaltet, um Odysseus Kunde zu ermöglichen. Indem sie aber diesen Zweck erfüllen, stören sie den Zusammenhang der Erzählung. Denn die Schiffe werden von den Wilden vernichtet, weil es denselben gelingt, sie zu überfallen; die Gefährten des Odysseus werden überrascht von den Lästrygonen. Wenn es aber Zweien von den Kundschaftern gelungen wäre, nach den Schiffen zu entkommen, so hätten sie ja ihre Gefährten vor den Riesen gewarnt, und eine Ueberraschung war unmöglich.

Als Beweis für die Unschicklichkeit der hier erwähnten Erzählungen kann ein Hinweis auf diejenigen Stücke dienen, wo die Erzählung des Odysseus schon ursprünglich in erster Person gedichtet ist. So das Abenteuer bei den Kikonen, Lotophagen und Kyklopen. Namentlich bietet sich ι 91—97 zum Vergleich dar, wo Odysseus erzählt, was seinen Kundschaftern bei den Lotophagen begegnete. Es ist ganz allgemein gehalten.

Demnach wird man den Beweis als geliefert erachten müssen, „daß in demjenigen Theile der Apologe, welcher die

Bücher $\varkappa$ und μ umfaßt, uns die wesentlich veränderte Bearbeitung einer ältern Dichtung vorliegt, welche die Abenteuer des Odysseus in der dritten Person erzählte und jedenfalls zum Organismus unserer Odyssee ursprünglich in keiner nähern Beziehung stand, als daß sie denselben Sagenstoff behandelte. Die Verbindung, in welche sie jetzt mit demselben gebracht erscheint, ist eine mechanische, durch einen willkürlichen Bearbeitungsproceß rein äußerlich hergestellt" (S. 129).

Es läßt sich sogar nachweisen, wann ungefähr jene Dichtung entstanden sein muß. Sie zeigt nämlich mehrfach Uebereinstimmungen mit der Argonautensage. Die Kirke ist ein Seitenstück zur Medea; die Plankten oder Irrfelsen, denen Odysseus vorbeifährt, sind identisch mit den Symplegaden oder kyanischen Felsen, welche den Argofahrern so viele Noth gemacht haben sollen. „Was dem Odysseus und seinen Gefährten bei den Lästrygonen passirt, hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Erlebnissen der Argofahrer bei Kyzikos und ihrem Kampfe mit den Riesen und den Dolionen; und diese Aehnlichkeit ist keine zufällige; denn die Ereignisse sind in beiden Dichtungen an dasselbe Local, die Quelle Artakia geknüpft" (S. 84). „Noch mehr: die Quelle Artakia ist keine sagenhafte oder dichterische, nur fingirte, sondern eine völlig historische Localität; sie lag bekanntlich auf dem Gebiete von Kyzikos" (S. 85). Dieser Umstand nun ermöglicht eine genauere Zeitbestimmung. Denn diese Sage kann sich doch erst nach der Besiedlung des Gebietes von Kyzikos durch Hellenen auf demselben localisirt haben. Die Dichtung jener Abenteuer des Odysseus, welche den Büchern $\varkappa$ und μ zu Grunde liegt, muß also jünger sein als die Gründung von Kyzikos, und kann folglich nicht viel früher als Ol. 24 entstanden sein; ihre Umarbeitung aber in die vorliegende Form kann schwerlich vor Ol. 30 fallen.

Die vierte Abhandlung bespricht die Nekyia, den Gang durch die Unterwelt. Früher hatte auch Kirchhoff dieses Buch der Odyssee (λ 4 — μ 8) für eine freie Dichtung des Ueberarbeiters genommen. Genauere Erwägung führte ihn dazu, darin eine ältere Grundlage zu erkennen, welche einen Bestandtheil des alten Nostos bildete. Indem der Ueberarbeiter dieses

Stück in Zusammenhang brachte mit dem eingeschalteten Gedichte von $\varkappa$ und μ, mußte es mannichfache Aenderungen erleiden, so daß es uns nach Abscheidung der Zusätze als Bruchstück vorliegt.

Die Punkte, auf welche sich Kirchhoff hierbei stützt, sind folgende. Erstlich lehre die Vergleichung von $\varkappa$ 516—37 mit λ 24—50, daß jene Stelle Nachdichtung des Ueberarbeiters, letztere aber das Original ist. Dort nämlich sagt Kirke dem Odysseus, was ihm begegnen werde, und was er thun solle; hier erzählt Odysseus was ihm begegnet ist und was er gethan hat. Ich denke in der That, Kirchhoff konnte sich die Ausführung dieses Punktes erlassen. Der Leser vergleiche nur folgende Verse. Kirke sagt zu Odysseus ($\varkappa$ 529—31):

Siehe, gedrängt nun
Kommen heran die Seelen der abgeschiedenen Todten.
Jetzo rufe den Freunden mit dringendem Ernst die Ermahnung, u. s. w.

Es wird Niemand verkennen, um wie viel anschaulicher und ursprünglicher es λ 36 f. 43 f. so lautet:

und es kamen versammelt
Tief aus dem Erebos Seelen der abgeschiedenen Todten
. . . .
Mit graunvollem Geschrei; und es erfaßte mich bleiches Entsetzen.
Jetzo rief ich den Freunden mit dringendem Ernst die Ermahnung, u. s. w.

Jene ersten Verse aus $\varkappa$ zeigen sich als ganz sklavische Nachahmung. Hätte ein wirklicher Dichter das, was die Verse aus λ erzählen, als Voraussage und Rath darstellen wollen, er wäre ganz anders verfahren, wie die verschiedene Situation und der verschiedene Mund es erforderte. Uebrigens geschieht es öfter, sowohl bei Homer als auf ähnlichen Gebieten der Literatur (z. B. im Pentateuch), daß ein Ueberarbeiter das was als geschehen erzählt wird an einer vorangehenden Stelle als künftig geschehend oder als zu thuend voraussagen läßt. So

verhält es sich in der Odyssee mit der Stelle α 269—302, wo Athene dem Telemachos räth, was er thun solle, und V. 372—80 wo Telemach den Freiern voraus sagt was er ihnen morgen sagen wolle, in Vergleichung mit der Erzählung in β, wo der Dichter berichtet, was Telemach gethan und gesagt hat. Dieser Vergleichung hat Kirchhoff seine erste Abhandlung gewidmet. — Anders freilich verhält es sich mit der Stelle, von welcher Kirchhoff den zweiten Beweis für die Ursprünglichkeit der Nekyia entnimmt. Die Weissagung des spätern Schicksals des Odysseus durch Tiresias λ 24—50 ist ursprünglich und ist an der spätern Stelle ψ 268—284, wo Odysseus sie der Penelope mittheilt, fast buchstäblich abgeschrieben*). Aber auch hier bedarf es nicht des Weitern dafür, daß es sich wirklich so verhalte. Jene Weissagung ist durchaus passend im Munde des Sehers. Ein wirklicher Dichter würde die Mittheilung derselben durch den Mann, den sie betrifft, an seine Gattin, etwas anders gestaltet haben. — Endlich drittens auch das letzte Buch der Odyssee mit seiner Scene in der Unterwelt „ist ganz deutlich eine bloße und zwar schwache Nachahmung“ der Nekyia.

Dann aber geht Kirchhoff noch weiter. Er zeigt, daß der Dichter der kyklischen Nosten auch die Irren und Schicksale des Odysseus in seinem Gedichte ausführlich behandelt hatte. Er hatte die Landung bei den Kikonen, die Fahrt zum Hades, um den Schatten des Teiresias zu befragen, den Aufenthalt bei der Kalypso und die Heimkehr, wahrscheinlich auch den Mord der Freier besungen, d. i. lauter Züge, welche die Kenntniß des alten Nostos und vielleicht auch seiner Fortsetzung voraussetzen, aber nicht die Einschiebsel des Ueberarbeiters. Ja, da er einen Sohn des Odysseus von der Kalypso, aber nicht einen von der Kirke kennt, während die spätere Sage von jeder der beiden göttlichen Frauen einen Sohn zu nennen weiß, so dürfte dies wohl positiv beweisen, daß er die Kirke nicht in seinem Gedichte hatte. Also war die Nekyia im alten Nostos vor der Ueberarbeitung.

---

*) Auch π 286—294 ist ursprünglich und τ 5—13 Nachdichtung, wovon weiter unten die Rede sein wird.

Der Dichter der kyklischen Nosten kennt auch das Gedicht von den Reisen des Telemachos. Denn seine Darstellung der Rückkehr des Menelaos stimmt in Einzelheiten mit dem was das dritte Buch der Odyssee enthält so genau überein, daß dies nicht bloß aus der beiden gemeinsamen Quelle der Sagenüberlieferung erklärt werden kann. Mit fünf Schiffen wird Menelaos nach Vernichtung seiner Flotte nach Aegypten verschlagen: nach beiden Darstellungen. Die Sage wird nichts von der Zahl fünf gewußt haben. Da aber dem Kykliker nur die ältere Redaction der Odyssee vorlag und er die Ueberarbeitung derselben noch nicht kannte, so mußte er die Telemachie noch als selbständiges Gedicht benutzt haben.

Und hier gewinnen wir nun wieder einen chronologischen Anhaltspunkt. Denn O. Müller hat „aus unverächtlichen Gründen" die Abfassung der kyklischen Nosten in die 20. Olympiade gewiesen. Die Ueberarbeitung der Odyssee aber erfolgte erst nach der 30. Olympiade.

Die sechste und siebente Abhandlung sind der Composition des zweiten Theils der Odyssee gewidmet. Wir werden später auch noch auf diese Stücke kommen. — Mit den alten Kritikern Aristophanes und Aristarchos und mit Neuern hält Kirchhoff den Schluß der Odyssee für unecht. Er hält es eben darum nicht mehr für eines Beweises bedürftig, „daß der Schluß erst von unserm Bearbeiter hinzugedichtet worden ist, der sich durch den Ausgang, den die alte Dichtung die Handlung nehmen ließ, nicht befriedigt fühlte, und einige Fragen, die die Neugier aufwerfen machte, zu beantworten für nothwendig erachtete. Und zwar nehme ich keinen Anstand, den Inhalt des ganzen Stückes (ψ 296 — ω Ende) für willkürliche Erfindung des Verfassers, ohne irgend welchen sagenhaften Gehalt, zu erklären" (S. XV). Und von diesem Verdammungsurtheil wird nicht einmal die Erkennungsscene beim Vater Laertes ausgenommen, „obwohl von einem lebendigen und wahren Gefühl getragen und auch in der Ausführung gelungen". „Dem Bearbeiter die Fähigkeit abzusprechen, neben vielem allerdings Mittelmäßigen und Schlechten auch einmal etwas Gelungenes zu liefern, ist kein Grund vorhanden" (S. XVI). Ich dächte: Grund genug.

Denn wo uns der Bearbeiter entgegentritt, zeigt er sich immer nur als ein eigentlicher Copist, der kaum selbständig zu dichten im Stande ist.

Ich war ausführlich bei der Angabe des Inhalts von Kirchhoffs Abhandlungen, weil ich nicht nur das Ergebniß mittheilen, sondern die Methode, die Verfahrungsweise Kirchhoffs dem Leser vorführen wollte. Und bei seiner Methode, wie bei seiner Gesammtanschauung von der „Entstehungsweise des Epos", vom „Processe des Werdens" haben wir nun noch zu verweilen.

Bei der Anerkennung seiner eben so umfassenden als gründlichen Gelehrsamkeit, wie seines Scharfsinns und seiner Combinationsgabe kann ich kurz sein. Wir stehn hier vor einem Philologen von längst gesichertem Rufe. Ich beginne sogleich auch hier mit der Frage: wie steht er zu Lachmann? Gehört er zu dessen Gegnern oder dessen Anhängern? Was hätte Lachmann zu Kirchhoffs Ansicht gesagt? Das weiß ich ganz genau, so genau, wie wenn ich es mit ihm besprochen hätte, und so genau wie ich weiß, was Kirchhoff von Lachmanns Ansicht denkt; beides so sicher, daß ich nicht sage: ich glaube es zu wissen, sondern ich weiß, daß ich es weiß. Lachmann nämlich sagt: ich habe nur die Ilias untersucht, nicht die Odyssee; mag nun das was Kirchhoff von letzterer sagt, mit dem was ich von der Ilias behaupte, übereinstimmen oder nicht, man muß es prüfen, ob es richtig ist. Dasselbe sagt Kirchhoff mutatis mutandis. Denn „verschiedene Theile der homerischen Gedichte können recht gut verschieden entstanden sein" (bei Friedländer S. X). Ich will aber nicht mit dem zurückhalten was ich sonst noch über das Verhältniß der beiden Männer zu einander denke.

Ich muß an einen allgemeinen Satz anknüpfen. Mancher wird vielleicht zugestehn, daß es sich wirklich so verhalte, wie ich schon oben angedeutet (anderwärts ausführlich dargelegt) habe, daß Thatsächliches erst durch Verquickung mit allgemeinern Elementen zur Thatsache gestaltet wird; aber er wird das Zugeständniß mit einem „leider!" begleiten. Also, wird er klagen, ist unsere Erkenntniß immer subjectiv, sich der Objectivität nur mehr oder weniger nähernd. Und daraus wird er dann zu

schließen geneigt sein, daß man suchen müsse, Thatsachen zu denken mit so geringer Beimischung von Theoretischem als nur immer möglich. — Das ist ein Irrthum. Es gibt in der ganzen Natur, auch in der organischen, kein Gleichniß für das Verhältniß zwischen dem thatsächlichen und dem theoretischen Momente der Erkenntniß. In der ganzen Natur, wie wir sie nennen, gibt es kein Werden, keine Schöpfung (das wußten schon vorsokratische Philosophen), sondern nur Vermischung und Trennung derselben Atome und (wie unsere Physik hinzufügt) andre Erscheinungsformen einer und derselben Kraft. Im Bereiche des Geistigen allein gibt es Schöpfungen. Wenn ich mich stoße, so sind Theile meines Körpers gequetscht. Was ist da Neues? Eine Veränderung ist eingetreten: Theilchen haben ihre Lage gegen einander verändert, folglich zuweilen die Richtung ihrer Bewegungen, folglich auch zuweilen ihre chemische Verbindung, folglich zuweilen ihre organische Gestalt und Function. Neues kommt nicht hervor. Aber der Stoß schmerzt; der Schmerz ist etwas Neues, ist eine Schöpfung. Nun denke man an einen Händedruck. Er kann so sein, daß er uns beseligt, und auch so, daß wir die Hand von uns stoßen, obwohl er in letzterm Falle so sanft sein kann, als in ersterem; aber in einem Falle geht eine ganz andere Schöpfung vor als im andern. So ist alles Thatsächliche ein bloßer Stoß und Druck; je nach der Bildung unseres Geistes, also je nach dem apriorischen Momente, wird aus dem Thatsächlichen, auf das wir stoßen, eine andre und andre Schöpfung, eine reichere oder ärmere. Und dieser Reichthum oder diese Armuth der Schöpfung, dieses Gold oder dieses Blei hängt von der vorgängigen (apriorischen) Bildung ab. Je mehr Gold sie verwendet, desto mehr Gold kann sie schaffen. Wer bloß Blei verwendet, kann bloß Blei schaffen. Das bloß Thatsächliche ist weder Gold noch Blei. Ja, es ist ein Stück Papier, das seinen Werth erhält, jenachdem es von den apriorischen Momenten beschrieben wird.

Also: zu gehaltvollen Thatsachen gelangen wir nur, wenn wir in das Thatsächliche Gehalt legen; und wir gelangen zu desto gehaltvolleren, je mehr wir hineinlegen können vermöge unserer Bildung.

Nur der Geist schafft, und er schafft wirklich und wahrhaftig. Aber Schaffen ist kein unendliches, kein maßloses, unbegrenztes und willkürliches Thun. Schaffen ist nicht Zaubern und Hexen. Es ist ein Thun nach Gesetz und Maß. Und so ist auch die Schöpfung von Thatsachen in Bezug auf das Verhältniß zwischen Thatsächlichem und Apriorischem an Gesetze gebunden. Wenn wir eine Quantität Wasserstoff haben, so können wir daraus, indem wir eine Verbindung desselben mit Sauerstoff einleiten, Wasser bilden; und zwar, wenn es zehn Maß Wasserstoff sind, werden wir mehr Wasser bilden, wenn wir zwei, drei Maß Sauerstoff zulassen, als wenn wir bloß ein Maß des letztern verwenden. Aber das geht nicht so fort, nicht je mehr Sauerstoff zutritt, desto mehr Wasser; sondern es zeigt sich eine Grenze, ein bestimmtes Maß, nach welchem sich der Wasserstoff verbindet, und nach dessen Ueberschreitung der Sauerstoff sich als überschüssig darstellt. So gibt es auch ein Maß, nach welchem das Thatsächliche, Vorliegende, das Allgemeine aufnimmt. Und, wenn Wasser entstehn soll, so muß zu Wasserstoff Sauerstoff treten, aber nicht Schwefel: so ist auch die Qualität oder der Inhalt des Apriorischen nicht gleichgültig, und zur Schöpfung von Thatsachen gehört, daß zu bestimmtem Thatsächlichen nicht beliebig Apriorisches, sondern ein Bestimmtes in rechter Form hinzutrete.

Es wäre also ein ganz thörichter Wahn, wenn jemand glaubte um so sicherer zu gehn, je weniger, wie man es nennt, Voraussetzungen er macht. Nein, je mehr er solche abweist, um so mehr verarmt er sich. Als wenn derjenige seines Erfolges sicherer wäre, der zu zwei Maß Wasserstoff nur ein Zehntel Sauerstoff bringt! er zieht nur nicht den gleich großen Nutzen aus seinem Besitz, wie der welcher ein ganzes Maß verwendet.

Wie aber wenn es noch gar nicht darauf ankommt, Wasser zu bilden; sondern, wenn wir uns erst überzeugen wollen, was wir vor uns haben? ob das Wasserstoff ist? Oder eigentlich gesprochen: wenn nun das Thatsächliche (προκείμενον) noch gar nicht in der Bestimmtheit vorliegt, daß es als dialektisches Element reizend und anstoßend wirken könnte? wenn es erst als daseiend gesichert und in seiner Erscheinungsform festgestellt (das

ἐστι und das τί dargestellt) werden soll? — Entbehrt kann selbst dann das Apriorische nicht werden. Wer wissen will, ob der luftförmige Körper in einer Glasglocke Kohlenstoff ist oder nicht, muß das physikalische und chemische Verhalten des Kohlenstoffes kennen; wie will er sonst die Prüfung anstellen? Aber seine Aufgabe ist es nicht, aus diesem Stoffe alles zu machen, was sich daraus machen ließe. Lachmann war in der Lage, erst das Thatsächliche in Bezug auf die Ilias feststellen zu müssen. Ihm lag noch das Meiste an dem negativen Ergebniß, was sie nicht sein kann. Daß die Ilias nicht ein Gedicht aus einem Gusse ist, wie sie es sein müßte, wenn sie das Werk eines Dichters wäre: das wollte er gesichert wissen. Darum konnte er mit seiner eigentlichen Ansicht, mit dem Apriorischen, durch welches er das festgestellte Thatsächliche zu appercipiren gedachte, mit seiner Theorie im Hinterhalte bleiben, konnte die entgegenstehende Ansicht so lange gelten lassen, bis er sich damit „lächerlich vorkam" (S. 76). Er war in der Lage des „Anfängers" und durfte sich „erlauben, sich der Rechte eines Anfängers zu bedienen" (S. 21), d. h. eines Bahnbrechers. Er konnte (und Besonnenheit forderte dies zu thun) sich die Aufgabe im beschränktesten Sinne stellen, sich deren leichtere Seite aufsuchen. Wir haben gesehen, wie er die eigentliche Frage von der Entstehung der beiden homerischen Gedichte bei Seite ließ, und darum noch mehr die Frage vom Ursprung und von der Ausbildung der troischen Sagen und von der Entstehung von Liedern über die troischen Begebenheiten ganz außer Acht lassen konnte.

Anders Kirchhoff. Wollte er ein würdiger Nachfolger Lachmanns sein, der alles gelernt hat, was von diesem großen Kritiker zu lernen war, so mußte er über ihn hinausgehn. Und er hat es gethan in Bezug auf Ziel wie Methode. Die „Entstehung", die „Composition der Odyssee" schreibt er als Aufgabe seinem Werke an die Stirn. Mit Lachmanns einfachem Mittel reicht er nicht aus; er hat eine weiter entwickelte Methode, d. h. viel positivere, d. h. mehr hinstellende, Voraussetzungen. Weil sie an sich mehr setzen, mehr enthalten, darum setzen, d. h. schaffen, begründen sie mehr. Und so klar sich

Lachmann über die Beschränktheit seiner Aufgabe und Methode war, so klar bewußt ist sich Kirchhoff des umfassendern Inhalts und der strengern Anforderung der seinigen.

Das Dasein von Widersprüchen und Incongruenzen ist nicht mehr das was er aufsucht, sondern mehr voraussetzt, um es in seine Dialektik zu ziehen. Ein Widerspruch, den er vorfindet, ist und bleibt ein Widerspruch, der weder ausgeglichen werden, noch zu irgend einem Beweise für etwas dienen soll. Er soll nur begriffen, d. h. in seiner Genesis erkannt werden, und dadurch soll sich die Entstehung der homerischen Gedichte von selbst vor unserm Auge bloßlegen. Während Lachmann an Hermann tadelt (bei Friedländer S. VI), „daß er gleich damit anfängt, Schwierigkeiten nicht nur aufzustellen, sondern auch zu lösen, und zwar gleich solche, die in einem großen Stücke des ganzen Werkes liegen": so besteht für Kirchhoff der Gegensatz von „aufstellen" und „lösen" gar nicht mehr. Er will eben gar nicht lösen, sondern erkennen. Er sucht einen Thatbestand (ein τί), welcher in sich selbst den Grund seiner Schwierigkeit (das διότι) trägt. Er ist darum ferner ein ausgesprochener Gegner jenes Verfahrens, welches nur darauf ausgeht, den Zusammenhang herzustellen durch Beseitigung von Interpolationen. „Denn die Annahme einer Interpolation kann erst dann als erwiesen betrachtet werden, wenn eine Veranlassung, die sie hervorrief, überzeugend dargethan ist; ohne diesen Nachweis bleibt sie ein subjectives Meinen, welches vielleicht nicht widerlegt werden, aber auch auf keine Beachtung Anspruch machen kann" (S. 77). „Es streitet wider alle Regeln einer besonnenen und vernünftigen Methode, Interpolationen anzunehmen, für welche eine denkbare Veranlassung nicht nachweisbar ist" (S. 186). Noch entschiedener wird dasselbe S. 201 ausgesprochen, wo für jede Interpolation ein „Zweck" gefordert wird. Und endlich darum beschäftigt er sich vorzugsweise mit „solchen Schwierigkeiten, die in einem großen Stücke des ganzen Werkes liegen". Er sagt ausdrücklich (S. 165): „Es muß für unstatthaft gelten, einzelne Theile auf Grund von Bedenken als Interpolationen zu beseitigen, wie sie mit gleichem Rechte gegen die übrigen Theile, ja das Ganze, geltend gemacht werden könnten. Denn daß

wohl ein einzelnes Stück sich unbeschadet des Zusammenhanges ausheben läßt, das Ganze aber freilich nicht gestrichen werden kann, ohne in den Verlauf und die Entwicklung der Handlung eine Lücke zu bringen, macht zwar äußerlich genommen eine Verschiedenheit der kritischen Behandlung möglich, verleiht aber einer solchen durchaus noch nicht eine innere Berechtigung und den Charakter der Nothwendigkeit, ohne welchen eine jede Athetese lediglich ein Act subjectiv-willkürlichen Beliebens bleibt".

Aus Kirchhoffs eigenem Verfahren erhellt genauer, was er meint. Es handelt sich nämlich darum, daß irgend ein Widerspruch, irgend ein Mißverhältniß nachgewiesen, und sein Ursprung dargelegt werde; dann wird begreiflich, daß eine Vermittlung desselben, eine Ausgleichung durch den Interpolator versucht wird. Daher wird durch Kirchhoffs Annahmen von Interpolationen nicht ein Zusammenhang hergestellt; sondern ein verdeckter Widerspruch wird bloßgelegt, indem die ausgleichende, flickende Interpolation weggeschafft wird (vergl. S. 39—41.)

Nur dadurch ist Kirchhoff über Lachmann hinausgegangen, daß er gerade that, was diesem noch verboten schien. Es läßt sich keine Schwierigkeit aufstellen, die nicht eben zugleich gelöst würde. Dazu sind freilich viel mehr Voraussetzungen nöthig, als Lachmann brauchte. Sowohl die bloß verständige als die thatsächliche Seite von Lachmanns Voraussetzung ist viel bestimmter ins Einzelne ausgebildet. Daher ist auch Kirchhoffs Darstellung eine ganz andre, viel breitere. Lachmann weist auf diesen Punkt und auf jenen Punkt hin und ist darum spitz; Kirchhoff entwickelt Situationen und das Verhältniß des Dichtergeistes zu denselben, er legt dar und beruft sich auf „psychologische" Gesetzlichkeit. Er kann nicht erst eine andre Ansicht gelten lassen und erst spät, fast wider Willen, endlich mit der seinigen hervorbrechen; sondern umgekehrt hat er zuerst seine Ansicht von der Composition der Odyssee kurz und entschieden ausgesprochen und vor Augen gestellt, und führt nun den Leser zum bezeichneten Ziele anf dem Wege, auf dem er selbst dazu gelangt war.

Ob dieselbe Methode auf die Ilias anwendbar sein wird? Das kann nur der Versuch lehren. Und ich kann mich nicht

enthalten, hier an Kirchhoff die dringende Bitte zu richten, den Versuch zu machen, und ich muß dann auch, „da Untersuchungen dieser Art sich nicht auf Verlangen zu jeder Zeit führen lassen, sondern nur in den besten Stunden" (Lachmann S. 29) ihm viel solcher besten Stunden wünschen.

Die Verschiedenheit des Verfahrens bei Lachmann und Kirchhoff hängt klärlich aufs engste zusammen mit den verschiedenen Ansichten von der Entstehungsweise der betrachteten Gedichte, wie natürlich der Weg je nach dem Ziele, welches in Wahrheit zugleich auch der Ausgangspunkt ist, verschieden sein muß. Beide Männer berühren sich zwar in dem Object ihrer Betrachtung gar nicht, und insofern gerathen sie nicht in Streit. Indessen hat Lachmann doch fallen lassen, daß er einstweilen vermuthe, es werde sich mit der Odyssee wohl eben so verhalten, wie mit der Ilias. Er spricht (S. VIII) von „den Liedern über den Zorn und Odysseus Heimkehr"; und Od. α 11 ist ihm der Anfang eines Liedes (S. 2). Kirchhoff dagegen spricht wiederholt gegen die Annahme einzelner Lieder. Er thut dies an mehreren Stellen; meist gibt er einen besondern Grund an; bei Gelegenheit der Nekyia aber sagt er (S. 91): „Ich kann hier nicht auseinandersetzen, aus welchen Gründen der Gedanke an ein sogenanntes Volkslied fern zu halten ist". So kann man nicht wissen, ob diese Gründe vielleicht auch in Bezug auf die Ilias ihre Geltung haben würden. Und so bemerke ich denn nur (um diese Betrachtung über das Verhältniß zwischen Lachmann und Kirchhoff abzuschließen), daß für Lachmann der Gedanke Kirchhoffs über die Odyssee kein so fernliegender und unmöglicher wäre, daß er ihn, ohne seine Theorie über das Epos umzustoßen, gar nicht zulassen könnte. Lachmann gibt gern zu (S. 84) „daß der Dichter des großen sechszehnten Liedes (Il. Σ bis X) in diesem mehrere ältere vereinigt hat ...; aber der Dichter hat den ältern Liedern in der Ueberarbeitung so sehr seine eigne Farbe gegeben, daß niemand gern an die Scheidung gehn wird, der, wie ich, darauf aus ist ausgefundene Thatsachen hinzustellen ...., aber so wenig als möglich Vermuthungen, denen man eben so wahrscheinliche entgegen setzen dürfte" (S. 84). Dieses Lied aber ist eine „Fortsetzung der

Patroklie, aber nicht von demselben Dichter" (S. 77). So könnte sich denn Lachmann sehr wohl mit dem Gedanken befreunden, daß es eine „ältere Redaction" der Odyssee gegeben habe, aus einem ersten und zweiten Theile bestehend, die sich zu einander verhielten wie die Patroklie (Il. O 592 — P) und ihre eben bezeichnete Fortsetzung. Und so wäre wohl denkbar, daß auch das weitere Schicksal bei der Ueberarbeitung in beiden Fällen ähnlich gewesen wäre.

Dies alles sei nur gesagt, um zu zeigen, daß wir aus Liebe zu Lachmann kein Vorurtheil gegen Kirchhoff zu hegen brauchen. Und prüfen wir nun ruhig, ob wir uns ihm anschließen können, müssen.

Um wie viel fruchtbarer Kirchhoffs Methode als die Lachmanns ist, das zeigt, denke ich, sehr schlagend gerade die eben gemachte Gegenüberstellung der Patroklie mit ihrer Fortsetzung und des alten Nostos mit der seinigen. Denn für die ganze Arbeit Kirchhoffs, die Ueberarbeitung des letztern nachzuweisen, giebt auf Lachmanns Seite nichts. So ist klar, daß Kirchhoff weiter gelangt ist, weil er mehr Voraussetzungen hat. Und nun füge ich hinzu: er wäre noch weiter gedrungen, wenn er noch reichhaltigere Mittel angewandt hätte.

Der Leser hat es vielleicht schon an unserer Angabe des Inhalts der Kirchhoffschen Abhandlungen bemerkt, daß sich diese nur um die Hauptpunkte der Ueberarbeitung bewegen. Die Frage aber, warum die ältere Redaction in einen alten Nostos und eine Fortsetzung gespalten wird, bleibt eigentlich ganz unbesprochen. Wie dies vor zehn Jahren eben nur als Behauptung hingestellt wurde, so hören wir auch jetzt (S. 70) nur: Ob der Dichter des Nostos in seinen Plan „zugleich die Darstellung der Rache an den Freiern oder gar der Abenteuer des Telemachos hineingezogen hat, ist eine Frage, welche ich entschieden verneine, auf die ich indessen hier nicht eingehen kann." Sollte die Frage von der „Composition der Odyssee" und nicht bloß die von der Ueberarbeitung derselben beantwortet werden, so mußte wohl auf jenen Punkt eingegangen werden.

Kirchhoff hat dies offenbar deswegen nicht gethan, weil er wohl meint, daß „wir damit auf einem Punkte angelangt sind,

wo das Gebiet subjectiven, durch Vorurtheile, individuelle Anschauungen, Antipathien und Sympathien bedingten Meinens und Wähnens beginnt, auf welches ich die Untersuchung nicht gern hinüberspielen möchte" (S. 207). Somit bezeichnet er selbst was er über die ältere Redaction sagt als seine bloß subjective Meinung. Wir aber können uns die Aufgabe stellen, diese subjective Meinung entweder objectiv zu unterstützen, auch wohl objectiv zu widerlegen, oder sie als unserer Subjectivität zusagend, auch vielleicht widersprechend, darzuthun. Was von diesem im Folgenden meinerseits geschehen wird, mag sich der Leser schließlich selbst sagen.

Der alte Nostos soll ursprünglich ohne die Fortsetzung (die Rache an den Freiern und die Wiedererkennung) ein selbständiges Gedicht gewesen sein, aber nicht etwa „ein episches Volkslied im gewöhnlichen Sinne des Wortes", sondern ein Kunstwerk. Meint nun Kirchhoff, solch ein Kunstwerk könne auch wohl ein episches Volkslied heißen und sein, nur nicht eins „im gewöhnlichen Sinne"? Aber welches ist denn der gewöhnliche Sinn? Wenn sich Kirchhoff hierüber erklärt hätte, so wäre viel gewonnen gewesen. Hierbei wären sehr umfangreiche Voraussetzungen, die jetzt ganz dunkel und fruchtlos bleiben, so aufgehellt worden, daß sie die Ergebnisse objectiv bereichert hätten. Auch die Nekyia soll nicht ein „sogenanntes Volkslied" sein. Was ist ein sogenanntes? Wenn man solche Kategorieen unbestimmt läßt, so ist es freilich nicht möglich, seine subjective Ansicht objectiv zu machen. Er fährt in Bezug auf den Dichter des alten Nostos fort: „Dabei verräth er, obwohl unzweifelhaft auf dem Grunde volksthümlicher Ueberlieferung stehend, doch völlige Unabhängigkeit in der Form von irgend welcher bestimmt ausgeprägten Gestaltung etwa eines älteren Volksliedes oder mehrerer". Woher weiß das Kirchhoff? Was weiß er denn von jenen Volksliedern, die älter sind als jener Nostos? Warum soll dieser von jenen so ganz unabhängig sein?

Auch Lachmann hat sich hier übel berathen; aber er gibt uns einen Anhaltspunkt zur Prüfung. Er sagte, was er ein episches Lied nenne, sei „ein Volkslied"; aber das sollte nicht so gemeint sein, als wolle er „die seit mehreren Jahren in Schwang

gekommenen wunderlichen Vorstellungen von Volksliedern und ihrer Entstehung theilen, über die A. W. Schlegel neulich klar und scharf gesprochen hat" (Die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth S. 5. 89). Schlegels Geist ist klar und scharf; aber ein Federmesser, um Urgestein zu spalten! – Ich wüßte nicht, worauf Lachmann anspielt, wenn nicht auf Schlegels Kritik der „Altdeutschen Wälder" der Gebr. Grimm. (Vergl. A. W. Schlegel's sämmtliche Werke XII. S. 385 ff.) Was Schlegel dort über Sage und Heldendichtung sagt, mag heute noch Manchem sehr gut dünken. Ich finde es einerseits eben so veraltet, wie die Ansicht der Grimm's, die er bekämpft; andrerseits aber weise ich darauf hin, wie fruchtbar die bekämpfte Ansicht sich erwiesen hat und wie hemmend die Schlegelsche war *).

Kunstpoesie und Volkspoesie — Schreiben und Nicht-Schreiben: hierüber Klarheit ist die erste nothwendige Voraussetzung für die Beurtheilung jeder epischen Poesie. Wie wenig versteht Friedländer davon, wenn er meint (S. 20), die Armen und Gemeinen haben sich von der Züchtigung des Thersites singen lassen, die Reichen und Vornehmen von dem Palast und den Gärten des Alkinoos! Es handelt sich hier um geschichtlich verschiedene Zustände des Bewußtseins. Ich kann aber nur auf das verweisen, was ich hierüber schon früher bemerkt habe in dem Aufsatze: „Der Durchbruch der subjectiven Persönlichkeit bei den Griechen" (diese Zeitschr. II. S. 279—342) und in der Abhandlung: „Philologie, Geschichte und Psychologie" S. 33—47.

Hieraus ergibt sich denn zweitens die richtige Vorstellung von dem Wesen der epischen Volkslieder. In Bezug auf diese verweise ich auf meinen Aufsatz „Ueber das Epos" (d. Zeitschr. V. S. 1 ff.). Nach dem was dort über die Volks-Epik überhaupt und über die höchste Form derselben insbesondere bemerkt ist, folgt dann auch, wie wenig das zutrifft, was Kirchhoff gegen die Annahme von Volksliedern bemerkt. Zuerst zeigt sich, daß

*) Scharf, aber gerecht ist Schlegel beurtheilt von Scherer (Jacob Grimm S. 78 f.).

es falsch ist, wenn er meint, die Epopöe solle nach dieser Theorie weiter nichts sein, als „eine Sammlung ursprünglich selbständiger Lieder verschiedener Zeiten und Verfasser, welche mechanisch auf einen chronologischen Faden gereihet wären." Alle die von mir unterstrichenen Epitheta würden passen, wenn es sich um die agglutinirende Epik handelte; sie sind aber völlig unrichtig, wenn es sich um die organische Epik handelt, in welcher die homerischen Gedichte standen. Hier ist der Ort auf Kirchhoffs sechste und siebente Abhandlung einzugehn.

Die erstere beginnt (S. 135): „Das Hauptmotiv der Handlung im zweiten Theil unserer Odyssee, welche die Abenteuer des Helden auf Ithaka befaßt, ist bekanntlich, daß Odysseus in unansehnlichem Aufzuge, allein, gealtert und deshalb für Freund und Feind unkenntlich in die Heimath zurückgekehrt sich mit schlauer Benutzung dieser an sich so ungünstigen Umstände in der Verkleidung eines Bettlers seinen Feinden, den Freiern, nähert und die Rache an ihnen vorbereitet und durchführt. Dieses Motiv wird im 13. Buche des Epos in der Weise eingeleitet, daß die Schutzgöttin des Helden, Athene, durch übernatürliche Einwirkung das Aussehen des kräftigen Mannes in das eines gebrechlichen Greises verwandelt und den so Verwandelten mit der Rüstung eines Bettlers ausstattet"; V. 427 bis 436:

Also redet' Athen', und berührt' ihn sanft mit dem Stabe.
Plötzlich schrumpft' ihm das Fleisch um die leicht gebogenen Glieder,
Auch sein bräunliches Haar auf dem Haupte verschwand; und gewelkt war
Rings um alle Gelenke die Haut des veralteten Greises;
Blöd' auch wurden die Augen, die vormals strahlten vor Anmuth;
Statt der Gewand' umhüllt' ihn ein häßlicher Kittel und Leibrock,
Beide zerlumpt und schmutzig, von häßlichem Rauche besudelt;
Auch ein großes Fell des hurtigen Hirsches bedeckt ihn,

Kahl von Haar. Und sie reicht ihm den Stab und den garstigen Ranzen,
Häufig geflickt ringsum, und daran ein geflochtenes Tragband.

Kirchhoff bemerkt mit Recht, daß nach dieser Stelle Odysseus Gewand und Aussehn nur zeitweilig annimmt, bis nämlich der Zweck erreicht sein wird, auf den diese Verkappung berechnet ist. Dies ist aber eine reflectirte und späte Vorstellung, der eine ältere und weit natürlichere gegenübersteht, und die sich auch noch in unserer Odyssee weiterhin verräth. Denn wie wird später Odysseus von den Seinen erkannt? Von Telemachos im 16. Buche V. 172 ff. dadurch, daß ihn Athene wieder mit dem Stabe berührt und ihm dadurch seine natürliche Gestalt und eigene Kleidung wiedergibt, ganz in Uebereinstimmung mit den citirten Versen. Der Leser erinnert sich aber augenblicklich, daß die Erkennung durch die alte Pflegerin Eurykleia und durch die Penelope selbst durch ganz andre Zeichen bewirkt werden; jene erkennt ihn an einer Narbe, dieser beglaubigt er sich durch das Wissen um ein Geheimniß, das nur den beiden Gatten bekannt war. Diese Züge setzen voraus, daß die Unkenntlichkeit des Odysseus die natürliche und unvermeidliche Folge zunehmenden Alters und der Mühsal einer langjährigen Irrfahrt war. Dann bedurfte er einerseits, um unerkannt auftreten zu können, nicht der Zauberei der Göttin, konnte aber auch andrerseits von der Unkenntlichkeit gar nicht befreit werden und bedurfte besonderer Zeichen, um sich als den zu beglaubigen, der er war.

Wir haben also hier zwei verschiedene, einander ausschließende Auffassungsweisen einer und derselben Thatsache. Hier zeigt sich nun Kirchhoffs Methode. Nachdem er den Sachverhalt dargelegt hat, sucht er ihn für die Geschichte des Gedichts zu verwerthen. Wer jene beiden Züge mit einander vereinigte, so reflectirt er, der muß ihren Widerspruch gegen einander nicht bemerkt haben, „was psychologisch nur dann erklärlich ist, wenn wir annehmen, daß dem Vereiniger entweder beide Motive oder zum mindesten eins von ihnen fremd, d. h. nicht von ihm selbst erfunden oder erdacht waren. Denn mit seiner

eigenen Vorstellung geräth bei so einfach liegenden Verhältnissen nicht leicht jemand in Widerspruch; wohl aber ist es möglich, daß eine fremde Vorstellung so mangelhaft oder oberflächlich verstanden wird, daß der Widerspruch, in dem sie zu der eigenen oder einer andern fremden steht, nicht empfunden wird und dann als äußerlich vereinbar erscheint, was, richtig aufgefaßt und verstanden, neben einander nicht würde bestehen können" (S. 137 f.).

Nun geht Kirchhoffs Nachdenken so weiter. Daß Odysseus nach zwanzigjähriger Abwesenheit und vielem Mühsal unkenntlich nach Hause kommt, ist ganz natürlich und einfach. „Das Einfache und Natürliche ist aber allemal das verhältnißmäßig Aeltere und Ursprünglichere" (S. 138). „Die andere Vorstellung dagegen, nach welcher Odysseus erst durch die wunderbare Einwirkung der Göttin für einige Zeit zu dem gemacht wird, was er nur zu sein **scheint**, ist das Erzeugniß eines weit complicirtern, mit Bewußtsein reflectirenden Denkens, welches nicht so einfache Elemente zu seiner Voraussetzung hat. Die Erfindung beruht hier nicht auf dem Grunde einer einfachen, sondern zweier gegebener oder gesetzter, oder mit einander in Widerstreit befindlicher Thatsachen, und ist das Erzeugniß der Absicht diesen Widerstreit zu lösen und durch Aufhebung desselben die beiden Thatsachen mit einander vereinbar zu machen, also das Product einer bewußten Reflexion" (das.). Nämlich, meint Kirchhoff, es habe der Widerspruch vorgelegen, daß im ersten Theile der Dichtung Odysseus durchweg trotz alles Kummers und aller Leiden im Glanze strahlender Heldenschönheit gedacht werde, als der Gegenstand heißer Liebessehnsucht selbst göttlicher Wesen. So kommt er von den Phäaken nach Ithaka. Im zweiten Theil aber ist er Greis und Bettler. Diesen Widerspruch soll Athenes Zauberstab vermitteln. Nun könnte man zur Annahme geneigt sein, „jene Verwandlungsscene im 13. Buche bilde den Bestandtheil eines von denjenigen ganz verschiedenen und ursprünglich gesonderten Liedes, welchen die von einer anderen Auffassungsweise des Sachverhaltes beherrschten Stellen der folgenden Bücher angehören"; solche Annahme aber, sagt Kirchhoff, ist mit einem richtigen Verständniß des Wesens jener Scene

unvereinbar; denn diese Scene „kann nie Bestandtheil eines selbständigen Liedes gewesen sein". Und warum nicht? Die Erfindung dieser Verwandlung ist ja „das Erzeugniß einer auf Vermittlung gerichteten Absicht und ohne das Vorhandensein der zu vermittelnden Gegensätze darum ganz undenkbar". Es muß also, schließt Kirchhoff, als jene vermittelnde Partie gedichtet wurde, der erste Theil der Odyssee vorgelegen haben, der zweite mindestens in der Vorstellung entworfen gewesen sein, wozu das Bestreben kam, aus getrennten Elementen ein Ganzes von größerm Umfange herzustellen. Also der Dichter des zweiten Theils hat seine Fortsetzung des ersten nicht selbständig, sondern auf Grundlage älterer Dichtungen ausgeführt, die er „wörtlich benutzt" (S. 154) hat, und hat dabei nicht gesehen, daß die Scene, die er erfunden hat, um einen Widerspruch zwischen dem ersten Theil und den ältern Darstellungen des Auftretens des Odysseus in Ithaka auszugleichen, mit diesen ältern Dichtungen in Widerspruch steht. Nun kommt endlich der Ueberarbeiter, um das Verhältniß noch mehr zu verdunkeln. Ihm nämlich gehört die Episode von ψ 111—176.

Doch den Ueberarbeiter lassen wir bei Seite. Wir bleiben bei jenem Dichter-Ordner. Er muß nach Kirchhoffs Ansicht ein schlechter Dichter gewesen sein. „Wie unselbständig und mechanisch diese Benutzung (älterer Dichtungen) gewesen sein muß, ersieht man aus dem Umstande, daß für die Beseitigung des schreienden Widerspruchs, in dem die Voraussetzungen der benutzten ältern Darstellung sich mit dem aus Reflexion hervorgegangenen Motive des Ordners befanden, schlechterdings gar nichts gethan worden ist; der Ordner hat sogar vollständig vergessen, das Geringste zu thun, was von ihm erwartet werden konnte und wovon man kaum glauben mag, daß es übersehn werden mochte, nämlich die von ihm selbst arrangirte Verwandlung des Odysseus wieder aufzuheben" (S. 154). Aber wenn man dies „kaum glauben mag", so macht Kirchhoff dem Dichter-Ordner einen Vorwurf, den man eben kaum glauben mag, auch wenn man ein „vorurtheilsloser Beurtheiler" ist.

Wie? jemand, der bemerkt, daß zwischen zwei Gedichten, die er vereinigen will, ein Widerspruch besteht, will diesen auf-

heben durch eine Erfindung, die nicht etwa überhaupt oder irgend wo nicht zu dem einen Gedichte paßt, sondern die gerade dem Punkte widerstreitet, durch welchen es im Widerspruch mit dem andern Gedichte steht! Wirklich kaum glaublich! Er hält (S. 142) die Verwandlungsscene, die er erfunden hat, so fest, daß er, wenn sich Odysseus dem Telemach zu erkennen geben soll, den Zauber durch die Göttin aufheben läßt (16, 162); und sobald die Erkennung erfolgt ist, erfolgt wieder die Verwandlung (16, 456). Und er sollte nun vergessen haben, wie auch später die angezauberte Gestalt für immer wieder abgelegt werden mußte? Kaum glaublich.

Und das soll man dennoch glauben, weil — Kirchhoff eine wunderliche Vorstellung von einem „selbständigen epischen Volksliede" hat. Ich will davon absehen, daß nach meiner Darlegung solch ein episches Lied nichts weniger als „selbständig" ist: auch Lachmann hat ausdrücklich erklärt, daß sich diese Lieder auf einander beziehen. Nun frage ich: wäre wohl folgendes so unglaublich? so unglaublich, wie Kirchhoffs Dichter-Ordner? Ein Volksdichter wollte das erste Auftreten des Odysseus nach der Landung auf Ithaka singen. Solch ein Dichter mußte doch den ganzen Verlauf der Odysseus-Sage kennen, und er kannte gewiß mehrere Lieder, die sich auf seine Irrfahrten und auf seine Rache bezogen. Mußte er nun wohl, wie Kirchhoff für unerläßlich hält, mit bewußter Reflexion den Widerspruch aufsuchen, daß Odysseus dort jung und kräftig und reich, hier greisen- und bettelhaft erscheint? Konnte sich ihm dieser Widerspruch nicht aufdrängen? Konnte er nicht, als wäre es selbstverständlich, auf einen Gedanken kommen, der diesen Widerspruch aufhob oder aufzuheben schien? Konnte nicht er, oder auch ein Anderer, der diesen Gedanken aufnahm, noch einige andre Lieder dichten, in denen immer dieselbe Voraussetzung gemacht wird? Ist es so schwer, anzunehmen, daß dieser Dichter dabei gar nicht an die Erkennungsscenen dachte, also den Widerspruch gegen dieselben nicht bemerkte? Kirchhoff irrt sehr, wenn er meint, Widersprüche erkennen und vermitteln wollen, setze immer klare Reflexion und bewußtes Streben voraus. In den ältesten Sagen sind Züge nachweisbar, die nur dazu erfunden sind,

Widersprüche oder Incongruenzen zu beseitigen. So unmittelbar sich die Widersprüche als solche aufdrängen, eben so unmittelbar bietet sich die Ausgleichung dar, die aber hundert neue Widersprüche erzeugt.

Die siebente Abhandlung schließt sich sowohl ihrer Absicht nach als auch in Bezug auf die Stelle, an welche sie anknüpft, an die sechste. Odysseus und Telemachos berathen in der Hütte des Sauhirten Eumäos, was zu thun sei.

„Nachdem Telemachos mit dem Gedanken vertraut gemacht worden, an der Seite des Vaters allein den Freiern im Kampfe entgegenzutreten, ertheilt ihm Odysseus (16, 270—307) Anweisungen, wie er sich zu verhalten habe. Gegen diese ganze Stelle würde kaum etwas einzuwenden sein, wenn nicht V. 286—294 wörtlich mit 19, 5—13 übereinstimmte, wo abermals Odysseus dem Telemachos sagt, was nun, da es an die Ausführung geht, zu thun sei, nämlich die Waffen aus dem Saale zu schaffen. Mit Aristarch haben viele Kritiker angenommen, daß diese Verse aus dem 19. Buche in das 16. getragen seien und haben, darauf gestützt, weiter behauptet, daß die Verse 281—298 ein späterer Zusatz von fremder Hand seien. Kirchhoff behauptet umgekehrt, daß die gleichlautenden Verse im 16. Buche ursprünglich in das 19. hineingetragen sind. „Beide Stellen stehen nämlich in engster Beziehung zu einander, insofern die Episode im 19. Buche die Ausführung dessen erzählt, was in der Stelle des 16. angeordnet wird. Diese Beziehung ist aber eine vollkommen bewußte“. Denn die beiden Stellen stimmen theils ihrem Inhalte, theils ihrem Wortlaute nach überein, „woraus folgt, daß die eine von der andern direct abhängig ist“ (S. 177). Welche ist nun die ursprüngliche? welche die nachgedichtete? Kirchhoff beweist schlagend aus sprachlichen Gründen, daß nur die Stelle im 16. Buche den treffenden Ausdruck hat, im 19. aber sehr ungeschickte und unbeholfene Abänderungen vorgenommen sind, woraus zugleich folgt, daß nicht der Dichter selber seine Worte im 19. Buche wiederholt hat, sondern daß ihn ein Fremder abgeschmackt und ungeschickt benutzt hat.

Bemerkt muß nun aber noch werden, daß auch Widersprüche zwischen beiden Stellen obwalten, und namentlich folgender.

Eine sehr zweckmäßige, ja nothwendige Maßregel, welche im 16. Buche ausdrücklich verabredet worden ist, nämlich zwei vollständige Rüstungen für Odysseus und Telemachos zurückzubehalten, kommt im 19. Buche gar nicht zur Ausführung. Das kann unmöglich bloß vergessen sein; der Verfasser dieser Episode muß es absichtlich unterdrückt haben. Es läßt sich sogar nachweisen, warum er es gethan hat. Im 22. Buche, wo nun der Kampf mit den Freiern vorgeht, fehlt es Vater und Sohn wirklich an Waffen. Odysseus hat den Bogen mit den Pfeilen; er hat den Antinoos getroffen und auch den mit dem Schwerte anstürmenden Eurymachos. Telemachos stand ihm zur Seite mit einem Schwert und einer Lanze (21, 433). Die entsendet er gegen den Amphinomos, trifft ihn auch, wagt aber nicht, sie wiederzuholen, und nun erst fällt es ihm ein, es sei doch besser gerüstet zu sein (22, 104). So eilt er nach dem Thalamos und holt allein vier Schilde, vier Helme und acht Lanzen für sich, den Vater und den Rinderhirt und den Sauhirt, aber kein Schwert. Diese Darstellung weiß also nichts davon, daß man Waffen zurückbehalten habe.

Diese Darstellung weiß aber auch nichts davon, daß die Waffen sich früher im Saale befunden hätten und heimlich weggeschafft worden wären; sondern der Thalamos erscheint als der gewöhnliche Aufbewahrungsort der Waffen (denn V. 23—25 sind absichtliche Interpolation; eben so V. 141).

Der Verfasser der Episode im 19. Buche hat also trotz der Verabredung in der Stelle des 16. Buches nichts von zurückbehaltenen Waffen gesagt, weil im 22. Buche wirklich Odysseus und Telemachos ohne Rüstung sind. Er hat aber mit dem 16. Buche vorausgesetzt, daß Waffen im Saale sind und hat einige Verse in das 22. Buch eingeschoben, um diese Voraussetzung wirklich sein zu lassen. Er hat also das 16. und das 22. Buch und auch was dazwischen liegt in einer der heutigen ziemlich gleichen Fassung gekannt. Auch läßt sich die ganze Episode 19, 3—52 ausheben, wonach nicht nur der nächste Zusammenhang nicht unterbrochen, sondern hergestellt wird; denn sie stört denselben geradezu, was alles Kirchhoff klar und bestimmt nachweist. Daß sie im letzten Buche V. 165 berück-

sichtigt wird, beweist darum nichts für ihr höheres Alter, weil der Schluß der Odyssee der jüngste Zusatz größeren Umfangs ist. Kirchhoff nimmt an (ohne einen zwingenden Beweis, wie er selbst gesteht S. 205), daß der Dichter des Schlusses eben auch der Dichter jener Episode ist.

Und nun endlich kommt Kirchhoff (S. 206 ff.) auf die Frage: Da der Dichter von 19, 3—52 offenbar den Zusammenhang der Bücher 16—22 ganz so vor sich hatte, wie wir ihn heute haben: hat er ihn als einen bereits überlieferten vorgefunden, oder hat er ihn selbst erst geschaffen? „Diese Frage, welche für die Erkenntniß der Entstehungsweise des Epos von entscheidender Wichtigkeit ist, wird uns nahe gelegt durch den Umstand, daß die Elemente des Zusammenhanges, welchen 19, 3—52 voraussetzen, nach Ausscheidung dieser Episode in einen unlösbaren Widerspruch zu einander gerathen, einen Widerspruch, den zu beseitigen eben jene Verse eingeschoben worden sind. Es erscheint unerklärlich, zu welchem Zwecke im 16. Buche Maßregeln vorgeschrieben werden konnten, welche nach der Darstellung im 22. nicht zur Ausführung gekommen sind; und man ist deshalb zu der Annahme genöthigt, die bei der Voraussetzung einheitlicher Composition von 16—22 unausweichlich ist, daß der Dichter ein mit Ueberlegung und Bewußtsein eingeführtes Motiv im Verlaufe der Darstellung rein vergessen habe. Und doch erscheint eine solche Annahme psychologisch unstatthaft." Gewiß unstatthaft, so unstatthaft wie die Annahme, daß der Dichter der Verwandlungsscene diese schließlich solle vergessen haben. Kirchhoff fährt fort: „Dadurch werden wir auf die Erwägung einer andern Möglichkeit hingewiesen, welche den Thatbestand erklären würde, ohne ein psychologisches Räthsel übrig zu lassen. Man braucht nur anzunehmen, daß der jetzt vorliegende Zusammenhang ein künstlich gemachter ist, daß Buch 16 und 22 ursprünglich selbständige und von einander unabhängige Lieder waren. In diesem Falle würde der bezeichnete Widerspruch gar nichts Auffallendes haben, damit aber zugleich der Vermuthung Raum gegeben werden, daß der Vrf. von 19, 3—52, welcher diesen Widerspruch zu heben sich gerade zur Aufgabe gemacht hat, zugleich derjenige gewesen sei, welcher 16 und 22

zuerst in Verbindung brachte und dadurch den Widerspruch erst hervorrief, den in irgend einer Weise zu heben nun unumgänglich wurde".

„So steht, wie gesagt, die Sache; die Frage ist offenbar dringlich. Ich verzichte indessen darauf sie hier zu entscheiden, weil wir damit auf einem Punkte angelangt sind, wo das Gebiet subjectiven u. s. w. Meinens und Wähnens beginnt", u. s. w.

Aber Kirchhoffs Meinung ist (S. 209): „Die Scene in 16 ist freie Dichtung des Verfassers dieses letzten Theiles des Epos, die Erzählung in 22 dagegen beruht im Wesentlichen auf der Darstellung eines ältern Liedes, das aber in seiner ursprünglichen Gestalt herstellen zu wollen ein vergebliches Unterfangen sein würde. Der Verfasser der Episode τ 3—52 aber ist mit Nichten der Urheber des jetzigen Zusammenhanges, sondern hat denselben bereits überliefert vorgefunden". Der erste Theil dieser Meinung enthält eine Annahme, die, wenn ich sie auch nicht als „psychologisch unstatthaft" verurtheilen möchte, doch wohl von Niemand Zustimmung verlangen oder auch nur erwarten darf. Ein Dichter, der zu einer Handlung, die ihm fertig vorliegt, eine vorbereitende Scene dichtet, wird sich schwerlich in einen solchen Widerspruch gegen jene setzen. Er müßte denselben doch eher als der Ueberarbeiter, der τ 3—52 eingeschoben hat, bemerkt haben.

Die andere Annahme aber, die man „nur" zu machen braucht, und das Räthsel ist gelöst, will Kirchhoff darum nicht gelten lassen, weil (S. 208) „das Stück in 16 seinem ganzen Charakter nach zu urtheilen unmöglich je den Bestandtheil eines einzelnen Liedes ausgemacht haben kann, sondern von vornherein auf einen größern Zusammenhang angelegt erscheint, welcher die Schlußkatastrophe des Ganzen in sich befaßte". Sind denn aber nicht alle Lieder, so selbständig und einzeln sie sich auch Lachmann dachte (was ich nicht thue) doch auch nach ihm sämmtlich „auf einen größern Zusammenhang angelegt"? Nennt er sie nicht „sich auf einander beziehend und der Zusammenfügung fähig"? Also die Beziehung von 16 auf einen großen Zusammenhang schließt nicht aus, daß es ein Lied war

oder Bruchstück eines solchen ist. Aber nicht auf unser 22 bezog es sich, sondern auf ein Lied, das den Kampf mit den Freiern anders besang, als 22 geschieht, nämlich in Uebereinstimmung mit 16. Diese andere Darstellung des Kampfes ist verloren gegangen. — Ich frage (ich kann mich aber freilich mit dieser Frage streng genommen nur an solche Leser wenden, welche meine Anschauung von der organischen Epik theilen) ich frage: was ist hieran schwierig?

Kommen wir aber auch auf die Episode 19, 3—52 zurück. Nach dem was Kirchhoff über diese Stelle im Verhältniß zu 16, 284 ff. bemerkt hat, kann Niemand mehr behaupten, letztere sei aus jener entstanden. Unbegreiflich aber ist mir, wie Kirchhoff folgenden Umstand übersehen konnte. Im 16. Buche konnte oder mußte befürchtet werden, es könne sich treffen, daß die Wegschaffung der Waffen von den Freiern bemerkt würde, und also war es am Platze zu bedenken, wie man sie in diesem Falle durch Vorspiegelungen täusche. Im 19. aber ist die Lage so, daß die Freier gar nicht zugegen sind; denn jeder ist in seine eigene Wohnung gegangen (18, 428). Also vor den Freiern ganz sicher, fordert nun Odysseus den Telemachos auf, die Rüstungen zu beseitigen. Demnach sind aber die täuschenden Reden für die Freier gar nicht anwendbar. Denken wir uns also das Verhältniß der beiden Stellen in 16 und 19 so, daß hier Odysseus auffordert, das zu thun was dort verabredet ist, so können wir mit allem Grund erwarten, hier auch ungefähr oder ganz dieselben Worte wiederzufinden wie dort, aber natürlich nur insoweit überhaupt hier gerade jetzt etwas von dem Mancherlei, was verabredet ist, ausgeführt werden soll. Was aber unter Umständen geschehen sollte, die gar nicht eingetreten sind, was also unterbleibt, dazu kann, wie sehr es auch verabredet sein mag, doch nicht aufgefordert werden. Nun aber zeigt sich bei Vergleichung von 16 und 19 gerade dies, daß neun Verse in 19 wörtlich übereinstimmend mit 16 gesprochen werden, nämlich die Beschwatzung der Freier enthaltend, ganz gegen die Situation. Was aber für die Lage allerdings paßte, nämlich die Aufforderung, die Waffen zu beseitigen, das ist in 16 in zwei Versen ausgedrückt (V. 284. 285):

Wann's in die Seele mir legt die rathende Göttin Athene,
Wink' ich dir mit dem Haupte geheim; und sobald du es wahrnimmst,
284 Dann was irgend im Saale dir hängt von kriegerischer Rüstung,
Trag' empor in den Winkel der obern Kammer verwahrend,
Allzumal.

in 19 dagegen zu einem Verse zusammengepreßt:

Jetzo, Telemachos, gleich die Rüstungen drinnen verwahret
Allzumal.

ὁππότε κεν πολύβουλος ἐνὶ φρεσὶ θήσει Ἀθήνη,
νεύσω μέν τοι ἐγὼ κεφαλῇ, σὺ δ' ἔπειτα νοήσας,
ὅσσα τοι ἐν μεγάροισιν ἀρήια τεύχεα κεῖται
ἐς μυχὸν ὑψηλοῦ θαλάμου καταθεῖναι ἀείρας
πάντα μάλ'.

Dagegen

Τηλέμαχε, χρὴ τεύχε' ἀρήια κατθέμεν εἴσω
πάντα μάλ'.

Wozu diese Verkürzung? Warum schreibt der, welcher die neun folgenden Verse wörtlich abschreibt, nicht auch die zwei vorangehenden wörtlich ab? Und gerade das Nothwendige verkürzt er, das ganz Ueberflüssige läßt er in aller Breite.

Verfolgen wir nun die Episode in 19 weiter, so wird erzählt, wie Telemachos mit seinem Vater wirklich die Rüstungen aus dem Saal in den Thalamos trägt, wobei ihnen Athene voranschreitend mit goldener Lampe leuchtete. Dazu bemerkt Kirchhoff (S. 176), es sei „ein nicht glücklich vom Dichter erfundenes Motiv, daß Athene herbeibemüht wird, um an Stelle einer Magd, wenn auch mit goldener Leuchte und wunderbarer Weise beiden unsichtbar, dem Odysseus und Telemachos zu ihrer nächtlichen Arbeit zu leuchten." Kirchhoff setzt hinzu, daß, wie

schlecht auch diese Erfindung sei, um so schlechter, je weniger sie nothwendig war; denn offenbar glaubten Odysseus und Telemachos keiner Lampe zu bedürfen — so könne er doch „grundsätzlich solche Schwächen nicht als Instanzen anerkennen, aus denen ohne Weiteres die Unechtheit einer Stelle im gewöhnlichen Sinne des Wortes gefolgert werden darf". Jeder Besonnene muß ihm hierin beipflichten. Ich finde es aber grundsätzlich auch ungeeignet, ohne besondere Veranlassung einem Dichter (und ein Dichter war doch der Schöpfer dieser Episode, die für den Gang der Handlung ganz unentbehrlich ist) solch' eine schlechte Erfindung, die er ohne Veranlassung eingeschaltet haben solle, zuzumuthen. Und wie nun gar, wenn sich eine Annahme darböte, welche alle Unangemessenheiten, die Kirchhoff hervorhob, und diejenigen, welche ich hinzufügte, in eben so viele Angemessenheiten verwandelte? und wenn das eine gar nicht ungewöhnliche, fremdartige Annahme wäre? nämlich „nur" die Kleinliedertheorie?

Denken wir uns einen Sänger, der mit dem Dichter von 16 in der Voraussetzung übereinstimmt, daß Waffen im Saale liegen, die von Odysseus und Telemachos weggeschafft werden müssen, und daß dieser Umstand vorher zwischen beiden verabredet ist. Jetzt beim Beginn von 19 ist die geeignete Zeit gekommen, die Räumung auszuführen. Die Bahn ist rein. Die Freier sind fort; die Mägde, welche abräumen wollen, und Penelope, welche den Bettler sprechen will, sind noch nicht da, werden aber bald kommen. Das ist der Augenblick, der benutzt werden muß; aber er ist kurz, und es ist keine Zeit zu versäumen.

Denken wir uns Odysseus den Abgang der Freier gespannt verfolgend. Ihre Tritte verhallen; 19, 3:

„Schnell zu Telemachos nun die geflügelten Worte begann er."

Wer aber etwas Verabredetes schnell auszuführen auffordert, spricht nicht wie damals, als er gemächlich überlegte, was zu thun sei. Also halblaut und kurz, ja abgerissen:

Τηλέμαχε, χρὴ τεύχε' ἀρήια κατθέμεν εἴσω.

Dies scheint mir ein so meisterhafter Zug, wie er durch keinen andern Vers Homers übertroffen wird. Das an sich unbestimmte εἴσω wird durch die Situation bestimmt und ist für dieselbe charakteristisch. Hier wieder die zwei Verse von 16 anwenden mit ihrer epischen Bestimmtheit, wäre eine epische Ungeschicktheit. Und wozu das Subject näher bestimmen? Auch kann ich nicht im entferntesten zugestehn, was Kirchhoff bemerkt (S. 182), „daß die Aufforderung an Telemachos unerwartet plötzlich und unvermittelt erfolgt und daß namentlich jede Motivirung derselben, die, selbst wenn die Stelle in 16 als vorausgegangen gedacht wird, erwartet werden muß, unterlassen worden ist". Die Motive zur Aufforderung sieht Telemachos mit Augen und einem Gran Verstand.

Die folgenden 9 Verse, wie man die Freier täuschen solle, sind wörtlich aus 16 hier eingeschoben und sind geradezu zu streichen. Denn es ist entweder bloße Reminiscenz; oder sie sind deswegen eingeschoben worden, weil sogleich darauf (Vers 18—20) Telemachos wirklich in Uebereinstimmung mit jenen Versen der Verabredung zwar nicht die Freier, die nicht gegenwärtig sind, aber die Pflegerin Eurykleia, die auch noch nichts von der Sache weiß und wissen soll, über die wahre Absicht zu täuschen sucht.

Was aber die leuchtende Athene betrifft, so hat der Sänger sie nicht erfunden, sondern im Volksepos und in der Volkssage vorgefunden; eben so wenig, wie der Dichter es aus sich hat, daß Athene α 320 in Vogelgestalt durch die Luke fliegt, und daß sie χ 240 als Schwalbe auf dem Balken sitzend dem Kampfe mit den Freiern zuschaut. Auf so wunderliche Einfälle kommt kein Mensch; nur in der Entwicklung mythischer Vorstellungen bildet sich dergleichen von selbst durch mannigfache Processe. Kuhn hat schon vor Jahrzehnten gerade auch mit Hinweisung auf unsere Stelle ausgeführt, wie Athene als Lampenträgerin gedacht wurde.

Ich komme zum letzten Punkte, der gegen die Kleinliedertheorie ins Feld geführt wird. Ich knüpfe aber hier wieder an Friedländer an.

Was war das für ein Pochen auf die Odyssee! „Wäre

die Odyssee uns allein erhalten, die Frage nach ihrer Einheit wäre vielleicht nie aufgeworfen worden. Denn eine durchdachte Composition, eine Concentration des Interesses auf einen Haupthelden, der gegenwärtig und abwesend den Mittelpunkt der Handlung bildet, dem alle Ereignisse und Personen des Gedichts subordinirt sind, auf den sich alle beziehen: diese Eigenschaften können auch von dem oberflächlichen Leser der Odyssee nicht übersehen werden", sagt Friedländer (S. 23). „Auch von dem oberflächlichen Leser"! Wie aber der tiefer eindringende Leser? Vielleicht schwinden sie ihm? Ein unerschütterliches Nein ist Friedländers Antwort. Der Widerspruch, daß Telemach, welcher nach Hause eilen zu müssen erklärt, dennoch 28 Tage bei Menelaos verweilt, rührt ihn nicht. (Die schneidende Kritik, welche schon 1841 Immanuel Becker an dem Anfange der Odyssee geübt hat, erschien erst 1853.) „So scheitert jeder Versuch, die Odyssee in selbständige Gedichte abzutheilen" (S. 25) behauptet er. Ob ihn seitdem Köchly eines Bessern belehrt hat? Ob er sich mit Kirchhoff vertragen kann?

Nicht nur das wirft er Lachmann vor, wovon schon die Rede war (S. 17), daß er die Odyssee nicht mit in seine Betrachtung gezogen habe; sondern er fordert (S. 23): „daß die Kritik von den zwei Gedichten, deren Entstehung sie aus ihnen selbst nachweisen will, das leichtere zuerst untersuchen sollte, um dann die Resultate dieser Untersuchung auf das schwerere anzuwenden." Das Falsche dieser Methode ist schon hervorgehoben. Hier frage ich weiter: Ist es denn überhaupt wahr, daß die Odyssee die leichtere Aufgabe bietet? ist es wahr, daß sie „übersichtlicher ist, in ihr die Personen weniger zahlreich, die Ereignisse weniger verwickelt sind"? daß in ihr die feste Einheit, Concentration u. s. w.?

Scheiden wir zwischen Fabel und Composition der Odyssee und fragen zunächst: ist sie oder die Ilias in ihrer Fabel einheitlicher? Hierauf kann ich mit aller Entschiedenheit nur antworten: die Ilias. Offenbar zerfällt die Odyssee in viele einzelne Abenteuer, gerade solche wie die des Herakles. Die Einzigkeit des Helden aber bewirkt keine Einheit des Kunstwerks, wie Aristoteles bemerkt. Es steht mit der Odyssee nicht besser

als mit der Herakleide. Wir könnten zunächst von den Odysseus-Sagen nur eine agglutinirende Epik erwarten, d. h. eine Reihe zusammenhangsloser, nicht zur Vereinigung bestimmter Lieder, wie die vom Cid, von Robin Hood u. s. w. Dagegen mag die Fabel der Ilias, als Achilleis angesehen, immerhin sehr verwickelt sein und mehrere hervorragende Helden haben; gerade die Verwicklung ist Einheit. Hier ist nur eine Gefahr, der auch die Ilias nicht ganz entgangen ist. Achilles ist der Mittelpunkt des Ganzen. Die Sache bringt es mit sich, daß nicht wenig und auch Bedeutendes ganz ohne ihn geschehen muß, während er vom Schauplatze fern ist. Die Hellenen müssen kämpfen und Unglück erdulden in diesen Kämpfen, an denen der Hauptheld nicht Theil nimmt. Dies führt leicht zur Darstellung von unzusammenhängenden Einzelkämpfen, also zur Zersplitterung des Gedichts, in die isolirende Epik.

Also bloß den Stoff angesehn, so ist die Ilias einheitlicher. Aber auch als Gedicht zeigt sie eine wahrere Einheit, als die Odyssee. Denn in dieser zerfällt die Handlung sogleich in zwei ganz heterogene Elemente: Irrfahrt, und Kampf bei der Rückkehr. Ferner aber zerfällt naturgemäß die Irrfahrt in Irrfahrten, in viele zusammenhangslose Abenteuer, die nur durch einen künstlichen Rahmen umfaßt werden; dadurch werden sie wahrlich noch nicht zur Einheit gebracht: so wenig wie die Geschichten im Decamerone des Boccaccio oder der 1001 Nacht eine Einheit bilden. Auch die Irrungen des Telemachos bilden mit denen des Odysseus keine Einheit. Im zweiten Theile laufen die Erkennungsscenen neben dem Kampfe mit den Freiern einher.

Dem eben Bemerkten sollte niemand widersprechen; aber Friedländer und auch, wie sich zeigen wird, Kirchhoff könnten es sich sehr für ihre Ansicht zu Nutze machen. Denn ist die Einheit der Odyssee keine sachliche, sondern bloß eine Umrahmung; liegt sie nicht im Stoffe selbst, sondern bloß in der Gruppirung desselben: so ist sie etwas so ausgesprochen Reflectirtes, daß sie nicht der Volksepik angehören kann, und ist doch zugleich auch etwas so fein Künstlerisches, daß wir sie dem Diaskeuasten nicht so passend zuschreiben können, als einem schöpferischen Dichter. In der That legt Kirchhoff hierauf Ge-

nicht. Er drückt sich eingehender so aus (S. 68 f.): „Daß Odysseus einen Theil seiner Abenteuer selbst erzählt, und daß er ihn gerade bei den Phäaken erzählt, ist ein Zug, der entschieden nicht der Sage als solcher angehört, und den jede poetische Behandlung derselben nothwendig hätte aufnehmen müssen, sondern ist deutlich ein Motiv dichterischer Erfindung, welches dem rein formalen Zwecke der übersichtlichen Gruppirung des Stoffes für die Darstellung dient, und daher als eigenthümliches Erzeugniß einer ganz bestimmten individuellen Ausprägung des durch die Sage überlieferten Stoffes betrachtet werden muß". Er rühmt die Einfachheit und Angemessenheit dieses Motivs, wie auch dessen zweckmäßige Ausführung durch den Erfinder und behauptet (S. 69), „die Planmäßigkeit, welche sich in dieser Anlage und Anordnung des Ganzen verräth, ist so tiefgreifend, daß der Gedanke an die Möglichkeit, als habe auf dem Wege mechanischer Vereinigung ursprünglich selbständiger und nicht zusammengehöriger Theile der Schein einer solchen erst später hervorgerufen werden können, als unzulässig abgewiesen werden muß. Vielmehr setzt das besprochene Motiv einen Plan voraus, der über die Form des epischen Liedes hinausgreifend die Gestaltung eines größern poetischen Ganzen anstrebte und wenigstens die Ereignisse der Zeit von der Abfahrt des Odysseus bis zu seiner Landung auf Ithaka zu umfassen und unter einem einheitlichen Gesichtspunkte zur Darstellung zu bringen beabsichtigte".

Wenn wir nun diese Aeußerung Kirchhoffs, insofern sie die epischen Volkslieder angeht, auf ihr richtiges Maß zurückgeführt haben, so werden wir in der That immer noch zugestehn müssen, daß der Volkssänger, da er nie die sämmtlichen Schicksale oder auch nur Irrfahrten des Odysseus in einem Vortrage umfassen konnte, darum auch gar keine Veranlassung fand, einen Rahmen zu suchen, in den er alle hierher gehörigen Sagen spannen konnte; er konnte niemals in der Lage sein, eine angemessene Vertheilung und Anordnung des gesammten Stoffes erstreben zu müssen. Dieses Bedürfniß konnte sich erst dem Diaskeuasten aufdrängen, der alle Lieder die er von Odysseus fand zu ordnen hatte, oder einem Dichter, der die gesammte Sagenmasse künst-

lerisch bewältigen wollte. Für mich sind beide Annahmen unzulässig. Denn welcher Kykliker hätte soviel Kunstverstand und so viel schöpferische Kraft gehabt, um jenes einheitliche Motiv der Odyssee zu erfinden! Der Diaskeuast aber kann gar nichts schaffen, was er nicht findet; er ist völlig unschöpferisch. Aber auch die Sage schafft keine Einheit. Was bleibt uns also?

Ich habe schon oben erklärt, was uns bleibt (S. 32): nicht die Sage, aber die gesungene Sage. Die Frage ist für uns die: Ist es denkbar, daß der Volksgesang selbst jenes zusammenfassende Motiv so entschieden, wenn auch nicht ausgebildet, doch vorgebildet habe, daß der Diaskeuast gezwungen war, eine vorgezeichnete Anordnung zu wählen und festzuhalten? Diese Frage bejahe ich. Die Einheit der Odyssee, wie die der Ilias und der Nibelungen ist die Schöpfung des singenden Volksgeistes. Von der Macht dieses Geistes muß man die richtige Vorstellung haben.

Alle Sage ist ursprünglich Local-Sage; Verbreitung über ihre Heimath hinaus findet sie nur durch den Gesang. Es gibt aber Sagen, die schon ursprünglich nicht bloß local gewesen sein können, obwohl ihre Elemente einzelnen Orten angehören. Denn dies ist ja gerade ein Beweis dafür, daß sie nie an der Scholle gehaftet haben kann, weil ihr Wesen in einer Vereinigung mehrerer, örtlich verschiedener, Elemente besteht, und ihr Local ein neues ist, welches sie selbständig setzt. Solche Sagen schafft nur der rege Gesang; sie sind Gegenstand der Epik. Es sind Sagen jüngerer Schicht.

Die Sage von Achilleus war ursprünglich so local, wie die von Meleager; ebenso waren es die von Nestor und Agamemnon und Diomedes und beiden Aias und Odysseus. Nur der epische Gesang (wenn auch durch politische Ereignisse und Verhältnisse unterstützt) konnte diese isolirten Heldensagen zusammenbringen zu einer umfassenden Sage, in welcher allen diesen Helden Gelegenheit gegeben war, ihren Charakter zu offenbaren, in welcher sie aber nur Glieder eines Ganzen sind und zwar auf einem Boden, dem sie sämmtlich fremd sind. Die Sage vom troischen Kriege bekundet also eine wunderbare Macht, zerstreute Elemente

zu einer Einheit zusammenzufassen, eine Macht, wie sie nie ein Dichter hatte oder haben kann, auch der größte nicht.*)

Es bleibe dahingestellt, wie viel Ueberzeugungskraft diese Bemerkung für den Leser haben mag, wenn sie als Beweis dafür gelten soll, daß der Volksgesang recht wohl die Einheit der Odyssee habe schaffen können. Ich füge andere Betrachtungen hinzu, welche Fälle betreffen, die dem vorliegenden Falle ähnlicher sind. Ist denn das etwas so Unerhörtes in der Volksdichtung, daß ein Held derselben als Erzähler auftritt? In der Telemachie liegt das Hauptgewicht in den Erzählungen des Nestor und des Menelaos und der Helena. Doch das ist selbst wieder die Odyssee. Nun aber in den Nibelungen. Wenn Siegfried zum ersten Male in Worms auftritt, so kennt ihn niemand, ausgenommen Hagen:

Dem sint kunt diu riche und elliu fremdiu lant.
πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω.

Der kennt ihn, obwohl er ihn nie gesehen, wie Kalypso den Hermes; denn er kennt die staunenswerthen Thaten, die jener schon vollbracht. Und davon erzählt er seinem Könige Günther in vierzehn Strophen. Mag Lachmann immerhin Recht haben, diese Strophen einem andern Dichter zuzuweisen als der das erste Lied von den Nibelungen gedichtet hat: man sieht hier klar, wie nahe es der Volksdichtung lag, einen Helden mitten in seiner Laufbahn vorzuführen und was zuvor geschehen und gethan war gelegentlich erzählen zu lassen. Der Dichter jener Strophen hat von diesem Mittel nur mäßigen Gebrauch gemacht, weil es gar nicht im Plane des Gedichts lag, die Vergangenheit Siegfrieds aufzunehmen. Aber wäre dies der Fall gewesen, der deutsche Sänger hätte vielleicht dasselbe Mittel benutzt, wie der Grieche. — Noch ein Beispiel und zwar aus der Ilias: Λ 671—761. Es ist längst bemerkt, daß wir in diesem Stück ein altes Nestor-Lied haben. Aug. Mommsen hat

---

*) Ich halte es nicht für angemessen, hier den Begriff der Schöpferkraft der Volks-Dichtung psychologisch zu analysiren, und bemerke also nur, daß ich recht wohl weiß, daß ihre Schöpfungen nicht Producte einer einzelnen Kraft sind und mehr Ereignisse oder Wirkungen als Werke.

aber darauf aufmerksam gemacht (Philologus 8, 721—6), daß diese Erzählung, die jetzt aus dem Munde Nestors selbst kommt, also in der ersten Person spricht, ursprünglich in der dritten gedichtet war. Es ist also hier dasselbe geschehen, was wir in der Erzählung des Odysseus finden. Der ganze Unterschied ist nur, daß die Gelegenheit zu solchen Erzählungen der eigenen Erlebnisse nur in der Odyssee günstig war. Aber nicht nur so günstig, wie in jenen andern Fällen ungünstig, war sie, sondern geradezu herausfordernd zu solchem Verfahren.

So oft Odysseus irgend wo freundliche Aufnahme fand, mußte ihm der Sänger die Frage entgegentönen lassen: wer und woher der Männer? So mußte er erzählen dem Aeolos, der Kirke, im Hades, der Kalypso, den Phäaken, endlich seiner Gattin Penelope. Wie natürlich, daß man des ewigen Erzählens und Wiedererzählens, der Umwandlung der dritten Person in die erste Person müde, übereinkam, einen Theil der Abenteuer dem Odysseus selbst in den Mund zu legen. Das konnte aber nur gegen das Ende der Irrfahrten geschehen. Und so füge ich nur noch dies hinzu: nicht Ueberlegung, sondern objective, d. h. theils durch die Sage, theils durch den Gang der Dichtung, theils durch psychische Verhältnisse des Bewußtseins gegebene Mächte bewirkten jene Gestalt der Odyssee, die Verlegung der Erzählung des Odysseus auf die Insel der Phäaken. Von diesen Verhältnissen will ich nur eins hervorheben. Die Erzählung des Odysseus vor den Phäaken war ursprünglich kurz, etwa sechs hundert Verse, wie Kirchhoff nachweist, ja, wie ich vermuthe, ursprünglich noch kürzer. Denn ursprünglich hatte Odysseus nur von den Kikonen, den Lotophagen, den Kyklopen und der Kalypso zn erzählen. Nur das Abenteuer bei den Kyklopen hat für sich Interesse, und ist darum ausgedehnt; denn von jenen sechs hundert Versen kommen fünf hundert auf dieses. Denken wir uns auch dieses ursprünglich kürzer dargestellt, so schrumpft die Erzählung des Odysseus auf einen so geringen Umfang zusammen, daß sie ganz in dieselbe Klasse fällt wie die Hagens von Siegfried.

So scheint mir, es sei durchaus nicht nöthig, den Plan der Odyssee anders entstanden sein zu lassen, als durch die

treibenden Mächte der Volksdichtung. Man muß nur wissen, wie oft etwas was wie das Werk verständiger Ueberlegung und klarer Besonnenheit aussieht, etwas unbewußt Entstandenes ist. Der geistige Mechanismus kann, eben so wohl wie der natürliche, Organismen schaffen.

Um nun diesen Punkt von den Liedern für diesmal zu erledigen, füge ich noch Folgendes hinzu. Die Andeutungen, die uns die Odyssee selbst über den epischen Gesang giebt, sprechen sehr klar für meine Auffassung der Epik. Odysseus sitzt mit den Phäaken zu Mahle. Nachdem es vollendet, erhebt sich der Sänger. Die Muse treibt ihn ἀειδέμεναι κλέα ἀνδρῶν, d. h. aus der Heldenepik zu singen (θ 73), aus der damals gerade berühmten οἴμη. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß letzteres Wort etwas Umfassendes bedeutet, aus welchem gesungen ward. Nun will ich hier mit denen nicht streiten, welche meinen, jene οἴμη deute auf ein größeres Gedicht von der Zerstörung Trojas, ein fertiges Werk des Demodokos. Ich aber meine, daß οἴμη einen epischen Kreis, d. h. einen Kreis möglicher epischer Lieder bezeichnete, vielleicht weil jeder seine besondere Weise hatte. So bilden die Thaten der Helden vor Troja eine οἴμη; die Irrfahrten des Odysseus eine andre οἴμη u. s. w. Aus diesem Kreise heraus wird ein Punkt als Anfangspunkt gewählt (V. 500 ἔνθεν ἑλὼν ὡς κ. τ. λ.), nicht ein Vers eines fertigen Gedichts, sondern ein Ausschnitt eines Sagenkreises, eines Kreises möglicher Gesänge, ein Moment, das der Dichter aus dem Stegreif, von der Muse getrieben, besingt. Hieran schließt sich noch Folgendes.

Wie Lachmann über die beiden Proömien zu Ilias und Odyssee urtheilte, weiß ich nicht bestimmt; das der Odyssee muß er doch wohl für das Werk des Diaskeuasten gehalten haben, da er mit V. 11 ein Lied beginnen läßt. Ueber das der Ilias jedoch könnte er anders geurtheilt haben. Jedenfalls ist jenes wirklich schlecht; und ich begreife nicht, wie Kirchhoff nach Immanuel Beckers bitterer Kritik der weitschweifenden Unbestimmtheit dieses Einganges denselben doch dem Dichter des alten Nostos zuschreiben konnte; nur V. 8. 9. klammert er als „wahrscheinlich spätern Zusatz“ ein. Ist es ihm nicht gewiß, daß die in denselben hervorgehobene Tödtung der Rinder des Helios

auf Thrinakia sich nicht mit der Kyklopen-Sage verträgt? Aber nach dem Grundsatze, den Kirchhoff betreffs der Interpolation sonst festhält, könnte ich mit gleichem (d. h. subjectivem) Rechte, wie er hier zwei Verse streicht, auch noch V. 3. 5—7 streichen, wonach das Ganze so lauten würde:

1 Ἄνδρα μοι ἔννεπε, μοῦσα, πολύτροπον, ὃς μάλα πολλὰ
2 πλάγχθη, ἐπεὶ Τροίης ἱερὸν πτολίεθρον ἔπερσεν.
4 πολλὰ δ' ὅ γ' ἐν πόντῳ πάθεν ἄλγεα ὃν κατὰ θυμόν.
10 τῶν ἁμόθεν γε, θεὰ θύγατερ Διός, εἰπὲ καὶ ἡμῖν.

Hiernach hat das Proömion nichts Wesentliches verloren, also offenbar gewonnen. Und ebenso möchte ich das der Ilias, aus sieben Versen bestehend, durch Streichung von 3—5 auf vier Verse verkürzen. Was nun ersteres betrifft, so kann es in keiner Weise etwa vom Ordner herrühren; denn es bezieht sich nur auf die Irrfahrten und erwähnt die Ereignisse auf Ithaka gar nicht. Und so glaube ich, daß es ursprünglich ein feststehender Eingang für jeden Gesang war, der sich auf die Irrfahrten des Odysseus bezog, und der uns nicht in der glücklichsten Fassung vorliegt. Denn wenn ich sage, daß er feststehend war, so schließt das nicht aus, daß er in seiner wörtlichen Fassung zehnfach variirte.

Ganz merkwürdig aber ist das Wort ἁμόθεν „von irgendwo an". Dieses eine Wort ruft, meine ich, den ganzen Zustand der Epik, wie ich ihn fasse, vor die Seele, gerade wie das oben aus θ 500 erwähnte ἔνθεν ἑλὼν ὡς. Wie wunderlich aber wäre es, wenn jemand alle Abenteuer des Odysseus zu besingen im Begriff, die Muse bäte, anfangen zu wollen, wo es auch sei. So kann doch nur der sprechen, der wirklich nur ein Stück aus der οἴμη der Odyssee singen will. Das Proömion der Odyssee also gilt nicht für eine fertige ganze Odyssee, sondern für die ganze οἴμη, d. h. für jeden Gesang, der innerhalb dieses Kreises liegt.

Der Anfang der Ilias aber war nicht einmal ein Eingang zur οἴμη der Achilleis, geschweige zu einer fertigen Ilias, sondern nur zum ersten Liede, d. h. zum Anfange der οἴμη. Ich will es nicht für unmöglich erklären, daß μῆνις „den Groll des

Achilleus nicht nur in seiner Dauer, sondern auch in seinem Schlusse, der Rache für Patroklos und der Tödtung des Hektor", bezeichnen könnte; aber das Proömion selbst sagt davon nichts. Die μῆνις, welche den Achäern so viel Unheil gebracht, soll die Göttin besingen; und ich sehe nicht die geringste Veranlassung, unter μῆνις etwas Andres und mehr zu verstehn, als dieses Wort *A* 75 bedeutet: Grund des Grolls. Und das ist der Inhalt des ersten Gesanges, welchen die Frage V. 8 einleitet.

Ich wollte zeigen, daß die Ergebnisse um so bestimmter und reichhaltiger werden, ohne an Sicherheit zu verlieren, je gediegener die Voraussetzungen sind. Lachmann mit seinen dürftigsten Voraussetzungen konnte keine litterar-historische Arbeit liefern. Kirchhoffs Fortschritt über Lachmann hinaus ward durch seine reichhaltigeren Voraussetzungen bewirkt. Die Mängel derselben bewirkten die Mängel seiner Ergebnisse. So schien er uns eine unzulängliche Vorstellung von der Volksepik zu haben. Prüfen wir jetzt weiter, wie sich seine Ansicht in die Entwicklung des griechischen Geistes fügt, ob sie nach den Gesetzen des Geistes möglich ist. Kurz wir haben Kirchhoffs litterar-historische Voraussetzungen zu prüfen. Schlimm ist freilich, daß er dieselben nur angedeutet hat.

Der älteste Theil der ganzen Dichtung, sagt Kirchhoff (S. V f.), „der alte Nostos des Odysseus, ist ein ursprünglich Einfaches, das eine weitere Analyse nicht zuläßt. Er bestand, ehe der zweite Theil hinzugedichtet wurde, als ein selbständiges, abgeschlossenes Ganze, ist aber nicht etwa ein episches Volkslied im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern gehört bereits in die Periode der sich bildenden Kunstform der Epopöe. Die Fähigkeit, das überlieferte Material der Sage einheitlich zu gruppiren und poetisch zu gestalten, zeigt sich bereits in hohem Grade entwickelt und kann die Dichtung nach dieser Seite hin als vollendet gelten .... Das Vaterland der Dichtung ist wahrscheinlich die Insel Chios, die Zeit ihrer Entstehung nicht zu bestimmen; nur weisen ausgebildete Kunst der poetischen Darstellung, wie wuchernde Ent-

wicklung der Sagengestaltung auf ein Zeitalter hin, welches den Anfängen der Sagenbildung und -Dichtung jedenfalls schon ziemlich fern gelegen haben muß."

Der zweite Theil, die Fortsetzung des alten Nostos, ist „in späterer Zeit, jedenfalls aber noch vor dem Anfange der Olympiadenrechnung" gedichtet. „Der poetische Werth ist ein viel geringerer; die Schönheiten des Details können nur zum Theil auf des Dichters eigene Rechnung gebracht werden. Er beherrscht den bearbeiteten Stoff nicht" und ist „selbst in der Form abhängig von den Volksliedern", welche die Grundlage seiner Arbeit bilden. „Sein (und vielleicht auch seines Zeitalters) poetisches Gestaltungsvermögen hat offenbar nicht mehr ausgereicht dieses innerlich wenig homogene Aggregat dichterisch zu bewältigen". Deshalb Widersprüche und Unklarheiten. Doch ist es nicht möglich, die benutzten Lieder auszuscheiden und zu reconstruiren.

Die Telemachie als selbständiges Gedicht ist später als die ältere Redaction der Odyssee, aber doch vor dem Anfang der Olympiaden und dem kyklischen Epos entstanden. — Die Dichtung, welche umgearbeitet in den Büchern κ und μ unserer Odyssee vorliegt, „gehört offenbar einer Zeit an, in der die Sagenbildung bereits in der Auflösung begriffen war; denn sie überträgt in willkürlicher Weise die Motive der Argonautensage auf ein völlig fremdes Gebiet (Lästrygonen = Dolionen, Quelle der Artakia; Kirke = Medea; Plankten = Symplegaden) … Auf keinen Fall wird sie viel älter als die ersten Zeiten der Olympiadenrechnung sein".

Hier wird eine Entwicklung der griechischen Literatur und Sage vorausgesetzt, in die ich mich nicht finden kann. Wohin Kirchhoff „die Anfänge der Sagenbildung und -Dichtung" verlegt, ist gleichgültig: der Dichter unseres Nostos muß ihr fern stehn; denn nach Kirchhoff muß ich sagen, er gehöre dem goldenen Zeitalter der Kunstepopöe an. Die Kunst-Epopöe aber beginnt, wie ich meine, mit den Kyklikern und den Olympiaden und ist eine Mißgeburt, bei der von einem goldenen Zeitalter nicht die Rede sein kann. Kirchhoff versteht eben nicht, daß das Kunstepos nicht so künstlerisch ist wie die Naturepik.

Der zweite Theil würde nach Kirchhoff einer ganz andern Stufe poetischer Entwicklung angehören. Zwar auch er gehört in die Kunstepopöe, aber in die Zeit des gänzlichen Verfalls. Es muß viel Zeit zwischen ihm und dem Dichter des alten Nostos liegen. Lebte er in der ersten Hälfte des 9. Jh.s, so müßte die Blütezeit der Kunstepopöe der Griechen im 10. Jh. stattgefunden haben, unser Nostos mindestens im Anfang desselben gedichtet sein.

Die Dichtung endlich, welche in unsern κ und μ enthalten sind, ist um Ol. 20 entstanden, wo die Sage schon in der Auflösung begriffen gewesen sein soll.

Um 600 aber kam jemand und mischte Dichtungen aus vier Jahrhunderten, und so ordnete oder machte er unsere Odyssee. — Das alles ist historisch unmöglich.

Schon einige Male wurde Mythologisches berührt, und ich will schließlich noch zeigen, daß zu den nothwendigen Voraussetzungen für epische Forschungen auch Einsicht in die Mythologie gehört. Das muß im Allgemeinen von selbst einleuchten. Denn der alte epische Sänger stand dem Sagenstoffe, den er bearbeitete, nicht so gegenüber, wie der Dramatiker. Nicht nach individueller Anschauungsweise hat er denselben gestaltet; sondern er trug ihn so in sich, wie er in der Gesammtheit lebte, als eine Macht über seinen Geist.

Die Sage kann kaum älter genannt werden als die Dichtung. Je mehr aber die Dichtung an Festigkeit der Form gewinnt, und je bestimmter die Stellung wird, welche sie im Volksleben einnimmt, um so mehr beschränkt sie sich auf gewisse Sagenkreise. Letztere aber entwickeln sich fortan nur im Gesang. Wenn sie nun auch noch außerhalb des Gesanges fortleben, so entziehen sie sich, wie solche Sagen, die nie in die Dichtung oder in den Cultus, kurz in das höhere Geistesleben, eingetreten sind, der öffentlichen Wirksamkeit. Sie bleiben Local-Sagen von beschränkter Bedeutung für das geistige Leben. Sie verhalten sich zu den gesungenen Sagen, wie Volksdialekte zu

Schriftsprachen. Ist es also richtig, daß sich Sage und Gesang in mit und durch einander entwickeln: so ist die Mythologie aus der Kritik Homers nicht auszuweisen.

Specieller in Bezug auf die Odyssee sind folgende Punkte hervorzuheben. Ich meine:

Man muß wissen, daß die Sage von Odysseus schließlich auf dem Mythos vom Sommergotte beruht, der während des Winters in der Ferne ist und im Frühjahr in die Heimath zurückkehrt. Dieser einfache mythische Zug hat mehrere Gestalten angenommen; eine sehr vielfach variirte ist folgende. Ein König geht in die Verbannung oder zieht in einen fernen Krieg, wo er sieben Jahre (die sieben Wintermonate) verweilt. In seiner Abwesenheit hat sich ein Bösewicht seines Thrones bemächtigt, der auch um sein treues Weib freit. Da kehrt er zurück, verwildert und zerlumpt, als Bettler und Greis. Er überwindet seinen falschen Stellvertreter und gibt sich der Gattin zu erkennen. Diese Sage ist in Deutschland auf Heinrich den Löwen übertragen, der sieben Jahre im Orient verweilte.

Steht dies fest, so ist es wohl undenkbar, daß ein Dichter der die Sage von Odysseus ergreift, darauf kommen könnte, bloß die Abwesenheit, aber nicht die Tödtung der Freier und das Wiedererkennen durch Penelope zu besingen. Das könnte nur ein Dichter in der Zeit der Auflösung der Sage. Solch einer aber war der Urheber des alten Nostos doch nicht. Uebrigens sollte ich meinen, selbst abgesehen von aller Mythologie, konnte man niemals unter Nostos die Landung auf Ithaka mit Ausschluß der Besitznahme von Haus und Gattin verstanden haben. War denn der Nostos des Agamemnon sein Eintritt in Mykene?

In dem einen Punkte, daß der Held zerlumpt, Allen unkennbar zurückkehrt, herrscht große Uebereinstimmung in den Sagen; und so hat Kirchhoff die Unterstützung durch die Sage für seine Ansicht, daß ursprünglich angenommen worden sei, Odysseus sei in Folge seiner Irrfahrten und nicht eines Zaubers auf Ithaka unkenntlich erschienen. In dem andern Punkte aber, nämlich in der Wanderung des Helden, herrscht große Verschiedenheit.

Hier muß man aus der Mythologie wissen, daß es sich ursprünglich um den Aufenthalt des Sommergottes in der winterlichen Unterwelt handelte. Bevor die Sage den Odysseus vor Ilion kämpfen ließ, hatte sie ihn in den Hades geschickt. Und dies ist der wesentlichste Grund, weswegen die Nekyia zu den ältesten Bestandtheilen der Odysse gehören muß — wenn auch nicht in der Gestalt und in der Verbindung, wie wir sie heute haben.

Wie das nun aber so oft in der Mythologie vorkommt, so zeigt es sich auch hier. Derselbe primitive Zug erscheint bei demselben Volke in mehrfacher mythischer Form. Die Insel der Kalypso ist eine Stellvertreterin des Hades. Auf dieser verweilt Odysseus sieben Jahre: dies ist die charakteristische Zahl. Die Insel der Phäaken ist auch ein Ort der Seligen. Und so erklärt sich, wie die Fahrt des Odysseus nun schon mehrfach geworden, sich zu vielen Irrfahrten erweiterte, wie aber die genannten, als die echtesten, d. h. zum Wesen des Helden gehörenden, immer in den Vordergrund traten, die Hauptstationen bildeten.

Hier ist auf die in der Ueberschrift genannte Abhandlung von Gerland einzugehen. Dieser sowohl durch eigene Arbeiten als auch durch Herausgabe der letzten Theile von Waitz' Anthropologie bekannte Gelehrte hat nachgewiesen, daß die Phäaken in der indischen Märchenwelt sich wiederfinden. Sie heißen dort Vidyādharen und „sind, wie ihr Name sagt, Halbgötter mit himmlischer Weisheit, mit Unsterblichkeit, vollendeter Schönheit und Glückseligkeit begabt." Sie haben einen König in ihrer „goldenen Stadt". Kein Sterblicher gelangt in dieselbe, außer durch ein Wunder. Und eben so verläßt er sie nur ohne Besinnung. Ich darf es der Erinnerung der Leser überlassen, was hier von den indischen Phäaken gesagt wird, auf die griechischen zu übertragen. Beiden gehört auch die goldene Stadt, ihre Paläste mit Demantsäulen und Mauern von Gold. Man lese nur die Odyssee nach (7, 83—102). Ich hebe nur heraus die goldenen und die silbernen Hunde, und die goldenen Jünglinge, die Hephästos gebildet (91 f. 100); sie entsprechen den goldenen Figuren, welche dort Kuvera kunstreich verfertigt

hat. Hier und dort beschenken jene Glückseligen sehr reich mit Gold. Ausgezeichnet sind auch ihre Gärten. Die indischen Phäaken fliegen durch die Luft oder fahren in Zauberwagen am Himmel mit Gedankenschnelle; die griechischen reisen in wunderbaren Schiffen. Jene wohnten auf den höchsten Gipfeln des Himalaya; diese sind freilich Inselbewohner, aber vordem wohnten auch sie in Hypereia (6, 4) d. h. im Hochlande.

Bleiben wir zunächst hierbei stehn. Ich halte mich nicht bei dem Beweise auf (den Gerland ausführlich lieferte), daß die Phäaken weder von Indien nach Griechenland, noch von hier dorthin gewandert sind; sondern daß sie hier und dort desselben Geschlechts geboren sind. Ist dies nun außer Zweifel, muß es dann nicht willkürlich heißen, wenn Kirchhoff annimmt, die Beschreibung des goldenen Palastes zwar (η 84—102) gehöre dem alten Nostos an, die der Gärten aber (η 103—131) sei um mindestens zwei Jahrhunderte später gedichtet? Gewiß ist es freilich, daß die Erzählung von Odysseus bei den Phäaken mehrfach bearbeitet war, und daß, wie Friedländer erwiesen hat (im Philologos IV), V. 103—31 einer anderen Darstellung, sagen wir nur immerhin: einem anderen Liede angehört hat, als V. 86—102.

Gerland hat außer der Uebereinstimmung der Phäaken mit den Vidyādharen auch noch in andern Punkten die Verwandtschaft der Odysseus-Sage mit indischen zu so hoher Wahrscheinlichkeit geführt, als man nur wünschen kann. Nur dies bemerke ich noch zum voraus, daß die griechische Sage hier alterthümlicher ist; sie ist eben noch Sage oder in Zusammenhang mit solcher, während sie in Indien zum reinen Märchen herabgesunken ist. — Wie Odysseus zum Aeolos, so gelangt der indische Held zum Fischerkönig, „der nach allen Weltgegenden zu reisen pflegt;" und zwar kommen beide zu demselben zweimal und werden das zweite Mal übel aufgenommen. Die besondern Motive sind abweichend von einander. — Dann mitten auf der See entdeckt der indische Held „den Feigenbaum", unter welchem ein Strudel das Meer in einen unterirdischen Feuerpfuhl hineinzieht." Sein Schiff wird dieser gefährlichen Stelle unaufhaltsam zugetrieben. Er rettet sich, indem er sich beim An-

nahen des Schiffes rasch an einen Zweig des Feigenbaumes klammert. Hier erkennt der Leser leicht den Feigenbaum, unter dem die Charybdis das Meerwasser einschlürft (μ 103 f. 236), und an den sich Odysseus klammert, um dieser zu entgehen (μ 432). Auch der Kirke findet Gerland in Indien ein Gegenbild. Ich will hier auf diese rein mythologischen Untersuchungen nicht eingehn. Ich will nur aussprechen, was der Leser sich selbst würde sagen können, wenn er das über die Odysseus-Sage oben von mir Bemerkte mit dem was Gerland darlegt, vergleicht, daß wir im Wesentlichen übereinstimmen. Hier kommt es mir nur darauf an, zu zeigen, wie Mythenforschung dem Kritiker der Epen unentbehrlich ist.

Und nun ist es mir unbegreiflich, wie Gerland meinen kann, daß die Mythologie den Ergebnissen Kirchhoffs zu Hülfe komme. Einen Punkt, der gegen Kirchhoffs Scheidungen ist, habe ich schon hervorgehoben. Einen andern erwähnt Gerland selbst. Es ist gar nicht daran zu denken, daß Kirke eine absichtliche Nachahmung der Medea wäre. Wenn das aber die Kirke nicht ist, und selbst wenn man zugestehn mag, daß sie der ursprünglichen Gestalt weiter entrückt ist, als Kalypso, muß darum diese der ältesten, jene einer „weit, weit jüngern Dichtung" angehören? Können sie nicht neben einander bestehen, wie neben ihnen auch noch Persephone u. s. w. besteht? Die irrenden Felsen gehörten an den Eingang der Unterwelt (Gerland S. 40) und sind höchstens von der rechten Stelle geirrt, aber nicht aus der Argo-Sage verpflanzt. Die Charybdis ferner gehört zur Reise nach dem Phäakenlande; warum soll sie jung sein? Auch Thrinakia mit den Sonnenrindern und Aeolos sind, wie Gerland selbst erwähnt (S. 51), der Odysseus-Sage schon ursprünglich nicht fremd. So bleiben nur die Lästrygonen als möglicherweise später in Berührung mit Odysseus gebracht. Vielleicht aber ist in Folge der Bekanntschaft mit jener Gegend eben nur der Sitz der Lästrygonen an der Quelle Artakia fixirt; ja das möchte immerhin Einfluß der Argo-Sage sein.

Wenn Gerland selbst bemerkt (S. 17), daß die Uebereinstimmungen griechischer und indischer Erzählungen vorzugsweise

die Abenteuer von κ und μ betrifft, so könnte er daraus schließen, daß es sich mit diesen Gesängen anders verhalte, als mit den vorangehenden; aber er mußte aus solcher Uebereinstimmung schließen, daß gerade diese Gesänge älter als ι sind. Die Sache aber liegt ja ganz anders. Denn die Vergleichung schließt ja den Aufenthalt bei den Phäaken mit ein. Und so meine ich, daß alle jene Sagen, wie sie theils unter sich zusammenhängen, theils Varianten von einander sind, auch ursprünglich zu Odysseus gehören und von jeher in der οἴμη des Odysseus gesungen wurden, zumal gerade diejenigen, welche man verdächtigt hat, durch ihre Uebereinstimmung mit indischen Märchen ihre Ursprünglichkeit bekunden*).

Versuchen wir jetzt, aus dem Vorangehenden ein Ergebniß ziehend, uns ein Gesammturtheil über Kirchhoffs Leistung zu bilden. Zuerst muß der Fortschritt in der Methode unbedingt anerkannt werden, und auch daß Kirchhoff sie meisterhaft übt. So zwingende Beweise wie er für die Interpolationen und Sonderungen beibringt, dürften auf dem ganzen Gebiete dieser Kritik nicht wieder ihres Gleichen finden. Auch seine Darstellung ist klar, leicht und behaglich.

Aber seine Methode reicht nur so weit, die letzten Schicksale der Odyssee zu erkennen. Wegen der Mangelhaftigkeit seiner aprioriſchen Elemente, wegen falscher Auffassung des Wesens der Epik, und folglich der ersten Perioden der Litteraturgeschichte, und wegen Vernachlässigung der Mythologie kann er sich den tiefer greifenden Dingen kaum annähern; und thut er es, so geht er irre.

Der Hauptpunkt seiner Ansicht ist die Scheidung des alten Nostos und einer Fortsetzung; sie ist uns zerronnen. Er hat

*) Vielleicht hat sich Gerland dadurch den Blick getrübt, daß er annahm (S. 19), der Odysseus von Troja sei der ursprüngliche, an den sich jene Fahr-Sagen erst ansetzten. Umgekehrt: der Odysseus der Odyssee ist älter als der von Troja. Dorthin brachte er den Charakter mit, den er sich auf den Irrfahrten erworben hat. Womit nicht gesagt ist, die Odyssee sei älter als die Ilias.

sie, so viel ich sehe, auf zwei Punkte gestützt. Der erste ist der Widerspruch, daß im Nostos Odysseus bei den Phäaken glanzvoll erscheint und reich beschenkt von ihnen heimgesandt wird; wogegen er in der Fortsetzung alt, schmutzig und arm auftritt. Aber dieser Widerspruch ist der Sage unverwischlich aufgeprägt. Die Erscheinung des Helden bei seiner Rückkehr als Bettler ist durchaus primär. Als man aber die winterliche Unterwelt, aus der er heimkehrte, durch ihre Variante, die Insel der seligen Phäaken (Licht-Elben) ersetzte, da war der Widerspruch da. Also nicht der Dichter der Fortsetzung hat ihn geschaffen, sondern gerade der Dichter des Nostos. Genauer ausgedrückt: dadurch daß die Sage denselben Odysseus sowohl zum Hades und zur Kalypso als auch zu den Phäaken gelangen ließ, war in die οἶμη der Odyssee ein Widerspruch gerathen, der vielen Sängern entgehen konnte, aber doch endlich entdeckt werden mußte, und dann durch den Zauber der Athene kümmerlich beseitigt ward.

Der andre Punkt ist der. In Bezug auf die Fortsetzung gesteht eigentlich Kirchhoff die Liedertheorie zu; nur daß er meint, es sei nicht möglich die Lieder, welche hier zum zweiten Theile der Odyssee vereinigt sind, wieder auszuscheiden, weil sie durch die Ueberarbeitung zu fest an einander gebunden seien. Für den ersten Theil aber nimmt er einen ganz anderen Ursprung in Anspruch. Dieser Nostos soll ein von der Volkspoesie ganz unabhängiges Kunstwerk, ein durchaus Einfaches sein. Wir haben uns aber überzeugt, daß die eingeschalteten Abenteuer des Odysseus eben so ursprünglich sind, wie die welche Kirchhoff dem alten Nostos läßt, daß es mehrfache Bearbeitungen des Abenteuers bei den Phäaken neben einander gab, und daß der vermeintliche Kunstgriff, daß Odysseus seine Abenteuer selbst erzählt, auf Nichts zusammenschrumpft. Warum sollte also nicht für den ersten Theil der Odyssee dieselbe Annahme in Bezug auf ihren Ursprung gelten, wie für den zweiten? Ich brauchte nicht einmal zu bestreiten, daß was Kirchhoff seinen alten Nostos nennt, ein Einfaches sei; es könnte eben ein etwas langes episches Volkslied sein. Aber wahrscheinlich enthält es mehrere Lieder.

Selbst die Ausfahrt des Telemachos wird keineswegs als

besonderes Gedicht bestanden haben. Es gehörte sehr wahrscheinlich ebenfalls in die οἴμη der Odyssee. Denn solch ein Lied, wie das im 2. Gesange der Odyssee V. 1—208, kann derselben kaum gefehlt haben. Der erste Gesang ist freilich arg zusammengepfuscht, enthält jedoch manchen schönen Lappen wie V. 326—367. Freilich aber mußte der Sammler, der alle Lieder der Odyssee an einander fügen wollte, in Verlegenheit gerathen, wohin er die Lieder von Telemachos Ausfahrt bringen sollte. Eben darum hat er am ersten Gesange und am Anfange des 5. gepfuscht.

In der That: mit der recht verstandenen Liedertheorie werden einerseits alle Schwierigkeiten, alle und gründlich, gelöst; und andererseits ist gegen sie der Vorwurf völlig ungerecht, sie raube bloß. Nein, sie gibt uns erst die schöne epische Dichtung, die durch Mißverstand verunstaltet ist. Eben darum zieht sie auch allen Vortheil selbst aus solchen Arbeiten, von denen sie angegriffen wird, wenn diese nur so gediegen sind, wie die von Kirchhoff.

Richard Förster. Quaestiones de attractione enuntiationum relativarum qualis quum in aliis tum in graeca lingua potissimumque apud graecos poetas fuerit. Berolini Mitscher et Roestell. 1868. 114 p.

Nach einer kurzen Darstellung des Verhältnisses der parataktischen zu den hypotaktischen Sätzen und nach einer Erklärung des Ursprungs des Pronomen relativum, die sich an die Ansicht von Curtius anschließt, behandelt der Verfasser kurz die einzelnen semitischen, ausführlicher diejenigen indogermanischen Sprachen, die außer dem Griechischen eine Attraktion der Re-

lativsätze bieten, also das Germanische (unter Zugrundelegung der Grimmschen Abhandlung: „Ueber einige Fälle der Attraction im Deutschen") und das Lateinische. Den Uebergang zur Lösung der eigentlichen Aufgabe, der Darstellung der Attraktion der Relativsätze bei den griechischen Dichtern, bildet ein Rückblick auf die Leistungen der Grammatiker von Sanktius bis Steinthal, die die Attraktion theils im Zusammenhang mit anderen Spracherscheinungen theils gesondert behandelt haben. Nachdem er der Steinthalschen Auffassung der Attraktion als Aeußerung eines unwillkürlichen psychischen Prozesses und als Folge des Uebergewichtes des Verbum im Demonstrativsatz beigestimmt, faßt er was seine Vorgänger unterlassen haben und was er leisten will (S. 29) in diesen Sätzen zusammen: Duo quae ego maxima duco omissa sunt ab omnibus: primum discrimen inter attractionem admissam et omissam derivare ex ipsa attractionis indole derivatumque ad certas revocare normas, deinde exponere, quomodo singula attractionis genera sint orta et progressa pedetentim tam late patuerint, ut partem quasi linguae Graecae efficere videantur. Der Ausführung des zweiten Punkts, so weit er bei den Dichtern und zwar von Homer bis zu den letzten Vertretern der byzantinischen — sit venia verbo — Dichtkunst zur Erscheinung kommt ist die vorliegende Abhandlung gewidmet. An die Entwicklung der Attraktion bei den Prosaikern wie an die Lösung des ersten Theils der oben bezeichneten Aufgabe will der Verf. demnächst gehen.

Was die Scheidung zwischen Dichtern und Prosaikern herbeigeführt hat, ob persönliche Verhältnisse oder der Hinblick auf Bernhardy und Krüger, wissen wir nicht. Der Verf. sagt S. 90 kurz: separandum et in aliud tempus differendum duxi hanc de prosaicis scriptoribus quaestionem. Leider geschah dies nicht zum Vortheil der Abhandlung, wie wir wol im Verlauf sehen werden und wie sichs eigentlich von selbst versteht. Sprachliche Erscheinungen — von den andern Seiten der Dichtung sehe ich hier ab — wie sie Dichter bieten, aus deren Zeit uns auch prosaische Schriften überliefert sind, dürfen, wenn anders sie nicht von vornherein als nur Dichtern eigenthümlich bezeugt

sind, nicht blos mit Rücksicht auf dichterische Vorgänger oder Zeitgenossen behandelt werden. Jeder Fortschritt innerhalb einer solchen Erscheinung, der verzeichnet wird, regt die Frage nach der Ursache an, und glaubt man diese in der dichterischen Individualität gefunden zu haben, so ergibt sich die Frage nach dem Verhältniß dieser individualen Entwicklung zu derjenigen, die bei den Vertretern der Gesammtheit, von denen doch die Prosaiker ein Theil sind, sich zeigt.

Verfolgen wir nun mit dem Verf. einige Entwicklungsphasen der Attraktion bei den Dichtern. Er findet (S. 32) die ältesten wenn auch nicht die ursprünglichsten Beispiele derselben in homerischen Sätzen wie τὴν δὲ γυναῖκα εὗρον ὅσην τ' ὄρεος κορυφήν κ. 113, τοῦ μὲν ὅσον τ' ὄργυιαν ἔχων ἀπέκοψα παραστάς ι 325: τὸ μὲν ἄμμες ἐίσκομεν εἰςορόωντες ὅσσον δ' ἱστὸν νηὸς ἐεικοσόροιο μελαίνης ι 322; hier sei das Verbum substantivum im Relativsatze ausgefallen und das Relativum sammt dem Substantivum attrahirt worden*). Ein Bild ursprünglicher Attraktion bieten ihm Sätze wie die herodoteischen τοῦ Κύρου στρατοῦ μοῖραν ὅσην δή κοτε ἔχων I. 157, ἐκδιδόναι τὸν Πακτύην παρεσκευάζοντο ἐπὶ μισθῷ ὅσῳ δή ebend. 160, 1 oder ἣν καταφυγὼν οἰκέτης ὅτεῳ ἀνθρώπων ἐπιβάληται στίγματα ἱρά derselbe II. 113, 1, ἀκροθίνια ταῦτα καταγιεῖν θεῶν ὅτεῳ δή I. 86, 1 und andere, deren Pronomina relativa ὁςτιςοῦν, ὁποσος — ὁποῖός — τιςοῦν sind, oder in denen die Redewendung οὐδεὶς ὅστις οὐ vorkommt; hier habe der Relativsatz nur aus dem Relativum und dem Verbum substantivum bestanden, der Satz sei also inhaltlich unbedeutend und so in sich zu schwach gewesen, der attrahirenden Kraft des Verbum des Hauptsatzes zu widerstehen. Daß in dieser Weise ungefähr der Ursprung der Attraktion zu denken sei, wollen wir dem Verf. zugestehen, nicht so, daß die von ihm angeführten Sätze (außer etwa denen mit οὐδεὶς ὅστις οὐ) dies beweisen.

Zuvörderst scheint uns als ließen jene Homerischen Sätze eine andere als die vom Verf. u. a. gegebene Erklärung zu. Ich meine, wir haben es hier mit Gleichnissen zu thun die ohne

*) So u. a. auch Steinthal dies. Zeitschr. Bd. I. S. 129.

jedes selbständige Prädikat mittelst eines adjektivischen (x. 113) oder adverbial gebrauchten neutralen Pronomen an den Hauptsatz angereiht sind. Wäre x. 113 das verbindende Pronomen, wie häufig, ὡς gewesen, so würde der Satz: τὴν δὲ γυναῖκα εὗρον ὥς τ' ὄρεος κορυφήν gelautet haben; nun da das adjektivische ὅσος wie in dem Satze τῆς ἤτοι φωνὴ μὲν ὅση σκύλακος νεογιλῆς μ. 86, oder wie οἷος N. 298 οἷος δὲ βροτολοιγὸς Ἄρης πόλεμόνδε μέτεισιν .... τοῖοι Μηριόνης Δ 75 οἷον δ' ἀστέρα ἧκε Κρόνου παῖς ἀγκυλομήτεω ἢ ναύτῃσι τέρας ἠὲ στρατῷ εὐρέϊ λαῶν λαμπρὸν ..... τῷ εἰκυῖ' ἤιξεν ... Ἀθήνη das Gleichniß anknüpft muß ὅσος nothwendig an κορυφήν sich anschließen*). Daß die Form dieses Gleichnisses von der anderer Gleichnisse absteht, gilt nach der einen wie nach der anderen Auffassung; es gehört eben dem 10. Buch der Odyssee an. Nicht minder, glaub' ich, sind die anderen Homerischen Sätze von vornherein einfach und der Akkusativ des zweiten Substantiv ursprünglich, nicht erst durch Attraktion entstanden. Dieser Auffassung widerstreiten nicht die vom Verf. im Anschluß hieran angeführten sophokleischen, aristophanischen u. a. Sätze, in denen auch wir die Attraktion anerkennen.

Kein Beispiel derselben bieten uns die vom Verf. citirten herodoteischen, thucydideischen u. a. Sätze. Der Verf. behandelt die in ihnen vorkommenden Pronomina ὁσοςδήποτε, ὅς — ὅπως — ὁποσος — τιςοῦν u. a. als Pronomina relativa, die von den einzelnen Schriftstellern als solche gebraucht und von den vorangehenden Substantiva attrahirt wurden. Dies aber ist durchaus nicht erwiesen. Vielmehr fällt auf, daß, außer von ὅστις, von keinem der oben erwähnten Pronomina ein Casus obliquus in einem wirklichen Relativsatz erscheint — ich wenigstens habe keinen gefunden; dagegen kommen sie häufig in der — vermeintlich — attrahirten Form vor, so, um nur aus Plato einige Stellen anzuführen: πρὸ τοῦ δὲ περιτρέχων ὅπῃ τύχοιμι καὶ οἰόμενος τὶ ποιεῖν ἀθλιώτερος ἢ ὁτουοῦν Sympos. 173 A,

*) Man vergleiche als völlig entsprechend Propert. III, 26, 1—5: vidi te in somnis fracta, mea vita, carina .... lassas ducere manus ...... qualem purpureis agitatam fluctibus Hellen.

ὅτι ἕνεκα χρημάτων ὁτιοῦν ἂν ὁτῳοῦν ὑπηρετοῖ 184 C, ἐπεὶ οὐ δή που κοσμίως γε καὶ νομίμως ὁτιοῦν πραττόμενον ψόγον ἂν δικαίως φέροι 182 A, ὥσπερ ἐπὶ τοῖς ἐρασταῖς ἦν δουλευειν ἐθέλοντα ἡντινοῦν δουλείαν 184 C, ἢ κατά σοφίαν τινὰ ἢ κατὰ ἄλλο ὁτιοῦν μέρος ἀρετῆς ebend. ὡς μηδενὸς ὄντος ἑνὸς μήτε τινός μήτε ὁποιουοῦν Theaetet. 152 D, τί δὲ περὶ αἰσθήσεως ἐροῦμεν ὁποιασοῦν ebend. 182 D, λέγω δὴ καὶ ὁποιανοῦν κεκτημένον δύναμιν εἴτ' εἰς τὸ ποιεῖν ἕτερον ὁτιοῦν πεφυκὸς εἴτ' εἰς τὸ παθεῖν καὶ σμικρότατον Sophist. 247 D.

Liest man nicht hier das Pronomen wie ein einfaches jeglicher relativen Kraft entkleidetes Indefinitum? Dazu beachte man Folgendes. Schon in einzelnen wenn auch nicht den ältesten Stücken der Ilias sehen wir die Neigung, in Relativsätzen, die durch ὅσος eingeleitet sind und deren Prädikat ein Nomen und das Verbum substantivum ist, das letztere auszulassen, z. B. ἐπεὶ κατὰ μὲν Τρώων θάνον ὅσσοι ἄριστοι M 13. Der Verf. macht hierauf bei Besprechung der obigen homerischen Sätze in einer Anmerkung aufmerksam und findet hierin den Grund weshalb grade solche Sätze der Attraktion besonders ausgesetzt waren und dann fügt er hinzu: cf. enuntiationes rel. adverbiorum instar positas ὅσαι ἡμέραι, ὅσα ἔτη (besser ὁσέτη). Dies Letztere aber weist meiner Meinung nach auf etwas anderes hin, nämlich darauf, daß in den ihres Verbum entkleideten Sätzen ὅσος, das doch nicht blos die formale relative sondern auch noch eine stoffliche quantitative Bedeutung hatte, allmählich jene einbüßte und nur diese behielt.

In wenig verschiedener Weise scheint οἷος zu der Bedeutung „fähig" gekommen zu sein, die es schon in den letzten Büchern der Odyssee — in der Ilias erscheint es in dieser Bedeutung noch nicht — allerdings nur in Verbindung mit τε hat, wie τ 160 ἤδη γὰρ ἀνὴρ οἷός τε μάλιστα οἴκου κήδεσθαι, φ 117 ὅτ' ἐγὼ κατόπισθε λιποίμην οἷος τ' ἤδη πατρὸς ἀέθλια κάλ' ἀνελέσθαι und 172 οὐ γάρ σέ γε τοῖον ἐγείνατο πότνια μήτηρ οἷόν τε ῥυτῆρα βίου τ' ἔμεναι καὶ ὀιστῶν. Bei der Erklärung dieser Bedeutungsentwickelung von qualis zu idoneus ist von Sätzen auszugehen, in denen die nähere Bestimmung des οἷος

qualis in einem Infinitiv bestand, wie β 59 οὐ γὰρ ἔπ' ἀνὴρ οἷος Ὀδυσσεὺς ἔσκεν ἀρὴν ἀπὸ οἴκου ἀμῦναι ebend. 272 εἰ δή τοι σοῦ πατρὸς ἐνέστακται μένος ἠὺ οἷος ἐκεῖνος ἔην τελέσαι ἔργον τε ἔπος τε. Hat in solchen Sätzen der Relativsatz kein besonderes Subjekt oder Objekt, wird dies vielmehr aus dem Hauptsatze ergänzt, ist ferner das Verbum nicht das Imperfektum sondern das Präsens von εἶναι, so daß es ausgelassen werden kann, wie etwa in diesem nach β 59 gebildeten Satze οὐ γὰρ ἔπ' ἀνὴρ οἷός (ἐστι) ἀρὴν ἀπὸ οἴκου ἀμῦναι, so liegt es nahe den Relativ- mit dem Hauptsatz so eng zu verbinden, daß die relative Bedeutung des οἷος schwindet*). Das Wörtchen τε, das sich dem so entwickelten οἷος in der Odyssee immer anschließt, war in Sätzen wie der eben gebildete als indefinitives Adverbium der natürliche Begleiter des Relativum. Hier wird nicht auf bestimmtes gewiesen wie β 59, sondern allgemein gesagt: „nicht ist ein Mann wie er wol ist abzuwehren." Ebenso schließt sich τε dem wirkliche Gleichnisse einleitenden οἷος und ὡς**) an, wenn dem Sänger der Inhalt des Gleichnisses als etwas irgend einmal, irgend wie begegnendes vorschwebt, wie H 208 σεύατ' ἔπειτ' οἷός τε πελώριος ἔρχεται Ἄρης, B 459 τῶν δ' ὥς τ' ὀρνίθων πετεηνῶν ἔθνεα πολλὰ . . . . . ἔνθα . . . καὶ ἔνθα ποτῶνται . . . . . ὣς τῶν ἔθνεα πολλά***). In Sätzen wie der in seiner Art in der Odyssee wol einzige οὐ γάρ τοι σέ γε τοῖον ἐγείνατο πότνια μήτηρ οἷόν τε ῥυτῆρα βίου τ' ἔμεναι καὶ διστῶν φ 172 wird auf die durch οἷος und den Infinitiv ausgedrückte nähere Bestimmung des Objekts mit τοῖος hingewiesen, an das sich dann οἷος in gewisser Weise asyndetisch anschließt: „Denn nicht hatte dich so geboren die hehre Mutter,

*) Umgekehrt werden qualis und hueleicks als quel und „welcher" einfache, formelle Relativa, wird ποῖος im Neugriechischen zum einfachen Pronomen interrogativum.

**) Aus demselben Grunde folgt dem ὡς mitunter τις wie P 4: ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτῷ βαῖν' ὥς τις περὶ πόρτακι μήτηρ.

***) Wenn, was streitig ist, οἷός τε und οἷός εἰμι verschiedenes bedeuten, so ist die Bedeutung von τε hier ebensowenig von Einfluß wie bei der späteren Scheidung von ὡς und ὥς τε. Wie öfter so wurden auch hier lautlich verschiedene gleichbeutige Stoffe inhaltlich verschieden verwendet.

fähig zu sein u. s. w." Vielleicht wurde ursprünglich τοῖος nur vorausgeschickt wenn οἷος nicht das Subjekt sondern das Objekt näher bestimmte und diese nähere Bestimmung dem Verbum nicht nahe genug stand. Später wurde τοῖος, auch wenn οἷος in größerer Nähe stand wie Soph. O. R. 1296: θέαμα δ' εἰσόψει τάχα τοιοῦτον οἷον καὶ στυγοῦντ' ἐποικτίσαι auch wenn es zum Subjekte gehörte wie Xenoph. Cyr. I. 2, 3: οἱ δὲ Περσικοὶ νόμοι προλαβόντες ἐπιμέλονται ὅπως τὴν ἀρχὴν μὴ τοιοῦτοι ἔσονται οἱ πολῖται οἷοι πονηροῦ τινος ἢ αἰσχροῦ ἔργου ἐφίεσθαι vorgesetzt bis endlich τοῖος, τοιοῦτος οἷος fast formelhaft mit einander verbunden wurden*) wie Plat. Crit. p. 46 B: ὡς ἐγὼ οὐ μόνον νῦν ἀλλὰ καὶ ἀεὶ τοιοῦτος οἷος τῶν ἐμῶν μηδενὶ ἄλλῳ πείθεσθαι ἢ τῷ λόγῳ, Xen. Cyr. VIII. 4, 31: οὐχ ὁ Κύρου τρόπος τοιοῦτος οἷος χρηματίζεσθαι ἀλλὰ διδοὺς μᾶλλον ἢ κτώμενος ἥδεται. Daß die verschiedenen Stufen dieser Verbindung bei denselben Schriftstellern vorkommen, ist kein Beweis gegen unsere Auffassung, die uns richtiger scheint als die von Matthiä und die von Krüger. Matthiä nämlich meint, daß οἷος hier statt ὥστέ stehe (Gr. Gr. §. 479a, 2), als ob οἷος und ὥστε identisch wären, oder als ob die Sprache willkürlich ein Wort statt eines anderen setzen könnte. Krüger bemerkt (Gr. Spr. §. 55, 3, 7): „Eigenthümlich haben auch οἷος und ὅσος selbst mit ihren Demonstrativen verbunden (und assimilirt) den Inf. bei sich, indem jenes gleichsam geeigenschaftet, dieses zureichend bedeutet." Genügt „gleichsam" um über die Schwierigkeit hinweg zu heben, die darin liegt, daß οἷος „geeigenschaftet" bedeutet und dennoch „assimilirt" ist?

Unser Verf. berücksichtigt den Infinitiv gar nicht, wenn er im Anschluß an die oben erwähnten durch ὅσος eingeleiteten homerischen Sätze bemerkt: ceteri scriptores qui post Homerum floruerunt eum (usum Homericum) non in ὅσος pronomine sed in οἷος ...., adhibuerunt praeeunte ipso Homero Od. φ, 172 οὐ γάρ τοι σέ γε τοῖον ἐγείνατο πότνια

*) In gleicher Weise ist die Verbindung von ὅσον und τοσοῦτον ὅσον mit dem Infinitiv zu erklären.

μήτηρ οἱόν τε ῥυτῆρα βίου τ' ἔμεναι καὶ ὀιστῶν i. e. τοῖον ἔμεναι οἷός τε ῥυτὴρ βίου τε καὶ ὀιστῶν ἐστιν (S. 33).

In gleicher Weise nun wie οἷος und ὅσος und völlig entsprechend den lateinischen quicunque, qualiscunque und quantuscunque haben ὅσος, ὁπόσος und ὁποῖός τις in Verbindung mit δή und οὖν, und ὅστις sowol mit als ohne diese Partikeln ihre relative Bedeutung verloren und nur ihre indefinite und ähnliche Bedeutung behalten.

In gewisser Weise ähnlich erklärt die letzteren Pronomina Krüger, wenn er Gr. Spr. 51, 15 bemerkt: „Einige Relative werden durch die hinzutretenden Partikeln δή und οὖν in ihrem Begriffe modificirt und erhalten eine Art adjektivischer Bedeutung" und dann hinzufügt: „Zunächst gebrauchte man ὅστις zuerst elliptisch mit Ergänzung der erforderlichen Form des Hauptsatzes. Diese Ergänzung aber erlosch und so erhielt z. B. ὅστις (δή) wer (eben), ich weiß nicht wer, adjektivische Bedeutung, völlig wie τὶς einem Substantiv angefügt" u. s. w.

Der Verf. entwirft nun (S. 39 ff.) ein Bild der muthmaßlichen Entwickelung der Attraktion von den oben erwähnten — vermeintlichen — Anfängen aus hin durch Relativsätze mit mannigfach unselbständigem Prädikat bis zu Sätzen, deren Prädikat ein wirkliches, selbständiges Verbum ist. Diese weiter entwickelte Attraktion erscheint nach dem Verf. weder bei Homer — die Stellen, in denen sie bisher angenommen wurde, werden mit Recht anders erklärt oder geändert — noch bei Hesiod und den cyclischen Dichtern, weder bei den ihnen folgenden epischen, didaktischen und philosophischen, noch in den Fragmenten der Jambographen, Elegiker und Dramatiker, die älter sind als Aeschylus. Was in der Ueberlieferung hiegegen zu sprechen scheint, hält der Verf. für Veränderungen der Schriftsteller, die uns jene Fragmente erhalten haben. Der erste, der in wirklichen Relativsätzen die Attraktion angewendet hat, ist Aeschylus, und zwar findet sie sich bei ihm wie bei den nachfolgenden Tragikern vorzüglich, ja fast allein in den Dialogen, nie in den Chorliedern. „Jam ut summam quaestionis comprehendam, attractio apud poetas dramaticos praecipuum fereque unicum locum habet in dialogis, nunquam in can-

ticis reperitur (ab Aesch. sept. 310 et suppl. 599 attractionem ablegandam censui diss. de attractionis usu Aeschyleo p. 17 sq.; a Soph. Philoct. 709 infra ablegandam censebimus). Attractionis igitur radices non sunt in ea dramatis parte, quae ad exemplar poesis choricae conformata est, sed in dialogis ortis illis e diverbiis, quae diebus festis imprimis Dionysiacis extemplo atque ex improviso inter ludentes haberi solebant. Jam ut sermo dialogi dramatis Attici e populari locutione ortus est, ita etiam sermonem vitae cotidianae attractionis quasi parentem fuisse supra demonstravimus. Haec si vera sunt, ut videntur, haud scio an aliquid sit, quod observavi, etiam in iis tragoediae partibus, qui sunt prologi aut ἀγγελικαὶ ῥήσεις attractionis exempla deesse. Hae enim partes, quum epicum habeant colorem, a dictione Homerica propius absunt."

Sehen wir uns diese Sätze etwas näher an. Die Attraktion hat ihre Wurzel in der alltäglichen Redeweise. Das kann man ebensowenig leugnen, wie daß diese die Mutter aller „grammatischer Figuren" sei. Auch dies steht fest: Der Dialog des attischen Dramas, auch der Tragödie, ist aus den natürlich in gewöhnlicher Rede hingeworfenen Improvisationen entstanden, die an den Dionysosfesten sich an die Chöre angeschlossen hatten. Wie nun weiter? Deshalb ist die dem alltäglichen Leben gehörende Attraktion dem Dialog des attischen Dramas, auch der Tragödie, eigen. Ist denn aber was aus etwas entstanden ist, diesem gleich, etwa die Blüthe der Wurzel? oder, um nicht durch nicht passende Vergleiche irre zu gehen, das Kunstwerk der rohen Masse aus der es gebildet ist? Doch vielleicht meint dies der Verf. nicht, ist sein Ausdruck nur ungenau; vielleicht ist was er will dies: In dem Dialog ist die Attraktion zugelassen, nicht etwa, weil er die alltägliche Redeweise nachahmt — wie wäre dies von dem Dialog des Sophocles denkbar — sondern weil er Zwiegespräche, nicht lyrische Ergüsse und epische Berichte enthält. Indeß vor dieser Auf-

fassung warnt uns der Satz, auf den der Verf. oben mit den Worten supra demonstravimus hingewiesen. In der Einleitung nämlich, bei Besprechung der in den lateinischen Schriftwerken begegnenden Attraktion bemerkt er (S. 21): quod vero nunc de lingua Latina, idem infra de Graeca probabo: etiam in hac exempla attractionis frequentissima sunt non apud poetas epicos et lyricos sed apud eos, qui sermonem vitae Atticorum cotidianae complectuntur vel dicendi genere tenui et volgari utuntur. Apud eos, qui sermonem vitae Atticorum etc. kann aber, besonders wenn man es mit den oben erwähnten Sätzen zusammenhält, nur auf den Dialog des Dramas, d. h. der Tragödie und der Komödie sich beziehen.

Daß dies falsch ist, bedarf wol keines Nachweises. Man braucht in den Dialogen an einzelnen Stellen, wo die vom Verf. überaus fleißig zusammengesuchten und sorgfältig zusammengestellten Attraktionen vorkommen, sich nur die gesammte Färbung der Rede anzusehen, um sich zu sagen: So wie hier die Gestalten des Aeschylus und des Sophokles — ich ziehe auch später diese beiden zumeist in Betracht — reden, haben sicherlich selbst Sophokles und Perikles sich nicht mit einander unterhalten. Daß aber nicht blos Ton und Farbe, daß auch der wirkliche Stoff der Rede in den Dialogen von der täglichen Redeweise abstand, ist mannigfach bemerkt worden. Um von einzelnen lautlichen — besonders dorischen — Eigenthümlichkeiten der Sprache der Dialoge in der Tragödie abzusehen, so begegnet in den Dialogen eine stattliche Zahl von Wörtern, wie αὔω αὐδάω ἀπαυδάω ἐννέπω θροέω ἄνωγα κλύω ἀγάζω λεύσσω γηθέω στένω στυγέω χολόω κίω ἕζομαι ἧμαι, γόος, λυγρός στυγνός βαιός, ἄτερ ἔνερθε, ἦμος ὥστε, die der Prosa (außer zum Theil wenigstens der herodotischen) gänzlich fremd sind. Von diesen sind ἕζομαι ἧμαι in der Prosa durch Composita (καθέζω κάθημαι) vertreten, deren erster Bestandtheil nicht mehr empfunden wird und deren Bedeutung der des Simplex völlig entspricht. So verhält sich auch das in der Bedeutung „kommen" dichterische ἱκνέομαι zu seinen Composita ἀφ- und ἐφ-ικνέομαι, nur daß jenes auch in der Prosa als

Simplex aber in einer anderen abgeleiteten Bedeutung (zukommen, gebühren) vorkommt, wie ἀρκεῖν im Dialog der Tragödie auch die alte homerische Bedeutung „abwehren", in der Prosa aber nur die abgeleitete „genügen" hat*). Auch in syntaktischer Beziehung scheidet sich der Sprachgebrauch der Dialoge nicht minder als der Chöre von dem der Prosa. So werden — um unter Hinweis auf Matthiäs Grammatik und Krügers dialektische Syntax**) nur einzelnes herauszuheben — die Verba des Gehens und Kommens wie bei Homer öfter mit dem bloßen Akkusativ verbunden, z. B. ὁ δὲ ..... τὸ κοῖλον Ἄργος βὰς φυγάς O. C. 378 dial., χῶρον στείχωμεν ἤδη O. C. 1540 dial., στείχων ἱκνοῦμαι τούσδε τοὺς χώρους O. R. 798 dial., τίς ὁ πόθος αὐτοὺς ἵκετο Phil. 597 dial., σέ δ' ὦ τέκνον τόδ' ἐλήλυθεν πᾶν κράτος ὠγύγιον Phil. 141 chor. Dieser Construction analog schließen Sophokles und Euripides dem Verbum πέμπειν, das bei Homer, so viel ich sehe, immer Präpositionen nach sich hat, wenn auch selten den Akkusativ an z. B. ἐξικέτωσε ..... ἀγρούς σφε πέμψαι κἀπὶ ποιμνίων νομάς Soph. O. R. 761***) dial., Θήβας δ' ἡμᾶς τὰς ὠγυγίους πέμψον O. C. 1770. Umgekehrt steht entsprechend homerischen Sätzen wie δ (ἕλκος) δή μιν Τεῦκρος ἐπεσσύμενον βάλεν ἰῷ τείχεος ὑψηλοῖο Π 512 der bloße Genetiv Soph. El. 324—327 dial. ὡς δόμων ὁρῶ τὴν σὴν ὅμαιμον ..... ἐντάφια χεροῖν φέρουσαν, Phil. 613 dial. εἰ μὴ τόνδε πείσαντες λόγῳ ἄγοιντο νήσου τῆσδε (Matthiä 354 ζ, Krüger II. 46, 1, 6) und analog der auch — freilich selten — in Prosa begegnenden Verbindung von γίγνεσθαι mit dem Genetiv†)

*) Diese Entwicklung der Bedeutung wird gewissermaßen dadurch vorbereitet, daß ἀρκεῖν wie ἀμύνειν und defendere, abstinere nicht nur mit dem Genetiv oder Ablativ (mit oder ohne Präposition), sondern auch mit dem Dativ verbunden und daß das Objekt bei Seite gelassen wird, wie O 529 πυκινὸς δέ οἱ ἤρκεσε θώρηξ.

**) Bei Matthiä und Krüger findet sich, worauf uns ankommt, die Scheidung zwischen Dialog und Chören nicht.

***) Die Annahme eines ἀπὸ κοινοῦ scheint mir hier ebensowenig nothwendig wie V. 637 οὐκ εἰ σύ τ' οἴκους σύ τε Κρέων κατὰ στέγας.

†) ὅτι οὐδὲν θαυμαστὸν τῶν ἀγαθῶν πατέρων φαύλους υἱεῖς γίγνεσθαι καὶ τῶν φαύλων ἀγαθούς Plat. Protag. 328 C; Δαρείου καὶ Παρυσάτιδος γίγνονται παῖδες δύο Xenoph. Anab. I. 1, 1.

ἐκ τρέφεσθαι mit diesem Casus construirt Phil. 3 dial.: ἐξ κρατίστου πατρὸς Ἑλλήνων τραφείς und φυτεύεσθαι O. C. 1324 dial.: ἐγὼ δὲ σὸς κεἰ μὴ σὸς ἀλλὰ τοῦ κακοῦ πότμου φυτευθείς. Wie bei Homer in Sätzen wie βέλτερον ὃς φεύγων προφύγῃ κακὸν ἠὲ ἁλώῃ Ξ 81, so findet sich ferner auch bei Tragikern im hypothet. Relativsatz der Conjunctiv ohne ἄν (z. B. γέροντα δ' ὀρθοῦν φλαῦρον ὃς νέος πέσῃ Soph. O. C. 395 dial., οὐδενὶ μοιριδία τίσις ἔρχεται ὧν προπάθῃ τὸ τίνειν O. C. 230 chor; andere Beispiele bei Krüger II. 54, 15, 2 und 4), ebenso, wenn auch selten, nach den Zeitpartikeln (z. B. ἐπεὶ δ' ἁμάρτῃ κεῖνος οὐκέτ' ἔστ' ἀνὴρ ἄβουλος οὐδ' ἄνολβος Soph. Antig. 1025 dial., μὴ φῦναι τὸν ἅπαντα νικᾷ λόγον. τὸ δ' ἐπεὶ φανῇ βῆναι κεῖθεν O. C. 1226 chor. Matth. §. 521, 1 Krüger II. 54, 17, 6). Daß gewisse Formen des Gesprächs, wie ὁρᾷς; οἶσθ' ὃ δρᾶσον im Dialog vorkommen, liegt in seiner Natur; daß auch hier der vulgären Redeweise kein Raum gestattet war, beweist z. B. das Fernhalten der bei Aristophanes häufigen Wendung μὴ ἀλλά.

Dies wenige zeigt zur Genüge den Abstand der Sprache auch der Dialoge der Tragödie von dem sermo cotidianus und hiemit wol auch die Richtigkeit des Grundes, den der Verf. für das Vorkommen der Attraktion in den Dialogen anführt.

Hielte man sich nun an die Auseinandersetzung des Verf., dann wäre folgerichtig auch das unhaltbar, womit er das Nichtvorhandensein jener Spracherscheinung in den Chören begründet. Nach ihm ist ja die Attraktion, weil sie nur der alltäglichen Redeweise eigen ist, die tief unter der Sprache der Chöre steht, dieser fremd. Unsere Betrachtung aber zeigte uns, daß der Theil der Tragödie, der nach dem Verf. gewissermaßen der Sitz der Attraktion ist, durchaus nicht die Sprache des alltäglichen Lebens sondern die höhere Dichtersprache biete, also — so könnte, müßte man vielleicht schließen, ist das Nichtvorhandensein derselben in den Chören unbegründet. Doch wir haben hier zu beurtheilen und müssen uns gerechter Weise auf den Standpunkt des zu Beurtheilenden stellen. Geben wir also dem Verf. zu, was er von der Sprache der Dialoge sagt und womit er das Vorkommen der Attraktion in diesen begründet, ist selbst von

diesem Gesichtspunkt aus richtig, was er über das Verhältniß jener Spracherscheinung zu der Sprache der Chöre behauptet?

Die Sprache der Chöre ist lexicalisch nicht minder als lautlich von der der Dialoge verschieden. Wörter wie ἀλύω ἐναρίζω, γενέθλη ἀρωγή ῥιπή στεροπή ἔνεροι, ὄφρα (ich rede nur von Aeschylus und Sophokles) sind nur ihnen eigen. Es zeichnet sie ferner aus eine Menge eigenthümlicher Composita, eine Fülle von Metaphern, Freiheit der Wortstellung und Besonderheit des Satzgefüges — syntaktische Unterschiede lassen sich, so viel ich sehe, zwischen den lyrischen und dramatischen Theilen der Tragödie nicht auffinden. Doch auch dies zugegeben, dürfte eine Scheidung hinsichtlich der Attraktion nicht leicht denkbar sein. Eine solche Scheidung, die nach unserem Verf. obendrein im Hinblick auf die chorische Lyrik und — fügen wir das die ἀγγελικαὶ ῥήσεις betreffende gleich hinzu — auf Homer einerseits*) und den sermo cotidianus andrerseits vorgenommen wäre, müßte ein ausgebildetes grammatisches Bewußtsein des Dichters und eine mit diesem Bewußtsein durchgeführte Analyse der Sprache jener Dichterwerke, ja noch mehr eine von einem bestimmten grammatischen Gesichtspunkt aus unternommene Durcharbeitung derselben zu ihrer Voraussetzung haben. Hieße dies aber nicht das fünfte ins zweite Jahrhundert, Athen nach Alexandria verlegen, und den Männern, denen Perikles die Leichenrede gehalten, Aristarch zum Jugendlehrer geben? hieße dies ferner nicht die Dichter der lyrischen und epischen Theile der Tragödie aus Meistern der Kunst zu Sklaven ihrer Vorgänger machen? Wenn ich oben einzelnen in den Dialogen wie in den Chören begegnenden Spracherscheinungen die ihnen entsprechenden homerischen gegenüber gestellt habe, so dachte ich nicht an eine bewußte Nachahmung der letzteren durch die Tragödiendichter; es sollte nur die ältere Stätte jener der gewöhnlichen Sprache fremden Erscheinungen gezeigt werden.

*) Zu dieser Auffassung zwingen uns in den oben erwähnten Sätzen die Worte: in ea dramatis parte, quae ad exemplar poësis choricae conformata est und ganz besonders die Worte: hac enim partes a dictione Homerica propius absunt.

Und wenn gar hiebei bewußte Nachbildung angenommen wird, so ist doch noch ein Abstand zwischen dem Aufnehmen oder Fernhalten von Elementen die einen — noch so geringfügigen — Vorstellungsinhalt bilden und dem nachahmenden Ausschließen einer bloßen Vorstellungsform. Fällt denn uns geschulten Grammatikern, wenn wir in der Lektüre — nicht in der grammatischen Analyse — auf einen Satz stoßen, wie: οὐδ' ἐνοσίχθων λήθετ' ἀπειλάων τὰς ἀντιθέῳ Ὀδυσῆϊ πρῶτον ἐπηπείλησε ν 126 fällt uns da der Akkusativ auf und Aeschylus und Sophokles sollte er aufgefallen sein?

So viel über die allgemeine Behauptung. Gehen wir nun auf Einzelnheiten, so finden wir manche, die auch ohne die vorhergehenden Erwägungen den Verf. von jener Behauptung hätte abhalten können, wenn anders er auf die Stellen, in denen die Attraktion nicht angewendet ist, so viel scheidende Sorgfalt verwendet hätte, wie auf die, in denen sie angewendet ist. Wenn der Verf. die Berücksichtigung jener für die Fortsetzung seiner Abhandlung in der der Unterschied zwischen der attractio adhibita et omissa erörtert werden soll, vorbehalten hat, so hätte er auch mit allgemeinen Behauptungen, die durch Sätze jener Art mitbestimmt werden können, zurückhaltender sein sollen. So gehören von den 10 Sätzen, in denen nach dem Verf. (S. 58) Aeschylus die Attraktion nicht angewendet hat (an nur 8 Stellen ist sie angewendet), drei (Suppl. 265, Sept. 553, Eum. 605) dem Dialog an, sind 2 in Chören vorkommende ἁβροδιαίτων δ' ἕπεται Λυδῶν ὄχλος οἵτ' ἐπίπαν ἠπειρογενὲς κατέχουσιν ἔθνος, τοὺς Μιτρογάθης ..... ἐξορμῶσιν Pers. 43 und τοιόνδ' ἄνθος Περσίδος αἴας οἴχεται ἀνδρῶν, οὓς πέρι πᾶσα χθὼν Ἀσιᾶτις θρέψασα πόθῳ στένεται Pers. 61*) mit Unrecht hieher gezogen; von den übrigen fünf wird einer (Ag. 2) vom Wächter gesprochen, in dessen Worten man bekanntlich manches Vulgäre bemerkt hat, 3 (Pers. 514, Sept. 1018, Ag. 692) von Herolden und Boten und einer (Pers. 920) vom Chore. Diese vier aber scheinen der Art zu sein, daß nach des Verf. eigener Ansicht (S. 59) Aeschylus in ihnen die Attraktion überhaupt nicht

*) So viel ich sehe, kann der Verf. nur diese Stellen gemeint haben.

angewendet haben würde*), wie denn von den allgemeinen oben gemachten Einwürfen abgesehen der Verf. den **Beweis für seine Behauptung nur dann geführt hätte, wenn er aus Chören und Dialogen einander entsprechende Sätze gegenüber gestellt hätte, in denen hier die Attraktion angewendet, dort vermieden wäre.**

Von den 61 Attraktionsfällen, die er (S. 60 ff.) aus den Tragödien des Sophokles zusammengestellt hat, die in mancher vom Verf. genau bestimmter Beziehung einen Fortschritt gegen die äschyleischen zeigen, gehören, so viel ich gesehen habe, drei nicht den Dialogen sondern den κομμοί an und zwar μήθ' οἷς ἐχθαίρεις ὑπεράχθεο μήτ' ἐπιλάθου El. 177, ὁ δὲ λάθεται ὧν τ' ἔπαθ' ὧν τ' ἐδάη El. 169 und οὐδενὶ μοιριδία τίσις ἔρχεται ὧν προπάθῃ τὸ τίνειν O. C. 230. Andrerseits kommen von den 25 Sätzen der erhaltenen Tragödien, in denen die Attraktion nicht angewendet ist, 18 auf Dialoge. Läßt sich nun auch für mehrere derselben aus dem Metrum wie aus der Satzverbindung ein Grund für die Nichtanwendung der Attraktion anführen, so sind doch andere darunter, in denen dieselbe ohne ersichtlichen Grund unterlassen ist. Umgekehrt erforderte auch in mehreren den Chören angehörenden Sätzen (O. R. 1298. Ai. 255. O. C. 1569. Trach. 834. Phil. 1161) das Metrum ein nicht attrahirtes Relativum.

Das Voranstehende hat zugleich mit anderem auch dies bewiesen, daß die Attraktion im Griechischen durchaus nicht nur der gewöhnlichen Umgangssprache eigen sei. Soll auch aus der Prosa ein Beweis dafür angeführt sein, so liefert ihn der Verf. in einer beiläufigen Anführung der Zahl der Attraktionsfälle bei Prosaikern (S. 90). Da lehrt er uns, daß bei Thucydides, den doch der Verf. wahrlich nicht allzuhäufiger Anwendung der Verkehrssprache beschuldigen wird, 73 solcher Fälle sich finden. Wenn die von ihm sehr sorgfältig geführte Untersuchung der Attraktion im Lateinischen andere Resultate ergiebt, nun so wird

*) Uebrigens begegnet hier (S. 58) dem Verf. daß er einen dieser Sätze (Pers. 514) ohne zu bedenken, daß er von einem ἄγγελος gesprochen wird, als Beweis für das Schwanken der Attraktion bei Aeschylus anführt.

von derselben Spracherscheinung im Lateinischen anderes gelten, anderes im Griechischen. Er zeigt nämlich (S. 11—22) daß die Attraktion im Lateinischen sehr selten und auch dann nur in lässiger gehaltenen oder die Verkehrssprache nachahmenden Schriftgattungen und bei lässiger schreibenden Schriftstellern begegnet, so einmal bei Terentius, einmal in den Satiren des Horatius, bei Cicero nur einmal in den Briefen, bei Cäsar nur einmal im bellum civile u. a.; er zeigt ferner, wie eng die Grenzen jener Erscheinung waren und daß die Weise ihrer Anwendung den Gedanken an eine Entlehnung aus dem Griechischen zurückweise. Endlich kommt er zu dem schon oben erwähnten Schluß, daß die Attraktion im Lateinischen nur der Verkehrssprache eigen war. Da ist nun auffallend, daß die Komödien des Plautus, dessen Sprache der Volkssprache sehr nahe steht, gar kein, die des Terentius, der von der Verkehrssprache der Gebildeten beeinflußt ist, nur ein Beispiel der Attraktion bieten, daß diese überhaupt bei denjenigen Schriftstellern, bei denen sie sich findet, so vereinzelt vorkommt, daß endlich von einer Entwicklung der Redeweise keine Spur ist. Dies alles lehrt, denk' ich, die Verschiedenheit der Stellung der griechischen und der römischen Attraktion innerhalb des gesammten Lebens der Sprache. Bei den Griechen war sie, wie der Verf. selbst sagt, ein wesentlicher Bestandtheil der Sprache (ut quasi partem linguae Graecae efficere videantur (attr. genera) S. 29); ihrer als solcher war der Grieche — wenigstens, so weit ich sehe, der Grieche des fünften und der größeren Hälfte des vierten Jahrhunderts — weder wenn er sprach noch wenn er schrieb sich bewußt; sie hier mit Absicht anzuwenden, dort mit Absicht zu vermeiden war er außer Stande. Das eine verficht der Verf. (S. 28 und 29) gegenüber andern Grammatikern, warum leugnet er das andere, daß die Schriftsteller, auch die Dichter, die Attraktion nicht mit Bewußtheit unterlassen konnten? Dagegen scheint nach dem Obigen daß im Lateinischen die Attraktion in der Volkssprache nicht *mehr als* in der Schriftsprache in Aufnahme gekommen ist. Ihrer von Steinthal entwickelten Natur gemäß war sie eben dem römischen Volksgeist viel weniger entsprechend als dem griechischen. Da ist es viel eher möglich — ob es wirklich ge-

schehen ist, entscheide ich nicht — daß sorgfältige Schriftsteller sie als minder korrekt vermieden haben.

Daß die Epiker und Lyriker der alexandrinischen und der späteren Zeit bis ins sechste Jahrhundert sich der Attraktion enthielten (nur in den Dialogen sollen sie sie innerhalb der Epen zugelassen haben S. 94) kann ebenfalls die obigen Argumente nicht entkräften. Worin die Unterlassung ihren Grund hatte, weiß ich vorläufig allerdings nicht zu sagen. Die Scheidung zwischen den Dialogen und den übrigen Bestandtheilen der epischen Gedichte scheint mir zu gezwungen.

Kehren wir nach dieser längeren Abschweifung zu unserem Ausgangspunkt zurück, so führt der Verf. wie die äschyleischen und sophokleischen so auch die euripideischen*) und aristophanischen Attraktionsfälle einzeln auf, zeigt den Fortschritt der letzteren gegen alle früheren (obschon sie an Zahl hinter den sophokleischen zurückbleiben — man merke wol: die der aristophanischen Komödie hinter denen der sophokleischen Tragödie), geht dann zu den Komikern des vierten Jahrhunderts über, bei denen er fast alle Attraktionsarten vertreten findet, hierauf zum alexandrinischen, endlich zum byzantinischen Zeitalter und schließt mit den Byzantinern des vierzehnten Jahrhunderts.

Sehen wir von den Punkten ab, in denen wir dem Verf. entgegentreten mußten — und diese waren meistens allgemeiner Art — so haben wir den Fleiß und die Sorgfalt rühmend

*) Deren Zahl um die Hälfte geringer ist als die der sophokleischen wie in Sätzen, die einander ähnlich sind, Sophokles die Attraktion anwendet, Euripides nicht. Dies begründet der Verf. damit, daß zu jener Zeit die Attraktion noch nicht festen Fuß gefaßt hatte (haec vero res explicari non posset, si illa aetate attractio iam firmum certumque domicilium nacta esset (S. 75 und 76). Und Sophokles? Genügt hierauf die Antwort: Illud unum dicendum est aetate illa attractionem structuram novam nondumque consuetam fuisse magis autem arreptam a Sophocle quam ab Euripide, qui nonnunquam ubi ea uti posset, veterem structuram retinere maluerit? Genügt dies zumal unmittelbar als Begründung des obigen Satzes: haec vero res explicari non potest etc. vorangeht: nam merum arbitrium scriptorum in attractionis usu dominari supra negavimus?

hervorzuheben, mit der er durch die gesammte griechische Dichtung, deren Textgeschichte ihm überall gegenwärtig ist, einer Spracherscheinung nachgespürt, jeden einzelnen Fall zu unserer Kenntniß gebracht, die verschiedenen Fälle, die bei einem Dichter sich finden, genau gesichtet und im Ganzen mit denen anderer ihm zeitlich nahe stehender verglichen hat. Die Geschichte dieser Spracherscheinung geschaffen zu haben ist sein Verdienst, das einem ins Auge springt, wenn man von den geordneten Reihen, die seine Abhandlung bietet, den Blick lenkt auf die rudis moles der die Attraktion behandelnden Abschnitte unserer Grammatiken. Daß diese Geschichte vorläufig nur ein Bruchstück ist, ist eine Folge der oben besprochenen Sonderung von Poesie und Prosa. Hoffentlich wird der Verf. auf ihre Ergänzung nicht allzulange warten lassen.

G. Nagel, Dr., Französisch-Englisches etymologisches Wörterbuch innerhalb des Lateinischen. Für Studirende und Lehrer des Französischen und Englischen an höheren Unterrichts-Anstalten. Berlin, Calvary u. Co. 1869.

R. Weishaupt, Dr. Prof., Sammlung von französischen Wörtern und Redensarten mit Angabe der Abstammung, oder: Vocabulaire étymologique, für Gymnasien und Lateinschulen. Kempten, Koselsche Buchh. 1866.

Wir können jede Arbeit, welche zum Ziele hat, das Erlernen der neueren Sprachen auf wissenschaftlicher Grundlage zu fördern, nur mit großer Freude begrüßen. Denn einerseits können wir der Hoffnung noch nicht entsagen, daß auch diese Sprachen wohl geeignet sind, dem Geiste der Jugend die for-

male Bildung, die Beweglichkeit und die Zucht, die Reflexionsfähigkeit zu gewähren, welche wir als den Erfolg der Uebung im Latein mit vollem Rechte rühmen; andrerseits aber will es uns scheinen, als hätte man das rechte Verfahren beim Unterricht, um solches Ziel zu erreichen, noch nicht gefunden.

Die beiden angezeigten Werke verfolgen beide das angedeutete Ziel; aber wie sie von sehr verschiedenem Umfange sind (das Buch von Hrn. Weishaupt hat 208 S. klein 8", das Werk des Herrn Nagel 378 S. Lexikonform.), so sind sie auch von sehr verschiedenem wissenschaftlichen Werthe. Hr. Weishaupt ordnet sein Vocabular nach den Kreisen der Dinge und des menschlichen Lebens: I. Vom Weltall: die Erde und ihre Theile, Wasser, Raum (worunter auch die Farben), geographische und astronomische Benennungen (darunter auch das Wetter); II. Metalle und Mineralien; III. Pflanzen; IV. Thiere u. s. w. Er mischt auch Redewendungen unter die Vocabeln, und fügt das zu Grunde liegende lateinische, auch griechische oder germanische Wort in Parenthese bei. — Hr. Nagel geht vom lat. Worte aus und stellt das entsprechende franz. und engl. Wort mit dessen Ableitungen übersichtlich gegenüber; die Anordnung ist nach der alphabetischen Reihenfolge der lateinischen Stammwörter. Ein französisches und englisches Register sorgt dafür, daß man auch das Wort der neuen Sprache finden kann. Wo es nöthig schien, sind auch die andern romanischen Sprachen zur Vergleichung herbeigezogen, und auch das Altfranzösische ist berücksichtigt.

Darf man sich von diesem Verfahren, dem etwas lockern des Hrn. Weishaupt wie von dem strengen des Hrn. Nagel, wohl versprechen, daß es „den Unterricht erleichtern, beleben und fördern" werde? — Erstlich möchte ich mich gegen das rein empirische Verfahren des Erstern aussprechen. Wenn man den Gymnasiasten oder Latein-Schüler der Realschulen (welcher Classe? gleichviel!) daran erinnert, daß franz. rouge lat. ruber heißt, eau: aqua, lumière: lumen, poisson: piscis u. s. w. was ist damit gewonnen? Nichts; denn man hat dem Knaben nicht mehr gesagt, als er sich selbst sagen konnte. Besser aber, er sagt es sich nicht; und man schadet durch solche Erinnerungen.

Denn damit leistet man nur den falschen Vorstellungen von Etymologie Vorschub. Wo die Sprachvergleichung nicht wissenschaftlich geübt werden kann, da rühre man nicht daran, oder höchstens nur um zu warnen, als wäre sie eine Sache, die sich von selbst mache. Wie sollte aber ein Gymnasiast oder Realschüler die nothwendigen Voraussetzungen haben, um begreifen zu können, was es mit dem Parallelismus der französischen und lateinischen Wörter auf sich habe? Oder wäre es pädagogisch zuläßig, dem Schüler von barbarischem Mittel-Latein zu reden?

Kurz; so wenig auf dem Gymnasium lateinische und griechische Wörter mit den indischen oder deutschen verglichen werden können, und also dürfen, wie selbst griechische und lateinische Formen nur behutsam zusammengestellt werden dürfen: so kann auch das französische Wort nicht auf das lateinische zurückgeführt werden, wenn man Unheil vermeiden will.

Hr. Nagel hat schon darauf verzichtet, sein Werk in den Händen der Schüler zu sehen. In den Händen der Lehrer aber wünsche ich es, wie er. Denn der Lehrer muß mehr wissen, als er seinen Schülern sagen darf; und seinem Tact kann es überlassen bleiben, inwieweit er dem Schüler Winke und Andeutungen auf eine höhere Wissenschaft geben will, als dieser jetzt schon zu fassen im Stande ist. Eine tiefere Einsicht in den Gegenstand des Unterrichts muß den Gang des Unterrichts innerlich leiten, aber ohne dem Schüler sichtbar zu werden.

Das Nagelsche Werk, das wirklich von wissenschaftlichem Werthe ist, muß als ein sehr dankenswerther Beitrag zur Erforschung des französischen Sprachschatzes angesehen werden; und nachdem er selbst die Ueberzeugung gewonnen hat, daß er kein Schulbuch geliefert hat, müssen wir ihn bitten, seine vorliegende Arbeit als einen ersten Theil zu betrachten, zu welchem er als zweiten Theil die Wörter germanischen Ursprungs fügen möge, woran sich leicht ein Anhang schließen könnte, der die Wörter griechischen, arabischen, celtischen oder unbekannten Ursprungs *enthielte*. Danach würden wir den Wortvorrath der französischen Sprache vollständig überblicken, zumal wenn auch ein besonderer Index noch hinzukäme, welcher die Ableitungen in Rubriken nach den Ableitungsmitteln geordnet vorführte.

Dadurch würde man einen allseitigen Ueberblick gewinnen, und pädagogische wie wissenschaftliche Zwecke erhielten eine feste Grundlage und bequemen Ausgangspunkt.

Wie könnte wohl die Betrachtung des Wortschatzes pädagogisch fruchtbar gemacht werden? Besondere Unterrichtsstunden dafür anzusetzen, also eine besondere Disciplin daraus zu machen, dazu fehlt es wohl Gymnasien wie Realschulen mit und ohne Latein an Zeit. Gelegentliche Winke und Ausführungen aber, in welcher Richtung müßten sie erfolgen? Es ist schon bemerkt, daß die eigentliche Ableitung des Französischen aus dem Latein nicht vorgenommen werden kann. Es bleibt also überhaupt nur die Entwicklung der Begriffe innerhalb der Wortfamilien und die Vergleichung mit der Entwicklung derselben Begriffe oder der analogen Familie im Deutschen und Lateinischen. Also psychologische Wortvergleichung. Man lasse den Knaben die Familienglieder selbst zusammen suchen, und veranlasse ihn, selbst die Analogie oder die Abweichung der Muttersprache zu bemerken. Indem sich der Schüler so des Zusammenhanges der ihm bekannten Wortmasse bewußt wird, übt sich sein Geist das, was in seinem Gedächtniß geborgen ist, schnell nach mannichfaltigen bestimmten Richtungen zu durchlaufen, bald verschiedene Wortkreise an dem Faden der Endung, bald verschiedene Kategorien an demselben begrifflichen Inhalt; bald von verschiedenen Ausgangspunkten zu demselben Begriffe, bald von demselben Begriffe zu verschiedenen Endpunkten gelangend. Dies fördert die Beweglichkeit des Geistes. Die logische Zucht aber fehlt nicht, wenn zugleich auch ebensowohl auf den Umfang, die Verhältnisse der Ueber- und Unterordnung der Begriffe, als nicht minder auf die Berührungen in ihrem Inhalte hingewiesen wird. Hat man von jeher auf die Unterscheidung der Synonyma so großes Gewicht gelegt, so ist vielmehr das ganze Reich der Wortgliederung nach allen ihren Seiten als ein Gegenstand zu erachten, den ein taktvoller Lehrer mit vielem Erfolge berühren könnte.

Was aber die streng wissenschaftliche Seite betrifft, so gestatte ich mir hier folgende Bemerkungen.

Es ist mir ganz recht, daß wir unter den romanischen

Sprachen vor allen die französische so genau analysiren. Sie ist in dieser Familie die lebendigste, geistigste. Es ist, wie mir dünkt, eine höchst bedeutsame Thatsache, daß wir in so eigentlicher Weise altfranzösisch und neufranzösisch als zwei Sprachbildungen unterscheiden, wie wir mittel- und neu-hochdeutsch sondern. Das ist Fruchtbarkeit, Entwicklungskraft. Spanisch und italienisch sind eben mittelalterliche Sprachen, und Calderon wie Dante gehören in das Mittelalter. Die spanische Cultur unter den Philipps nannte Huber ein retardirtes Mittelalter. Ihm schien das ein hohes Lob, mir nicht. Mir scheint es dagegen der Ruhm der französischen Sprache, die modernste zu sein. An ihrer Entwicklung muß viel mehr für alle Geschichte der Sprache zu lernen sein, als an ihren conservativern Schwestern. Darum möge mich Hr. Nagel nicht zu anspruchsvoll finden, wenn ich auch noch den Wunsch gegen ihn ausspreche, er möge eine Liste solcher altfranzösischer Wörter geben, die im Neufranzösischen, wenigstens in der Schriftsprache, verloren sind, und umgekehrt solcher neufranzösischer Wörter, welche das Altfranzösische nicht kannte. Bemerkungen über die analoge Arbeit auf dem Gebiete des Germanischen hat Dr. Holzman in dieser Zeitschr. Bd. V. S. 317—339 gemacht.

Durch solche Betrachtungen würde der französische Wortschatz an sich und im Verhältnisse zum Latein wie seiner Analogie und Differenz mit dem Deutschen aufgeklärt werden. Dabei können auch Arbeiten wie die von Weishaupt verwerthet werden. Denn Zusammenstellungen von Wörtern nach den Begriffskreisen oder den realen Reihen bieten ebenfalls anziehende Gesichtspunkte. So führt z. B. Weishaupt unter den Thieren (nach ungenauer Zählung) etwa 75 Namen lateinischen Ursprungs auf. Diez führt beinahe eben so viele lateinische Namen auf, die nicht im Französ. sind; und etwa halb so viel führt Weishaupt auf für Thiere, welche in Rom bekannt waren, und von den Franzosen, sei es mit fremden, sei es mit neu gebildeten lateinischen Wörtern benannt wurden.

———

Jürgen Bona Meyer, Kant's Psychologie. **Berlin, Wilhelm Hertz. 1870. 312 S.**

Der Verf. ist der philosophischen Welt seit Jahren wohl bekannt. Die Richtung, welche er vertritt, ist eine Art Kriticismus, woraus sich leicht seine Vorliebe für Kant erklärt. Im angezeigten Buche behandelt er eine der wichtigsten Fragen, welche für das Verständniß der Individualität Kant's eigentlich maßgebend, darum aber auch von seinen Nachfolgern in den verschiedensten Weisen beantwortet ist, nämlich die von der psychologischen Grundlage der Kritiken Kant's und dessen Ansicht über Psychologie. Zugleich bespricht der Verf. die hierbei zur Sprache kommenden psychologischen Probleme auch selbständig. Sowohl diese sachlichen Erörterungen, als auch die Prüfung der bisherigen Auffassungen Kant's und der Ansicht des letztern selbst, werden vom Verf. mit großer Umsicht und mit derjenigen Unparteilichkeit geführt, welche ihm sein kritischer Standpunkt vorschreibt.

Hieran habe ich eine Doppelbemerkung zu knüpfen. Einerseits: Die von dem Verf. behandelten Punkte sind fast sämmtlich principieller und speculativer Natur. Wenn wir dieselben von diesen Blättern ausschließen, so geschieht es nicht, weil wir gleichgültig gegen sie wären und ihre Bedeutsamkeit nicht würdigten. Diese gestehn wir in vollem Maße zu. Wir verkennen weder den Werth, den die Klarheit über jene Punkte für die philosopische, für die gebildete Weltanschauung haben, noch ihre enge Beziehung zu den specielleren empirischen Aufgaben der Psychologie. — Andrerseits aber sind wir der Ueberzeugung, daß es bei der jetzigen Lage der Sache gerathener sei, die speculativen Principien der Psychologie zwar nicht aus dem Auge zu verlieren, einstweilen aber sie nicht für sich selbst zu erörtern, sondern von den einzelnen Thatsachen ausgehend, zunächst diese

so weit wie möglich analytisch zu verfolgen, und so gewissermaßen abzuwarten, welches Licht durch solche Analyse auf jene Principien fallen dürfte. Wir meinen also, jeder Psychologe habe sich, um es mit den Worten des Verfs. (S. 265) auszudrücken, „zu bemühen, den wissenschaftlichen Werth seiner Ansichten durch die Erklärung der vorliegenden Thatsachen zu bewähren. Wer diese Aufgabe besser leistete, dürfte hoffen, in diesem unbefangenen, durch keine falschen Prätensionen von absoluter Gewißheit getrübten Wettstreit doch endlich den Sieg davon zu tragen". Wir verzeichnen auch mit Vergnügen seine Erklärung (S. 311): „Und so weit bis jetzt die Geschichte der Psychologie darüber ein Urtheil erlaubt, hat die idealistische Theorie einen Vergleich, besonders mit der materialistischen, wahrlich nicht zu scheuen". Ich meine: abgesehen von der rein physiologischen Psychologie, haben die Materialisten, allerdings aber auch die meisten Idealisten, noch nicht gezeigt, daß sie eine Ahnung von dem Mechanismus des Bewußtseins mit seinen unzähligen, in vielfachster Wechselwirkung stehenden Momenten haben, und daß sie wüßten, wie die Analyse einer verwickeltern psychologischen Thatsache anzugreifen sei. Solchen Analysen und den mannichfachen dazu nöthigen Vorbereitungen ist diese Zeitschrift gewidmet.

H. Steinthal.

Ueber eine Eigenthümlichkeit des japanischen Zahlwortes.

Bekanntlich bedienen sich die Japaner einer doppelten Reihe von Zahlwörtern; neben den chinesischen haben sie noch ihre eigenen. Letztere lauten von 1 bis 10 mit Hinweglassung des Suffixes tsu:

1	fito	6	mu
2	futa	7	nana
3	mi	8	ya
4	yo	9	kokono
5	itsu	10	too.

So viele Momente nun sonst für eine Verwandtschaft des Japanischen mit den Sprachen des finnotatarischen (ural-altaiischen) Stammes sprechen mögen, so isolirt dürften diese Numeralien dastehen*); und an ihnen nehme ich eine Erscheinung wahr, welche meines Wissens weder in dieser noch in irgend einer anderen Sprache nachgewiesen worden ist. Man vergleiche die Worte für Eins, Drei und Vier mit denen für die doppelten Zahlwerthe: fito mit futa, mi mit mu, yo mit ya; und man wird eine Art Dualbildung mit auffallender Regelmäßigkeit in dem Vocalwandel nicht verkennen; i wird u und o wird a.

Ich habe vergebens nach analogen Fällen in den übrigen Redetheilen der Sprache gesucht; die Vokale schwanken freilich vielfach, aber die Schwankungen scheinen mehr Folgen einer verwahrlosten Orthographie als organischer Natur zu sein.

Schließlich noch die Frage: ist anzunehmen, daß nana und kokono wirklich durch Reduplication gebildet seien, und was könnte die Reduplication hier bedeuten?

G. v. d. Gabelentz.

---

*) Die Anklänge von nana und kokono an tungus. nada, mandschu nadan und tungus. chuju, mandschu uyun beweisen doch wohl nichts.

Ueber das altgermanische Königthum

von

Dr. Immanuel Rosenstein.

Das altgermanische Königthum ist eine eigenartige Bildung, welche sich in ihrer Entwicklung von den entsprechenden politischen Bildungen anderer Völker unverkennbar unterscheidet. Allerdings zeigt sich in der ursprünglichen staatlichen Entwicklung der Deutschen im Allgemeinen wie in der ersten Ausbildung des Königthums im Besonderen eine gewisse Verwandtschaft mit den uns bekannten und nachweisbaren ersten politischen Entwicklungen bei den Hellenen und Römern, eine Verwandtschaft, die in erster Linie wohl auf die gemeinsame indogermanische Abstammung jener Völker zurückzuführen ist. Selbstbestimmung, Selbstregierung, Souveränetät der gesammten Staatsgemeinschaft in mehr oder minder klarer und bewußter Ausprägung — sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der graeko-italischen und germanischen Stämme, welche durch jene zuerst zu nachweisbarer Geltung und Herrschaft in der historischen Entwicklung der Völker gelangen, und von diesen nicht einfach nachgebildet, sondern auf Grund analoger Veranlagung ebenfalls selbständig und eigenthümlich ausgebildet werden gegenüber den Prinzipien blinden Gehorsams, unweigerlichen Folgens, welche die despotische Alleinherrschaft bei den orientalischen Völkern zur Geltung gebracht hatten. Von gemeinsamen Grundlagen aus hat sich die politische Entwicklung jener beiden Völkergruppen alsbald verschieden genug gestaltet. Auch bei Griechen und Römern steht die Monarchie, das Königthum, als eine erste Erscheinungsform des staatlichen Lebens da, aber sie gelangt zu keiner weiteren Ausbildung, sondern wendet sich alsbald der Republik zu, und zwar vollzieht sich diese Wandelung in dem ganzen Bereich der

griechisch-römischen Welt mit einer Gleichmäßigkeit der Entwicklung, welche auf das Wirken derselben Bedingungen bei allen diesen Vorgängen schließen läßt. Bei den Germanen dagegen beherrscht das Königthum die gesammte spätere Entwicklung. Innerhalb des ersten halben Jahrtausend des historischen Bestehens germanischer Völker gelangt es fast bei allen Stämmen zum Durchbruch und verdrängt die republikanische Verfassung zahlreicher Stämme, eine Verfassung, die übrigens auf derselben Grundlage wie die der Königsstaaten beruht. Das Königthum wird die bestimmende Macht für das Staatsleben des gesammten Volks; die weitere Ausbildung dieses Königthums ist es, welche nicht blos die politische Entwicklung der Deutschen, sondern die des ganzen Erdtheils in besondere Bahnen geführt, ihr den eigenthümlichen Stempel aufgeprägt hat, der noch an den Verfassungen viel späterer Zeit sichtbar geworden ist*). — Doch nur die erste Phase in der Ausbildung dieser Staatsform haben wir hier zu betrachten, und da ist zunächst darauf hinzuweisen, daß die Staatskultur Roms und das Christenthum auf das germanische Königthum von dem gewichtigsten Einfluß gewesen ist, aber es ist festzuhalten und nachdrücklich zu betonen, daß diese Einflüsse vorwiegend nur formaler Art gewesen sind, und daß die ursprüngliche Eigenthümlichkeit stets von selbständiger und maßgebender Bedeutung geblieben. Das römische Imperatorenthum, neben welchem der Zeit nach das deutsche Königthum erscheint, hat wohl der Machtfülle germanischer Könige und Fürsten, die daneben noch als römische Heerführer und Beamte erscheinen, eine eigenthümliche Färbung und Erweiterung verliehen; aber es hat durchaus keine Berechtigung, die königliche Gewalt bei den Deutschen einzig und allein abzuleiten aus den Befugnissen und der Gewalt, welche deutsche Häuptlinge vermöge ihrer dienstlichen Stellung im Kaiserreich erlangt haben**).

---

*) Montesquieu, esprit des lois livre XI, cap. 6. Dazu Waitz Politik p. 142. Bethmann-Hollweg, Germanisch-romanischer Zivilprozeß I. p. 10.

**) Es ist dies die von vielen Seiten widerlegte Ansicht Sybels in seinem Buch: Die Entstehung des deutschen Königthums.

Aus selbständiger Wurzel ist das deutsche Königthum erwachsen und eine bedeutungsvolle und zukunftsreiche Mitgabe der germanischen Völker. Der erste Abschnitt in der Entwicklung des deutschen Königthums erstreckt sich von den Anfängen der deutschen Geschichte bis zur Völkerwanderung, zu welcher Zeit durch die Reichsgründungen deutscher Völker auf römischem Boden — in Afrika, Spanien, vor Allem aber in Gallien — sich jener gewaltige Umbildungsprozeß vollzieht, der den Beginn einer ganz neuen Entwicklung bezeichnet. Den Charakter und die Erscheinungsform, welchen das germanische Königthum innerhalb dieses Zeitraums darbietet, sowie die Anfänge der neuen Entwicklung, die in der Bildung des fränkischen Reichs ihren Ausdruck finden, gedenken wir hier zu betrachten.

Es erscheint geboten, durch eine kurze Darstellung der Ausbildung, welche das Königthum bei Griechen und Römern gewonnen hat, die Eigenthümlichkeiten schärfer hervortreten zu lassen, welche die analoge Bildung bei den Germanen auszeichnet.

Die griechische Ueberlieferung, die davon ausgeht, die Einherrschaft als die ursprünglichste Staatsform hinzustellen, hat schon früh den bestimmten Gegensatz hervorgehoben, in welchem das Königthum zu anderen Formen der Einherrschaft steht. Vor Allem wird das Königthum dem Despotismus bestimmt gegenüber gestellt. Plato (im Politikus) nennt jenes die gesetzmäßige, die Tyrannis dagegen die gesetzlose Herrschaft eines Einzelnen. Nach Aristoteles*) ist das Königthum diejenige Form der Alleinherrschaft, welche das allgemeine Wohl bezweckt, während die Tyrannis nur das Wohl des Alleinherrschers im Auge hat. Jenes ist eine von den Beherrschten stets freiwillig angenommene und mit großen Rechten ausgestattete Herrschaft. In dem Augenblick aber, wo ihn sein Volk nicht mehr will, ist der König nicht mehr König. Und in ganz entsprechender Weise scheidet Polybios**) zwischen Tyrannis und Königthum. Dies entwickelt sich auf dem Wege künstlicher An-

*) Aristotel. Polit. III, 7. V, 10.
**) Polybios V, 11, 6; VI, 4, 2.

ordnung und Besserung aus der natürlich und ursprünglich gegebenen Einherrschaft, und erst später entartet es zur Tyrannis und Oligarchie. Der Tyrann herrscht gewaltsam und über widerwillige Unterthanen, die er haßt, wie sie ihn hassen, und er thut Uebles; der König dagegen macht sich um Alle verdient; er wird geliebt wegen seines Wohlthuns und seiner Menschenfreundlichkeit; er herrscht über willige Unterthanen, die gern seiner verständigen Herrschaft sich fügen. Und nach eben solchem Gesichtspunkt scheidet noch Montesquieu*) zwischen Monarchie und Despotismus; dort gesetzmäßige, hier auf Gutdünken und Launen beruhende Herrschaft. Auch nach heutiger Anschauung liegt ein wesentliches Moment für den Begriff des Königthums in dieser Unterscheidung. Es ist Gewicht darauf zu legen, daß die nach Gesetzen ausgeübte Herrschaft schon so früh und so scharf als charakteristisches Kennzeichen des Königthums aufgefaßt wurde.

Das Königthum ist in Griechenland**) nur wenig über die ersten Anfänge seiner Ausbildung hinausgekommen, welche sich namentlich in dem heroischen Königthum darstellen. Es ist dies die älteste, historisch nachweisbare Regierungsform in Hellas. Ueber ihre Entstehung giebt die Ueberlieferung keinen näheren Aufschluß. Nach Aristoteles***) gründet sich diese Königsherrschaft auf Freiwilligkeit der Unterthanen, auf Geschlechtserbfolge und Gesetzlichkeit. Die Entstehung derselben ist aber darauf zurückzuführen, daß die ersten Könige Wohlthäter der Menge geworden waren in Künsten des Friedens oder im Kriege, oder durch Zusammenführung der zerstreut Lebenden, oder durch die Verschaffung von Grundbesitz; deshalb erwählte man sie freiwillig zu Königen, und die Herrschaft ward für die Nachkommen eine erblich herkömmliche. Ihre Macht aber erstreckte sich auf die Heerführung im Kriege und auf alle nichtpriesterlichen Opfer, vor Allem aber schlichteten sie Rechtshändel.

*) Montesquieu l. c. II, 1.

**) Vergl. hierzu Hermann, griech. Staatsalterthümer §. 8, Schömann, griech. Alterth. Bd. I., Curtius griech. Gesch. Bd. I.

***) Aristot. Polit. III, 14.

Die homerische Ueberlieferung giebt uns weitere Aufklärungen über diese Art des Königthums*). Dasselbe gilt als von Zeus selbst herstammend; er hat die Könige ursprünglich eingesetzt; deshalb bezeichnet sie Homer als διοτρεφέες oder διογενέες. Das einmal von der Gottheit auserlesene Geschlecht vererbt die geheiligte Würde in sich fort. Die Herrschaft ist keine unbeschränkte; neben dem Könige erscheint eine Anzahl kleinerer Fürsten, die Häupter der edlen Geschlechter. Sie nehmen eine ausgezeichnete Stellung vor allem Volk ein; der König erscheint als der Erste und Hervorragendste unter ihnen. Wohl fügen sie sich ihm, doch ist er vielfach an sie gebunden. Mit ihnen pflegt der König Rath über wichtige Staatsangelegenheiten; sie walten neben ihm im Gericht, unter ihm befehligen sie die Heerhaufen des Volks. Die große Menge des Volks kommt vorläufig für die Betheiligung am Staatsleben noch wenig in Betracht; es ist eine leicht folgende Masse und gehorsam hört es auf den Ruf des Königs und der Edlen. Doch die Sitte hat scharfe Grenzen gezogen, welche König und Edle in ihrem Verhältniß zum Volk nicht überschreiten. Volksversammlungen, welche der König beruft, werden öfter genannt, doch hat das Volk alsdann nur zu vernehmen, was ihm verkündigt wird; nicht zu berathen und zu beschließen; nimmt sich der Einzelne heraus seine Meinung zu äußern, so gilt das wohl als ungebührliche Anmaßung und findet strenge Züchtigung; durch Geschrei und Murren mag das Volk im Ganzen seinen Beifall oder seine Unzufriedenheit über die von dem König und den Edlen gefaßten Beschlüsse zu erkennen geben. — Unter den Befugnissen des Königs nimmt die Rechtspflege einen hervorragenden Platz ein. Der Ruhm eines gerechten Königs ist der höchste, ein Segen für das Volk, ein Wohlgefallen den Göttern. Das Land eines solchen Königs gedeiht vor allen anderen, denn die Götter begünstigen ihn besonders, weil er das Amt, das sie ihm gaben, durch gerechtes Walten nach ihrem Wohlgefallen versieht. Dann ist der König Heerführer; das scheint zunächst der Name zu bezeichnen. Seine Gewalt im Kriege ist eine

*) Schömann, I, p. 23.

stärkere als im Frieden, unweigerlich müssen die Männer des Volks ihm alsdann folgen. Es kommt endlich zu den Befugnissen des Königs noch die Verrichtung von Staatsopfern, sofern dieselben nicht rein priesterlicher Natur sind. Er opfert vor dem Beginne der Schlacht, zur Bekräftigung von Verträgen u. s. w. Das Opfer des Königs bezeichnet kein Priesterthum, er opfert für die Staatsgenossenschaft wie der Familienvater für die Seinigen. So vertritt der König sein Volk gegenüber den Göttern, und das Verhältniß, in welchem er zu diesen steht, bringt Segen oder Fluch über das Volk. — Die königliche Würde ist erblich; Zeus hat das Herrscherhaus erkoren und vielfach wird die Abstammung desselben auf ihn oder einen anderen Gott zurückgeführt; nicht durch das Volk gelangt der König zur Herrschaft. Willig fügt sich ihm das Volk, „wie ein Gott wird er geehrt." Unerläßlich freilich ist es, daß er ein gewaltiger und kraftvoller Mann ist, groß im Kriege, weise im Rath. Hat ihn das Alter übermannt, sind seine königlichen Eigenschaften dahin, dann thut er am Besten, sein Amt freiwillig niederzulegen. — Zur Behauptung seiner Würde besitzt der König ein reichliches Auskommen; ein eigenes Krongut ist ihm angewiesen, sein Antheil an der Kriegsbeute ist der reichste; außerdem bringt ihm das Volk Geschenke und Abgaben. — So bildet der König den Mittelpunkt des Volkes und Staates; er hält es zusammen nach Innen und Außen und wahrt das Recht und die Unabhängigkeit des Volkes; doch nicht in despotischem Walten, sondern gebunden an alte, heilige Satzung, gestützt auf den Rath der Edlen des Volks und nicht ohne Rücksicht auf das Beifallsgeschrei oder das Murren, welches aus der Mitte der Volksversammlung sich vernehmen läßt.

In den auf die großen Wanderungen folgenden Jahrhunderten weicht das heroische Königthum allmählich in den meisten Staaten Griechenlands der oligarchischen Republik. Ueber die Vorgänge, die hierzu führen, wird in den Quellen nichts Näheres mitgetheilt*); als allgemeinen Grund für die Beseitigung des Königthums führen sie die Entartung desselben zur Tyrannis

*) Schömann I, p. 123. Curtius I, p. 201.

an. Indessen auch manches Andere muß hier bestimmend mitgewirkt haben, das Bedürfniß nach einheitlicher Leitung schwand, je stetiger die Verhältnisse, je kleiner die Staaten in Folge der Kolonisation wurden. Namentlich in denjenigen Staaten, in denen Handel und Schifffahrt aufblühten, wurden die Bedingungen für die Geltung des Einzelnen an Macht und Ansehen wesentlich andere wie bisher. Die ständischen Unterschiede der früheren Zeit traten zurück; das Gefühl gleicher Berechtigung durchdrang die Menschen und wirkte mit unwiderstehlicher Gewalt; und wie konnte das bei einem so hoch begabten, mit so kraftvoller Subjektivität ausgestatteten Volke, wie die Hellenen es waren, anders sein! Nach den Wanderungen hat das Königthum nur in einzelnen Landschaften noch fortbestanden, und dann wohl in wesentlich beschränkterer Form; zu neuen und dauernden Schöpfungen dieser Art ist es nicht mehr gekommen. „In unseren Tagen“, sagt Aristoteles*), „bilden sich keine Königthümer mehr; der Grund davon liegt darin, daß das Königthum eine von den Beherrschten einerseits freiwillig angenommene, andererseits mit großen Vorrechten ausgestattete Herrschaft ist; nun giebt es aber jetzt sehr viele Gleiche und Keinen, der sich vor den Uebrigen dergestalt auszeichnete, daß seine Vorzüge zu der Größe und Hoheit dieser Herrschaft in Verhältniß ständen. Aus diesem Grunde ertragen die Menschen freiwillig eine solche Erhebung nicht mehr; erhebt sich aber Einer durch List oder Gewalt zur Herrschaft, so wird das schon als Tyrannis angesehen.“ — Am längsten hat sich das Königthum in Lakedämon erhalten; hier war indeß die Unabhängigkeit desselben vollständig geschwunden. Wohl hatten die lakedämonischen Könige noch die Befugnisse des heroischen Königthums; sie waren Richter und Feldherrn und brachten die Staatsopfer; doch unterlagen sie bei Allem der Aufsicht der Ephoren, und das Königthum war schließlich nichts mehr als ein Schmuck des Staates, eine alte geheiligte Tradition, die als solche die Verehrung der Menschen beanspruchte, und neben anderen Apparaten der Regierung eine recht brauchbare Verwendung im Leben des Staates finden

*) Aristot. Polit. V, 10.

konnte. Aber auch in dieser herabgekommenen Erscheinungsform zeigen sich auf das Deutlichste die charakteristischen Grundzüge der Institution: die Zurückführung der Herrschaft auf eine dem Geschlecht zu Theil gewordene göttliche Verleihung (die Königsgeschlechter knüpfen stets an einen göttlichen Ahnherrn an), die Erblichkeit der Herrschaft und die nach den Gesetzen und durch die Betheiligung des Volkes oder eines Theiles desselben beschränkte Ausübung der Gewalt. —

Eine in wesentlichen Punkten abweichende Erscheinungsform und theilweise wenigstens auch durchaus verschiedene Grundlagen bietet das römische Königthum dar*). Von vornherein ist darauf hinzuweisen, daß dieses Königthum, wie es sich uns darstellt, aus einer Reihe von Entwicklungen hervorgegangen ist, deren eine der Form des altgriechischen, homerischen Königthums in mancher Beziehung analog gewesen sein mag. Die Stufe, auf welcher wir das römische Staatsleben kennen lernen, ist eine wesentlich höhere als diejenige, welche der hellenische Staat zur Zeit der allgemein bestehenden Königsherrschaft erreicht hat.

In der latinischen Urverfassung stellt sich der Gau als erste politische Gemeinschaft dar, d. h. eine Anzahl von Geschlechtsgenossenschaften, welche zu einer Gemeinde verbunden sind. Der Gau ist monarchisch organisirt; er steht unter einem Fürsten, welcher ihn gestützt auf den Rath der Alten und die Gemeindeversammlung regiert. Sämmtliche Gaue aber stehen zu einander in einem Bundesverhältniß, welches der latinischen Stammesgenossenschaft Ausdruck verlieh. Gemeinsame religiöse Festlichkeiten, eine gemeinsame Rechtsordnung, gemeinsamer Schutz nach Außen mögen die Hauptgrundlagen dieses Bündnisses gewesen sein, in welchem die politische Souveränetät der einzelnen Gaue immerhin noch stark genug zum Ausdruck gelangte. Innerhalb der latinischen Stammesgenossenschaft hat Rom schon früh eine hervorragende politische Stellung eingenommen. Wie in den übrigen latinischen Volksgemeinden, so besteht auch hier die Einherrschaft, welche von der Ueberlieferung

*) Mommsen, röm. Gesch. Bd. I. Becker, röm. Alterth. Bd. II.

als Königthum bezeichnet wird. — Es ist das Charakteristische des römischen Königthums und unterscheidet es von der entsprechenden Staatsform bei Hellenen und Germanen, daß die Erblichkeit der Herrschaft völlig fortfällt und die Würde durch Ernennung übertragen wird. Eine Anknüpfung an die Götter kennt auch das römische Königthum, aber in anderem Sinne wie Griechen und Deutsche. Nicht ein Königsgeschlecht ist von der Gottheit berufen, sondern der Staat und sein Königthum überhaupt wird auf göttliche Gründung zurückgeführt, und die durch göttliche Satzung geschaffene Königswürde, welche die Einheit des Volks ausdrückt, pflanzt sich durch Uebertragung von einem König auf den anderen fort. In seiner äußeren Erscheinung, durch den Elfenbeinstab mit dem Adler, durch den goldenen Eichenkranz u. A. prägt der König auch diese göttliche Beziehung aus; aber die Heiligung ruht nicht auf ihm und seinem Geschlechte, sondern auf der gesammten Staatsinstitution, unter welcher das Volk geeinigt ist. König konnte jeder werden, der einem der Geschlechter, aus denen die Stadt bestand, angehörte. Auf Familien und Geschlechtern, die freilich keine politische Selbständigkeit besitzen, baut der Staat sich auf und darnach ist er eingetheilt. Die Befugnisse des Hausherrn und des Geschlechtsältesten, wie derselbe ehemals seine Genossenschaft regierte, bilden das Vorbild der Königsherrschaft. Der König ist, um das treffende Wort Mommsens anzuwenden, „der Herr im Hause der römischen Gemeinde." Seine Gewalt erscheint als eine sehr starke, er hat die höchsten richterlichen, militärischen und vollziehenden Befugnisse und theilt dieselben mit keinem Anderen. Er vertritt sein Volk gegenüber den Göttern und im Verkehr mit fremden Völkern. Ihm muß überall unweigerlich gefolgt werden; er entscheidet über Leben und Tod jedes Bürgers, er allein sitzt zu Gericht und befehligt das Heer; er legt die Steuern auf und verwaltet die Gelder des Staats.

Neben dem König steht der Senat, ursprünglich eine Versammlung der Geschlechtsältesten, später eine vom König nach freiem Ermessen aus den Geschlechtern erlesene, lebenslänglich fungirende Versammlung. Ihre Bedeutung und ihre Befugnisse leiten sich zum größten Theil aus ihrer Entstehung und der

Tradition derselben ab. Wie ursprünglich in dem Geschlecht der Aelteste herrschte, und die Versammlung der Geschlechter die Gemeinde selbst und die Gewalt über dieselbe darstellte, so ruht auch im Senat, im Rath der Alten, die eigentliche Herrschermacht (imperium), die freilich immer nur von Einem, eben dem Könige, zur Ausübung gebracht werden kann. Deshalb fällt auch bei dem Tode des Königs die Gewalt desselben zunächst an den Senat zurück. Aus seiner Mitte wird der interrex bezeichnet, der die Gewalt vorerst auf fünf Tage übernimmt, um sie alsdann einem Nachfolger zu übertragen, aus dessen Ernennung der neue König hervorgeht. Diesem wird das imperium feierlich übertragen; er versammelt die Volksgemeinde, nimmt sie feierlich in Pflicht und erhält so die Anerkennung derselben. Die Befugnisse des Senats waren im Uebrigen diejenigen einer vorberathenden und kontrolirenden Behörde, die obwohl ohne beschließende Gewalt doch schwer umgangen werden konnte, denn sie besaß die höchste Autorität im Staate, welche sowohl dem Könige wie der Volksgemeinde gegenüber zur Geltung kam. — So unumschränkt die Gewalt des Königs auch ist, so lange er sich innerhalb des bestehenden Rechtszustandes bewegt, und seine Gebote nicht die Grenzen dessen überschreiten, was er in Anschluß an Ordnung und Herkommen jedem Einzelnen zumuthen kann, ebenso gebunden ist er da, wo es sich um Abweichungen hiervon, um Aenderungen der bestehenden Satzungen handelt; hier spricht nicht der König allein das entscheidende Wort, sondern es kommt nun der letzte Träger der Souveränetät, die Volksgemeinde, vor Allem in Betracht. In den regelmäßigen Volksversammlungen tritt diese Vollgewalt zunächst nicht hervor. Diese Versammlungen werden nur durch den König berufen und geleitet, sie konnten weder selbständig zusammentreten, noch selbständig Beschlüsse fassen; sondern nur auf Einladung des Königs und um dessen Mittheilungen entgegen zu nehmen und seine Anfragen zu beantworten, traten sie zusammen. So lange der Staat auf dem ruhigen Wege des Herkommens blieb, hatte das Volk dem Könige nur zu folgen und der königliche Wille allein war maßgebend. Das änderte sich, sobald es sich um Fragen der Gesetzesänderungen handelte; dann bedurfte es

unweigerlich der Beistimmung des Volkes. Das neue Gesetz wird nach Begutachtung und Vorberathung durch den Senat zwischen König und Volk vertragsmäßig festgestellt; auf keine andere Weise kann es zu rechtmäßiger Geltung gelangen. Und nicht blos das neue Gesetz, welches überhaupt eine neue Ordnung für die Folgezeit begründete, sondern auch jede einmalige Abweichung von dem bestehenden Rechtszustand muß an das Volk gebracht und von ihm genehmigt werden. Sehr schlagend zeigt sich dies bei dem Begnadigungsrecht, welches nur dem wirklichen Souverän, dem Volke, nicht aber dem Könige, innewohnte. Der Gedanke von der Souveränetät des Volkes beherrscht in machtvollster Weise die gesammte weitere Entwicklung der römischen Verfassung. Immer eindringlicher und unmittelbarer wird dies Bewußtsein, immer vielgestaltiger und eingreifender die Anwendung desselben, und immer ausgedehnter und ungefüger die Masse des Volkes, auf welchem diese Souveränetät beruhte.

Man schaffte das Königthum ab, weil die Ausübung dieser Gewalt in immer entschiedeneren Widerspruch gerieth mit dem Gedanken von der souveränen Gewalt des Volks und diese in unerträglicher Weise schmälerte. So fällt zunächst die lebenslängliche Einherrschaft durch die jährliche Wahl der Konsuln und der anderen Staatsbeamten, deren Anzahl sich von Jahr zu Jahr mehrt; durch die Ausübung richterlicher Befugnisse, durch die Beschlußfassung über Krieg, Frieden und Bündniß gelangt die Herrschergewalt des Volks zur vollendeten, überallhin reichenden Ausübung. Die Träger dieser Souveränetät beliefen sich im letzten Jahrhundert der Republik auf Millionen. Nie aber hat man sich zu dem Gedanken erhoben, daß die souveräne Gewalt des Volks, welche in allen Zweigen der Regierung, nach Innen und Außen, unmittelbar mitwirkte, durch etwas Anderes ausgedrückt werden könnte, als durch die Urversammlung aller Berechtigten. Wie aber die Dinge gegen Ende der Republik standen, waren diese Berechtigten eine durchaus unzuverlässige, durch Pauperismus und Müssiggang, durch die Gunstbuhlerei der Parteiführer entartete Masse, welche zur Herrschaft über das riesenhafte Staatsgebiet Roms berufen war, ein

Gebiet, welches zu Anfang der Kaiserzeit etwa 100,000 Quadratmeilen mit 80 Millionen Menschen umfaßte. Nicht anders als durch außerordentliche Gewalten, welche das leicht zu beeinflussende Volk Einzelnen übertrug, konnte sich das politische Leben Roms in den letzten Jahrzehnten der Republik fristen. Und eine solche außerordentliche Gewalt war die neue Monarchie der Cäsaren, die sich aus einer Summe von Uebertragungen zusammensetzte. Die Fiktion, daß die oberste Gewalt stets im Volke ruhe und nur durch freiwillige Uebertragung derselben dem jeweiligen Oberhaupte zuwachse, eine Vorstellung, welche Oktavian zu einer vollständigen Mystifikation ausbeutete, bleibt auch die Grundanschauung des Cäsarismus, dessen Machtfülle im Uebrigen derjenigen des alten Königthums ursprünglich gar nicht so unähnlich ist. Als charakteristisch ist hervorzuheben, daß die neue Monarchie zu einer Erbfolgeordnung nie gelangt ist. Erst etwa drittehalbhundert Jahre nach Begründung des Imperatorenthums gelangt der Despotismus aus eigenem Recht auch formell zur Herrschaft und macht dem bis dahin noch immer existirenden republikanischen Formenwesen ein Ende.

Diese kurze Darstellung des Königthums der beiden antiken Kulturvölker ergiebt, neben augenfälligen Verschiedenheiten, doch für einen wesentlichen Punkt eine bedeutungsvolle und charakteristische Uebereinstimmung. Festzuhalten ist hier allerdings zunächst wieder, daß sich bei beiden Völkern das Königthum auf verschiedenen Stufen allgemeiner politischer Entwicklung und Ausbildung darstellt, und daß das römische Königthum ein viel ausgebildeteres und lebhafteres Staatsbewußtsein bekundete, als das etwa drei Jahrhunderte früher bestehende heroische Königthum der Hellenen. Doch unverkennbar tritt bei beiden die Beschränkung der Herrschergewalt hervor, wie sie auf Grund des Herkommens und der Satzung durch die Mitwirkung des Volkes an der Regierung des Gemeinwesens besteht. Nur über solche darf der griechische König herrschen, die von ihm beherrscht sein wollen; neben sich muß er die Edlen des Volkes walten lassen; nur in Uebereinstimmung mit diesen kann er seine königliche Gewalt ungehemmt zur Anwendung bringen. Und auch die dunkle Masse des Volks kann nicht

unberücksichtigt bleiben. Der Zuruf, durch welchen das Volk seine Beistimmung oder Mißbilligung ausdrückt, wenn ihm die Beschlüsse des Königs und der Edlen mitgetheilt werden, ist die Aeußerung des Bewußtseins, daß nicht eine Schaar willenloser, zu unverbrüchlichem Gehorsam verpflichteter Sklaven dem Herrscher folgt, sondern daß das Volk das Recht zu einem eigenen Willen und Theil hat an der Gewalt des Staats. Allerdings ist dieses Bewußtsein noch ein dunkles, wenig entwickeltes; es findet in der Staatsordnung keine bestimmt umschriebene Ausprägung und bricht sich nur in einzelnen instinktmäßigen Aeußerungen Bahn; auch steht ihm das selbständige Recht des Königs gegenüber, wie es sich aus der Zurückführung auf die göttliche Abstammung und Einsetzung des Geschlechts und aus der Erblichkeit desselben ergiebt. Die Unvereinbarkeit dieses selbständigen Königsrechts mit dem kraftvoll empfundenen und über jede Beschränkung hinweg strebenden Volksrecht ist es dann, welche den Fortbestand des alten Königthums zur Unmöglichkeit macht. Im römischen Staat war dieser Gegensatz in der Institution des Königthums formell vermieden. Schärfer und klarer, innerhalb ganz bestimmter Grenzen erscheint von vornherein die Volkssouveränetät im römischen Staat. Durch den Mangel an Erblichkeit tritt das selbständige persönliche Recht des Königs mehr und mehr zurück, und nur unvollständig wird es durch die Fiktion von der Erneuerung des Königs durch seinen Nachfolger neu ersetzt. Das römische Königthum erscheint als eine ganz exzeptionelle Form der Einherrschaft, welche weder vor- noch nachher ein entsprechendes Gegenbild in der Geschichte findet, und vielleicht passender als eine lebenslängliche Magistratur denn als Königthum bezeichnet werden kann. So hängt es auch zusammen, daß, als das Königthum in Folge des Mißbrauchs seiner Amtsgewalt fiel, sich an der Verfassung im Wesentlichen zunächst nur wenig änderte. Die Konsuln wurden die Erben der Königsgewalt, der Souverän war jetzt wie früher das Volk; Könige wie Konsuln fungirten jussu populi. Allerdings wuchs der Volksgemeinde durch die jährlich erfolgende Neuwahl der obersten Beamten eine viel unmittelbarere Einwirkung auf die Regierung zu, als unter den lebenslänglich fungirenden Königen. —

So entspricht das griechische Königthum durch die Selbständigkeit des königlichen Rechts und durch die Erblichkeit in höherem Grade den Vorstellungen, die man später mit dem Begriff des Königthums verbunden hat. Wie wir sahen hat es sich in Griechenland hierbei nur um erste Anfänge gehandelt. Nur auf den ersten Stufen ihres Staatslebens hatten die Griechen ein Königthum bei sich ausgebildet. In den kleinen Gemeinwesen, aus denen sich Hellas zusammensetzte, konnte der Gedanke, daß die den Staat bildende Gemeinschaft als solche nicht anders würdig bestehen könne, als wenn sie selbständig das Schicksal des Staates gestalte, die Einzelnen um so nachdrücklicher und gewichtiger zu seiner Verwirklichung treiben, je ausführbarer er erschien. In solchen Gemeinwesen konnten die praktischen Vortheile, welche eine dauernde Einherrschaft bieten mochte, nicht gewürdigt werden, und was man davon bei den Barbaren sah und (abgesehen von der Aesymnetie) vorübergehend bei sich selbst kennen lernte, erwies sich in den Vorstellungen der Menschen als etwas Unwürdiges und Drückendes, welches man entschieden zurückweisen mußte. Jene Vorstellungen aber, welche der königlichen Herrschaft in den Gemüthern der Menschen Rückhalt gegeben hatten, indem sie das Königthum an die Götter aufknüpften und mit göttlichem Nimbus umgaben, sie waren schwächer geworden in den Einzelnen und hatten nicht die Gewalt über sie, um darauf hin den Bestand jener Institution überall zu sichern; höchstens, daß man sich begnügte, um es mit den Göttern nicht zu verderben, das Königthum dem Namen nach fortbestehen zu lassen und ihm die Aeußerlichkeiten seiner Befugnisse zuzugestehen, wie in Lakedämon, oder wenigstens für diejenigen priesterlichen Funktionen, die ehemals dem Könige zukamen, Alles beim Alten zu lassen (rex sacrificulus bei den Römern). Es ist bezeichnend, daß das Imperatorenthum zu der Zeit, wo die Fiktion von dem kraft der übertragenen Souveränetät des Volks herrschenden Imperator geschwunden war — daß Diokletian an deren Stelle wieder den religiösen Rückhalt der Herrscherwürde hervorsuche. Der Kaiser ist sacratissimus und ein Göttersohn, und man spricht von der Veneration der kaiserlichen Gottheit. Durch die Annahme des Christenthums fällt alsbald jene

unmittelbare Göttlichkeit und deren Adoration fort, aber die Heiligung und das Uebermenschliche in der Herrscherwürde blieb auch jetzt, und es entwickelte sich in Rom und namentlich in Byzanz ein bestimmtes Formelwesen aus, das unmittelbar an jenen religiösen Rückhalt anknüpfte.

Die Staatsentwicklung im Alterthum ist der Ausbildung der Monarchie nicht günstig gewesen; nirgends ist eine solche ihrer vollen Bedeutung nach, d. h. in einer Vereinigung selbständiger Herrschermacht mit einer freien, ein ganzes Volk umfassenden Betheiligung am Staatsleben, dargestellt worden. Nur Anfänge oder Entartung der Einherrschaft kennt die alte Welt. Zwischen kleiner Stammesherrschaft oder despotischer Weltmonarchie schwanken die innerhalb des Alterthums auftretenden Einherrschaften. In unverkennbarer Verbindung hiermit steht es, daß die alte Welt überhaupt keine Staatsverfassungen, sondern nur Stadtverfassungen geschaffen hat, daß die Anzahl der zur thätigen Betheiligung am Staatsleben Berechtigten überall außerordentlich klein war im Verhältniß zu der Anzahl der innerhalb des Staatsgebiets Lebenden, daß eben deshalb bei der Erweiterung der Staatsgrenzen — wir haben hier vor Allem Rom im Auge — die unterworfenen Landschaften nur in eine äußerliche Zugehörigkeit zu dem herrschenden Staat gesetzt wurden, und die Frage völlig außer Acht blieb, wie mit Haupt und Gliedern ein lebensvoller Staat zu machen sei, dessen einzelne Theile einer für alle und alle für einen da wären. So wurde die Verwaltung der Provinzen eine Brücke zu schamloser Ausnutzung, zur Bereicherung der Einzelnen, eine Pflanzschule des Absolutismus. Als riesenhafter Mechanismus erscheint der römische Staat zur Kaiserzeit; ein Heer von Beamten, das seine Impulse in letzter Instanz vom Kaiser erhält, durchzieht in mannichfachen Abstufungen den ganzen Staat und setzt ihn für die Zwecke in Bewegung, welche das Oberhaupt des Staates verfolgt. Daneben giebt es keine selbstthätige Betheiligung des Volks am Staatsleben, nur von oben herab wurde das Volk in Bewegung gesetzt. Hülflos wie einem Verhängniß stand es der Staatsallmacht gegenüber; der eigene Wille in staatlichen Dingen war erstorben, und Alles und Jedes, auch das Kleinste

fand seine Entscheidung und Regelung durch den Kaiser und seine Beamten. Eine politische Wiederbelebung dieses riesenhaften Konglomerats von Landschaften und Völkern war zur Unmöglichkeit geworden, denn der Kreislauf selbständigen, staatlichen Lebens hatte sich bis auf den letzten Pulsschlag vollendet. Neue, jugendlich frische Völker mußten kommen, um der Welt die Freiheit wieder zu bringen. Den Germanen war es beschieden, die Erbschaft des römischen Imperatorenthums anzutreten, eine Erbschaft, deren blendender und berückender Glanz gar Vielen unter dem jugendlichen Volke die eigene Ausstattung und Mitgabe als dürftig und kaum bewahrenswerth erscheinen ließ. Nicht in roher Zerstörungssucht treten sie dem alten Reich gegenüber. Seit Jahrhunderten waren es die deutschen Soldtruppen, auf die zumeist Rom sich stützte; und wie in den Heeren so bekleideten auch im Rathe des Kaisers Deutsche die höchsten Stellen, Männer wie Stilicho der Vandale, Ricimer der Sueve, Gundobad der Burgunder, waren es, welche die Existenz des zerfallenden Reiches fristeten. Und als in Folge des Völkersturmes, der zu Ende des vierten Jahrhunderts im Osten sich erhob, der Andrang der germanischen Schaaren immer ungestümer wurde, auch da erfüllt sie vor Allem das Streben, zu einer friedlichen Auseinandersetzung mit dem Kaiser zu gelangen, die es ihnen ermöglicht, innerhalb der Reichsgrenzen eine Volksexistenz fortzuführen. Die große Achtung, die Ehrfurcht, die gerade die Begabteren unter den Deutschen der römischen Zivilisation entgegen trugen, hat die Entartung und Auflösung mancher Stämme nur beschleunigt.

Wie aber stellt sich das Volk der Deutschen bei seinem Eintritt in die Geschichte uns dar*)? Nach den Berichten unserer beiden Hauptquellen, Cäsar und Tacitus, finden wir in den alten Deutschen

*) Für die Darlegung der deutschen Verfassungsverhältnisse sind namentlich benutzt: Waitz, deutsche Verfassungsgesch. Bd. I. u. II.; Wilda, Strafrecht der Germanen; Dahn, die Könige der Germanen Bd. I—IV.; Bethmann-Hollweg, german.-roman. Zivil-Prozeß; Köpke, Anfänge des Königthums; Sybel, Entstehung des Königthums; J. Grimm, Rechtsalterthümer und Mythologie; Roth, Benefizialwesen.

eine Anzahl größerer und kleinerer Völkerschaften, welche trotz der Stammesgemeinschaft durch kein politisches Band verbunden sind. Selbst der Name, mit dem sie insgesammt benannt werden (Germani), stammt nicht von ihnen, sondern ist von einem Nachbarvolk ihnen beigelegt worden; und die Bezeichnung, mit denen das Volk sich heute benennt, stammt erst aus dem 10. Jahrhundert. Auch Sprache und Sitte der verschiedenen Stämme weisen nicht geringe Verschiedenheiten auf, und bekunden, daß die einzelnen Bestandtheile des Volkes bei den wechselvollen Schicksalen, die sie auf den Wanderungen von der asiatischen Urheimath nach dem mittleren Europa durchzumachen hatten, oft weit auseinander gehalten waren. Ihrer ursprünglichen Herkunft nach sind sie den Griechen, Römern, Kelten nahe verwandt; aber unendlich verschieden waren die Einflüsse und Schicksale, denen sie unterlagen. Anders entwickelten sich die Völker unter dem milden Himmel der südeuropäischen Halbinseln, an den vielfach eingeschnittenen Küsten des Mittelmeers, in ihrer regen Verbindung mit den Völkern des Orients, anders die nach dem Norden verschlagenen germanischen Stämme in ihrer von der Natur nur wenig begünstigten neuen Heimath, wo das Leben sich mühevoller und ernsthafter gestalten mußte. „Wer aber", so ruft Tacitus*) aus, „möchte Asien oder Afrika oder Italien verlassen, um nach Germanien zu ziehen, einem Lande ohne Schönheit, mit rauhem Klima, unerfreulich dem Bebauer wie dem Beschauer — es sei denn sein Vaterland?" Den Nachbaren sind sie schon früh als ein einziges Volk erschienen, und Tacitus bezeichnet sie als ein „selbständiges, reines und nur sich selbst ähnliches Volk" **). In ihrer äußeren Erscheinung, in ihren Tugenden und Lastern, im Leben des Staats und der Familie, nicht minder in der Götterverehrung prägen sie eine von allen anderen Völkern abweichende Eigenthümlichkeit aus***). So führt sie Tacitus in seiner unvergleichlichen Darstellung uns vor. Erwähnen wir von jenen Besonderheiten, die dem scharf

*) Germania cap. 2.

**) Germ. cap. 4.

***) Waitz, Vfgesch. I. cap. 1 u. 2. Bethmann-Hollweg l. c. §§. 2. 3.

blickenden Römer zunächst in die Augen fielen: Die geehrte Stellung des Weibes, die Heiligkeit und Keuschheit der Ehe, die Unverdorbenheit und Einfachheit des gesammten Lebens. Besonders hervorzuheben ist dann jene eigenthümliche Treue, die in allen Verbindungen, sowohl des Staates wie der Familie von so hoher Bedeutung ist und in dem Verhältniß zum Fürsten an die Stelle des Gehorsams tritt. An Schattenseiten ihres Charakters treten uns namentlich starke Anlagen zur Willkür, Trotz, Rachbegier, Trägheit und Trunksucht entgegen. Von tiefreichendem Einfluß auf die Entwicklung des Staatslebens ist ein starkes Unabhängigkeitsgefühl, ein eindringliches Bewußtsein von dem Werth der Persönlichkeit, ein energisches Vorherrschen der Individualität, wonach jeder sich immer erst als Einzelner und dann als Theil eines Ganzen dachte. Allerdings ist ihnen das Bewußtsein keineswegs fremd, daß der Einzelne außer der Familie auch der Gemeinde, dem Staate angehöre, und daß dem Gemeinwillen Unterordnung und Gehorsam geschuldet wird, aber der Einzelne will im Besitz und in der Ausübung der individuellen Rechte, die er sich beilegt, möglichst wenig durch die Anforderungen des Staates gestört sein, und leicht erscheinen ihm die Beschränkungen unerträglich, welche die Ansprüche der gemeinsamen Ordnung ihm auferlegen*). So tritt mit besonderer Schärfe bei ihnen jener Gegensatz zu Tage, der stets dem Verhältniß zwischen dem Einzelnen und der Genossenschaft eigen ist, insofern letztere nicht bestehen kann ohne Hingabe und Selbstentäußerung der Einzelnen, ein Gegensatz, über den das antike Staatsleben hinwegkam, indem es stets und überall die Staatsgenossenschaft voranstellte, während er bei den Deutschen die Quelle zahlloser Konflikte wurde, welche die Konsolidirung des Staatslebens erschwerten. Diese Eigenschaften in ihrer Gesammtheit sind es, welche „die Gleichartigkeit der nationalen Substanz" bedingen, auf Grund deren das Volk trotz der poli-

*) Germ. cap. II. „Das aber ist ein Fehler, der aus ihrer Freiheit hervorgeht, daß sie nicht auf einmal und nie auf Befehl zusammenkommen, sondern bei der Saumseligkeit der Kommenden auch der zweite und wohl noch der dritte Tag verloren geht."

lichen Ungebundenheit als eines erscheint*). Auch geht ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, gestützt auf gemeinsame Abstammung ihnen nicht ab, es beweist dies die bekannte ethnogenische Sage, von welcher Tacitus**) berichtet. Er erzählt: „Sie feiern in alten Liedern den Tuisko, einen erdgeborenen Gott, und seinen Sohn Mannus, Ursprung und Ahnherrn des Volkes. Dem Mannus geben sie drei Söhne, nach deren Namen die zunächst dem Ozean Wohnenden Ingaevonen, die in der Mitte Herminonen, die Uebrigen Iscaevonen heißen sollen. Einige behaupten, mehr Söhne des Gottes und mehr Stammnamen gab es.“ In der historischen Zeit sind jene drei Namen nicht angewendet worden, aber es ist eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß die drei großen Stämme der Alamannen, Franken, Sachsen, welche im dritten Jahrhundert nach Christus hervortreten und die bisher unter besonderem Namen auftretenden Völkerschaften umfassen, nichts Anderes sind als eine Wiederdarstellung jener drei Urstämme. Einen vierten Hauptstamm des Volks, den gothisch-vandalischen, hat jene alte Sage, soweit sie aus Tacitus vorliegt, nicht gekannt; er war den Uebrigen durch entlegenere Sitze, durch weite Wanderungen schon früh fern getreten; im Uebrigen stellt die historische Ueberlieferung, Sprache, Verfassung Recht seine unmittelbare Zugehörigkeit zu dem Gesammtvolk außer allem Zweifel.

Indem wir jetzt auf das Staatsleben der Germanen eingehen, haben wir zunächst hervorzuheben, daß wir jener Ansicht***) nicht beipflichten können, nach welcher der altdeutsche Staat in der Form der Geschlechterverfassung erscheint, der Art, „daß alle politischen Ordnungen in die Formen der Familie gekleidet waren“, daß Gemeinde und Geschlecht, und zwar nicht das natürliche durch die Erweiterung der Familie erwachsene Geschlecht, sich decken, daß das Leben der Gemeinschaft sich nur nach den durch die Fiktion der Familieneinheit eingegebenen Formen vollzieht. Auf eine Widerlegung dieser viel besprochenen, mit großem

*) Sybel, die deutsche Nation und das Kaiserreich. p. 1. 2.
**) Germ. cap. 2.
***) Sybel, Entstehung des deutschen Königthums.

Scharfsinne aufgestellten und widerlegten Ansicht des Näheren einzugehen erscheint hier nicht geboten.*) So nahe liegend es auch erscheinen mag, die Geschlechtsgemeinschaft als einen allgemein gegebenen Durchgangspunkt für jede Staatsentwicklung hinzustellen, und so wenig wir es in Abrede zu stellen vermögen, daß auch das Gemeinleben der Deutschen auf früheren Entwicklungsstufen auf der Geschlechterverfassung beruht hat, ebenso sicher erscheint es uns auf der anderen Seite, daß diese Lebensform für die altgermanische Staatsgemeinschaft, da sie uns zuerst begegnet, nicht mehr besteht, denn das Zeugniß der Quellen weist bereits auf andere Grundlagen des Staatslebens für jene Zeit hin und die in der Auflösung begriffene Familieneinheit ist in der ältesten Gestalt der deutschen Rechtsinstitutionen ausgeprägt**), sie trägt nicht mehr den Staat, aber sie ragt in tief eindringender Weise in denselben hinein. Die Bedeutung, welche die Familiengemeinschaft bei den Deutschen hat, ist eine ungewöhnlich hohe, und weit umfassend sind die Rechte und Pflichten, die durch die „Sippe“ bedingt werden.***) Unverbrüchlich wird Frieden, Freundschaft, Treue unter den einzelnen Angehörigen aufrecht erhalten. Und nicht blos die unmittelbar natürlich gegebenen Verhältnisse zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern sind es, die hier in Betracht kommen; nicht blos die Pflicht zu schützen und das Recht zu erben wohnen den Angehörigen der Familie bei, sondern in noch weit nachdrücklicherer Weise treten sie für einander ein, und weit ausgedehnt, aber nie die natürlichen Bande überschreitend ist der Kreis derjenigen, welche die Verwandtschaft umfaßt. Die Familie haftet für jeden ihrer Angehörigen auch der Gemeinde gegenüber; sie zahlt die Buße, wenn einer aus ihrer Mitte Blutschuld auf sich geladen, wie sie Theil hat an dem Wergeld, das für den Erschlagenen sofern er ihr angehört, entrichtet wird. Die Familie sitzt zu Gericht über das Weib, welches Ehebruch begangen hat und stößt sie hinaus; nach Familien erfolgt Landanweisung und An-

*) Waitz l. c. p. 49 ff.
**) Waitz l. c. p. 122.
***) Grimm R.-A. p. 467.

siedlung; in der Schlachtlinie stehen die Familien zusammen. Nirgends aber sind dies künstlich gebildete gentes, in welche auch andere als die durch Bande des Bluts Verbundenen eintreten können. Und mehr und mehr werden jene Beziehungen überragt durch die höhere Einheit der Gemeinde, welche sich durch die Ansiedlung immer stärker befestigt und vorwiegend auf räumlichen und dinglichen Verhältnissen, auf Nachbarschaft, Grundbesitz, Landgemeinschaft beruht.

Ihrer Culturentwicklung nach stehen die Deutschen zu der Zeit, da sie Tacitus und Caesar uns kennen lehren, bereits auf der Stufe des Ackerbaus*), und zwar ist der Betrieb desselben schon einigermaßen eingewöhnt und hat die ersten Unvollkommenheiten überwunden. Das Nomadenleben liegt bereits längere Zeit hinter ihnen; sie sind seßhaft und angesiedelt und das Verhältniß zu Grund und Boden bildet die Grundlage für das gesammte Staatsleben wie für die Stellung des Einzelnen im Staate. — Die gemeinsam besessene Mark und das Anrecht daran, daneben der jedem vollfreien Hausvater zugetheilte Antheil des Ackerlandes — die Hufe — begründet zunächst die Dorfgemeinde, welche, soviel man sieht, politisch ohne Bedeutung ist und nur auf agrarische Verhältnisse sich stützt. Ueber der Dorfgemeinde und als durchgreifende politische Gliederung erscheint die Hundertschaft**), d. h. eine Gemeinde von ursprünglich 100 oder 120 Familien mit ebensoviel Hufen. Hier mochte allerdings im Laufe der Zeit die Zahl erheblich überschritten werden, denn schon zu Tacitus Zeiten war das, was ursprünglich Zahl gewesen, nur noch Name.***) Es mag somit gerechtfertigt erscheinen, wenn wir für Hundertschaft die Benennung „Gau“ eintreten lassen. Die Hundertschaft ist eine allgemein germanische Institution und gehört bereits der ältesten Verfassung des Gesammtvolks an; auch bei den skandinavischen Germanen sehen wir dieselbe vorkommen. Am schärfsten tritt sie hervor,

*) Waitz l. c. p. 93 ff. Bethmann-Hollweg, die Germanen vor der Völkerwanderung.

**) Waitz l. c. p. 138 ff.

***) Germ. cap. 6.

wo es sich um die Abtheilungen des Heers handelt und gerade das völlige Zusammenfallen von Volk und Heer ist der bündigste Beweis für die Annahme der Hunderte als einer durchgehenden Eintheilung der Völkerschaft. Nicht minder aber läßt sie sich nachweisen für die gerichtliche Thätigkeit des Volks; denn auch hier stehen dem Recht sprechenden Vorstande hundert Volksgenossen zur Seite. Und so zeigt sich die Gesammtheit der Völkerschaft stets und vor Allem in dieser Gliederung thätig. Ueber der Hunderte erscheinen als Träger des gesammten staatlichen Lebens die **Völkerschaften**, die, wie bereits erwähnt, unverbunden nebeneinander stehen und nur gelegentlich, so, wenn es sich um gemeinsame Abwehr handelt, einander näher kommen. Eine große Menge von Völkerschaften germanischen Stammes wird in dem weiten Ländergebiet von der Weichsel bis zum Rhein, von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen uns genannt. Auch ist der Umfang der Völkerschaften ein sehr verschiedener gewesen; bald umfaßt eine Völkerschaft eine förmliche Gruppe kleinerer Volkstheile und Staaten, die ein mehr oder minder festes Band zusammen hält, bald bildet sie allein einen kleineren selbständigen Staat. Die Dunkelheit der Ueberlieferung läßt uns in diese Verhältnisse nicht so klar hineinblicken, daß man die Gliederung in Völkerschaft schlechtweg und in Gaue oder Hundertschaften ohne weitere Zwischenstufe als regelmäßige und überall durchgehende ansehen könnte. Innerhalb derselben Völkerschaft kommen Trennungen und Zersetzungen vor, aus denen zu schließen, daß es sich bei den verschiedenen Theilen nicht um administrative Gruppirungen handelt, sondern um Einheiten, die auf lebensvollerem Princip beruhen. Und so begegnen uns Unterabtheilungen verschiedener Völkerschaften, die in einer staatlichen Selbständigkeit erscheinen und gleichsam eine besondere Völkerschaft ausmachen.*) Indessen ist nicht ersichtlich, daß Dieses und Aehnliches durchgehends der Fall gewesen und solche Abtheilungen regelmäßig bei jeder Völkerschaft vorkommen; oft mag da, wo man eine selbständige Volksabtheilung zu sehen

*) Dahn l. c. I. p. 8 ff.

glaubt, nur die erweiterte Hundertschaft, der Gau, in Betracht kommen.

Die germanischen Völkerschaften, von welchen uns berichtet wird, stehen sämmtlich entweder unter der Herrschaft von Königen oder sie besitzen eine republikanische Verfassung unter gewählten Fürsten. Ehe wir auf den Unterschied dieser beiden Begriffe eingehen, werden wir zunächst die allgemeine Grundlage der Verfassung festzustellen haben, welche ursprünglich sowohl unter der Königsherrschaft wie in der republikanischen Staatsform die nämlichen sind. Hier wie dort ist die höchste Gewalt im Staate beim Volk.*) Auf diesem Verhältniß baut der altdeutsche Staat sich auf; es muß deshalb den Ausgangspunkt für die Betrachtung desselben bilden.

Wie bei allen jungen Völkern, so wurde auch bei den Germanen das Staatsleben, wie das Gesammtleben überhaupt, beherrscht und gestaltet durch Herkommen und Sitte, und ein kräftiges Bewußtsein von dem, was diese heischten, lebte in allen Einzelnen. „Bei ihnen", sagt Tacitus**), „gelten gute Sitten mehr als anderswo gute Gesetze. Unsere erste Ueberlieferung weiß nichts von bestimmten Gesetzen und Vorschriften, nach denen sich die Thätigkeit der Volksversammlung, das Verhältniß der Fürsten und Könige zum Volke und das gerichtliche Verfahren regelte; für Alles, was sich auf diesen Gebieten vollzieht, liegt die Norm in den Allen gemeinsamen Vorstellungen und Anschauungen, auf Grund deren sie ihr Gemeinwesen von Alters her gestaltet haben; anknüpfend an die jedes Mal gegebenen Thatsachen und auf jene Vorstellungen gestützt lösen sie die Aufgaben, welche sich aus dem Zusammenleben ergeben. Die Volksgemeinschaft (für den Begriff „Staat" giebt es kein ursprünglich deutsches Wort) hat Sorge zu tragen für die Sicherung des Rechts und des allgemeinen Friedens; sie tritt ein, wo es sich um das Verhältniß zu andern Völkern, um Abwehr, Angriff und Bündniß handelt. Aber die Wahrnehmung dieser Befugnisse schafft keine scharf begrenzte Staatsgewalt, wie sie

*) Wilda l. c. p. 132.
**) Germ. cap. 19.

die antiken Staaten kannten; es läßt sich nicht bestimmt scheiden zwischen der Rechtssphäre der Gesammtheit und derjenigen der Einzelnen; staatsrechtliche und privatrechtliche Verhältnisse sind nicht mit Sicherheit auseinander zu halten. Der ungemessene Individualismus des Deutschen legt den Hauptnachdruck auf die Berechtigung der Einzelnen, und so hat auch das Recht der Gemeinschaft, weil stets die Berechtigungen der Einzelnen in dasselbe hineinragen und es nicht zur Abgeschlossenheit kommen lassen, einen vorherrschend privaten Charakter.*) Es liegt in der Natur der Sache, daß der Widerstand einiger weniger Einzelnen niedergehalten wurde durch den gemeinsamen Willen der überwiegenden Mehrheit, der die Dissentirenden sich fügen mußten, aber solche Fügsamkeit wurde nicht getragen durch das Bewußtsein von dem höheren Recht der Gemeinschaft, vor welchem die abweichende Ansicht der Einzelnen stets zurücktreten sollte. So konnte der Einzelne es sich erlauben, einen ihm mißfälligen Rechtsspruch, den die Gesammtheit gefällt hat, zu „schelten". Wollte ein Fremdling sich in einer Dorfschaft niederlassen, so bedurfte er der Einwilligung eines jeden Einzelnen, und der Widerspruch eines Einzigen konnte solche Absicht vereiteln.***) So scheint überhaupt in manchen Fällen die Einstimmigkeit der Beschlußfassung nothwendig gewesen zu sein. Gewichtig tritt das Streben hervor, wo immer möglich, die einzelne Persönlichkeit geltend zu machen. Deshalb steht der Einzelne mit einem viel energischeren Bewußtsein von dem Gewicht seines individuellen Rechts der Gesammtheit gegenüber, als das bei Griechen und Römern der Fall gewesen war, welche nur innerhalb der Staatsgemeinschaft unter den in dieser gegebenen Bedingungen eine menschheitliche Entwicklung für möglich hielten. An die Stelle solchen Staatsbewußtseins tritt bei den Deutschen das Gefühl warmer, persönlicher Anhänglichkeit, rücksichtsloser Hingabe an solche, denen er sich freiwillig anschloß. Das unverbrüchliche Halten eines solchen Verhältnisses, die Treue, die in diesem Sinne erst von

---

*) Bethmann-Hollweg l. c. p. 7 ff.
**) Ibid. p. 6.
***) Lex Salica tit. 44.

den Germanen in die Geschichte eingeführt, ist vor Allem heilig und macht die Ehre des Menschen aus. Hiernach regelt sich namentlich das Verhältniß des Volks zu seinen Fürsten und Königen. — Wir haben auf diese Eigenthümlichkeiten in dem Verhältniß der Einzelnen unter einander und zur Gesammtheit besonderes Gewicht zu legen, denn sie verleiht der gesammten staatlichen Entwicklung der Germanen ihr charakteristisches Gepräge. Hierauf beruht, daß in den kleineren Gemeinschaften, wo die Einigung über die der Gesammtheit zufallenden Aufgaben sich müheloser herstellte, eine reiche Selbstregierung zur Ausbildung gelangt ist, während in den allmählich entstandenen größeren Einherrschaften, wo die Staatsgewalt aus der Volksversammlung mehr und mehr in die Hände der Könige überging, diese dazu gelangten, auf Grund persönlicher Verhältnisse, in welche sie einzelne Staatsangehörige zu sich stellten, die allgemeine Unterthanenschaft zu lockern und verschieden zu gestalten. Diese beiden Besonderheiten aber, die vorwiegende Entwicklung des Staatslebens im kleineren Kreise, wie die eigenthümliche Gestaltung der persönlichen Verhältnisse zum Könige fügten es, daß die Gestaltung eines compacteren größeren Staatswesens auf Grund einer allgemeineren Betheiligung der Einzelnen, wie sie das Alterthum je gekannt, erheblichen Schwierigkeiten begegneten, welche durch die äußeren Schicksale des Volks nur vergrößert wurden, Schwierigkeiten, deren Ueberwindung nur in allmählicher Entwicklung gelingen konnte. —

Wenden wir uns jetzt den concreten Formen zu, welche das Staatsleben in seiner ersten Entwicklung gewonnen hat. Den Kern der Gemeinschaft bilden die Freien; nur sie sind zur thätigen Theilnahme an der Gestaltung des Staatslebens berechtigt. Die Vollfreien, zu denen wir auch den Adel rechnen, haben aller Wahrscheinlichkeit nach auch numerisch einen starken Bestandtheil der gesammten Staatsgemeinschaft gebildet,*) und es ist schwerlich daran zu denken, daß Knechte und Hörige die unverhältnißmäßig weit überragende Masse der Bevölkerung ausgemacht und zu den Freien etwa in einem analogen Verhältniß gestanden

*) Waitz l. c. p. 184.

hätten, wie Heloten und Periöken gegenüber den Spartiaten oder die Metöken im athenischen Staat. — Das staatliche Organ der Freien ist die Volksversammlung.*) Solche Versammlungen gab es sowohl für den Gau, wie für die ganze Völkerschaft. In ihnen liegt die eigentliche staatliche Souverainetät, die sie dann im Laufe der Zeit mit dem sich entwickelnden und erstarkenden Königthume mehr und mehr zu theilen, für viele Angelegenheiten ganz abzutreten haben, aber diese Entwicklung wird stets von der Vorstellung beherrscht, daß dem Volke ein wesentlicher Antheil an der Gestaltung der Geschicke des Staats zustehen müsse, und noch auf lange hinaus hat sich diese Betheiligung bei der Wahrung des Rechts und dessen Feststellung, sowie bei den Wahlen der Könige erhalten. —

Der Unterschied der Versammlungen des Gau's und der Völkerschaft ist durch die Natur der Sache gegeben. Während jene sich mehr mit den Angelegenheiten der kleineren Gemeinschaft beschäftigt und in erster Linie Gericht ist, werden auf der anderen alle die Gesammtheit betreffenden Geschäfte erledigt. Wenn nichts Außergewöhnliches vorlag, traten die Versammlungen in bestimmten Fristen, gewöhnlich zur Neumondszeit, zusammen. Es erschienen nur die vollberechtigten Freien, und alle bewaffnet, so daß die Versammlung gleichzeitig auch das Heer darstellte. In der Versammlung zu erscheinen war die höchste Pflicht und das höchste Recht der Freien; als schwere Schmach galt es, von derselben ausgeschlossen zu sein, und nur die schlimmsten Verbrechen, vor Allem entehrende Heeresflucht waren es, welche dies herbeiführen konnten. Ein besonders heiliger Friede herrscht über der Versammlung**); es waltet die Vorstellung ob, daß wo immer das Volk versammelt ist, sei es zum friedlichen Tagen, sei es zum Heereszug — daß dann die Gottheit näher ist und jeder Unfriede unter den Einzelnen sich als ein besonders tadelnswerther darstellt, der durch unmittelbare Ahndung betroffen werden muß. So treten uns denn in den Versammlungen des Volks, in den friedlichen wie in den krie-

*) Waitz l. c. p. 314.
**) Wilda l. c. p. 233.

gerischen, die Priester, deren sonst nur wenig gedacht wird, mit ganz besonderen Befugnissen entgegen. Sie gebieten Stillschweigen in der Versammlung und haben das Strafrecht; sie werfen das Loos, um daraus zu verkünden, ob die Versammlung der Gottheit wohlgefällig sei. In dem zum Kriegszuge versammelten Volk hatten nur sie das Recht zu schlagen, zu binden und die Todesstrafe zu verhängen, aber, fügt Tacitus ausdrücklich hinzu, nicht wie zur Strafe und auf des Feldherrn Geheiß, sondern gleichsam auf Weisung der Gottheit.*) So ist diese Gewalt der Priester nicht als eine obrigkeitliche, mit der der Fürsten rivalisirende anzusehen. — Nicht um nur zu hören und zu gehorchen, wie ehedem die Griechen und Römer, erschien das Volk in der Versammlung, sondern um über das zu entscheiden, was ihnen der König oder die Fürsten vorlegten, nachdem sie es vorberathen. Ihnen lag die Leitung der Versammlung ob, und auf dem Wege der Ueberredung suchten sie das Volk für ihre Ansicht zu gewinnen. In Rede und Gegenrede erledigten sich die Geschäfte. Die Sitte fügte es, daß aus dem Volke nicht der erste Beste redete, sondern nur angesehene Männer, die durch Erfahrung, edle Abstammung, Kriegsruhm, Beredtsamkeit unter dem Volke hervorragten, das Wort ergreifen durften. Man stimmte nicht ab, sondern das Volk verwarf einen Vorschlag durch Murren und unwilliges Geschrei; es drückte seine Beistimmung aus durch Zusammenschlagen der Waffen und beifälligen Zuruf.**)

Auf den Versammlungen der Völkerschaft wurden alle Beschlüsse gefaßt und alle Geschäfte erledigt, welche von allgemeiner Bedeutung waren und ihrer Natur nach die Competenz der Gauversammlungen überschritten. Hier wurden die wichtigeren Rechtshändel entschieden, und namentlich bei todeswürdigen Verbrechen das Urtheil gesprochen, an die Versammlung, erst später an den König, wurde das Friedensgeld, die Sühne für den gebrochenen Frieden gezahlt. Hier wurde, wenn nöthig, altes

*) Germ. cap. 7. 10. 11. Konrad Maurer, Kritische Ueberschau II. p. 432 ff.

**) Germ. cap. 11.

Herkommen neuen Verhältnissen anzupassen war, die neue Satzung geschaffen; hier wurde der Jüngling wehrhaft gemacht und so gleichsam als berechtigtes Glied der Gemeinschaft anerkannt; hier beschloß man über Krieg, Frieden und Bündniß; hier endlich wurden Fürsten, Herzöge und Könige gewählt. So erscheint das Volk in diesen Versammlungen als Mittelpunkt und Hauptinstanz des gesammten Staatslebens, und bei den Staaten ohne König auch als der einzige Träger der Souveränetät, als das eigentliche Haupt der Gemeinschaft.

Bei einer so kräftigen umfassenden Selbstregierung des Volks konnte die leitende Gewalt der Fürsten und Könige zunächst nur eine überaus beschränkte sein. — In den Staaten, welche keine Könige haben, werden uns von Tacitus Fürsten (principes) als die an der Spitze stehenden Beamten genannt, und zwar sind diese Fürsten mit Sicherheit nur für den Gau nachzuweisen, während die Annahme eines Fürsten der gesammten Völkerschaft auch für die Zeit des Friedens sich vorwiegend auf Vermuthung stützt. Jedenfalls ist es zweifelhaft, daß ein solcher Fürst regelmäßig bei allen Völkerschaften vorgekommen. Der Ueberlieferung Caesars*) zufolge hat es für den Frieden überhaupt kein gemeinsames Oberhaupt gegeben, und in bedeutsamer Weise entsprechen dieser Ueberlieferung später die Zustände der alten Sachsen, des einzigen Volks, welches die Königsherrschaft von sich fern hält. — Die Fürsten**) werden in der allgemeinen Versammlung der ganzen Völkerschaft gewählt. Die Würde ist jedem der freien Volksgenossen zugänglich; keineswegs begründet der Adel den ausschließlichen Anspruch auf dieselbe; obwohl edle Abstammung nicht ohne Rücksicht auf die Wahl bleiben mochte, doch kamen daneben sicher auch die persönliche Auszeichnung in Betracht, die sich der Einzelne durch hervorragende Leistung inmitten der Volksgenossen erworben hatte. Ueber die Zeit, auf welche der Fürst gewählt wurde, sagen die Quellen nichts. Man behielt den Fürsten, wie einzelne Beispiele zeigen, so lange er tüchtig war und dem Volke anstand; das Recht ihn durch einen

*) Caes. B. G. VI, 23.

**) Waitz l. c. p 220 ff. Roth l. c. cap. 1. Maurer l. c.

andern zu ersetzen, sobald er seine Tüchtigkeit verlor oder sonst seine Stellung unhaltbar machte, wird bei der Natur der republikanischen Verfassung in Germanien der Gemeinde nicht abzustreiten sein. — Das Verhältniß der Fürsten zum Volke charakterisirt Tacitus sehr treffend, indem er ihnen auctoritas suadendi beilegt, neben welche die jubendi potestas zurücktritt.*) Das Volk mußte gewonnen werden; der moralische Einfluß des Fürsten stand dabei in erster Linie; von einfachem Befehlen wußte man nichts. Daß trotzdem der Einfluß der auf Grund ihrer Tüchtigkeit von der gesammten Gemeinde gewählten Fürsten ein sehr erheblicher sein konnte, ist damit keineswegs ausgeschlossen, und es that das dem Bewußtsein, daß die höchste Gewalt in der Gemeinde beim Volke war, keinen Eintrag. Dieses Bewußtsein war ein so festes und eindringliches, es beherrschte in dem Maße die Vorstellungen Aller, daß eine entgegengesetzte Anschauung oder Befürchtung weit ab lag; es erschien unnöthig, die Amtsgewalt der Fürsten durch besondere Bestimmungen zu umgrenzen; man ließ sie vielmehr vertrauensvoll walten und entscheiden, wußte man doch auch sie, wie alle anderen Volksgenossen unter der Vorstellung, daß sie nicht kraft eigenen Rechts, sondern in Gemäßheit der von der Volksgemeinde übertragenen Befugnisse geboten.

Ueber die Befugnisse der Fürsten wird uns Folgendes überliefert: Sie sind die Leiter der Volksversammlungen, von ihnen werden die wichtigeren Vorlagen an das Volk gebracht, über die minder wichtigen beschließen sie selbständig; sie nehmen vor allen Anderen das Wort in der Versammlung und suchen das Volk für ihre Ansicht zu gewinnen; am bedeutungsvollsten ist hier ihre Stellung als Leiter der gerichtlichen Thätigkeit der Versammlung; diese Seite ihrer Befugnisse tritt vor allen anderen hervor; sie sind es, welche den Jüngling in der Volksversammlung wehrhaft machen und andere Rechtsgeschäfte, die in der Versammlung vorzunehmen waren, erledigen. Auch religiöse Funktionen werden ihnen beigelegt; sie opfern für die Gesammtheit; sie begleiten den mit heiligen Rossen bespannten

*) Germ. cap. 11.

Wagen, um aus dem Wiehern und Schnauben der Rosse den Rathschluß der Götter zu erkunden; allerdings kommt hierfür auch eine eigene Priesterschaft in Betracht, aber doch vorwiegend nur für die rein technische Handhabung der religiösen Geschäfte. Als besonders einflußreicher Stand treten sie, wie wir wiederholt zu erwähnen haben, nirgends hervor. Mit Recht ist darauf aufmerksam gemacht, daß bei der Christianisirung der einzelnen Völker so wenig von ihren Priestern vernommen wird, und als das Maßgebende hierbei vorzugsweise der Einfluß der Fürsten und Könige erscheint.*) In der Versammlung der ganzen Völkerschaft erscheinen die Gaufürsten als eine Art von vorberathender Behörde; einem von ihnen, sei es nun dem ältesten oder hervorragendsten oder durch irgend welche andere Bestimmung dazu Berufenen wird die Leitung der Versammlung zugefallen sein, da wir einen Fürsten der ganzen Völkerschaft als ständige und überall vorkommende Behörde nicht annehmen zu können glaubten. Abgesehen von dem mangelnden Zeugniß unserer Hauptquelle spricht dagegen auch der Umstand, daß für den Krieg stets ein gemeinsames Oberhaupt der ganzen Völkerschaft, der Herzog, erwählt wurde, eine Stellung, welche überflüssig oder doch abnorm erscheinen mußte, sofern die ganze Völkerschaft stets unter einem Haupt zu denken wäre. Die Herzöge wurden ex virtute gewählt, das ist die einzige Rücksicht, welche Tacitus*) zufolge bei ihrer Wahl in Betracht kam; doch liegt es wohl in der Natur der Sache, daß man aus der Zahl der Fürsten den kriegserfahrensten und tüchtigsten zum Führer des gesammten Volksheeres erwählte. Nach der Wahl wurde er, dem alten Herkommen gemäß, auf den Schild gehoben und zum Herzog ausgerufen. Auch dem Herzoge gegenüber giebt es nicht jenen unbedingten, stumm folgenden Gehorsam, wie ihn sonst Feldherren in Anspruch zu nehmen befugt sind. Die Herzöge erscheinen mehr als Vorbilder denn als Befehlshaber; sie sichern sich ihren Vorrang durch Bewunderung, wenn sie stets an ihrem Platze sind, stets sich hervorthun, stets vor der Schlachtreihe

---

*) Waitz l. c. p. 258 ff.

sich bewegen.*) Von einer wahrhaften Befehlsgewalt ist also auch bei ihnen keine Rede. Auch die übrigen Gaufürsten bewahren im Kriege ihre hervorragende Gewalt; sie führen unter dem Oberbefehl des Herzogs ihre Gaue als Schlachthaufen; wie Volk und Heer eins, so auch seine Führer. — Bestimmte Leistungen des Volks an den Fürsten wie Abgaben u. dgl. kennt die ältere Zeit nicht; auch von besonders festgesetzten Dotationen, mit denen die Stellung des Fürsten ausgestattet war, wissen wir nichts, und es ist höchst unwahrscheinlich, daß dem Fürsten ein größerer Antheil an der Ackerflur des Volks zugestanden hätte, dagegen möglich, daß ihr Beuteantheil im Kriege ein größerer gewesen ist. Im Uebrigen ehrte das Volk den Fürsten durch das Darbringen freiwilliger Geschenke; man brachte ihm von dem Ertrage des Bodens und der Heerden, was als Ehrenzoll empfangen, zugleich den Bedürfnissen entgegenkommt. Besonders angesehene und berühmte Fürsten empfingen auch Geschenke von benachbarten Stämmen: ausgesuchte Waffen, Rosse, Decken, Halsketten. So mochte auch die äußere Erscheinung der Fürsten eine hervorragende sein. Sonst wird als besondere äußere Auszeichnung der Fürsten das lange fliegende Haar genannt.

Von wesentlicher Bedeutung für ihre Stellung ist endlich das Gefolge, eine höchst eigenthümliche Institution, die in dieser Weise nur bei den Deutschen vorkommt und ein gewichtiges Zeugniß ablegt für die hohe Bedeutung, welche sich an die persönlichen, nicht mehr durch das staatliche Verhältniß gegebenen Beziehungen zwischen dem Fürsten und den einzelnen Volksgenossen im deutschen Staatsleben knüpft. Das Wesen der Gefolgschaft ist dieses**): Junge Männer, darunter viele aus dem Adel, treten, sobald sie wehrhaft geworden sind, zu dem Fürsten in ein bestimmtes dauerndes Verhältniß und verpflichten sich demselben durch besonderen Treuschwur zu vollster Hingebung, wie denn auch der Fürst seinerseits ihnen Schutz und Treue verheißt. Sie sind stets um die Person des Fürsten und be-

*) Germ. cap. 7.

**) Germ. cap. 13. 14. 15. Dazu Waitz l. c. p. 344 ff. Roth l. c.

gleiten ihn überall hin; sie theilen sein Haus und sein Mahl. Darin besteht die Würde, darin die Macht des Fürsten, stets von einer großen Zahl ausgewählter Jünglinge umgeben zu sein — Glanz im Frieden, im Kriege Schutz. Rangstufen auch hat das Gefolge nach der Bestimmung dessen, an den es sich anschließt; und groß ist der Wetteifer, einerseits bei dem Gefolge, wer bei seinem Fürsten den ersten Platz behaupte, andererseits bei dem Fürsten, wer die meisten und eifrigsten Gesellen habe. Und nicht bei dem eigenen Volk allein, sondern auch in den benachbarten Gemeinden ist Name und Ruhm dem gesichert, der sich durch zahlreiches und tapferes Gefolge hervorthut. Von Gesandten werden sie aufgesucht, mit Geschenken geehrt und durch ihren bloßen Ruhm erdrücken sie meistens die Kriege. Ist es zur Schlacht gekommen, so gilt es als schmachvoll für den Fürsten, an Tapferkeit Jemandem nachzustehen, schmachvoll für das Gefolge, der Tapferkeit des Fürsten nicht gleich zu kommen. Schande aber ist es und Schimpf für das ganze Leben, die Schlacht lebendig verlassen zu haben, wenn der Fürst gefallen ist. Ihn zu vertheidigen und zu schützen, auch eigene Heldenthaten seinem Ruhme zu opfern, ist erste, heiligste Pflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Wenn in der heimischen Gemeinde langer Frieden und Ruhe die Thatkraft lähmt, so ziehen Viele aus dem jungen Adel aus freien Stücken zu den Stämmen, bei welchen es gerade Krieg giebt. Denn lästig ist dem Volk die Ruhe, und leichter werden sie inmitten der Gefahr berühmt; auch wird nur durch Gewalt und Krieg ein großes Gefolge beisammen gehalten. Berechtigt nämlich sind sie, von ihres Fürsten Freigiebigkeit jenes Roß zu erwarten, das sie in die Schlachten trägt, jene Framea, die den blutigen Sieg erkämpfen soll; denn die Mahlzeit mit ihren, wenn auch eben nicht ausgewählten Schüsseln geht auf den Sold. Die Mittel zum Aufwand giebt Krieg und Raub. Das Land zu beackern oder des Jahres Segen abzuwarten, dazu möchte man sie minder leicht bewegen, als einen Feind herauszufordern und sich Wunden zu erkämpfen. Träge und mattherzig dünkt es sie, mit Schweiß zu erwerben, was sie mit Blut erkaufen können. So oft sie nicht zum Kriege ausziehen, wen=

den sie nicht viel Zeit auf die Jagd, mehr auf die Ruhe, ganz dem Schlafe und dem Schmausen hingegeben." So Tacitus über das Gefolge. Seine Schilderung hat nach manchen Seiten hin verschiedene Auslegungen erfahren; namentlich ist es zweifelhaft erschienen, ob nur der Fürst, oder ob auch andere aus dem Volke zum Halten eines Gefolges befugt waren. Wir entscheiden uns im Anschluß an Waitz und Roth für das Erstere und betrachten sonach ausschließlich den Fürsten als den Führer des Gefolges in dem Sinne, wie oben ausgeführt. Es mag immerhin vorgekommen sein, daß bei dem unruhigen, auf Kampf und Beute gerichteten Sinn des Volks sich gelegentlich eine Schaar junger, verwegener Gesellen zum Zug in die Ferne einem bewährten kriegsberühmten Führer anschloß; auch ist es denkbar, wenn auch aus der Ueberlieferung nicht klar hervorgehend, daß daheim ein Mann durch ausgezeichnete Eigenschaften, durch hervorragende Stellung, wie sie die Zugehörigkeit zu einer großen Familie, edle Abstammung oder ausgedehnter Besitz geben mochten, einen auch über die Angehörigen der Familie hinausreichenden Anhang um sich schuf, der stets zu ihm hielt, weil ein solches Verhältniß bestimmte Vortheile gewährte. Aber es ist das noch immer etwas Anderes als jenes fürstliche Gefolge, welches sich aus der Blüthe der jungen Volksgenossen zusammensetzte und eben durch das Verhältniß zum Fürsten eine ganz besondere Bedeutung in Anspruch nehmen mußte. Die nahe Verbindung mit einem Führer des Volks gab den Genossen eine hervorragende Stellung, und namentlich bei der Ausbildung des Königthums hat das Gefolgsinstitut als der Ausgangspunkt des späteren Reichsadels und der Vassallität eine weit reichende Bedeutung gewonnen. Es ist vielleicht zu vermuthen, daß die Ansetzung eines höheren Wergeldes für die Gefolgsgenossen, wie das allerdings erst später nachzuweisen ist, auch schon in früherer Zeit seine Anwendung gefunden hat. In den republikanischen, unter gewählten fürstlichen Oberhäuptern stehenden Staaten und überhaupt in der Zeit der Kriege und Wanderungen, welche vor den Ansiedelungen der Periode der Völkerwanderung liegen, hat man die Bedeutung des Gefolgswesens nicht zu überschätzen. Es ist nach keiner Seite hin nachweisbar, daß der Gefolgsver-

band das Gemeindeleben überwuchert und durchbrochen habe, vielmehr hat es sich demselben ohne nennenswerthe Störung eingefügt. Vollends entgegen zu treten ist der Ansicht, daß die Kriegszüge und Wanderungen der Germanen, die später zu den Ansiedlungen führten, aus den Gefolgschaften hervorgegangen seien. Dazu war schon die Anzahl der Gefolgsgenossen aller Wahrscheinlichkeit nach auch zu beschränkt. Doch ist es immerhin in Anschlag zu bringen, daß das Gefolgswesen in seiner auf Herrendienst, auf frisches und wildes, abenteuerndes Wagen im Kriege und müssiggängerisches Genießen im Frieden gerichteten Tendenz seine Mitglieder dem eigentlichen Staatsleben ferner stellte und sie im eigenen Ruhm, in eigener Ehre mehr Gefallen finden ließ als an dem ruhigen Gedeihen der heimischen Gemeinde. — In dem antiken Staatsleben findet das Gefolgsinstitut kein Gegenbild. Das römische Klientelverhältniß, obwohl auch hier das persönliche Pietätsverhältniß, das in fide esse im Vordergrund steht, ist etwas wesentlich Anderes. Der römische Klient ist Nichtbürger und unfrei oder minder frei; demgemäß tritt die Herrschaft des Patron und die Unterthänigkeit des Schutzhörigen in ganz anderer, viel mehr bindender Weise hervor und führt zu ganz anderen Folgen wie das deutsche Komitat.*)

Fassen wir schließlich nochmals die Befugnisse zusammen, aus denen sich die Stellung des Fürsten zusammensetzt, so erscheinen dieselben als die obersten Beamten des Gau's und in ihrer Gesammtheit als die Leiter der Völkerschaft, aus deren Händen sie ihr Amt empfangen; ihre Gewalt ist eine höchst beschränkte und gewährt ihnen, abgesehen von kleineren Angelegenheiten, keine endgültige Entscheidung, wie solche nur dem Volke zusteht. Sie leiten das Volk in seinen Versammlungen, sowohl im Gericht wie im Feld. Nicht Befehlsgewalt, sondern Autorität ist die Quelle ihres Einflusses. Mit Recht stellt Vellejus**) dieser tumultuarischen, vom Zufall abhängigen, beweglichen und nur durch den freien Willen der Gehorchenden

*) Mommsen, römische Forschungen p. 154 ff.

**) Vellejus II. 108.

bestehenden Fürstenherrschaft die feste, nach römischem Muster aufgerichtete Gewalt entgegen, welche sich Marobod bei den Markomannen, allerdings nur vorübergehend, begründet hat. Der Glanz und das Gewicht der Fürstenherrschaft wird wesentlich erhöht durch das Gefolge, welches sich freiwillig in rückhaltloser und beschworener Hingabe dem Fürsten anschließt; einzig und allein aus Wahl gehen die Fürsten hervor und zwar ohne Unterschied, ob von edler Abkunft oder nur einfach frei; aller Wahrscheinlichkeit nach gewährte die erstere einen gewissen faktischen Vorzug; die Einsetzung der Fürsten erfolgte nicht innerhalb bestimmter Fristen und auf gewisse Zeit, sondern behauptet wurde die fürstliche Stellung der Regel nach auf Lebenszeit.

Von den Häuptern der republikanischen Völkerschaften haben wir uns nunmehr den Königen zuzuwenden. Bereits unsere älteste Ueberlieferung über die Germanen kennt das Königthum. Allerdings lassen die vortaciteischen Quellen, sowie diejenigen Autoren, welche nur gelegentlich der Ereignisse in Germanien im Anschluß an die römische Kriegsgeschichte gedenken, einigermaßen zweifelhaft, ob die als Könige deutscher Völkerschaften genannten Persönlichkeiten auch wirklich als Könige in dem von uns damit zu verbindenden Sinne zu betrachten sind, und so werden wir die genaue Feststellung von dem Wesen des Königthums*) vor Allem den Berichten des Tacitus zu entnehmen haben. Tacitus scheidet ganz bestimmt Königthum und Principat, Völkerschaften mit Königthum, gentes, quae regnantur, von solchen, die kein Königthum haben. Als monarchische Völker erscheinen nach seiner Schilderung namentlich die östlichen Völker, die gothisch-vandalischen Stämme, Markomannen, Quaden, Hermunduren; auch bei den skandinavischen Germanen wird von vornherein Königthum genannt. Wir werden die Verhältnisse der skandinavischen Völker zur Vergleichung, zur Vervollständigung des Bildes heranziehen dürfen, denn wenn auch nicht ein Volk mit den Deutschen, so sind sie doch ebenfalls germanischen Stammes, den Deutschen auf das Nächste verwandt, und bieten

*) Waitz l. c. p. 273. Dahn I. p. 25.

uns vielfach das Bild rein germanischer Zustände in einer Entwicklung, welche durch die Berührung mit einem Volke gereifterer Cultur, durch Auswanderung und Einwanderung, durch Krieg und Handelsverkehr, sowie durch Annahme eines anderen Glaubens nicht gestört worden ist.*) Bei den westlichen Germanen kennt Tacitus kein altbegründetes Königthum; hier entwickelt es sich in der Zeit vom ersten bis vierten Jahrhundert und erscheint dann als allgemein herrschende Staatsform, ausgenommen bei den Sachsen, welche königliche Herrschaft nicht kennen.

In unserer Betrachtung des Königthums gehen wir zunächst von den Worten des Tacitus aus: „Reges ex nobilitate sumunt“**), d. h. sie nehmen sich ihre Könige — nicht aus dem gesammten Adel der Völkerschaft — sondern nach Maßgabe des Adels ihrer Abstammung. Das adlige Geschlecht, dem der König entstammt, ist das edelste vor allen übrigen, und nur edlen Geschlechtern kommt im gewöhnlichen Laufe der Dinge das Königthum zu. Adel und Königthum stehen somit in engster Verbindung. Es knüpft sich hieran zunächst die Frage, was unter dem Adel bei den alten Deutschen zu verstehen ist.***) Edle Geschlechter werden von Tacitus an zahlreichen Stellen genannt; bei allen Völkerschaften, den königlichen wie den republikanischen, kommen sie vor. Der Adel erscheint überall als der erste Stand des Volks; er ist erblich und beruht auf Abstammung von bestimmten bevorzugten Geschlechtern. Es liegt das auch im Worte selbst: adal bedeutet Geschlecht, Abstammung, Zugehörigkeit zu einem ausgezeichneten, von Alters her berühmten Geschlecht. Der Adel genießt unter dem Volk bedeutende Auszeichnungen und Bevorzugungen, aber keine bestimmten Vorrechte vor den übrigen Freien, abgesehen davon, daß ihm wohl auch schon in früherer Zeit ein höheres Wergeld zukam als den anderen Volksgenossen. Die Wahl zum Fürsten oder Herzog war keineswegs an den Adel gebunden, und nirgends ist eine höhere Berechtigung desselben nachzuweisen, aber

*) Waitz l. c. p. 6. Maurer l. c.

**) Germ. cap. 7.

***) Maurer, das Wesen des ältesten deutschen Adels. Waitz l. c. p. 185 ff. Dahn l. c.

thatsächlich mochte man die Leiter des Volks allerdings mit Vorliebe den edlen Geschlechtern entnehmen, und auch sonst ist edle Abstammung ein Moment, welches seine Inhaber dem Volke besonders werth macht. Für das Ansehen in der Versammlung des Volks erscheint der Adel maßgebend neben der Auszeichnung, welche gereifte Erfahrung und Tapferkeit gewährt; der junge Adel repräsentirt insonderheit den kriegstüchtigen Kern des Volks; zu Gunsten adliger Jünglinge macht wohl der Fürst eine Ausnahme, indem er sie früher wehrhaft macht und so ihren Eintritt in die Gefolgschaft ermöglicht. Adlige Geißeln, namentlich wenn edle Jungfrauen unter ihnen, binden das Volk schärfer als andere. Am werthvollsten aber erscheint die Berechtigung, welche der Adel auf das Königthum hat, und hierin liegt, so viel wir sehen, das einzige wirkliche Vorrecht des Adels. — Ueber die Entstehung des Adels ist kein Quellenzeugniß erhalten, er wurzelt in unvordenkliche Zeiten zurück und ist ein „Urbesitz“ der deutschen Völkerschaften. Bis in die mythische Vorzeit sind die Anfänge des Adels zurück zu verfolgen. Daran ist unter keinen Umständen zu denken und kein Zeugniß spricht dafür, daß der Adel ein erobernder, herrschender Stamm gewesen, der die übrige Bevölkerung sich unterworfen hat. Adel und Freie sind unverkennbar eines Stammes und gehören eng zusammen; eher ist es möglich, daß diese beiden Stände in solcher Weise der hörigen Bevölkerung gegenüber standen. Alles, was wir von dem Verhältniß des Adels zu den übrigen Volksgenossen wahrnehmen, führt uns darauf, die Vorstellung als herrschend anzunehmen, daß die edlen Geschlechter dem Volke als die Nachkommen derjenigen Geschlechter erschienen, von welchen in früheren Zeiten die einzelnen Abtheilungen, aus denen sich die Völkerschaft zusammensetzte, geleitet wurden. Und nicht nur das — jene Geschlechter wurden gleichzeitig als die Stammgeschlechter angesehen, aus denen sich die einzelnen Abtheilungen und somit die ganze Völkerschaft entwickelt hatte. An diesen Geschlechtern nun hing das Volk mit liebevoller Pietät und verehrte in ihnen den Ausgangspunkt des eigenen Daseins.*)

*) Dahn l. c. p. 28 ff.

Großer Werth wurde darauf gelegt, die Geschlechter unvermischt zu erhalten und ihre Nachkommen nicht aussterben zu lassen. Darum war wohl dem adligen Manne, abweichend von der sonst herrschenden Sitte, gestattet, mehr als eine Frau zu nehmen, und auf die Ebenbürtigkeit bei den Ehen wurde streng gesehen. So viel wir sehen, ist der Adel nur wenig zahlreich gewesen. Von dem Volke der Cherusker vernehmen wir, daß es seinen Adel in den Kriegen ganz verloren hatte. Der Adel erzeugte sich nicht neu durch Hinzutritt anderer Geschlechter, dazu die zahlreichen inneren und äußeren Kämpfe, vor Allem aber der Einfluß des sich befestigenden Königthums — alles dieses wirkte zusammen, um dem alten Adel ein Ende zu machen. Der spätere Adel ist wesentlich anderer Art; er bildet sich auf Grund der Auszeichnungen, welche der König auf seine Getreuen häuft; nicht die Vorstellungen des Volks und uralte Tradition, sondern die Anerkennung des Königs für die Dienste, die jene geleistet, geben dem neuen Adel Macht und Ansehen. — Unter den alten Adelsgeschlechtern war eines, welche als das edelste angesehen wurde und vor allen anderen hervorragte. Man knüpfte seinen Ursprung an göttliche Abstammung; es stand als Urgeschlecht an der Spitze des Volks; es ist dies das königliche Geschlecht. Bei manchen Völkern, besonders bei Angelsachsen, Gothen, Langobarden, Burgundern, Skandinaviern sind lange Genealogien erhalten, welche die Abstammung der Könige von den Göttern klar legen. Da erscheint wohl Böden, Odin oder ein ihnen nahe verwandter Heros als der Stammvater des Königshauses, welches seinerseits wieder das älteste Geschlecht der ganzen Völkerschaft darstellte.*) So wird das gothische Königthum zurückgeführt auf Gaut, welcher der Sohn eines Gottes und gleichzeitig Stammvater des ganzen Volks ist.**) So erscheint bei den Vandalen das Geschlecht der Asdingen als Königshaus und Urgeschlecht. Auch die Etymologie des Wortes „König" zeigt in unverkennbarer Weise die Beziehung, welche zwischen Königthum

*) Grimm Mythologie p. 339 ff.
**) Dahn II. p. 105. 118.

und Geschlecht obwaltet.*) Dem Worte „König" entspricht ahd. chuninc, altſ. kuning, agſ. cyning, altn. konungr; ein entsprechendes gothisches Wort ist nicht vorhanden; es bedeutet den „Geschlechtigen", d. h. denjenigen, der einem Geschlechte angehört, welches vorzugsweise als solches gilt. — Diese Gebundenheit, dieser enge Anschluß an das edelste, als Ausgangspunkt des Volks gedachte Geschlecht bezeichnet jedoch nur eine Seite des Königthums, wie es in der historischen Zeit sich darstellt; ein weiteres, ebenso bedeutsames Moment ist die dem Volke zustehende Befugniß zur Wahl des Königs aus der Mitte des zum Königthum berechtigten Geschlechts. So tritt uns in der historischen Zeit die selbständige Erbberechtigung, die dem ganzen Geschlecht, nicht einem Einzelnen anhaftet, daneben die an eben dieses Geschlecht gebundene Wahlbefugniß des Volks als das Charakteristische des Königthums entgegen. Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß das Erstere aus der Continuität früherer Verhältnisse hervorgeht, während das Andere eine Zuthat späterer Entwicklung ist.

Der Rückschluß, den wir somit auf die ältesten germanischen Staatszustände machen dürfen, zeigt uns hier, wie bei anderen Völkern, die patriarchalische Einherrschaft an der Spitze der gesammten Staatsentwicklung. Die historische Ueberlieferung weiß von dieser Zeit nichts und nur die Vermuthung vermag darüber sich zu äußern. Und da ist es bedeutsam, daß auch in die historische Zeit noch die maßgebende Bedeutung herüberragt, welche die Zugehörigkeit zu einem edlen Geschlecht für das Königthum hat. Diesen Faktor also haben wir für die erste germanische Staatsentwicklung stets in Anschlag zu bringen. Ihr gegenüber steht der energische, mit größter Entschiedenheit zur Geltung strebende Zug zur Selbstregierung, den wir in dem ältesten, historisch nachweisbaren Staatsleben der Germanen wahrnahmen. Ueber den Charakter der Entwicklung können wir sonach im Ganzen und Großen nicht zweifelhaft sein, obwohl uns von den ersten Schicksalen des Volks nur wenig bekannt ist und namentlich das Entstehen der größeren Einheiten, der Völ-

*) Grimm R.-A. (2. Aufl.) p. 229 ff.

kerschaften und Völkergruppen mit Dunkel bedeckt ist. Es ist eine in vieler Beziehung analoge Entwicklung wie bei Griechen und Römern, nur eigenthümlich gestaltet durch die Schicksale und die besondere Veranlagung des Volks. Die patriarchalische, in dem Stammgeschlecht forterbende Einherrschaft, welche mit den Befugnissen der Familiengewalt gebietet, tritt zurück vor dem steigenden Individualismus, der die einzelnen Angehörigen der Gemeinschaft in Bezug auf die Gestaltung ihres genossenschaftlichen Daseins um so mehr mit selbständigen Bestrebungen erfüllt, je mehr das Bewußtsein und Gefühl der unmittelbaren Familienzusammengehörigkeit geschwunden ist und außer und über den durch die Familie gegebenen Beziehungen noch eine Fülle anderer sich ergeben hat, welche nach anderen Normen zu regeln sind. Jenes Bewußtsein aber bewahrt traditionell noch auf lange Zeit seine Kraft, doch es reicht nicht mehr aus, um das Verhältniß zwischen Oberhaupt und Gemeinschaft allein darauf zu stützen. Aber es bleibt kraftvoll genug, um einem Geschlechte eine Art selbständigen Rechts zu geben, über welches das Volk sich nicht leicht hinwegsetzt. Wie sich auch die Entwicklung der Germanen gestaltet haben mag bis zu dem Augenblick, wo die historische Ueberlieferung über sie anhebt — dieser eine Zug geht ununterbrochen durch, er reißt nicht ab mit der Ueberwindung der patriarchalischen Staatsform und bildet auch die Grundlage des Königthums, welches in der germanischen Staatsentwicklung stets einen so hervorragenden Platz behauptet und, wie wir vermuthen, bei einzelnen Völkerschaften nie, bei anderen nur zeitweilig unterbrochen wird. Es ist in dieser Beziehung dann ferner mit Recht auf die Wahrnehmung Gewicht gelegt worden*), daß sich in späterer Zeit der Uebergang aus der Republik in das Königthum so einfach und ohne große Umwälzung vollzieht, daß an den sonstigen Verfassungszuständen nur wenig geändert wird, so daß man gleichsam zu einem Zustande zurückzukehren schien, der nichts Neues und Fremdes hatte, sondern als bereits früher ausgebildet und gepflegt im Bewußtsein des Einzelnen fortlebte. Ferner schien hierfür in Betracht zu kommen, daß

*) Waitz l. c. p. 205. Loebell, Gregor von Tours (2. Aufl.) p. 392 ff.

Tacitus wiederholt bei republikanischen Stämmen von der königlichen Abkunft, dem königlichen Geschlecht Einzelner spricht, so daß der Hinweis auf ein früheres Königthum der republikanischen Stämme daraus entnommen werden konnte; doch muß es zweifelhaft bleiben, ob hier nicht eine Nachlässigkeit im Sprachgebrauch unserer Quelle vorliegt. So liegt also die Vermuthung nahe genug, daß das Königthum in früherer Zeit die allgemein herrschende Regierungsform gewesen ist und zwar nicht bloß in den ersten Anfängen des Staatslebens, sondern noch über diese Stufe des patriarchalischen Familienstaats hinaus. Vielfach ist diese Herrschaft alsdann zurückgedrängt und durch republikanische Staatsformen ersetzt worden, dergestalt, daß an die Stelle des aus selbständigem Rechte herrschenden Oberhaupts ein gewählter Fürst auf Lebenszeit trat. Zwischen dieser Regierungsform und dem alten nur auf Geschlechtserbfolge beruhenden Königthum liegt dann die Entwicklung, welche das alte Königthum durch Hinzunahme der Volkswahl aus dem Geschlecht beschränkter gestaltete und so jene eigenthümliche Verbindung des selbständigen Rechts eines Geschlechts mit dem souverainen Recht des Volks herbeiführte, welche das Wesen des Königthums ausmachte. Zu der Zeit, wo wir die Germanen kennen lernen, ist das Hauptgewicht im Staate beim Volke, und die republikanische Staatsform, das Principat, ist die vorherrschende. Aber auch da, wo Königthum herrschte, wo also das Volk einem Geschlecht eine gewisse selbständige Berechtigung zur Herrschaft zuerkannte, da ließ es doch diese Berechtigung nicht gelten, ohne sie in jedem einzelnen Fall bestätigt zu haben, indem es den Herrscher wählte, eine Bestätigung, die freilich bei den verschiedenen Völkern einen verschiedenen Charakter hatte, indem sie hier als eine bloße Form zurücktrat vor der traditionellen Ehrfurcht, mit welcher das Volk auf das Geschlecht schaute, anderswo aber mit aller Entschiedenheit gehandhabt wurde. In dem einen wie dem andern Falle aber war die höchste Gewalt der Hauptsache nach beim Volk. So stellt sich also thatsächlich der Uebergang vom Königthum zum Principat — wo die Erhebung durch das Volk als die ausschließliche Bedingung der Führerschaft angesehen wird — als kein allzutief einschneidender dar, soweit es sich um

die Wahrnehmung und Aufrechterhaltung der Staatsordnung handelte. Das Volk zwar ist sich der Unterscheidung, welche zwischen Königthum und Principat obwaltete, genau bewußt gewesen, und namentlich von dem Uebergang zum Königthum hat die Ueberlieferung vielfach Züge bewahrt, die darauf hindeuten, daß man mit bestimmtem Bewußtsein sich dieser Staatsform unterwarf.*) Das Königthum aber war der Zukunft bestimmt und die Entwicklung zu demselben wurde mehr und mehr vorherrschend. Die Uebergänge, welche zu demselben führten, sind in Wirklichkeit sehr mannigfach gewesen, und wir werden davon noch im Einzelnen zu handeln haben. Hier mag nur im Allgemeinen darauf hingewiesen werden, daß namentlich die herzogliche Gewalt, die in Kriegszeiten die ganze Völkerschaft vereinte, oft genug den Uebergang zur Königsherrschaft anbahnen mochte.**) Und in jenen Zeiten, in denen Wanderung und Krieg, die Abwehr gegen übermächtige, die Volksselbständigkeit gefährdende Angriffe den Hauptinhalt des Lebens des Volks Generationen hindurch ausmachte, mußte das Bedürfniß nach einheitlicher und fester Leitung der Entwicklung der erblichen Einherrschaft besonders günstig sein. Ein Geschlecht — und wir nehmen an, daß faktisch Fürsten und Herzöge meistens aus edlen Geschlechtern genommen wurden — welches sich in schwerer Zeit bei der Führung des Volks bewährt hatte, mußte leicht die Wahl des Volks wieder und wieder auf sich lenken, mächtig vor allen anderen werden und sich über die anderen Gaufürsten erheben. Meist vollzieht sich die Aufrichtung solcher Herrschaft im Einvernehmen mit dem Volk; von Usurpationen der königlichen Gewalt ist wenig überliefert.

Für die erste Periode in der Entwicklung des Königthums — die Zeit vor der Völkerwanderung — ist die lebendige und entscheidende Betheiligung des Volks an Allem, was den Staat angeht, wogegen der Einfluß des Königs sich mehr innerhalb der moralischen Autorität hält, die allerdings durch den Nimbus seiner Abstammung eine höhere ist als bei dem Fürsten — das

*) Dahn l. c. I. p. 32. 33. Maurer l. c. p. 432 ff.
**) Roth l. c. p. 31.

vorwiegend Charakteristische. — So tritt neben der Bedeutung, welche die Erblichkeit innerhalb des bestimmten Geschlechts für das Königthum hat, die Bestätigung und Anerkennung der Thronfolge durch das Volk oder die Wahl des Königs in entscheidender Weise hervor. Treffend sagt Grimm*): „Weder war die Erblichkeit ohne Bestätigung, noch die Wahl ohne alle Rücksicht auf das herrschende Geschlecht". Erst durch die feierliche Anerkennung des Volks gelangt der König in den Vollbesitz seiner Macht. Nach alter Sitte wurde er dann wohl auf einen Schild gehoben und drei Mal im Kreise des versammelten Volks herumgetragen, das durch Handschlagen seinen Beifall zu erkennen gab. War die Nachfolge zweifelhaft oder das Geschlecht ausgestorben oder untüchtig, so trat die Wahl des Volks bestimmend ein. Nicht leicht läßt sich das Volk sein Recht bei der Erhebung des Königs kürzen. König Ragwald wird von den Westgothen (in Schweden) erschlagen, weil er die Bestimmungen über die Königswahl verletzte. Auch über die Untüchtigkeit des Herrschers fällte das Volk den entscheidenden Spruch. Hier kam nicht blos leibliches oder geistiges Gebrechen in Betracht, — von entscheidender Bedeutung konnte es auch werden, wenn unter einem König das Volk von zahlreichen Unglücksfällen, Hungersnoth, Seuche, Kriegsunglück heimgesucht war. Bei den Burgundern war es alter Brauch, den König abzusetzen, wenn ein Mißwachs über das Volk hereinbrach oder das Kriegsglück ihm nicht getreu bleiben wollte.**) Der Schwedenkönig Domaldi wurde geopfert, weil man ihm die Schuld an einer Hungersnoth beimaß.***) — Nicht leicht kommt es vor, daß die Herrschaft gegen den Willen des Volks usurpirt wird. Das Volk hält streng an seinem Recht gegenüber dem König, und die Wahrung dieses Rechts seitens des Königs ist die stete Voraussetzung, unter welcher das Volk dem Könige folgt. Bei einzelnen Völkern scheint sich der König noch durch besonderes Gelöbniß verpflichtet zu haben. Im alten westgothländischen

---

*) Grimm R.-A. p. 231 ff.

**) Ammian. Marcellin. 28. 5.

***) Grimm R.-A. p. 232.

Gesetz heißt es*): Der König soll allen Großen getreulich schwören, daß er des Landes gutes Recht nicht brechen will. Der Eid des Volks gegenüber dem König scheint althergebracht zu sein, aber nicht Gehorsam, sondern Treue war es, was das Volk dem Könige verhieß. Das Schlagen der Hände bei der Erhebung des Königs darf vielleicht als ein Symbol des Vertrages angesehen werden. In späteren Zeiten zog der König durch das ganze Reich und ließ sich von allem Volke den Fidelitätseid schwören. Eine Ueberlieferung über diesen Eid in der älteren Zeit haben wir nicht. Doch läßt sich Tacitus über das Verhältniß zwischen König und Volk der Hauptsache nach deutlich genug aus: „Auch den Königen kommt keine unbeschränkte und freie Gewalt zu.“ **) Und von den Gothen meldet er, daß sie etwas straffer von ihren Königen regiert worden seien als die anderen Völker, aber auch nicht über das Maß der Freiheit hinaus.***) Und hierzu stimmt es, wenn aus viel späterer Zeit von den Schweden berichtet wird: „Sie haben Könige aus altem Geschlecht, deren Macht aber vom Volke abhängig ist.“ Was dieses beschließt, wird von dem Könige bestätigt; zuweilen verzichtet dasselbe, wiewohl ungern, auf seine Meinung gegen die des Königs. Zu Hause erfreuen sie sich der Gleichheit; auf der Heerfahrt gehorchen sie sämmtlich dem Könige.†) Und wenn uns Tacitus von einem Cheruskerkönig berichtet, daß er durch sein Glück zum Hochmuth verleitet, vertrieben wurde, so entnehmen wir als Gegenbild aus der norwegischen Gesetzgebung††): „Wenn der König einen ungesetzlichen Angriff auf einen Mann thut, so soll man einen Pfeil schneiden und in alle Fylken senden, und jeder soll sich aufmachen und ihn tödten, wenn man ihn erreichen kann. Und wenn er entkommt, so kehre er nie wieder in's Land zurück. Und wer sich nicht gegen ihn aufmachen will,

*) Wilda p. 28.

**) Germ. cap. 7: nec regibus infinita aut libera potestas.

***) Germ. cap. 44: Gotones regnantur paullo adductius, quam ceterae Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem.

†) Adam. Bremens. bei Pertz, Monum. VII, p. 377.

††) Tac. Annal. XI, 17. Wilda l. c. p. 989.

soll drei Mark büßen, und ebenso soll der büßen, der in solchem Fall den Pfeil aufhält."

Das Königthum, wie es bei den rein deutschen Stämmen vor den Wanderungen und neuen Ansiedlungen sich ausbildet, hat die Freiheit des Volks nach keiner Seite hin gemindert; es ist im Gegentheil durch dieselbe auf das Entschiedenste beschränkt worden. Wie von den Fürsten, so gilt auch von den Königen, daß sie mehr suadendi auctoritate als jubendi potestate vermochten. Allerdings mußte das selbständige Recht, welches dem Herrschergeschlecht zukam und die Ehrfurcht vor demselben wesentlich dazu beitragen, den König thatsächlich machtvoller und einflußreicher zu machen. Bei einigen südöstlichen Völkern, den Markomannen und Quaden, hat das Vorbild und der Einfluß der Römer, sowie die Abhängigkeit von diesen dem Königthum einen an römische Verhältnisse erinnernden Charakter gegeben, doch sind dies Ausnahmen, welche für die allgemeine Entwicklung wenig in Betracht kommen. — Es kam hinzu, daß auch die Königsherrschaft in der Regel einen großen Bezirk, eine ganze Völkerschaft umfaßte, somit der Machtbereich ein größerer war, wodurch die thätige Betheiligung des gesammten Volks an der Regierung so zu sagen technisch schwieriger wurde und hierfür der König einzutreten hatte. Nach der Schilderung des Tacitus scheint das Königthum stets eine ganze Völkerschaft umfaßt zu haben. Auch der gothische Ausdruck „thiudans" Volksherrscher deutet auf die Herrschaft über ein ganzes Volk, wie denn auch der König stets nach dem Volke, nie nach dem Lande benannt wird. Doch begegnen wir später bei den Westgermanen und ebenso bei den Skandinaviern und Angelsachsen zahlreichen Königsherrschaften, die nur einzelne Theile von Völkerschaften umfassen. So finden wir bei letzteren heradskonungar und fylkiskonungar — undercyningas und healfcyningas, also kleine Herrschaften, die sich über Hunderte und Grundbezirke erstrecken und einem gemeinsamen Oberkönig unterstehen. Wir begegnen ferner Heer- und Seekönigen, die, ohne Land, nur mit kriegerischen Schaaren Beute suchend über Land und Meer ziehen.*)

*) Maurer l. c. p. 437.

Bei den großen Völkergruppen der Alamannen und Franken, die im dritten und vierten Jahrhundert auftreten und die bisherigen Völkerschaften aufgelöst und zersetzt haben, erscheint ebenfalls eine Vielheit von Herrschern, welche als Könige bezeichnet werden, ohne daß allerdings deutlich zu sehen ist, ob sie nach Maßgabe der Bestimmungen, die wir als charakteristisch für das Königthum ansehen, an die Spitze ihrer Schaaren getreten sind; namentlich zweifelhaft ist das bei den Alamannen*), während bei den Franken nach dem Zeugniß der Quellen ziemlich sicher auf ein Königthum bei diesen kleineren Volksabtheilungen zu schließen ist. Doch um eine scharfe Scheidung zwischen Principat, Herzogsgewalt und Königthum in diesen Erscheinungen durchzuführen, ist unsere Ueberlieferung nicht ausreichend. Im Laufe der Zeit wachsen diese kleineren Herrschaften zu einem großen Königthum zusammen, und am Ende des fünften Jahrhunderts begegnen wir Königen, die das ganze Land der Alamannen und Franken beherrschen. Wir haben jene Kleinkönigthümer somit nur als vorübergehende Entwicklungen anzusehen, welche erst durch die Herstellung einer Volksherrschaft zur Vollendung kamen, aber doch auch vorher schon den Hauptcharakterzug des Königthums, die beschränkte Geschlechtserblichkeit, ausprägen. Der Regel nach aber umfaßte auch die frühere Königsherrschaft die ganze Völkerschaft.

Die Befugnisse des Königs sind im Wesentlichen dieselben wie diejenigen des Fürsten. Er beruft und leitet die Versammlung des ganzen Volks; mit den Gauvorstehern und anderen hervorragenden Männern hält er Vorberathung über das, was der Versammlung vorzulegen. Dadurch, daß in seiner Person auch für den Frieden ein gemeinsames Oberhaupt der ganzen Völkerschaft existirt, wächst ihm nach dieser Richtung ein größerer Einfluß zu. Manches wird durch ihn erledigt, was in den republikanischen Staaten der allgemeinen Volksversammlung zugefallen war. Wie der Fürst, so ist der König zuerst und vor Allem Richter; und es liegt in der Natur der Sache, daß seine Richtergewalt eine höhere ist als die der Gaue. So tritt das

*) Roth l. c. p. 6.

königliche Gericht allmählich an die Stelle des Landsthing. Der König war der oberste Schützer und Hort des Friedens, d. h. des geordneten und gesicherten Zustandes unter der Herrschaft des Rechts.*) Mehr und mehr trat im Laufe der Zeit der Königsfrieden an die Stelle des Volksfriedens, und bereits Tacitus berichtet uns, daß die Buße für den Bruch des Friedens, welche früher den Gemeinden gezahlt wird, in den königlichen Staaten dem Könige zufällt.**) Das Friedensgeld wird Königsbuße, die Verletzung des Friedens war ein Vergehen gegen den König; und dem entspricht es, wenn solchen, die Buße nicht leisten wollen, Friede und Königsschutz entzogen wird. Auch ertheilte der König später einzelnen Personen einen besonderen Frieden, so vor Allem den Wittwen, Waisen und Wehrlosen; und Gewaltthat gegen diese wurde dadurch ein strafwürdigeres Verbrechen.***) Man betrachtete solche mit dem besonderen Frieden ausgestatteten Personen als unter einem unmittelbareren Königsschutz stehend (mundium), ein Verhältniß, das später eine besonders charakteristische und ausgedehnte Entwicklung gewonnen hat. Auch wirkte Gegenwart und Nähe des Königs einen besonderen Frieden.

Aber nicht bloß Schutz, sondern überhaupt eine höhere Ehre und hervorragende Stellung und Bedeutung innerhalb der Volksgenossen gewährte einzelnen Personen die Verbindung mit dem König. In diesen Verhältnissen haben persönliche, privatrechtliche Beziehungen zum König eine weit tragende Bedeutung für das Staatsleben bekommen. In der Auswahl solcher Personen ist der König nicht gebunden. Tacitus †) berichtet von den Freigelassenen, daß sie in der Gemeinde keine Geltung hatten, mit einziger Ausnahme der Stämme, die unter Königen stehen, denn dort überflügeln sie sowohl den Adel wie die Freien. In=

*) Wilda l. c. p. 259.

**) Germ. cap. 12.

***) Dahn l. c. III. p. 111. Bei den Ostgothen lassen sich als besondere Schutzbefohlene des Königs nachweisen: Unmündige, Waisen, Wittwen, Greise, Fremde, Blinde, Kirchen, Juden und überhaupt ärmere und geringere Leute.

†) Germ. cap. 25.

sonderheit aber war es das Gefolge, welches durch sein nahes Verhältniß zum König zu immer höherer Bedeutung gelangte. Die Verbindung mit dem König mußte höhere Auszeichnungen und wirksamere Folge haben als die mit dem Fürsten. Aus der Gefolgschaft bildet sich allmählich eine bevorrechtete Klasse, vor welcher der alte Adel, der ohnehin dem Königthum feindlich war, mehr und mehr zurücktritt und endlich ganz verschwindet. Die Gefolgsgenossen sind es, welche der König später bei Gewinnung römischen Gebiets in erster Linie mit Landvergabungen bedenkt; sie kommen für die Besetzung höherer Beamtenstellen zunächst in Betracht; sie sind die nächsten Rathgeber des Königs und bilden seinen Hof, welcher immer mehr der Mittelpunkt des ganzen Staatslebens wird. — Eine nicht minder hervorragende und dem Könige nahe Stellung nehmen die Beamten überhaupt ein; auch ihnen kam, wie den Gefolgsgenossen, ein höheres Wergeld und ein erhöhter Königsschutz zu. Aus ihnen und dem Gefolge erwächst die Dienstaristokratie, welche späterhin dem Königthum selbst verhängnißvoll werden sollte. — Ob wir die Ernennung der Beamten im Frieden bereits in der ersten Periode des Königthums als ein Recht des Königs ansehen dürfen, ist zweifelhaft. Es hat manches für sich, einen Einfluß, ein Bestätigungsrecht des Königs bei der Bestellung der Gauvorstände anzunehmen. Man hat vermuthet, daß wie der König als oberster Richter und Schützer des Friedens an die Stelle der Volksversammlungen getreten sei, so auch die Beamten, welche die Leitung der Recht sprechenden Versammlungen hatten, von ihm ernannt sein mußten, doch läßt sich Sicheres hierüber nicht beibringen.*)

Der König ist selbstverständlich der erste Führer seines Volks im Kriege; neben ihm fällt die herzogliche Gewalt im früheren Sinne fort; er ist der ein für allemal berufene Träger derselben und übt die Feldherrngewalt wohl auch unbeschränkter und kraftvoller aus als der jedes Mal gewählte Herzog. In erhöhtem Maße gilt von ihnen, was Tacitus von den Herzögen berichtet, daß sie als Vorbilder und durch die Bewunderung, welche sie

*) Dahn l. c. I. p. 34.

einflößten, das Volk im Kampfe führten und den Sieg sicherten; mehr als einmal ist es vorgekommen, daß mit dem Fallen des Königs das Volk am Siege verzagte und die Schlacht verloren ging.

Der König bot das Volk für den Krieg auf; er hatte den Heerbann. Doch nicht ungefragt ließ sich das Volk zum Kriege fortreißen; und auch in Betreff der Beziehungen zu anderen Völkern überhaupt ging der König nicht leicht vor, ohne das Volk zu Rathe zu ziehen und zu befragen, aber je complicirter die Verhältnisse auf diesem Gebiete der auswärtigen Beziehungen wurden, wie das namentlich die Verhältnisse zu Rom mit sich brachten, desto ausschließlicher ging die Leitung derselben auf den König über, obwohl er zu allen Zeiten Rücksicht auf die Neigungen und Wünsche des Volks nehmen mußte.*)

Wie dem Fürsten, so kommen auch dem Könige priesterliche Functionen der bereits erwähnten Art zu, aber durchaus unrichtig ist es, das Königthum überhaupt auf priesterlichen Ursprung zurückzuführen. Es ist in dieser Beziehung mit Recht darauf hingewiesen, daß auch späterhin, als das Christenthum dem Könige die priesterlichen Functionen entzogen hatte, das Königthum selbst im Wesentlichen doch ungeschmälert blieb.**) Meist ist es der Vorgang des Königs, welcher das Volk dem neuen Glauben zuführte. —

Von äußeren Auszeichnungen des Königs ist aus der älteren Zeit wenig überliefert.***) Er empfing seine Ehrengaben zu bestimmter Zeit von allem Volk. Tribute und Zölle durfte er nur unterworfenen Völkern, nie aber seinem eigenen Volke auferlegen. An der Kriegsbeute hatte er wohl seinen besonderen Antheil, aber er durfte nicht frei über dieselbe schalten, sondern er hatte sich mit dem Volke darüber zu benehmen, und auch ihm wies das Loos seinen Theil an. Das wesentlichste äußere Zeichen der königlichen Würde war das lange fliegende Haar, wie denn

*) Dahn l. c. I. p. 213. 225. II. p. 107. Der Westgothenkönig Athaulf wird von seinem Volk erschlagen, da er eine zu römerfreundliche Politik verfolgte.

**) Maurer l c. p. 437.

***) Grimm R.-A. p. 240.

das Haarscheeren bei Männern königlichen Stammes soviel war als zur Königswürde untauglich machen und das Wachsenlassen desselben auf Ansprüche an die Krone gedeutet wurde. Die Krone und andere Insignien kamen erst in Folge der Bekanntschaft mit den Römern in Gebrauch. Sonst ist wohl noch von einem Königsbanner und dem Stabe die Rede, welchen der König als oberster Richter führte.

Das Bild, welches wir von der Stellung und den Befugnissen des Königs entworfen haben, hat bereits manchen Zug der späteren Ausbildung des Königthums entnommen, wo sich Vieles schon anders gestaltet hat und die königliche Gewalt als eine viel straffere und kraftvollere erscheint als in der taciteischen Zeit. Wir werden auf die Entwicklung, die hierzu führte, noch einen Blick zu werfen haben, aber schon hier kann hervorgehoben werden, daß die spätere Gestaltung im Wesentlichen aus den Grundzügen hervorgeht, welche wir der Schilderung des Tacitus entnahmen. Es ist bedeutsam, darauf hinzuweisen, wie in jenen kurzen Mittheilungen des Tacitus von dem an den König statt an den Staat gezahlten Friedensgeld, von der in königlichen Staaten vorkommenden Erhebung Freigelassener zu höherer Stellung bereits eine unverkennbare Andeutung liegt von der eigenthümlich entwickelten Stellung des Königs zu Recht und Frieden, sowie von der besonderen Bedeutung, welche die Verbindung mit dem König für das Verhältniß einzelner Volksgenossen in späterer Zeit erlangte. Der Hauptcharakterzug des Königthums aber bleibt stets jene Vereinigung der selbständigen, aus einem bestimmten Geschlecht hervorgehenden Herrschaft mit der Volksfreiheit, dergestalt, daß Mitwirkung und Zustimmung des Volks bei Allem, was das staatliche Sein angeht, von höchster Bedeutung ist und, wo es nöthig wird, auch die Entscheidung giebt. Der Grundanschauung nach — und hierin liegt der tiefe Unterschied zwischen dem antiken und dem germanischen Königthum — kam die Zustimmung des Volks bei all und jedem in Betracht, was die öffentlichen Angelegenheiten anging; es war kein Bruch des Rechts, wenn das Volk bei irgend einer Veranlassung unzufrieden mit dem Vorgehen des Königs diesem zu folgen sich weigerte. Wie aber das Volk für den König der

Grund seiner Macht und die Quelle seines Rechts war, so sah das Volk in dem König den Träger seiner Selbständigkeit und Ehre, dem nicht nur Volkswohl, sondern auch selbständiges, von dem Volke als ehrwürdig anerkanntes Abstammungsrecht Anspruch auf seine Stellung gab. Die Treue, die ihm geschuldet wurde, war ein wirksames Gegengewicht gegen ein übertriebenes, die Staatseintracht gefährdendes Geltendmachen des eigenen Rechts; aber diese Treue minderte die Freiheit nicht; man war, wie es in einer Rechtssammlung späterer Zeit heißt, dem Könige hold nach freien Mannes Recht. So handelt es sich also hier nicht um ein scharf umgrenztes Rechtsverhältniß, das absolute Geltung hatte, sondern jene Anschauungen bilden die Grundlage von Verhältnissen, die sich je nach den Erlebnissen und Schicksalen des Volks zu mannichfachen Bildungen entwickelten. Hierin liegt die nicht genug zu betonende Eigenthümlichkeit der germanischen Staats- und Rechtsbildung. Das stete Hinarbeiten auf die Einheit des Rechts und der Sittlichkeit stellt sich der formalen Vollendung des Rechts und der dadurch bedingten strengeren Abhängigkeit der Personen von demselben hindernd entgegen.*)

Sehr tiefgreifenden Veränderungen hatten die Geschicke des Volks in der Zeit vom ersten bis zum fünften Jahrhundert unterlegen**); wesentlich anderer Art sind die Staaten, die am Ende dieses Zeitraums erscheinen. Eine beinahe ununterbrochene Folge von Kriegen und Wanderungen machte, namentlich im Westen des Landes, den kleinen und losen Volksherrschaften ein Ende. Immer zwingender waren die Bedingungen geworden, welche eine einheitliche und fest begründete Führung geboten erscheinen ließen. Die kleineren Herrschaften wachsen dann zusammen zu größeren; ein kraftvoller König entreißt den anderen

*) Bethmann-Hollweg l. c. p. 8 ff. p. 74.
**) Dahn l. c. I. p. 35.

die Herrschaft, und es entstehen die Reiche der Alamannen, Franken, Bayern. Und noch weiter setzt sich der Einigungsproceß fort. Das fränkische Reich nimmt die anderen germanischen Herrschaften in sich auf, neben dem bedeutenden Besitz, den es durch Vernichtung der römischen Hoheit in Gallien erworben hatte: eine große zukunftreiche Bildung, die Grundlage des deutschen Reichs. — Innerhalb dieser weit ausgedehnten Grenzen, in der wilden Gährung, wie sie das Durcheinander römischer und germanischer Elemente in den ersten Jahrhunderten der neuen Zeit bezeichnete, war kein Raum, um die Betheiligung des Volks am gesammten Staatsleben, wie in früherer Zeit, herzustellen. Zunächst die Stellung des Königs war eine andere geworden; wesentlich erweitert war sein Machtkreis. War die Gewalt des Königs schon vor der Unterwerfung römischen Landes durch das Hervortreten seiner Feldherrnstellung in den unaufhörlichen Kriegen eine erheblich stärkere geworden, so kam nach den Ansiedlungen die imperatorische Gewalt hinzu, die er als Erbe und Nachfolger des Kaisers über die Romanen ausübte, ein Verhältniß, das auf ihre Herrschaft über die Germanen nicht einflußlos blieb. Die Ansiedlungen über ein großes Gebiet, das schon mit zahlreichen anderen Bewohnern besetzt war, die bewältigenden und berückenden Einflüsse einer tausendjährigen großartigen Kultur, die gänzliche Umgestaltung der Lebensweise, des Verhältnisses zu Grund und Boden ließen viele Bedingungen fortfallen, auf Grund deren eine allgemeine Betheiligung am Staate möglich gewesen war. Jetzt wird der König der Schwerpunkt des Reichs; ihm fiel nunmehr vieles zu, was ehedem dem Volke zugekommen war. Eine regelmäßig wiederkehrende Landesversammlung gehört bei der weit ausgedehnten Ansiedlung der einzelnen Theile des Volks, das aus den verschiedensten Bestandtheilen sich zusammensetzte, zu den Unmöglichkeiten; auch hatte unzweifelhaft das unaufhörliche Kriegsleben diese alte Ordnung bereits erheblich gelockert. Die Pflege der allgemeinen Angelegenheiten des Reichs, das höchste Gericht, die obere Verwaltung, die auswärtigen Beziehungen werden also allein vom König und den Personen wahrgenommen, die er um sich versammelt und dazu ernennt, von den Gefolgsgenossen und Be-

amten. Die Betheiligung des Volks am Staatsleben macht sich jetzt vorwiegend nur noch in den kleineren Kreisen, in Gau und Centene, bemerkbar; hier bleibt die Gemeinde die Trägerin des öffentlichen Lebens.

Wesentlich anders als im Westen haben sich die Schicksale der germanischen Völker des Ostens gestaltet, die losgelöst von der Heimath und ohne jede Verbindung mit derselben, wie sie den Franken doch stets gewahrt geblieben war, inmitten des Römerthums Reiche begründet hatten. Wir werden die Verhältnisse, wie sie bei beiden Völkergruppen sich gestalteten, noch etwas im Einzelnen zu betrachten haben, nachdem wir vorher einen Blick auf einige besonders charakteristische Entwicklungen des germanischen Königthums aus der Zeit von Tacitus bis zur Völkerwanderung geworfen haben. Wir werden so den Reichthum und die Mannichfaltigkeit dieser Bildungen, welche auf gemeinsamer Grundlage und aus einer Grundanschauung erwuchsen, richtiger fassen und würdigen können.

Wir heben aus der ersten Zeit zunächst das Königthum der Markomannen unter Marobod hervor.*) Römisches Beispiel war für die Gestaltung dieser Herrschaft im hohen Grade maßgebend gewesen, eben deshalb weicht sie ihren Hauptzügen nach von der Natur des germanischen Königthums ab. Sie konnte keine Wurzel fassen in deutschem Boden und ist nur eine vorübergehende Schöpfung geblieben. — Marobod führte sein Volk aus den Maingegenden, wo es den Angriffen der Römer in bedenklichster Weise ausgesetzt war, nach dem sicheren Böhmen. Er hatte vorher keine amtliche Stellung unter seinen Volksgenossen bekleidet; er hat selbst längere Zeit von seinem Volk getrennt in Rom gelebt; doch war er edlen Geschlechts und ein Mann von hervorragender Persönlichkeit, welchem die römische Bildung noch ein weiteres Uebergewicht gab. Er gründete in Böhmen ein mächtiges Königreich, welches nicht bloß sein Volk umfaßte, sondern zahlreiche Nachbarstämme, slavische wie germanische, in Abhängigkeit hineinzog. Seine

*) Tac. Annal. II. 62. Vellej. II. 108. Strabo VII. 1. Dahn l. c. I. p. 104. Köpke l. c. p. 27.

Herrschaft war nach römischem Muster eingerichtet; sie war eine Militairdespotie; er hatte ein zahlreiches stehendes Heer und hielt sich eine Leibwache. Alles ist fest zusammengefaßt; es ist nichts von jener Decentralisation zu sehen, welche dem germanischen Staat so charakteristisch ist. Die exceptionellen Verhältnisse dieser Monarchie erregten die Erbitterung der unterworfenen deutschen Stämme und das Bedenken der Römer, die Marobod dem Pyrrhus und Antiochus verglichen und ihm gegenüber sehr auf ihrer Hut waren. Marobod wurde besiegt durch den Angriff der freien Stämme unter Armin's Führung und erlag schließlich in seinem eigenen Lande der Empörung, welche sich auf Anstiften eines flüchtigen Edlen von einem der unterworfenen Stämme sich erhoben hatte. Die Römer aber, deren Hülfe er nachsuchte, gaben ihn gern preis; sie wußten, daß mit ihm ein gefährlicher Feind aus dem Wege geräumt wurde. Im Exil zu Ravenna ist Marobod gestorben. — Die südöstlichen germanischen Stämme der Markomannen und Quaden waren der Beeinflussung der Römer aus lokalen Gründen leichter und nachhaltiger zugänglich als die meisten anderen Völker germanischen Stammes; auf ihre Bedürfnisse und Eindrücke wirkte der stete Grenzverkehr, der sich hier müheloser vollzog als am Rhein, sehr eindringlich. So wurde es den Römern leichter, ihnen gegenüber ein machtvolleres Ansehen zu behaupten. Alles dieses wirkte der normalen Entwicklung der heimischen Institutionen entgegen. Ihre Könige bestätigte der Kaiser; es werden ihnen wohl auch von Rom aus Könige gesetzt, und sie lassen sich dann schon Fremde gefallen. Gewalt und Macht aber sichert diesen Königen das Ansehen der Römer — reges ex auctoritate Romana nennt sie Tacitus*) — und der Kampf zwischen den von dem Volk nach altem Brauch erhobenen und den von den Römern aufgezwungenen Königen erfüllt einen nicht geringen Theil der Geschichte jener Völker. Gegen Ende der alten Zeit finden wir das Volk in zahlreiche kleine Herrschaften zersplittert. In den Stürmen der Völkerwanderung hat es sich vollkommen zersetzt und unter germanische und slawische Stämme verloren. —

*) Germ. cap. 42.

Ein charakteristisches Gegenbild zu diesen Vorgängen bildet die Entwicklung des Königthums bei den Cheruskern.*) Das Volk tritt uns bei Tacitus zunächst unter republikanischen Institutionen entgegen. Unter seinen Fürsten ist Armin der bedeutendste und angesehenste. Er hat in schwerer Zeit das Volk gegen die Römer geführt und ist durch die Teutoburger Schlacht „ohne Zweifel Deutschlands Befreier" geworden. Auch nachmals ist er Führer des Volks gegen Germanicus und gegen Marobod, und es werden ihm zwölf Jahre der Macht (potentiae) zugeschrieben**), eine Aeußerung, die fast darauf schließen läßt, daß er später Fürst der ganzen Völkerschaft gewesen, indem er seine Herzogswürde zu einer dauernden machte, doch läßt sich nicht recht sehen, in wie weit diese Stellung rechtlich und nicht vielmehr nur thatsächlich begründet war. Es wird dann weiter von ihm überliefert: „Armin hatte, da er nach dem Abzuge der Römer und nach der Vertreibung Marobod's die Königsherrschaft (regnum) erstrebte, den Freiheitssinn seines Volkes gegen sich. Während er, mit bewaffneter Hand angegriffen, wechselnden Glückes stritt, fiel er durch die Hinterlist seiner Verwandten." Dann erfahren wir für die nächsten drei Jahrzehnte nichts von dem Volke der Cherusker; doch scheint inzwischen schwere Zwietracht unter ihnen geherrscht zu haben, denn vom Jahre 47 n. Chr. wird gemeldet***): „In diesem Jahre erbat sich der Stamm der Cherusker einen König von Rom, da durch innere Kriege der Adel aufgerieben und nur Einer aus dem königlichen Stamme übrig war, der in Rom sich aufhielt, Italicus; väterlicherseits stammte er von Flavus, Armin's Bruder, ab." — So wenden sich die Cherusker, von innerer Noth getrieben, zum Königthum, und ganz zweifellos erscheint es ihnen, daß nur ihr edelstes und berühmtestes Geschlecht hierzu berufen sein kann. Und der Gedanke, daß die Königsherrschaft nur an ein solches Geschlecht geknüpft werden könne, war so stark in ihnen, daß sie nicht weiter eingedenk waren, wie der Vater des neuen Königs

*) Dahn l. c. I. p. 119 ff.
**) Tac. Annal. I. 55 ff. II. 5 ff. 88.
***) Tac. Annal. XI. 16 ff.

dem Volke abtrünnig gewesen und meist auf Seiten der Römer gegen dasselbe gekämpft hatte, und wie sein Oheim, Armin, als nach der Königsherrschaft strebend, nur wenige Jahrzehnte vorher zu Grunde gegangen war. In seiner großen Noth, der edelsten Männer beraubt, suchte das Volk im Königthum, das es dem Sproß seines angesehensten Geschlechts übertrug, Halt und Rettung; daß Tacitus dieses Geschlecht als „das königliche" bezeichnet, hat zu der Vermuthung geführt, daß bei dem Hause Armin's bereits in früherer Zeit die Königsherrschaft gewesen sei, eine Annahme, welche, obwohl keineswegs unmöglich, weiter keinen Anhalt in der Ueberlieferung findet. Dauernd ist übrigens das von Italikus bei den Cheruskern begründete Königthum nicht gewesen; bei ihren Nachkommen in späteren Jahrhunderten, welche in der sächsischen Völkergruppe aufgegangen sind, findet sich wieder die republikanische Verfassung. —

Ein uraltes Königthum finden wir bei dem Volke der Vandalen*); dasselbe wird uns bereits bei dem ersten Auftreten derselben, im 3. Jahrh. n. Chr., genannt. Gebunden ist dieses Königthum an das Geschlecht der Asdingen, und zwar erscheinen dieselben bis zum Untergang des Volks an der Spitze desselben. Der Name Asdingen erscheint als die Bezeichnung eines vandalischen Stammes, welchen wir als den edelsten, als das Urgeschlecht des ganzen Volks zu denken haben. Hier ist also der bestimmte Hinweis darauf, wie das zum Stamm, endlich zum Volk erweiterte Urgeschlecht gleichzeitig als Ausgangspunkt, Ursprung des Volks und auf Grund hiervon als Inhaber der Herrschergewalt erscheint. So groß ist die Anhänglichkeit des Volkes an dieses Geschlecht, daß es dem König Genserich gelingt, das Erbrecht des Königshauses fest zu begründen und das alte Wahlrecht des Volkes bei Besetzung des Thrones völlig zu beseitigen. —

Spuren eines alten Königthums finden wir ferner bei dem Volke der Heruler, und auch hier ist die Beziehung des Volks zum Herrschergeschlecht in besonders charakteristischer Weise aus-

*) Dahn l. c I. p. 140 ff. 184.

geprägt.*) Ein Theil dieses Volks ist schon seit langer Zeit auf unstäter Wanderung begriffen; zahlreiche Schaaren treten unter eigenen Führern in den Dienst des römischen Kaisers; doch neben diesen Trümmern ist auch noch ein Kern erhalten, bei welchem sich eine bemerkenswerthe Ueberlieferung über das Königthum findet. Es überkommt sie eines Tages der Wunsch, auch einmal ohne König zu sein; deshalb tödten sie ihren König Ochon. Bald aber reut sie ihre That; sie finden, daß sie nicht ohne Herrscher leben können und beschließen sich einen neuen König zu setzen. Und es dünkt sie das Beste, ein Glied des alten königlichen Geschlechts, von der fernen Insel Thule, wohin ein Theil des Volks und mit ihm die meisten Glieder des Königshauses geflüchtet waren, herbeizuholen. Sie senden einige Männer aus ihrem Adel dahin, und diese finden auf Thule zahlreiche Sprößlinge des alten Königshauses; einer davon wird ausgewählt und mit ihm treten sie den Heimweg an. Und als der Thronerbe unterwegs stirbt, da kehren sie wieder um und erwählen einen neuen, mit dem sie dann den Rückweg antreten. Inzwischen haben die Volksgenossen in der Heimath sich anders besonnen; sie halten es für besser, bei der Besetzung ihres Thrones sich vorher der Zustimmung des Kaisers zu versichern; sie senden deshalb an Justinian und dieser giebt ihnen einen in seinen Diensten stehenden vornehmen Heruler zum König. Den nehmen sie freudig auf und er tritt die Regierung an. Da aber heißt es plötzlich, daß die nach Thule gesandten Heruler mit dem Sproß des alten Königshauses nahe seien. Der König sendet diesen Bewaffnete entgegen, um sie zu tödten. Doch die Anhänglichkeit an das alte Königshaus gewinnt die Oberhand; die Bewaffneten gehen sämmtlich zu dem Ankömmling über und diesem fällt dann das ganze Volk zu. Der von Justinian gesandte König flieht nach Byzanz; von dort führt er ein Heer gegen sein Volk; in den nun entstandenen Kämpfen scheint das Volk untergegangen zu sein. —

Ueber die Entstehung des langobardischen Königthums**)

---

*) Dahn l. c. II. p. 9. Procop, Bell. Goth. II. 15 f.

**) Paul. Diacon. I. 14.

berichtet die Ueberlieferung, wie das Volk nach dem Tode der Herzöge, die sie aus ihren alten Wohnsitzen geführt, nicht länger unter solchen Herrschern stehen wollte, sondern sie setzten sich einen König nach dem Muster der übrigen Völker. Es herrschte nun zunächst über sie Agelmund, der Sohn Agios, der seinen Namen herleitete von dem Geschlecht der Gauginger, das bei ihnen für besonders edel galt. Auf kurze Zeit wurde späterhin, als die Langobarden in Italien saßen, das Königthum abgeschafft und zehn Jahre lang stand das Volk unter zahlreichen Herzögen; dann aber setzte man sich wieder nach gemeinsamem Beschluß den Sohn des letzten Königs zum Oberhaupt, und das Königthum blieb bis zur völligen Unterwerfung des Volks.

Die verhältnißmäßig früheste, eingehendste und zusammenhängendste Ueberlieferung haben wir von dem Königthum der Goten.*) Schon das, was Tacitus über die Natur des Königthums sagt, knüpft sich vielfach an dieses Volk an. Bei den Goten werden während ihres ganzen historischen Bestehens Könige genannt; kein anderes deutsches Volk zeigt ein so unverbrüchlich treues Festhalten an dieser Institution. Ueber die Entstehung des gotischen Königthums existirt keine historische Ueberlieferung, und selbst die Sage hat über diesen Vorgang kaum etwas aufbewahrt. An die Spitze des Stammbaums der Amaler — jenes Königsgeschlechts, das am längsten und ruhmvollsten über das Volk geherrscht hat, setzt die Sage den Gapt oder Gaut, d. i. der erste Gote, der Stammvater des ganzen Volks und gleichzeitig Gott oder Sohn eines Gottes. So sah also auch dieses Volk in seinem Königshause sein ältestes Geschlecht, dem es selbst entstammt war. Der Sage nach gelten die Amaler als Riesen oder Halbgötter; der Glücksstern, der über diesem Geschlecht leuchtete, schaffte dem Volke Sieg und Ruhm; etymologisch bedeutet Amaler die tapferen oder ruhmvollen Helden. Auch Könige aus andern Häusern kennen Geschichte wie Sage im Volke der Goten; an den Amalern aber hängt das Volk unter den wechselvollsten Schicksalen; um dieses Geschlecht schaaren

*) Köpke l. c. p. 94 ff. Dahn l. c. II. p. 50 ff.

sie sich wie um eine Fahne; ein Amaler hat stets den Vorrang vor allen anderen Goten. Die Geschichte kennt das Volk zu keiner Zeit ohne Könige. In ihren Sitzen an den Küsten der Ostsee, wo sie bereits zur Zeit Alexanders genannt werden, kennt Tacitus die Königsherrschaft als die Verfassungsform des Volks; doch ist aus jener Zeit Näheres über die Zustände des Volks nicht bekannt; man weiß nur, daß ihr Königthum etwas straffer war als das anderer Völker, aber keineswegs über die Freiheit hinaus. Erst nachdem das Volk seine Wohnsitze an der Ostsee mit denen am Pontus vertauscht hat, wird die Ueberlieferung etwas reichlicher. Hier werden im Kampf gegen die Römer zahlreiche Könige genannt; hier ist es auch, wo das Geschlecht der Amaler thatsächlich die Herrschaft über das Volk gewinnt. Der herrlichste dieses Geschlechts ist Ermanarich, der ein großes Reich am Pontus gründet und alle germanischen und slavischen Völker jener Gegenden unter seine Herrschaft zwingt, so daß ihn die Alten mit Alexander dem Großen verglichen. Dieses Reich sprengt zu Ende des vierten Jahrhunderts der Sturm der Hunnen. Die stammverwandten Westgoten, die schon längst nur ein loses Band an die Ostgoten knüpfte, reißen sich jetzt völlig los und treten als selbständiges Volk auf; die Ostgoten aber, obwohl sie ihre Selbständigkeit verloren haben und unter hunnischer Herrschaft stehen, bleiben auch jetzt dem alten Königshause der Amaler getreu. Einzelne Theile des Volkes wandern aus, um die Unabhängigkeit zu wahren; mit sich aber führen sie einen königlichen Knaben amalischen Stammes, der über sie herrschen soll. Nachdem durch den Verfall des Hunnenreichs das Volk wieder selbständig geworden ist, dauert die Herrschaft der Amaler fort bis zum völligen Aussterben des Geschlechts. Unter dem großen Theoderich haben sie dann in Italien, in gewisser Abhängigkeit vom oströmischen Kaiser, ein eigenes Reich begründet, in welchem gotische und römische Nationalität in eigenthümlichem Nebeneinander bestehen, wobei der germanische Volksstaat und sein Königthum allmählich zurücktreten vor dem römischen Staat und dem Imperatorenthum; dieses geht auf den König über und mit ihm das ganze

Rüstzeug des Absolutismus.*) Theoderich zeigt eine tiefe Ehrfurcht vor dem Römerthum; seine machtvolle Persönlichkeit zwingt auch die Goten, sich demselben anzubequemen. Theoderich will freilich der Stützen nicht entbehren, die er in seinen Volksgenossen findet; doch nur für Heerbann und Kriegshoheit bietet seine Qualität als germanischer König ihm ausreichende Befugnisse dar; hier ist denn auch die Heranziehung römischer Elemente ganz unwesentlich; auf den Goten allein beruht das Heerwesen und die Hoheit des Königs entspricht dem altgermanischen Heerbann. Hier tritt auch das nationale Band zwischen König und Volk klar hervor; es heißt nostri Goti, noster exercitus, niemals nostri Romani. Allerdings mußte die Rücksicht auf Ruhe und Sicherheit der römischen Volksgenossen dem König die Pflicht auferlegen, das Waffenrecht der Goten durch Aufbewahrung der Waffen in Arsenalen, durch Verpflegung von Staatswegen, durch ständige Garnisonen zu beschränken. Was sonach dem gotischen Volke als solchem noch blieb, war doch nicht im Stande, die Zersetzung wirksam aufzuhalten, welche sich in Folge der Ansiedlung mitten im Brennpunkt römischen Lebens alsbald zu zeigen begann. Vor Allem wirkten hierauf die erheblichen Modifikationen der ständischen Verhältnisse und der damit zusammenhängenden rechtlichen Beziehungen. Neben dem fast überall zum Absolutismus erstarkten Königthum kam in erster Linie eine aus Goten und Römern gemischte Aristokratie zum Vorschein, deren hauptsächlichste Auszeichnung im Königsdienst lag. Dieser Adel hob sich gar bald durch die Reichthümer, die das Königthum auf ihn häufte, über die anderen Stände. Allerdings wird der alte nationale Geburtsadel nicht ganz beseitigt und er bewährt sich in der Zeit nach Theoderich als ein energischer Hüter der Volksthümlichkeit, ebenso wie die von den Amalern so gehegte römische Aristokratie alsbald zusammen mit der Geistlichkeit das Haupt der national-römischen Opposition bildet. Die Scheidung zwischen Erb- und Dienstadel ist bereits

*) Dahn l. c. III., sowie Gött. gel. Anzeigen 1867, Nr. 17, meine Anzeige dieses Buches, welcher die vorstehenden Ausführungen größtentheils entnommen sind.

nicht mehr durchzuführen. Viel einschneidender war die Aenderung, welche die Stellung der Gemeinfreien erlitt. Die Bedeutung dieses Standes war in der Zeit der Wanderungen, wo die Rechtsbasis des Grundbesitzes wegfiel, bereits gemindert und durch die neuen Ansiedlungen in keineswegs ausreichender Weise wieder gehoben worden. Wie unter den Römern, so mußte auch unter den Goten die verhängnißvolle und den Germanen bis dahin fremde Scheidung nach Besitz und Reichthum zur Geltung kommen, und hiermit auch in rechtlicher, namentlich strafrechtlicher Beziehung ein Unterschied zwischen hoch und niedrig auch auf die Goten Anwendung finden. Jetzt konnte der Vornehme Geldstrafe erlegen, wo der Geringere harter Leibesstrafe verfiel. Wohl suchte der König mit Rücksicht auf seine Goten hier mancherlei zu mildern, die Ungleichheit minder fühlbar zu machen, und immerhin bleibt der Unterschied zwischen frei und unfrei in vielen und wichtigen Beziehungen von entscheidender Bedeutung, so in Betreff des Waffenrechts, der Glaubwürdigkeit als Zeuge, der Strafzumessung; und ebenso sind ehrende Andeutungen der alten Gemeinfreiheit geblieben. Dennoch wird der Reichthum mehr und mehr die Basis eines Unterschieds und bewirkt tiefgehende Scheidungen in der Geltendmachung des Rechts. Hier tritt selbstverständlich das fein ausgebildete Rechtsleben der Römer überall in den Vordergrund. Die hohe Stellung des Königs im deutschen Rechtsverfahren wird erheblich verstärkt durch die entsprechenden Befugnisse, welche auf diesem Gebiet das imperium verleiht. In des Königs Namen wird die Rechtspflege geübt; er ernennt alle Richter; sein Pfalzgericht bildet die ordentliche, oberste Instanz, die auch außerordentlicher Weise angerufen werden kann. Das gotische Recht verschwindet deshalb keineswegs; untereinander leben die Goten nach demselben. Sobald es aber zum Proceß kam, bleibt ihm nur eine bescheidene Sphäre; es erweist sich vielfach als unzureichend und das alsdann subsidiär zur Anwendung kommende römische Recht wird die Hauptbasis des gesammten Rechtslebens. Auf den übrigen Gebieten des Staatslebens — gesetzgebende Gewalt, Finanzhoheit, Amteshoheit, Kirchenhoheit — sind es die Befugnisse des imperator, in welche der Gotenkönig

ohne Weiteres eintritt. Hier wurde die römische Verwaltung einfach fortgesetzt und die Goten hatten sich ihr zu fügen, wie sie denn auch trotz heftigen Widerstrebens jetzt der Grundsteuer unterworfen werden. Die Existenz des charakteristisch germanischen Königsschutzes, sowie der Umstand, daß der König nach germanischem Herkommen von seinen Unterthanen und fremden Völkern außerordentliche Ehrengeschenke erhielt — beides sind Momente, welche für die Aufrechterhaltung der germanischen Staatsidee auf dem entsprechenden Gebiete nicht mehr nennenswerth in Betracht kommen. Römische Institutionen und römische Kultur überflutheten und lähmten die gotische Volksthümlichkeit und die alte Volksfreiheit, welche bei der faktischen Unmöglichkeit der alten Volksversammlungen keinen Ausdruck mehr finden konnten. Die Zahl des Volks war verhältnißmäßig gering und seine Macht zersplittert. Die Bevölkerung haßte sie als Ketzer und Barbaren. Mit anderen Germanen standen sie kaum in unmittelbarem Zusammenhang, und so wurde es ihnen unmöglich, das Germanenthum in der Weise zur Geltung zu bringen, wie es den Franken vorbehalten blieb. Und auch die alte Sitte des Volks war gelockert und seine Eigenthümlichkeit im Vergehen. Theoderich hatte eine hohe Idee von der erziehenden, civilisatorischen Kraft der römischen Staatsinstitutionen; mit ehrfurchtsvoller Anerkennung suchte er dieselben zur Geltung zu bringen und er strebt darnach, seine Herrschaft so viel als möglich auf die Tradition des imperium zu gründen. Freilich übersieht er auch die Stütze nicht, die ihm aus seinem Volk und dem Glanz des alten Königthums erwächst. Beide Elemente sucht er bei der Begründung seines Staats zu verwenden. Ihm persönlich war es gelungen das Staatswesen zusammenzuhalten, doch die Persönlichkeiten seiner Nachfolger reichen dazu nicht aus. Die letzten Amaler, Amalasunta, Athalarich, Theodahad haben sich in entschiedener Hinneigung zu Ostrom ihrem Volke entfremdet; in Zwietracht mit ihren Stammesgenossen erleichtern sie die Angriffe des byzantinischen Kaisers, der seine Oberherrlichkeit über das Ostgotenreich geltend zu machen strebte. Da flammt noch einmal die alte trotzige Volkskraft der Goten auf; sie setzen den letzten Amaler ab, wiederum tritt wie in

längst entschwundener Zeit, das gotische Volk zur Versammlung zusammen; aus ihrer Mitte wählen sie einen tüchtigen Mann, dem sie vertrauen, zum König und erheben ihn nach alter Sitte auf den Schild; und das Wahlrecht üben sie nachmals, da der Krieg mit Byzanz wiederholte Thronerledigungen herbeiführt, noch vier Mal aus, und in den letzten beiden rasch auf einander folgenden Feldschlachten, in denen das Volk der Ostgoten erliegt und als solches zu Grunde geht, da fallen auch die letzten beiden Könige. Was von dem Volke noch übrig war, vermochte sich nicht wieder zusammenzufinden; sie gehen in der römischen Bevölkerung Italiens auf. —

Von gleichem Geschick wurden die übrigen germanischen Königsherrschaften auf römischem Boden ereilt. Westgoten, Burgunder, Vandalen hatten mitten im römischen Gebiet, in Spanien, Gallien, Afrika, gestützt auf Abkommen mit den Kaisern als deren Beamte und Verbündete, ihre Reiche gegründet, in denen der größte Theil der Unterthanen Nichtdeutsche waren, über welche sie an Stelle des Imperators und mit anderen Machtvollkommenheiten geboten als über ihre eigenen Volksgenossen. Es konnte nicht fehlen, daß der Charakter ihrer Herrschaft, welche durch langes Kriegs- und Wanderleben und theilweise auch in dem früheren Dienstverbande zu Rom eine andere mehr feldherrnmäßige, also stärkere geworden war, hiervon noch weiter beeinflußt wird. Nach dem Sturze Westroms gelangen diese Könige zu völliger Selbständigkeit. Es war unmöglich, daß diese germanischen Völker, bildsam und empfänglich wie sie waren, den politischen, moralischen, physischen Einflüssen des Römerthums eine dauernde Abwehr hätten entgegenstellen können. Die Verbindung mit der Heimath ist seit lange gelöst und in der berückenden Welt Roms bürgern sie rasch sich ein. Aber die Eigenartigkeit des Volks in politischer und ethischer Beziehung weicht und mit derselben die Kraft, den Angriffen zu widerstehen, die Byzanz und das immer gewaltiger erstarkende Frankenreich gegen sie richtet. Sie erliegen und werden eins mit den Völkern, unter denen sie wohnen, ein Hauptelement der Gährung und Befruchtung in der gewaltigsten Entwicklungskrisis

und Wandelung aller Zeiten, in dem großen Umbildungsproceß, aus welchem neue Völker und die neue Zeit hervorgingen. —

Ein besseres Schicksal war den fränkischen Völkerschaften vorbehalten.*) Auch sie haben den erziehenden und umgestaltenden Wirkungen der römischen Bildung auf das Eindringlichste unterlegen, aber ein wesentlicher Theil der Bevölkerung blieb deutsch und in unmittelbarer Berührung mit den heimischen Verhältnissen und bewahrte in Recht und Verfassung den deutschen Charakter. So nimmt das germanische Element in dem Verschmelzungsprocesse, welcher sich hier vollzieht, einen wesentlich hervorragenderen und mehr bestimmenden Charakter an. —

Seit der Mitte des dritten Jahrhunderts erscheint die deutsche Völkergruppe iscaevonischen Stammes, welche vom Mittelrhein bis zum Ausfluß des Stromes wohnt und mit dem gemeinsamen Namen der Franken bezeichnet wird. Unablässig haben sie gegen die Römer gekämpft und diesen die Grenzlande abzugewinnen gesucht. Unter ihnen werden mit besonderer Auszeichnung die salischen Franken genannt. Sie erscheinen zuerst in dem Mündungslande des Rheins, zwischen diesem Strom und der Maas. Hier sind sie unter römischer Oberhoheit angesiedelt, nachdem sie ihr früheres Vaterland vor dem stürmischen Andrange anderer Völker verlassen hatten. Sie thaten Kriegsdienste unter den Römern, und nur in dieser Form scheint ihre Abhängigkeit zum Ausdruck gelangt zu sein. Schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts erscheinen sie als selbständige Herren auf den von ihnen besetzten Gebieten, und immer mehr nach Südwesten vordringend dehnten sie ihre Herrschaft über gallisch-römische Gebiete aus. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts herrschen sie bis zur Somme; damals setzte ein unglücklicher Kampf mit den Römern ihrem weiteren Vordringen ein vorläufiges Ende. — Während es bei den rechtsrheinischen Franken nicht klar ist, ob sie damals schon Könige gehabt haben, werden bei den Saliern von früher Zeit an Könige genannt und zwar

*) Waitz l. c. II. und lex Salica bildet die Grundlage unserer Schilderung. Daneben sind zu vergleichen Loebell, Gregor von Tours und seine Zeit, und Junghans, Childerich und Chlodovech.

stets mehrere derselben neben einander: „gelockte Könige", wie Gregor*) sagt, die sie nach Bezirken und Gauen aus ihrem ersten und so zu sagen adligsten Geschlecht über sich gesetzt hatten. Später, wie es scheint um die Mitte des fünften Jahrhunderts, zu Chlojo's Zeiten, herrscht vorübergehend ein König über die ganze Völkerschaft. Aus dieser Zeit etwa ist uns ein unschätzbares Denkmal, die erste Aufzeichnung ihres Rechts, die lex Salica erhalten. Obwohl auf römischem Boden seßhaft, hatten die Franken jedes Uebergewicht römischer Institutionen von sich abgewehrt, die Hauptmasse der Römer vertrieben und ein völlig deutsches Staatswesen unter sich begründet, welches auf den Grundlagen der alten Zeit beruhend dieselben in Gemäßheit der neuen Verhältnisse fortgebildet hatte. Auserlesene Männer aus den Vorstehern der Völkerschaft stellten aus den bei verschiedenen Gauen bestehenden Rechtsgewohnheiten und Herkommen ein für das ganze Volk gültiges Recht fest. Nach dem Bilde, welches wir hieraus entnehmen, hat das Volk in jener Zeit sich namentlich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt. Sie wohnen in ländlichen Ortsgemeinden und die bewirthschafteten Felder gehören einem jeden eigen zu; daneben existirt noch eine besondere Gemeindeflur. Auf dem Grundbesitz beruht das Recht des Einzelnen zur Theilnahme an den Gemeinden. — Die Bevölkerung scheidet sich in folgende Bestandtheile: Zunächst Freie, welche als die allein vollberechtigten Genossen der Gemeinschaft erscheinen und ein Wergeld von 200 Solidi haben; ihnen gleich stehen einzelne freie Germanen anderen Stammes, welche unter den Saliern nach salischem Recht leben; dann folgen die Leten, welche wohl der persönlichen, aber nicht der vollen Freiheit genießen; ihr Wergeld beträgt das halbe der Freien; ihnen gleich stehen die als pueri regis bezeichneten, d. h. Freigelassene, die in einem persönlichen Abhängigkeitsverhältniß vom König standen. Auch die römische Bevölkerung unter den Saliern hatte ein besonderes Wergeld, die angeseheneren die Hälfte des Wergeldes der Freien, die niedrigeren Leute 62½ Solid. Adel wird in der lex Salica nicht genannt, und abgesehen von

*) Gregor Turon. II. 9.

den Königsfamilien scheint er auch nicht existirt zu haben. An seine Stelle, wenn auch noch nicht als eigener Stand, sind diejenigen getreten, welche sich im Gefolge des Königs, in truste dominica, befinden; ihnen kommt ein dreifaches Wergeld zu. Auch Römer treten zum König in ein besonderes Verhältniß, das sie im Ansehen hebt und ihnen ein dreifach höheres Wergeld schafft, aber nicht als Gefolgsgenossen, Antrustionen, werden sie bezeichnet, sondern als Tischgenossen des Königs, convivae regis. Nach Gauen und Hundertschaften — wir gebrauchen letzten Ausdruck jetzt als Unterabtheilung des ersteren — ist die Bevölkerung eingetheilt. Diesen steht der centenarius oder thunginus vor; er wird von der Gemeinde gewählt und führt den Vorsitz in den Gerichtsversammlungen. An der Spitze des Gaues steht der Graf, den der König einsetzt; seine Gewalt ist nicht richterlich, sondern nur exekutorisch. Endlich werden als königliche Beamte noch die Sacebarone genannt, rechtskundige Männer, welche in schwierigen Fällen der Gemeinde Rechtsbelehrung ertheilen; das Urtheilen aber bleibt stets der Gemeinde selbst. Zur Versammlung trat die Hundertschaft in regelmäßigen, wahrscheinlich achttägigen Fristen zusammen. Da wurden Rechtshändel entschieden und andere Handlungen vorgenommen, bei denen es besonderer Förmlichkeiten bedurfte, so Eigenthumsübertragungen, Lossagungen von der Familie u. A. Von einer allgemeinen Versammlung des Gau's oder des ganzen Volks weiß die lex Salica nichts. — Für alle Rechtsverletzungen ist eine bestimmte Buße gesetzt, die dem Verletzten zu zahlen ist; außerdem wird als Sühne für den begangenen Friedensbruch noch ein Friedensgeld entrichtet, das der Graf für den König erhebt. Die höchste Strafe ist die Friedlosigkeit, bei welcher der Königsschutz dem Verbrecher völlig entzogen wird und Niemand ihn speisen und beherbergen darf. Diese Strafe tritt bei besonders schweren Verbrechen ein, bei Verrath gegen König und Volk, bei Leichenschändung, vor Allem aber dann, wenn Jemand sich weigert, der gerichtlichen Ladung zu folgen, zu Recht zu stehen und Sühne zu leisten. — Von dem König wird in dem Gesetz nur gelegentlich, nirgends ausdrücklich gehandelt; doch auch das Wenige, das wir erfahren, reicht hin, um die wesentliche Er-

stärkung der königlichen Stellung zu erkennen. Sein Recht, die Beamten zu ernennen, sowie die Auszeichnung und der höhere Schutz, welche die nahe Verbindung mit ihm verliehen, ist bereits erwähnt worden. Wir entnehmen dem Gesetz dann ferner, daß der König jeden, der von seiner Familie sich völlig losgesagt hat, in seinen unmittelbaren Schutz nimmt, dafür aber auch an die Stelle der Familie tritt, soweit es sich um Erbrecht oder verfallenes Wergeld handelt. Nur vor dem König konnte die symbolische Handlung vollzogen werden, durch welche dem Unfreien oder Leten die volle Freiheit gegeben wurde. Im Namen des Königs wurden die gerichtlichen Ladungen erlassen und die ergangenen Urtheile in Vollzug gesetzt und die Friedensgelder erhoben. Das Königsgericht gab die letzte Entscheidung in Rechtshändeln, die vor den gewöhnlichen Gerichten nicht zu Ende kamen, und auch von vornherein mit Uebergehung des Gerichts der Hunderte konnte der König angerufen werden. So erscheint der König als der oberste Schützer von Recht und Frieden und als Ausgangspunkt der richterlichen Gewalt. Aber noch tiefer reichte seine Macht. Des Königs Befehl konnte die Genossen der Hunderte zwingen, einem Zuzügler die Ansiedlung auch gegen ihren Willen zu gewähren und harte Strafe stand hier auf jeden Widerspruch; nicht minder vermochte ein Auftrag des Königs den zu entschuldigen, welcher gerichtlicher Ladung nicht folgte. — War das Volk zum Kriegszuge versammelt, so galt es dem Könige noch näher verbunden und das Wergeld jedes Einzelnen erhöhte sich. Der König bot das Heer auf, doch war die Zustimmung des Volkes zu dem Kriegszuge erforderlich und der König hatte das Volk dafür zu gewinnen. Das zum Kriege versammelte Volk scheint in gewisser Beziehung die allgemeine Versammlung des Volks ersetzt zu haben.*) — An das Ge-

*) Gregor Tur. II. 37. König Chlodowech sprach zu den Seinigen: „Es bekümmert mich sehr, daß diese Arianer (die Westgoten) noch einen Theil Galliens besitzen. Laßt uns aufbrechen, unter Gottes Beistand sie besiegen und das Land in unsere Gewalt bringen. Und da Allen diese Rede wohlgefallen hatte, brach er auf ff."

Ibid. cap. 27. Bei der Vertheilung der Kriegsbeute bittet der König die Kampfgenossen, ihm außer seinem Beutetheil auch ein kostbares Kirchen-

schlecht der Merowinger ist diese Königsherrschaft mehr als drei Jahrhunderte hindurch gebunden gewesen. Die Sage über dieses Geschlecht entstammt bereits der christlichen Zeit, so daß für eine Ableitung des Königshauses von den Göttern kein Raum mehr war. Der Name des Stammvaters Merowech wird im fünften Jahrhundert genannt, doch deutet Alles darauf hin, daß die Person Merowech, der als der Sprößling einer fränkischen Königin und eines Seeungeheuers bezeichnet wird, einer fernen Urzeit angehört und aus ihr in die spätere historische Zeit herabgerückt sei. Alle Frankenkönige, auch zu der Zeit, wo sie noch über verschiedene kleine Königreiche herrschen, gelten als Stammvettern und Angehörige dieses Geschlechts. — Der Staat der salischen Franken, wie er um die Mitte des fünften Jahrhunderts sich darstellt, ist in allem Wesentlichen germanisch geblieben. Der Zusammenhang mit den alten Bildungen des Staates ist nirgends durchbrochen. Allerdings war man in den ruhelosen Zeitläuften vielfach der alten Lebensordnungen entwöhnt worden; die allgemeinere Betheiligung des Volks am Staat war zurückgetreten; die Macht des Königs erstreckte sich weiter und griff tiefer ein wie ehedem. Die Qualität des Königs als Truppenchef im römischen Dienst mag auf die Erweiterung der königlichen Machtfülle nicht ohne einen gewissen Einfluß gewesen sein, sei es auch nur, daß man in anderer Weise befehlen und gehorchen lernte; nirgends aber finden wir in dieser Zeit eine Institution, die der römischen Staatsordnung entnommen wäre. Nichts deutet darauf hin, daß der König seine erweiterten Befugnisse dem Volke abgerungen und das Volk aus einem Kampf der Parteien mit geminderter Freiheit hervorgegangen sei. In den

gefäß zu geben. Die Verständigeren wollten dem König willfahren, da aber rief ein leichtsinniger, neidischer und unbedachtsamer Mensch: „Nichts sollst du haben, als was dir nach dem Recht das Loos ertheilt; erhob seine Axt und schlug auf den Krug. Der König aber trug diese Beleidigung mit Sanftmuth und Geduld, nahm den Krug und gab ihn den Boten der Kirche. Ein Jahr darauf mustert der König das Volksheer und als er an jenen Menschen kam, schalt er ihn wegen seiner schlechten Waffen, warf ihm die Axt auf die Erde, und als jener sich darauf bückte, da spaltete ihm der König das Haupt."

Verhältnissen von Dorf und Hunderten war durchaus an die Bildungen der früheren Zeit angeknüpft; hier bestand mit geringer Beschränkung die alte Selbstregierung fort. Und auch für die Betheiligung des Volks an der Gesammtregierung waren die Ansprüche nicht beseitigt; sie ruhten mehr wie sonst und konnten gelegentlich immer noch hervortreten, wie das bei manchen Veranlassungen auch geschah. — Erst in der weiteren Entwicklung der Verhältnisse, durch die Ausdehnung des Reichs auf römischen Boden, sowie durch die Annahme des Christenthums fügte es sich, daß die Einflüsse einer fremden Kultur und Staatsbildung eine durchgreifendere Gewalt erhielten. Die äußere Geschichte des Frankenreichs ist für die nächste Zeit nur wenig klar. Wir finden in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts das salische Volk wiederum in mehrere Königsherrschaften getheilt, als deren bedeutendste diejenige Childerichs zu Tournay erscheint. Er war ein Freund der Römer und hatte mit ihnen mehrfach gegen deutsche Völkerschaften gekämpft. Er wie sein Sohn Chlodowech erscheinen zunächst immer noch als Könige eines kleinen fränkischen Bezirks. Unter Chlodowech aber beginnt jene Erweiterung des fränkischen Reichs, welche den größeren Theil der deutschen Völkerschaften und ganz Gallien unter eine Herrschaft zwang und den Grund zu dem römisch-deutschen Reich legte. Chlodowech stürzte zunächst die Reste der römischen Herrschaft im nördlichen Gallien und gewann das Land zwischen Seine und Loire, eine Erwerbung, vermittelst welcher nicht mehr die Salier, sondern römische Bevölkerung als die Hauptmasse der Unterthanen Chlodowechs erscheinen. Nur zum geringen Theil haben sich Franken in den neuen Landestheilen angesiedelt und im Ganzen blieben hier die Institutionen des römischen Reichs bestehen; das römische Recht und die alte Steuerverfassung dauern fort. Es ist von Bedeutung, daß bei allen Eroberungen, welche Chlodowech machte, sich Land und Leute ihm unterwarfen und keineswegs sich das Verhältniß eines herrschenden Volks wie bei den Eroberungen der Römer herstellte. Dem deutschen König fiel jetzt ein umfassender Besitz an dem Grund und Boden zu, der ehedem des Kaisers gewesen war; hierdurch kam er in die Lage, seine Getreuen und alle, denen er wohl wollte, mit

Land auszustatten und sie sich näher zu verbinden. Von Völkern auf deutschem Boden unterwarf Chlodowech die Thoringer, am linken Ufer des Rheins, zwischen den Mündungen dieses Stromes und der Maas, sowie die Alamannen. Damals hat sich Chlodowech und ein Theil seines Volkes dem Christenthum und zwar dem Katholicismus zugewendet, ein Umstand, der den größten Einfluß auf die Entwicklung der Staatsverhältnisse erlangte, denn die Geistlichkeit war nunmehr für die neue Herrschaft gewonnen und lieh derselben die wirksamste Stütze. Zunächst zeigte sich dieses bei der Unterwerfung der arianischen Westgoten im Süden Galliens, durch deren Besiegung die Grenzen des Reichs bis über die Garonne ausgedehnt wurden und nunmehr den größten Theil Galliens umschlossen. Chlodowech ließ es sich gefallen, daß der oströmische Kaiser zu jener Zeit ihm die Insignien des Konsulats übersandte, um wenigstens die ideale Zugehörigkeit des fränkischen Reichs zur römischen Herrschaft zu erhalten; doch von Belang für den Charakter und die Befestigung der fränkischen Herrschaft ist dieser Schritt nicht gewesen. Mit den Erwerbungen in Gallien halten die Eroberungen im Osten auf deutschem Gebiet gleichen Schritt und geben so dem germanischen Element starken Rückhalt gegenüber den mehr und mehr wachsenden Einflüssen des romanisch-christlichen Elements. Gegen Ende seiner Regierung unterwarf Chlodowech sämmtliche noch selbständige Frankenherrschaften, sowohl salische wie rheinische. Durch Gewaltthat beseitigte er die einzelnen Könige; bei den Saliern trat er alsdann, als demselben Geschlecht wie die Könige angehörig, ohne Weiteres als Erbe derselben die Herrschaft an; bei den Ripuariern bewirbt er sich förmlich um die Herrschaft. Er versammelt das Volk und fordert es auf, sich zu ihm zu wenden, damit es unter seinem Schutze stehe. Mit Waffengeklirr und Zuruf giebt das Volk seinen Beifall zu erkennen, erhebt Chlodowech auf den Schild und macht ihn zum König. So ist es also hier, wo das Erbrecht nicht in Betracht kommt, die Uebertragung durch das Volk, durch welche das Königthum verliehen wurde. — Fast zu gleichen Theilen erstreckte sich jetzt die fränkische Herrschaft über deutsche und römische Gebiete. Unter Chlodowechs Nachfolgern wurde

in Gallien Burgund, in Deutschland das Volk der Thüringer unterworfen. Die auffallende Schnelligkeit, mit welcher auch die deutschen Völker den Angriffen der Franken erliegen, läßt schließen, daß die Verhältnisse bei ihnen schwankend und unsicher waren und nicht mehr die rechte Kraft zum Widerstand gewährten. Die Selbständigkeit der überwundenen Völker wurde bei der Unterwerfung nicht völlig vernichtet, sie behielten ihr eigenes Recht und im ganzen Reich wurde jeder Angehörige eines Volks nach seinem bestimmten Recht beurtheilt. Was von den deutschen Völkern dem Frankenreich in jener Zeit fern bleibt, hat noch Jahrhunderte lang die alten Zustände fortgebildet, ohne in der Geschichte jener Zeit eine hervorragende Stellung einzunehmen. Durch Karl d. Gr. wird die Herrschaft des Frankenreichs über alle deutschen Stämme vollendet. Aber schon lange vor ihm waren die Frankenkönige die mächtigsten Fürsten Europa's und beherrschten die Geschicke des Erdtheils.

Nicht rechtlich, aber faktisch hat sich ihre Macht mehr und mehr gekräftigt. Die Stellung des Königs als Eroberer, die streng festgehaltene Erblichkeit innerhalb des königlichen Geschlechts, neben welcher die Erhebung durch das Volk fast ganz zurücktritt, die unabweisbare Analogie des Imperatorenthums, die Weihe der Kirche — alles dieses trug dazu bei, die königliche Herrschaft zu einer immer unbeschränkteren zu machen. Auch die größere Gefügigkeit der an Gehorchen gewöhnten Romanen gab der Befehlsgewalt des Königs überhaupt entschiedeneren Nachdruck und größeres Gewicht. Im wesentlichen Gegensatz aber zu den Formen, unter denen sich Eroberungen in der alten Welt vollzogen hatten, war die Stellung der Romanen, wenn auch ihr Wergeld geringer, doch eine freie und ehrenvolle. Sie behielten ihre eigenen städtischen Administrationen, aus ihnen wurden vorwiegend die hohen Geistlichen genommen, bei Hofe wie in der Staatsverwaltung und im Heere genossen sie die Gunst der Könige und sicherten sich so einen erheblichen Einfluß auf das Staatsleben.*)

Die Verfassung war vorherrschend germanisch geblieben;

---

*) Loebell l. c. p. 104 ff.

das salische Recht wurde das herrschende im Reich. Gerichts- und Heerbann bezeichnet die Macht des Königs. Die alte Eintheilung dauert fort; zu den Hundertschaften und Gauen kommen noch umfassendere Bezirke, die unter dem vom König eingesetzten Herzog stehen. Doch nur in den kleinen Volksgemeinden, die sich nach wie vor ihre Vorsteher selbst setzten, war von einer Betheiligung des Volks an öffentlichen Angelegenheiten und namentlich am Gericht noch die Rede; zu einer weiter reichenden Betheiligung fehlte es an den Organen. Nur bei dem zum Kriegszuge versammelten Volk zeigt sich noch ein Anklang hieran, und hier gelingt es wohl dem Volk, seinen Willen gegen den König geltend zu machen. An diese auf Befehl des Königs zusammentretende Heeresversammlung, die als Märzfeld bezeichnet wurde, knüpfen sich allmählich Anfänge einer allgemeinen Reichsversammlung, auf welcher auch andere Dinge als bloß Kriegerisches verhandelt wurde. Aber diese Versammlungen haben nur wenig Verwandtschaft mit den alten Volksversammlungen. Erscheinen durfte bei derselben allerdings jeder freie Grundbesitzer, doch waren es vor Allem immer die Großen des Reichs, Herzöge, Grafen und Bischöfe, welche sich zahlreich einfanden und den Haupteinfluß ausübten. Bestimmte Grundsätze über die Betheiligung an diesen Versammlungen und über das Recht derselben sind nicht festgestellt. Je nachdem die Macht der einzelnen Könige größer oder geringer ist, tritt der Einfluß der Versammlungen mehr oder minder bedeutsam hervor. Es handelt sich hier allerdings immer um eine Betheiligung des Volks an der Festsetzung des Rechts, aber die Königsmacht auf der einen, der Einfluß der Großen auf der anderen Seite, vor Allem aber die geänderten ständischen und socialen Verhältnisse lassen solchen Institutionen keinen Raum zur Entwicklung. Nie aber sind Einrichtungen getroffen worden, welche eine allgemeine Betheiligung des Volks an der ganzen Leitung des Staates organisirten. So giebt es nach dieser Richtung hin keine feste Schranke für den König, und auch da, wo er Widerstand bei den Großen findet, da handelt es sich nicht um die Wahrung der alten Volksrechte, um ein Streben, an der Regierungsgewalt in bestimmter Weise theilzunehmen, sondern nur um einen Widerstand gegen das

übermächtige Eingreifen des Königs in das Recht und den Besitz des Einzelnen oder um das Streben, dem König neue Rechte, neues Gut abzutrotzen. Nicht bloß der König, auch die Großen gingen so weit sie eben konnten, und nur Gewalt setzte die Schranken. Aber die Gewalt gerieth mehr und mehr in die Hände der vom Könige geschaffenen Aristokratie, wie sie aus den Antrustionen und hohen Beamten entstanden und in Folge reicher Beleihungen mit königlichen Gütern, des höheren Wergeldes und des kräftigeren Königsschutzes immer kräftiger und selbständiger geworden war. Hier vor Allem tritt jene privatrechtliche Seite des Königthums hervor, nach welcher der König nicht so sehr als das Haupt des Staates, sondern in einem verschieden sich abstufenden Schutzverhältniß gegenüber den einzelnen Staatsangehörigen erscheint. Der Unterschied zwischen den staatlichen und persönlichen Befugnissen der Krone ist vielfach verwischt. Der König schaltet mit Grund und Boden, mit Geldern und Aemtern des Staats wie mit persönlichem Eigenthum. Derjenige, dem solche Zeichen königlicher Gnade zu Theil werden, steht dem Könige in persönlicher Verpflichtung gegenüber, dem Volke aber bleibt er fern, bis sich im Laufe der Zeit das Verhältniß dahin ändert, daß die persönlichen Beziehungen zum König erkalten und an deren Stelle das Streben nach Erhöhung und Sicherstellung der eigenen Macht und Selbständigkeit tritt. Regelmäßigen Sold für ihre Dienstleistungen empfingen die Beamten nicht, statt desselben traten die königlichen Beleihungen und Auszeichnungen ein; je mehr die Zeit sie in dem Besitz derselben befestigte, desto ferner trat das Bewußtsein der Bedingung und des Zweckes, unter denen die Beleihung erfolgt war. Eben hierher gehört es, wenn der König einzelne Bezirke der Machtsphäre seiner Beamten entzieht und unter Vorbehalt seiner Oberherrlichkeit die amtlichen Befugnisse den jeweiligen Besitzern überträgt (Immunität), so daß solche Bezirke als selbständige Herrschaften erscheinen. Es kommt hinzu, daß die höheren Beamten, die Grafen und Herzöge, die durch reiche königliche Landvergabungen in ihreu Gauen und Provinzen fest angesessen sind, die Amtsgewalt erblich an sich bringen und schließlich als Fürsten ihrer Bezirke auftreten. Erwähnen wir endlich noch, wie die

Zahl der Freigeborenen, welche ehedem den Kern des Volks ausmachten, mehr und mehr zusammenschmolz; gar Viele konnten in jener Zeit der Gewaltthat den Grund und Boden, den sie bebauten, nicht mehr schützen und wandten sich an Mächtigere, um deren Schutz durch Dienstbarkeit zu erkaufen. Was aber andrerseits durch Freilassungen dem Freienstande zuwuchs, führte demselben kaum brauchbare Elemente zu und trug so gut wie nichts zur Stärkung des Standes bei. In allem diesen liegen die Bedingungen für die Lockerung und Auflösung des Reichsverbandes. Es liegt außerhalb der Grenzen dieser Arbeit, das im Einzelnen zu verfolgen. Fügen wir noch hinzu, daß das Emporkommen der Aristokratie durch die Entartung des Königsgeschlechts wesentlich begünstigt wurde. Die eigenthümliche Gestaltung des Erbrechts, welches stets an dem ganzen Geschlecht, nicht allein an dem ältesten Sohn oder den auf diesen folgenden Prätendenten haftete, brachte vielfache Theilungen der Herrschaft mit sich und gab gadurch gleichzeitig Veranlassung zu schlimmen Zerwürfnissen. Wie schon Chlodowech, um diesen auszuweichen, sämmtliche ferner stehende Mitglieder des Königsgeschlechts vertilgt haben soll, so haben auch seine Nachfolger unter einander gewüthet, das Reich in tiefe Verwirrung gestürzt und den Partei nehmenden Großen Veranlassung gegeben, durch theuer erkaufte Unterstützung Macht und Ansehen zu gewinnen. Zahllose Gräuel innerhalb des Königshauses, bei denen die Gemahlinnen und Buhlerinnen der Könige eine große Rolle spielen und oft den Ausschlag geben, lockern das Verhältniß zwischen König und Volk. Das Königshaus zerfällt, immer schwächer und unbedeutender werden die einzelnen Persönlichkeiten, welche den Thron besteigen, ihren Händen entgleitet die Leitung der Regierung und fällt den Personen ihrer Umgebung zu, den Hof- und Hausbeamten, die stets auch Staatsbeamte gewesen waren und alle diejenigen Geschäfte besorgt hatten, welche der König für die Oberleitung des Staates durch sie versehen wissen wollte und zwar nicht in bestimmter Abgrenzung, sondern je nach den Befehlen des Königs. So waren Hof, Staatsrath und Centralbehörden in denselben Händen vereinigt. In den allermeisten Fällen mögen aus der Gefolgschaft jene Personen hervorgegangen

sein, die zu solchen hervorragenden Stellungen gelangten. Unter ihnen nehmen die Hausmeier den ersten Platz ein; sie sind es, welche den König in seinen wichtigsten Befugnissen vertreten. In ihre Hände geht schließlich die faktische Gewalt über. Ein Hausmeier aus deutschem Geschlecht, Pippin von Heristal ist es, der den letzten Merowingerkönig geschorenen Hauptes ins Kloster schickt und das gesammte Frankenreich seiner kraftvollen Herrschaft unterwirft. — Bei seiner Erhebung auf den Thron kommt allerdings die Zustimmung des Volks, d. h. der Großen in Betracht, aber auch auf die Beistimmung des Papstes legt man Gewicht, und der erste König aus dem neuen Geschlecht wird durch Bischöfe gesalbt. Es war die Weihe, die das Christenthum dem neuen Königsgeschlecht ertheilt, da die uralte Anschauung von der göttlichen Abstammung der Königsgeschlechter keinen Platz mehr fand. —

Es ist von hoher Bedeutung, daß die Regeneration des Reichs von Austrasien, dem deutschen Theile des Frankenreichs, ausgegangen ist. Schon bei den ersten Theilungen war eine Scheidung der deutschen Gebiete von den romanisch-fränkischen und romanisch-burgundischen eingetreten (Austrasien, Neustrien, Burgund). Es hatte sich schnell ein gewisser Gegensatz dieser Gebiete geltend gemacht, der sich in der verschiedenen Art und Weise ausprägt, wie in den genannten Gebieten die Verschmelzung und Durchdringung des germanischen und romanisch-christlichen Elements gelungen war. In Neustrien und Burgund ist die Vermischung beider Nationalitäten am vollständigsten erfolgt, gleichzeitig aber eine unsägliche Verwilderung der Bevölkerung eingetreten. Binnen hundert Jahren war an die Stelle einer immerhin erheblichen Geistesbildung, wie sie das Römerthum gezeitigt, ein Zustand finsterer Barbarei getreten. Was beide Nationen von schlimmen Eigenschaften einander abgegeben, dort Rohheit und Grausamkeit, hier Ueppigkeit und Habgier, gelangte zur vollsten Ausartung und erzeugte einen Zustand sittlicher Auflösung und Fäulniß, der seines Gleichen kaum in der Geschichte findet und selbstverständlich auf die Gestaltung der Staats- und Rechtsverhältnisse von tiefstem Einfluß war. Der Rausch der Macht bewirkte, daß König und Volk zügellos wurden, er schürte

alle selbstsüchtigen Regungen und verzehrte die Kraft der Nation. Auch in Austrasien ist man von solcher Verwilderung nicht ganz frei geblieben; dennoch waren bei Weitem mehr Eigenthümlichkeiten der altgermanischen Verfassung, des alten Rechts und der alten Sitte bewahrt. Stets fühlte man sich in einem bestimmten Gegensatz zu den romanischen Reichstheilen und suchte dies durch Herstellung eines möglichst gesonderten Königthums zu wahren. Auch dieses Königthum ist in der Entartung des gesammten Geschlechts zu Grunde gegangen und dem Andrange der Großen erlegen, aber Große und Volk waren anderen Schlages als in Neustrien; sie waren unvermischter und mehr unter sich geblieben; nie hat der König sich hier zu so rücksichtsloser Gewalt erhoben wie im Westen, ein kraftvoller Freienstand war in diesen Gebieten nicht ausgestorben und bewahrte die heimische Sitte. Den Einflüssen, welche römische Kultur und Christenthum ausübten, war hier ein Boden bereitet, in welchem die Keime der neuen Bildungen sich nicht wie auf der Verwesung und dem Moder Neustriens, zu krankhaft rascher Zeitigung, sondern normal und kräftig entwickeln konnten. Hier ist es, wo eine gesunde und zukunftreiche Vermittlung und Ausgleichung der alten Welt und des Germanenthums vorbereitet wird. An Austrasien richtet sich das zerfallende Reich wieder auf; noch einmal schließen sich alle Theile desselben eng aneinander, aber der Schwerpunkt des Ganzen liegt in deutschen Landen.

Das Nationalitätsprincip und die italiänische Völkerrechtsliteratur

von

von Holtzendorff.

Aus Veranlassung von:

Augusto Pierantoni, Storia degli studi del diritto internazionale in Italia. Modena 1869.

Die Pflege des Völkerrechts und die theoretische Fortbildung der ihm zu Grunde liegenden Ideen ist in hohem Maße mit den großen politischen Streitfragen unseres Continents verwachsen. Daraus erklärt sich, daß die bedeutenderen Schriftsteller auf diesem Gebiete die sie umgebenden Zeitverhältnisse wiederspiegeln. Wollte man mit Rücksicht auf die Stellung der Literatur zu den Staatsinteressen eine Classification der vorhandenen Leistungen versuchen, so dürfte man vielleicht sagen: Was bisher über Völkerrecht geschrieben wurde, fällt entweder unter den Gesichtspunkt der herrschenden Machtinteressen, welche sich mit Berufung auf eine civilisatorische und kosmopolitische Aufgabe, ehemals auch auf göttliches Recht, vertheidigen; oder es gehört der Anschauung der an politischer Geltung schwächeren Gemeinwesen, welche der Macht des Gegebenen gegenüber die Rechte und Freiheiten ihrer Individualität zur Anerkennung bringen wollen. Zur ersten Klasse zählen die ältesten völkerrechtlichen Arbeiten der Spanier, aus dem Zeitalter der spanischen Machtblüthe unter Philipp II., die Arbeiten der Engländer seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts bis zum Pariser Frieden, die Theorien der Deutschen, welche die Geltung des Interventionsprincips auf Grundlage der Wiener Verträge und im An-

schluß an die heilige Allianz vertheidigen, wobei zu bemerken ist, daß gerade die deutschen Völkerrechtsschriftsteller vielfach von idealen Gesichtspunkten geleitet wurden, ohne zu bemerken, daß sie in dem System der heiligen Allianz ihre eigene Ohnmacht verherrlichten. Zur zweiten Klasse muß man insbesondere die Holländer und die Italiäner rechnen, von denen jene die Grundsätze des freien Handelsverkehrs, diese die Rechte der Nationalität zuerst mit Entschiedenheit wahrnahmen.

Nirgends war der Gedanke der Volkseinheit und Zusammengehörigkeit historisch und geographisch so deutlich zur Anschauung ausgebreitet wie in Italien, nirgends war er durch Zerstückelung und Fremdherrschaft so häufig verleugnet worden. Seine historischen Grundlagen waren die Ueberlieferungen der über Italien herrschenden Römischen Republik, die Verwaltungseintheilungen der Römischen Kaiserzeit, das nach Selbständigkeit ringende Papstthum des früheren Mittelalters, im Gegensatz gegen das weltbeherrschend und völkerzertheilend gewordene Papstthum, der in Dante und Machiavelli zuerst ausgesprochene Gedanke der nationalen Einheit einer durch Meer und Alpensaum scharf abgegrenzten Halbinsel. Längst ehe die italiänischen Parteibildungen begonnen hatten, die Rechte des italiänischen Volkes gegen die Verschwörungen der Kabinette und Dynastien zu vertheidigen, war die Wissenschaft und insbesondere die Geschichtsforschung der Italiäner inmitten einer allgemeinen Verwahrlosung des Unterrichtswesens darauf bedacht gewesen, in der Vergangenheit Aufschlüsse zu suchen für eine bessere Zukunft Italiens. Zwischen den politischen Bewegungen auf der einen Seite und den Staatswissenschaften bestand daher auch in Italien ein viel engerer Zusammenhang als in Deutschland. Diesseits der Alpen vertheidigten seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts die Anhänger der historischen Juristenschule mit Vorliebe die unhaltbar gewordenen Einrichtungen des öffentlichen Rechts: ständische Institutionen, s. g. natürliche Stammesgliederungen als Basis der dynastischen Zersplitterung, die Aufrechterhaltung eines veralteten Gerichtsorganismus. An Italien war seit Vico die Staatswissenschaft und die Geschichtsphilosophie in entschiedenem Widerstande gegen die Ueberlieferung der letzten Jahrhunderte.

Die am tiefsten in die Vergangenheit Italiens eingeweihten Gelehrten waren meistentheils, wo sie im Lehramt eine Gelegenheit fanden zu wirken, auch Führer der Bewegungspartei, vielfach eben deswegen auch politisch Verbannte und Flüchtige.

Eine Geschichte der völkerrechtlichen Literatur in Italien ist gleichzeitig eine Geschichte der Vorstellungen vom Nationalitätsprincip. Einer der namhaftesten Gelehrten, welcher an der Universität zu Modena das öffentliche Recht zu pflegen berufen ist, hat in der Eingangs angezeigten Schrift es zum ersten Male unternommen, den Entwickelungsgang der italiänischen Völkerrechtsliteratur seit den Zeiten des Gentilis bis zum heutigen Tage darzulegen. In der Ueberzeugung, daß seine Arbeit die besondere Aufmerksamkeit nicht nur der Juristen, sondern auch derer verdient, welche die Bildung der Rechtsvorstellungen als einen der wichtigsten völkerpsychologischen Processe in's Auge fassen, unterziehen wir uns der Aufgabe, der Führerschaft Pierantoni's vertrauend, die hauptsächlichsten der auf das Nationalitätsprincip bezüglichen Arbeiten namhaft zu machen. Auf die ältere Periode näher einzugehen wäre nur dann geboten, wenn wir vornehmlich das Interesse der juristischen Literaturgeschichte als solcher ins Auge fassen wollten. An dieser Stelle liegt uns indessen nur daran, das ungewöhnlich schnelle Wachsthum der Nationalitätsidee seit dem Ausgange der französischen Revolution in der Kürze nachzuweisen.

Drei Namen sind es, die in dem Zeitabschnitt zwischen dem Wiener Congresse und der Februarrevolution von 1848 der staatswissenschaftlichen Literatur Italiens einen neuen Glanz verleihen: Pellegrino Rossi, Romagnosi und Gioberti.

Weil in französischer Sprache schreibend*), als Flüchtling in Frankreich lehrend und schließlich nach einer wunderbaren Fügung als Minister des Papstes unter dem Dolchstoß eines politischen Mörders endend, ist Rossi außerhalb Italiens am weitesten bekannt geworden. Seine kritischen Bemerkungen über

*) Aus seinen zahlreichen politischen, nationalökonomischen und juristischen Schriften gehören hierher nur: die Melanges d'économie politique, de Politique, d'Histoire et de Philosophie, deren zweiter Theil vom Völkerrecht handelt.

die Hegel'sche Philosophie sind für uns in Deutschland nicht ohne Werth. Auch Pierantoni macht die Bemerkung (S. 76), daß ebendieselbe von den italiänischen Regierungen in den Zeiten der tiefsten Unterdrückung begünstigt worden sei und gerade unter den Bourbonen sich in Neapel festgesetzt habe, weil der Ultramontanismus die in ihr entwickelte Staatslehre für das Volk unschädlich, für die gebildeten Klassen nützlich befunden habe. Rossi war der Verfasser der von Murat bei seinem verunglückten Unternehmen erlassenen Aufrufe zur Begründung der italiänischen Einheit und vertheidigte, einige Ausnahmen vorbehalten, mit Gründlichkeit und Schärfe das Nichtinterventionsprincip gerade zu der Zeit, als das Gegentheil in voller Blüthe stand. Als Grundelemente der nationalen Zusammengehörigkeit in einem ideal vollendeten Staat bezeichnet er: Gemeinschaft des Blutes (di razza), der Sprache, der Religion und der Bildung (civilimento).

Romagnosi's Forschungen über das Wesen und das Recht der Nationalität wurden erst bekannter, als nach seinem Tode 1848 das Hauptwerk: Scienza delle Costituzioni gedruckt war. Seine Angriffe richten sich gegen den Gedanken der (geistlichen) Weltherrschaft und die Geltung der physischen Macht im Staatenverkehr. Mehrheit der Sprachen und Mannigfaltigkeit der religiösen Vorstellungen scheinen ihm nothwendige Bedingungen der Cultur. Zur Herstellung des geistigen und moralischen Gleichgewichts in der Staatenwelt empfiehlt er allgemeinen Krieg, durch welchen die natürlich geschiedenen Nationen unabhängig als Staaten constituirt werden sollen.

Einen mächtigen Eindruck hinterließ die 1843 erschienene Schrift Gioberti's: Primato morale e civile degli Italiani, in welcher der blendende Glanz hinreißender Beredsamkeit aufgeboten wurde, um Italien gegen die Fremdherrschaft aufzurütteln durch die Mahnung an vergangene Größe. Die Tendenz dieser Schrift ist bekannt: Herstellung einer italiänischen Föderation unter dem Vorsitz des Papstes. Die Ereignisse des Jahres 1848 zerstörten indessen den Anfangs weit verbreiteten Wahn, als könne Pius IX. oder irgend einer der neuen Päpste jemals das Nationalitätsprincip und die von ihm geforderte Gleichberechtigung der Staaten anerkennen. Jener Irthum ist

jedoch erklärlich, wenn man erwägt, daß noch heute die große Masse der Italiäner an ein friedliches Nebeneinanderbestehen eines der weltlichen Herrschaft entkleideten Papstthums und des Italiänischen Königreichs als die Zukunftsforderung glaubt.

Die Niederlage der italiänischen Bewegungspartei, die mit der Schlacht von Novara vollendet war, wirkte als eine Verstärkung der in der Wissenschaft thätigen Kräfte. Wie in der Gründung der Berliner Universität durch Preußen nach den Ereignissen von 1806 war Piemont darauf bedacht, die Universität Turin zum Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens zu erheben.

Stanislaus Mancini fand, aus Neapel vertrieben, nicht nur ein Asyl, sondern sogar eine Lehrkanzel, von welcher herab er als eifrigster Vertheidiger des Nationalitätsprincips mit so großem Erfolge wirkte, daß die Oesterreichische Regierung in einer Note gegen seine Lehren Verwahrung einlegen ließ und somit das Beispiel nachahmte, welches England vor 250 Jahren in seiner Beschwerde gegen Grotius „Mare liberum" gegeben hatte: ein der Macht wissenschaftlicher Ueberzeugung durch die Feinde der Forschung dargebrachtes Ehrenzeugniß. Mit Recht wird Mancini und sein gleichfalls flüchtiger Landsmann Marniani als Stifter einer neuen Schule der Staats- und Völkerrechtswissenschaft in Italien angesehen.

Am 22. Januar 1851 hielt Mancini seine Antrittsrede „della nazionalità come fondamento del diritto delle genti". Was bis dahin als dunkler Drang, als Naturtrieb die italiänische Jugend bewegt hatte, wird hier zum ersten Male als allgemeines Princip der Staatenbildung wissenschaftlich begründet. „Das Recht" — so heißt es — „kann niemals ein Erzeugniß der bloßen Willkür sein, es ist immer eine Nothwendigkeit der sittlichen Natur, Anwendung einer Macht, die einem Grundsatze der sittlichen Ordnung angehört und einem höheren Kreise entspringt, als in welchem die einzelnen Menschen leben und wollen. Dies vorausgeschickt, kann man sagen, daß die Coexistenz der Nationen in Gemäßheit des Nachtgesetzes die erste Grundthatsache, die erste Wahrheit und die fundamentale Theorie des Völkerrechts sein muß."

Die völkerpsychologischen Momente der Nationalität sieht

Mancini in der Abstammung, in der Religion, in der Sprache, den Sitten, der Geschichte und den Gesetzen, und zwar dergestalt, daß diese Factoren zusammenwirken. Vollendet wird dieser Bildungsproceß der Nationalität, wenn die Anfangs vielleicht äußerlich und zufällig neben einander liegenden Materialien, welche das Object geschichtlicher Einwirkungen sind, durch das Bewußtsein der Nationalität erfaßt werden, welches sich nach Analogie des Selbstbewußtseins der Einzelnen erst nach und nach entfalten kann. Das cogito, ergo sum der Philosophie sei auch eine Thatsache im Volksgeiste, der, indem er gemeinsam wolle, erst seiner selbst inne wird (unità morale di un pensiero commune). Freilich weiß sich Mancini selbst von den Entwickelungsphasen des nationalen Bewußtseins noch keine Rechenschaft zu geben, noch von seinem Ursprung, den er gleicherweise wie die Gesetze seines Fortschreitens für das größte Geheimniß erklärt. Trotz seiner richtigen Definition und seines großen Scharfsinns sah er also noch nicht, daß gerade die Völkerpsychologie die hierher gehörigen Phänomene zu beobachten und wissenschaftlich zu erfassen hat — eine Aufgabe, die freilich ohne die Bundesgenossenschaft der Staatsgeschichte und ohne Verständniß für die Politik niemals völlig zu lösen ist. Denn ohne jede Frage ist die Bildung des subjectiven Momentes in der Nationalität aus den ihm zu Grunde liegenden historischen Materialien in neuerer Zeit ganz wesentlich ein Product der centralistischen Verwaltungsformen und des fürstlichen Absolutismus. Wäre Italien seit dem 16. Jahrhundert ein föderativ organisirtes Staatswesen nach dem Plane Gioberti's geworden oder geblieben, so hätte nicht geschehen können, was als das Werk der spanischen, französischen und habsburgischen Dynastien und ihres militärischen Druckes anerkannt werden muß. Das Nationalitätsprincip als eine rechtsgeschichtlich gewordene Macht muß also gleichzeitig psychologisch und politisch erklärt werden. Freilich ist es für einen Italiäner schwer, zuzugeben, daß dasjenige, was als Ideal der Weltorganisation aufgestellt wird, schließlich doch das Endresultat einer verkehrten, völkerfeindlichen und freiheitsmörderischen Politik, die Frucht verwerflicher Interventionen und der heiligen

Allianz ist, wenn auch die nicht gewollte und nicht erkannte Frucht der Unterdrückung!

An Vico*) erinnert die von Mancini aufgestellte Definition einer Nationalität als natürlichen Vereins der Menschen, beruhend auf Einheit des Territoriums, des Ursprunges, der Sitten, der Sprachen, angepaßt der Gemeinschaft des Lebens und des gesellschaftlichen Bewußtseins." Juristisch aufgefaßt ist ihm nun das Recht der Nationalität auf staatliche Organisation nichts anderes als das Recht der freien Volkspersönlichkeit entsprechend der verfassungsmäßigen Gewährleistung der persönlichen Freiheit des Individuums." Eine nahe liegende Vergleichung, der auch wir uns, ohne Mancini's Begründung zu kennen, bildlich öfters bedient haben. Allerdings liegt der Unterschied auf der Hand. Von einigen monströsen Zwillingsgeburten abgesehen, sind die menschlichen Personen physische Einheiten, nebeneinander abgezweigte, während das körperliche Element des Staates in seinem geographischen Gebiete nicht überall jene markirte Individualität darbietet wie auf der iberischen und apenninischen Halbinsel.

Mancini nimmt an, daß der Begriff der Nation der elementare, derjenige des Staates erst der abgeleitete sei. Hierüber wird sich streiten lassen. In der That ist auch der neben Mancini bedeutendste Schriftsteller in der völkerrechtlichen Literatur Italiens anderer Ansicht. Mamiani nimmt den Staat als Grundbegriff des Völkerrechts. Für das positive Völkerrecht und die Geschichte ist dies, wie wir glauben, auch richtig. Für die Zukunft mag dagegen zugegeben werden: daß Coincidenz zwischen Nationalität und Staatsbildung das wünschenswerthe Ziel sein muß, wenn einmal ein Conflikt zwischen dem subjectiven Bewußtsein der Nationen und dem objectiven historisch gewordenen Staatszustande eingetreten ist.

Mancini nimmt vier Entwickelungsstufen des Völkerrechts an, welche mit den Epochen der Weltgeschichte coincidiren: das Alterthum, das Mittelalter, die neuere Zeit, welche mit der Ent-

*) In der Scienza nuova Cap. 2. Che la divina providenza e l' ordinatrice delle Republice e nello stesso tempo del diritto nationale degli Itali.

deckung Amerika's beginnt und (was unserer Ansicht nach wichtig ist) nicht nur für Italien, sondern auch für Deutschland eine Periode des Verfalls einleitet, bis mit der neuesten Epoche wiederum der gleichzeitige Aufschwung beider Staaten eintritt. Vielleicht könnte man bemerken: Ebbe und Fluth im geistigen Leben treten für Italien und Deutschland seit dem Mittelalter mit merkwürdiger Gleichzeitigkeit ein. Die Blüthe der italiänischen Städte im Mittelalter ist die Blüthe des deutschen Ritterthums und der höfischen Poesie, die Blüthe der italiänischen Kunst im 16. Jahrhundert ist der Höhepunkt der deutschen Bewegung in der Reformation, die politische Regeneration tritt gleichzeitig in beiden Staatswesen ein. Die Uebermacht Habsburgs kehrte sich eben gleichzeitig gegen Italien und Deutschland. Unzweifelhaft unterlagen beide Völker gleichzeitig den Einwirkungen, welche nach der Entdeckung Amerika's das handelspolitische Emporsteigen der westeuropäischen Küstenstaaten, Frankreich, England, Holland, zur Folge hatten. Die letzte Entwickelungsstufe des Völkerrechts datirt Mancini von der Erfindung der Dampfkraft. Hiergegen ist nichts einzuwenden als die Unsicherheit der Periodisirung. Die Geschichte muß ihre Abschnitte bemessen nach dem sichtlichen Hervortreten des äußeren Erfolges, nicht nach den ersten Phänomenen einer geistigen Neuerung. Richtiger erscheint es uns daher, die französische Revolution als Anfangspunkt der neuesten europäischen Entwickelungen anzunehmen. Allerdings ist der Parallelismus in den technischen Erfindungen und den großen intellectuellen und sittlichen Fortschrittsacten der Menschheit unleugbar. Schluß des Mittelalters und Beginn der neuen Zeit kündigen sich in derselben Weise durch technische Erfindungen, durch geographische Entdeckungen und die Erneuerung des wissenschaftlichen und religiösen Lebens an.*)

---

*) Eine nähere Darlegung dieser Ansichten giebt Mancini in seiner Schrift: De' progressi del diritto nella società nella legislazione ed nella scienza durante l' ultimo secolo in relazione cò' principi e con gli ordini liberi. Torino 1859.



Neben Mancini wirkte für die wissenschaftliche Gestaltung des **Nationalitätsprincips** Mamiani. Von seinen Schriften*) giebt Pierantoni Rechenschaft. Schon Gioberti hatte diesem bedeutenden Staatsmanne eine bedeutungsvolle Zukunft geweissagt. Kein anderer Schriftsteller wetteifert nach der Meinung der Sachverständigen mit der Feinheit seines Stiles und dem Farbenreichthum seiner Diction, welche der Sprache den Glanz verleiht, den die Venezianer allen ihren Gemälden zu verleihen verstanden. Wenn seine Schreibweise auf einen so gelehrten Mann wie Pierantoni einen tiefen Eindruck hinterläßt, dürfte man ihn nicht den Paolo Veronese der neueren italienischen Prosa nennen? **Mamiani** untersucht die schwierigsten Anwendungen, welche die Richtigkeit des Nationalitätsprincips auf die Probe stellen können. Kann ein Staat auf Grund **freiwilligen** Anschlusses die Herrschaft über einen anderen erlangen? Wie sind die Unionen zwischen mehreren Staaten zu rechtfertigen? Indem Mamiani die Ueberlieferungen des Wiener Congresses bekämpft, verlangt er, daß jede Majoritätsverfügung über die Gebietstheile der Nationen als unzulässig, das Interventionsprincip als verwerflich ohne jede Ausnahme anerkannt und nur eine freiwillige schiedsrichterliche Unterwerfung der auf dem Congresse vertretenen Staaten unter die Entscheidung einer Mehrheit als verpflichtend betrachtet werde. Die wesentlichen Schlußfolgerungen, zu denen Mamiani gelangt, sind folgende:

Legitim ist diejenige Regierung, welche die Zustimmung der Regierten für sich hat und dem Endzweck des gesellschaftlichen Fortschrittes ausreichend entspricht.

Der Staat ist nicht identisch mit dem Monarchen oder Staatsoberhaupt. Die Gesandten an den Höfen und auf den Congressen müssen aufrichtig und wahr die Angelegenheiten der Völker und deren Willen vertreten.

Ungerecht ist die Herbeirufung fremder Waffen gegen die eigenen Unterthanen, ungerecht und tyrannisch die Gewährung

*) Dell' ottima congregazione umana e del principio di nazionalità — Di un nuovo diritto pubblico Europeo 1859.

solcher Gesuche. Verwerflich ist die Benutzung fremder Söldlingstruppen und geworbener Ausländer im Staate.

Unbegrenzt ist die innere Unabhängigkeit der Völker; ihre Schranke ist die vernunftgemäße Sittlichkeit und die politische Einsicht.

Die bürgerlichen Gemeinwesen bilden und erweitern oder lösen sich auf nach dem Rechte und dem Grundsatze der Freiwilligkeit und Nationalität.

Dauernde Eroberungen bestehen nicht zu Recht; viele derjenigen, welche der Vergangenheit angehören, sind indessen dadurch gerechtfertigt worden, daß Sieger und Besiegte sich in einem Vaterlande verschmolzen. Jede Gebietsabtretung erfordert die Befragung und die offene, wahrhaftige Zustimmung der Einwohnerschaft.

Mehrere Kronen dürfen nicht auf demselben Haupte vereinigt werden; kein Volk darf innerlich oder äußerlich von einem andern abhängen. Jede Form und jeder Grad der Abhängigkeit ist an sich ungerecht (illegitima). Die Treue gegen die Verträge ist unbedingt und unwiderruflich zu fordern, wenn sie nicht offenbar (?) mit den ewigen Grundsätzen des Rechten und Guten streiten.

Die nicht anerkannten und auf Congressen nicht vertretenen Völker besitzen dennoch aus Gründen der Menschlichkeit und in Gemäßheit der Sittlichkeit ein unbestreitbares Recht, ihre gerechten Beschwerden vorzubringen. Dafür ist Vorsorge zu treffen in den Grenzen der gemeinsamen Freiheit und Gerechtigkeit.

Staat und Kirche sind völlig zu trennen in ihrem Amt und ihrer Autorität, vereinigt nur im Geiste, in ihren Absichten und Bestrebungen. Die Concordate müssen entbehrlich gemacht werden. Das Kirchenrecht darf fernerhin nicht in das Privatrecht übergreifen.

Den Unterschied zwischen Mancini und Mamiani findet Pierantoni, der sich zu ihren Lehren bekennt, nur darin, daß jener die natürliche Vereinigung der Völker, der letztere die sittliche Idee des Staates als Ausgangspunkt seiner Entwickelungen und Beweisführungen annehme.

Auch Pierantoni bekennt sich selbst in seiner kritischen

Darlegung der von Mancini und Mamiani zuerst plädirten Nationalitätsprincipien gegen das Interventionsprincip und für die Nothwendigkeit der Zustimmung einer Bevölkerung zu Abtretungen. Die Schwierigkeiten für die juristische Beurtheilung der in den letzten zehn Jahren eingetretenen Ereignisse zeigen sich indessen in manchen Widersprüchen, von denen sich auch Pierantoni nicht frei machen kann. Er bedauert das passive Verhalten der europäischen Regierungen in der kretenser Frage. Er leugnet, daß der italiänische Krieg von 1859 eine Intervention Frankreichs darstelle und will Frankreichs Rolle nur als eine einfache Allianz mit Italien aufgefaßt haben. Alles was in Italien geschehen, wird theoretisch ordnungsgemäß befunden, weil die Venezianer und andere ehemals getrennte Bevölkerungen durch freiwillige Abstimmung sich dem Königreich Italien angeschlossen; alles was 1866 in Deutschland geschehen, getadelt, weil die Bevölkerung in Hannover ohne ihren Willen einverleibt, in Sachsen wider ihre Neigung zum norddeutschen Bunde herangezogen worden sind. Wenn die allgemeine Abstimmung der Einzelnen wirklich von so großem Gewicht bereits gegenwärtig ist — müßte sie dann nicht auch zugelassen werden, falls sich eine annectirte Bevölkerung späterhin eines besseren besinnt, nachdem sie eine neue Regierung kennen gelernt hat? Ist das Königreich Neapel oder Gaëta anders gewonnen worden als durch Intervention? Und gab es nicht Momente, in denen das ehemalige Königreich Neapel, von Neuem in allgemeiner Abstimmung befragt, möglicherweise seine Abtrennung vom Königreich Italien und die Wiederherstellung seiner Selbständigkeit hätte votiren können? Forderte man nicht vor dem Kampfe von Mentana in Italien das Einschreiten der Armee nahezu allgemein?

Wir wollen den Italiänern nichts vorwerfen. Allein wir glauben, daß man in der italiänischen Literatur vielfach den idealen Zustand und den aus dem Nationalitätsprincip abgeleiteten Endzweck mit den gegenwärtig in Europa bestehenden Verhältnissen verwechselt. Innerhalb der gegenwärtigen europäischen Staatengesellschaft besteht kein anerkanntes Princip der Staatsbildung; Praxis und Theorie ringen noch vielfach mit-

einander. Selbst die Italiener werden niemals in der Praxis zugeben, daß irgend ein Gebietstheil beliebig in jedem Augenblicke ein Secessionsrecht ausübe, etwa weil er seine Finanzlage durch einen Anschluß an einen andern Staat verbessern kann. Wir behaupten gegen Mamiani, daß kein Staat den Grundsatz seiner freiwilligen Auflösbarkeit anerkennen kann. Nicht einmal mit den freiesten Formen der Verfassung ist dies möglich. Weder Nordamerika noch Belgien könnten es zugeben, daß einzelne Bestandtheile ihr Ausscheiden aus dem gemeinsamen Staatsverbande votiren. Die Schwierigkeit einer allgemeinen völkerrechtlichen Theorie über die Staatsbildung wird nämlich stets darin liegen, daß in der völkerrechtlich verkehrenden und sich gegenseitig anerkennenden Staatengesellschaft sehr ungleich entwickelte Volkspersönlichkeiten nebeneinander stehen. Ueberschaut man das Gebiet der europäischen Nationen, so finden wir in dieser Hinsicht wieder, was wir in dem Anblick der bürgerlichen Gesellschaft täglich wahrnehmen: ungleich entwickelte Personen: Kinder, Unmündige, Minderjährige, reife Männer und Greise! Zwar im Civilrecht haben diese Personen objectiv gleiches Recht durch das Gesetz — aber ihre Lebensanschauungen sind sehr verschieden! Den ebenso verschiedenen Lebensanschauungen ungleichartig entwickelten Nationen im Völkerrecht steht aber keine objective Ausgleichung gegenüber. Wenn Mamiani oder Mancini ihre tief durchdachten Lehren in Rußland vortragen wollten, um die Rechte der Polen zu beweisen, so würde man sie einfach nicht verstehen. Und was erst dann, wenn diese Theorien, ins Russische übersetzt, zu den ebenfalls im russischen Staatsgebiete lebenden Baschkiren, Kalmücken und Kosacken gebracht würden! Sicherlich brauchte die russische Regierung diese freisinnigen Schriften hochgebildeter Italiäner ebenso wenig zu confisciren, wie eine in der Sanskritsprache verfaßte Aufforderung zum Aufstande. Jene Nationalitätstheorie, die Anwendung gefunden hat auf eine Jahrtausende alte Cultur und eins der edelsten Völker, würde in der Ukraine einfach unverstanden bleiben. Gerade weil Mamiani und Mancini das Völkerrecht aus dem Bewußtsein der Nationen ableiten, dürfen sie nicht übersehen, daß dessen Entwickelungsstand ein außerordentlich ver-

schiedener ist. Wenn man daher das Nationalitätsprincip verkündet, so läßt sich die praktische Nutzanwendung bis jetzt nur auf das Verhältniß der einen Nation zur andern ziehen, indem wir die Unterdrückung und die Eroberung überall da verwerfen, wo ein schwächeres mit eigenthümlicher Cultur und nationalem Bewußtsein begabtes Volk von roher Waffengewalt unterworfen und niedergehalten wird. Unmöglich aber erscheint es, das gesammte positive Völkerrecht bei der ungleichmäßigen Entwickelung der einzelnen Nationen schon jetzt aus dem Standpunkt des von Mancini aufgestellten Princips zu beurtheilen und das Verhalten beispielsweise der osteuropäischen und asiatischen Völker aus dem Gesichtspunkte der westeuropäischen Culturforderungen zu bemessen.

Fast alle neueren Schriftsteller Italiens sind, soweit sie nicht dem römischen Clerus angehören, den Theorien jener beiden Männer gefolgt, die man mit Recht als die Stifter einer Schule betrachten kann. Zunächst Domenico Carutti in seiner Schrift: „principi di libero governo." Mehr und mehr wuchs die Ziffer der jenen Theorien anhängenden Personen, nachdem 1859 der erste Schritt zur Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft geschehen war.

Zu den großen politischen Ereignissen und ihrem natürlichen Einfluß auf die Denkweise der italiänischen Jugend gesellte sich die Wiederbelebung der staatswissenschaftlichen Studien auf den Universitäten. Für das Verwaltungsrecht, für Staats- und Völkerrecht wurden neue Professuren gegründet, Preisfragen ausgeschrieben, um die besten Kräfte zum Wettkampf herauszufordern. Eine lange Reihe von Schriften ward durch einen derartigen Anlaß hervorgerufen. Um die völkerrechtliche Professur an der Universität Pavia zu besetzen, ward 1865 von der Regierung eine Bewerbung öffentlich ausgeschrieben. Nicht gering war die Anzahl der Candidaten, welche gerade die mit dem Nationalitätsprincip zusammenhängenden Lehren zum Gegenstande ihrer Untersuchung erkoren. Dieser neuesten Zeit der italiänischen Literatur gehört an: Diodato Lioy, principio di nazionalità guardato dal lato della storia e del diritto pubblico, eine Schrift, an welcher Pierantoni den historischen Theil lobt, die

Rechtsdogmatik mangelhaft findet. Ferner: **Mordenti**, il passato, il presente e l' Avvenire delle nazioni. Man könnte diese Arbeit vielleicht einen kurzen Abriß der Geschichtsphilosophie nennen, für welche das große Werk von Laurent möglicherweise die Anregung gegeben hat. Aehnlichen Inhalts ist die Schrift eines neuerdings diesseits der Alpen bekannt gewordenen Autor's*), welcher ehemals als ein Anhänger Gioberti's in Cremona lehrte und jetzt in Pisa wirkt. Pasquale Fiore schrieb: di un nuovo diritto internazionale pubblico secondo i bisogni della civiltà moderna. In seiner Kritik bemerkt Pierantoni sehr richtig: daß die Wissenschaftlichkeit eines jeden Buches an drei Bedingungen geknüpft ist: strenge Handhabung der Methode, feste Grundlage der Principien und genaue Bestimmung des Gegenstandes der Untersuchung. Diesen Anforderungen entspreche Pasquale Fiore insofern nicht völlig, als er das Gebiet des Völkerrechts nicht scharf genug trenne vom Staatsrecht und von der Rechtsphilosophie. Abweichend von Mamiani will Fiore in vier Fällen das Interventionsrecht anerkennen. Hiergegen wendet sich Pierantoni in einer längeren Widerlegung, aus welcher nur hervorzuheben ist, daß offenbar in Italien der Begriff des Interventionsrechts selbst noch ein streitiger ist. Pierantoni versteht unter Interventionsrecht nur die Einmischung in die **inneren** Angelegenheiten eines fremden Staates, während Fiore auch die Einmischung in die Beziehungen dritter Staaten als eine Intervention in Uebereinstimmung mit der gangbaren Lehre der Deutschen, Franzosen und Engländer auffaßt. Jedenfalls hat Pierantoni darin Unrecht, daß er den Begriff des Interventionsrechts auch noch von einer bestimmten Zweckbestimmung abhängig macht. Er sagt:

> l' intervento e l' impiego di forza morale o materiale per obbligare popolo o governo a mutare la condotta politica, a cambiare le proprie instituzioni, a desistere di una rivoluzione **infine a vincolare ogni naturale** ten-

---

*) Der erste Band seines völkerrechtlichen Systems erschien 1868 bei Durand in einer von Pradino-Fodéré veranstalteten Uebersetzung.

denza al progresso; e l' aggressione dell' autonomia nazionale.

Unserer Ansicht nach ist es juristisch ganz gleichgültig, ob die Intervention in die Angelegenheiten einer fremden Nation den Zwecken der Tyrannei oder der Revolution dienen soll. Moralisch mag hier ein Unterschied zulässig sein; man könnte bei gewissen Interventionen, um des guten Zweckes willen, von mildernden Umständen sprechen, aber die Rechtmäßigkeit einer Handlung hängt niemals von den Motiven und Zwecken ab.

An Mancini knüpft wiederum an dessen Schüler Ferrero Gola. Seit zwei Jahren Professor am Athenäum in Parma, ließ er einen kurzen Abriß des Völkerrechts unter dem Titel corso di diritto internazionale pubblico, privato e marittimo im Jahre 1866 erscheinen. Auch er zählt wiederum zu denjenigen, welche das Interventionsrecht unbedingt verwerfen. Seine Definition der Nationalität lautet:

> Die natürliche Gesellschaft der Menschen, beruhend auf Gemeinschaft des Ursprungs, des Gebietes, der Sprache, der Sitten und dem Bewußtsein der Vorausbestimmung zum größten Gesellschaftsverein (Staat).

Derselben Richtung huldigt der Sicilianer Carnazza Amari in seinen Elementi di diritto internazionale. Der bis jetzt veröffentlichte Band enthält die Einleitung und den ersten Theil. Zu den Eigenthümlichkeiten der sicilianischen Juristen gehörte es nach Pierantoni's Bemerkung, daß sie sich an das Nationalitätsprincip als die Grundlage ihrer rechtsphilosophischen Doktrinen hielten. Amari entfernt sich von diesen Ueberlieferungen, indem er in einer allgemeinen Idee der Sittlichkeit das Rechtsprincip erkennt.

Das umfassendste unter den neueren Werken über das Nationalitätsprincip hat zum Verfasser: Luigi Palma, Professor der Nationalökonomie am Polytechnicum (istituto tecnico) zu Bergamo, seiner Geburt nach Calabrese. Der Titel seines Buches lautet:

> del principio di nazionalità nella moderna società europea.

Veranlaßt wurde diese Schrift durch eine Preisfrage der

lombardischen Academie, deren Lösung Herrn Palma gelang. Er unterscheidet, was sehr richtig ist, in der Nationalität die historische Thatsache und die daran zu knüpfende Rechtswirkung für die Staatenbildung. Was diese letztere betrifft, so meint er, daß die Nationalität centrifugal wirke in der Ausscheidung des Fremden, centripetal in dem Bestreben nach politischer Organisation, welche entweder föderativ oder unitarisch sein könne. Von der nationalökonomischen Seite betrachtet erscheint ihm das Nationalitätsprincip eine Steigerung der productiven Kräfte in Gewerbe und Handel zu enthalten: eine Behauptung, die gewiß nicht zu weit generalisirt werden darf. Nur insoweit nämlich ist sie richtig, als die Bildung der Großstaaten im Zusammenhange mit der Nationalität meistentheils das alte System der Binnenzölle beseitigt hat. Die Schweiz und Belgien, welche nach der modernen Theorie der Italiäner als Nationalstaaten bei ihrer sprachlichen Verschiedenheit nicht anerkannt werden können, gehören dennoch zu den industriell am höchsten entwickelten Staaten Europa's.

Hinsichtlich der juristischen Seite des Nationalitätsrechtes bemerkt Palma, indem er gleichsam die Sprache der von der französischen Revolution proclamirten Menschenrechte redet, daß das natürliche Recht der Nationalität unverletzlich ist und höher steht als die Verträge, welche zum Zwecke der Constituirung des nationalen Staates verletzt werden dürfen.

> Territoriale Veränderungen können nur im Sinne des Nationalitätsprincips gerechtfertigt werden, sei es im Wege der Abstimmungen oder des Krieges, welcher, für das Recht der Nationalität unternommen, lediglich als Nothwehr zu betrachten sei.

Höchst sonderbar sind die Schlußfolgerungen, zu denen Palma gelangt, indem er über den **Ursprung** der modernen Nationalitäten nachdenkt. Mit Unrecht, meint er, habe man in der Reformation den Anstoß zu scharfer Trennung der Nationalitäten gesucht. Seiner Ansicht nach muß man auf die römische Provinzialverfassung des Kaisers Augustus zurückgehen. Hierin seien die zukünftigen Nationalitäten angedeutet worden. Später=

hin habe Hadrian die sechs Hauptgruppen Italien, Spanien, Gallien, Britannien, Illyrien und Dacien unterschieden.

Wir gestehen, daß dieser Einfall originell genannt werden darf. Sein wissenschaftlicher Werth ist aber nicht größer als die Vorstellung mittelalterlicher Dichter, welche das Recht zu den Kreuzzügen aus dem Verfall des von Alexander dem Großen gestifteten Weltreichs herleiteten. Mit Recht wird diese Wunderlichkeit Palma's von Pierantoni gerügt. Die historische Basis des Nationalitätsprincips kann nur in dem Untergange der geistlichen und weltlichen Suprematsidee gefunden werden, die Reformation und der westphälische Frieden bilden daher den Anfangspunkt des neueren Völkerrechts. Beide Ereignisse bedeuten das Unterliegen der im Papstthum und im deutschen Kaiserthum das ganze Mittelalter hindurch im Anschluß an die römischen Ueberlieferungen festgehaltenen Weltherrschaftsidee.

Das letzte Werk, welches Pierantoni bespricht, ist dasjenige von **del Bon**, instituzioni di diritto pubblico internazionale (**Padova 1868**), welches sich von der in Italien üblichen Systematik entfernt und in eklektischer Weise Geschichtsphilosophie und Politik in den Umkreis des behandelten Stoffes hineinzieht.

Die bisher aufgeführten Schriftsteller erkennen sämmtlich die Bedeutung des Nationalitätsprincips an; sie unterscheiden sich nur in der historischen Begründung und in der Beurtheilung der Mittel, durch welche dasselbe zu rechtlicher Geltung gelangen kann. Im Allgemeinen muß man anerkennen, daß vielleicht in keinem Lande Europa's innerhalb der Doctrin gegenwärtig eine so große Uebereinstimmung der völkerrechtlichen Anschauungen herrscht wie in Italien. Insbesondere zeigt sich dies auch darin, daß die von Gioberti gestiftete föderale Partei nach und nach durch den Unitarismus völlig verdrängt worden ist. Unter den wissenschaftlichen Gegnern des Nationalitätsprincips scheint nur ein Einziger zu sein, welchen Pierantoni einer Berichterstattung für würdig hält: den vor wenigen Jahren verstorbenen Philologen Fortunato Cavazzoni Pederzini von Modena, welcher ein Buch verfaßte:

studi sopra le nazioni e sopra l' Italia.

Pierantoni rühmt an dem Verfasser, daß er ein guter Phi-

lologe gewesen sei und läßt seiner Gelehrsamkeit hohe Gerechtigkeit wiederfahren. Die juristischen Leistungen Pederzini's sind indessen sehr schwach und stehen ungefähr auf der Stufe, welche die theologisch gefärbte Jurisprudenz vor Grotius einnahm. Wir finden bei ihm Anknüpfungen an das Paradies, an Adams Sprache, an den Thurm von Babel und an die Meinung, daß die hebräische Sprache Adams die älteste der Welt sei u. s. w. Dagegen scheint Pederzini einigen Scharfsinn erwiesen zu haben in dem Nachweis, daß, auf die Spitze getrieben, das Nationalitätsprincip zu widersinnigen Consequenzen führen würde.

Wir beschließen hiermit unsere Berichterstattung. Der nächste Zweck der uns gegebenen Skizze besteht darin, zur Lektüre des von Pierantoni verfaßten Werkes anzuregen. Es enthält eine vollständige, mit kritischer Schärfe und seltener Unparteilichkeit verfaßte Geschichte der italiänischen Völkerrechtsliteratur, aus welcher wir nur diejenigen Schriften ausgewählt haben, welche sich auf das Nationalitätsprincip beziehen. Uebrigens wäre es ein gefährlicher Irrthum, zu glauben, daß das Thema wissenschaftlich erschöpft wäre. Die wunderbaren Erfolge, welche das Nationalitätsprincip in Italien und in Deutschland neuerdings errungen hat, dürfen nicht als Beweise für eine allgemeine Anwendbarkeit aufgefaßt werden. Die von der Rechtswissenschaft noch nicht gelösten Probleme liegen im Osten Europa's, wo in bunter Mischung fragmentarisch Bestandtheile verschiedener Nationalitäten durcheinander gewürfelt sind: Fast alle feindlich gegeneinander gesonnen, aber keines stark genug, um staatlich selbständig für sich leben zu können. Denkbarer Weise könnte aber in einer entlegenen Zukunft die Nationalitätenfrage durch den riesenhaften Aufschwung der Auswanderung auch eine gewisse Bedeutung in der nordamerikanischen Union gewinnen. Weder der Diplomatie auf ihren Congressen, noch den Lehrbüchern des Völkerrechts wird es im gegenwärtiges Augenblicke gelingen, ein allgemein zutreffendes Rechtsgesetz für die Bildung neuer oder die Auflösung alter Staaten aufzustellen. Die Geltung des s. g. Nationalitätsprincips ist heut zu Tage vorwiegend eine concrete Thatfrage. Woran wir vorläufig das größte Interesse im positiven Völkerrechte haben, das ist die Herstellung einer sicheren und

seiten, von allen civilisirten Staaten annehmbaren Lehre über die Intervention oder vielmehr Nichtintervention.

von Holtzendorff.

Dr. G. Gerland, Intensiva und Iterativa. Eine sprachwissenschaftliche Abhandlung. Leipzig. Fleischer. 1869.

Der Verfasser sucht im ersten Theil seiner Schrift hauptsächlich nachzuweisen, daß das Deutsche, besonders die neuhochdeutsche Schriftsprache nebst den Mundarten, eine bedeutende Anzahl intensiver Verba erzeugt habe, und zwar nach einem Bildungsprincip, welches von dem in indogermanischen Sprachen älterer Zeit angewandten specifisch verschieden und mehr der hebräischen Pi-el-bildung ähnlich sei, nämlich durch Verdopplung oder Verhärtung des Schlußconsonanten der Wurzel mit kurzem resp. verkürztem vorhergehenden Vokal, so daß durch solche Gestalt des Lautes die Intension der Bedeutung symbolisch ausgedrückt werde, z. B. biegen — bücken, schleifen — schlipfen, reißen — ritzen. Es ist nun nicht zu leugnen, daß unsere Sprache eine Anzahl Verba besitzt, welche im Verhältniß zu den Stammverben, von denen sie abgeleitet sind, der Bedeutung nach faktisch sich als Intensiva kund geben, und auch jene Erklärung der Form hat etwas Ansprechendes und Einleuchtendes. Dennoch halten wir dieselbe nicht für richtig, und zwar aus Gründen, welche auch der Vrf. erwog und nur darum nicht stichhaltig fand, weil er ihnen selbst nicht auf den Grund ging. Wir halten nämlich jene symbolische Lautgestalt nicht für ein ursprüngliches, constitutives Princip der betreffenden Verbalbildungen, sondern nur für ein sekundäres, zunächst zufälliges und rein laut-

liches Ergebniß, meistens entstanden aus dem Zusammentreffen des weitverbreiteten Ableitungselementes j mit Wurzelconsonanten, denen es sich assimiliren und so den Schein einer absichtlichen Verstärkung verleihen konnte. (Der Vokal brauchte nirgends erst verkürzt zu werden, sondern war die alte Kürze, welche auch sonst noch fortlebte.) Nachdem auf diesem Wege eine Anzahl Formen entstanden waren, denen als Ableitungen überhaupt eine speciellere und durch jenen lautsymbolischen Schein meistens (nicht immer) eine verstärkte Bedeutung zukam, verfuhr die Sprache in diesem Falle wie in hundert anderen und wie auch die organische Natur: sie erhob ein Gelegentliches zu einem Wesentlichen, ein Zufälliges zu einem Zweckmäßigen, und bildete nach theilweise irriger, nur oberflächlicher Analogie, unter mannigfachen Abschweifungen von den ersten Mustern, eine Fülle ähnlicher Formen, mit denen sie fortwuchert. Natürlich verlangt diese unsere Auffassung eine ins Einzelne gehende Begründung, welche wir an einem andern Orte geben werden. Hier haben wir es mit allgemeineren Interessen und Gesichtspunkten zu thun und der Werth von Hrn. G.'s Schrift im Ganzen steht und fällt auch keineswegs mit seiner Ansicht von den hochdeutschen Intensiven, sie enthält des Bemerkenswerthen Anderes genug und auch in jenem Punkte bleibt ihr das Verdienst, eine bisher, auch von Grimm, übergangene Erscheinung zum Gegenstand genauerer Betrachtung gemacht zu haben.

Wenn Hr. G. seine Ansicht von der deutschen Intensivbildung historisch unwiderleglich darthun könnte, so müßten allerdings Bedenken anderer Art dagegen verstummen; nun aber fallen auch solche ins Gewicht. Ist es überhaupt wahrscheinlich, nicht schlechthin a priori, sondern nach Analogieen der allgemeinen Sprachgeschichte, daß innerhalb einer verhältnißmäßig so jungen Sprachgestaltung wie die althochdeutsche, in Widerspruch mit der Anlage des Sprachstammes im Allgemeinen und ohne Parallelen in den formenreichsten ältern Schwestersprachen (denn die S. 94 angeführten Sanskritwurzeln mit verdoppeltem Schlußconsonanten will Hr. G. selbst nicht als Verwandte der deutschen Intensiva geltend machen) — ist es wahrscheinlich, daß erst auf hochdeutschem Boden ein so ganz eigenthümliches, tief eingreifendes

Bildungsprincip aufgekommen sei, wie es vom Vrf. S. 52 und 76 dargestellt wird? Solche Lautsymbolik, wenn sie nicht Schallnachahmung ist, kommt sonst nur den ältesten Perioden der Sprachschöpfung zu, wie die Iterativbildung, welche der Vrf. mit Recht und mit ganz richtigen Merkmalen überall als eine Vorstufe der Intensivbildung von dieser streng unterscheidet, sowie innerhalb der letzteren die indisch-griechische von der deutschen; vgl. S. 43—44. 47. 50—51. 63. 107. 161. Eine Abweichung der deutschen Intensivbildung von der indischen und griechischen, welche die Intension quantitativ, durch Reduplikation der Wurzel und Verstärkung ihres Vokals an der ersten oder zweiten Stelle, ausdrücken, findet Hr. G. freilich nicht auffallend, sondern übereinstimmend mit einer auch sonst wahrnehmbaren Verschiedenheit des germanischen Charakters von dem der alten Völker, indem dem erstern überhaupt eine größere Innerlichkeit und Freiheit des Geistes zugeschrieben wird. Die Aufstellung und genauere Fixirung solcher Unterschiede gehört zu den schwierigsten Aufgaben einer Philosophie der Geschichte, und wenn auch der hier behauptete nicht ohne allen Grund sein wird, so scheint uns doch Hr. G. denselben mehr als nöthig zu verschärfen und in einem Maße auszubeuten, welches schwerlich seiten Halt an den Thatsachen findet und ihn in theilweisen Widerspruch mit sich selbst verwickelt. S. 52 ff. zieht nämlich der Vrf. zur Beleuchtung der Gemination in der Wortbildung die Wiederholung von Wörtern in der Satzbildung herbei, wogegen nichts einzuwenden ist, da wenigstens in den Anfängen der Sprache Wort- und Satzbildung in der That inniger zusammenhangen und auf einander einwirken, als gewöhnlich angenommen wird, ja gewissermaßen die letztere dynamisch der erstern vorausgeht. Der Gang der sehr lesenswerthen, aber nicht leichten Erörterung, welche sich bis auf S. 63 erstreckt, ist folgender: Die Wiederholung von Worten in der Rede hat mit der Wortbildung durch Gemination das gemein, daß auch sie dem Zweck einer Intension dient, nämlich der Erhöhung des Nachdrucks, und wie nun das Deutsche eine Menge iterativer Wortbildungen zur Bezeichnung lebhafter Sinneseindrücke, Schallnachahmungen u. dgl. besitzt, so brauchen unsere Dichter auch

jene syntaktische Figur zu erhöhter Belebung des Ausdrucks, wofür eine Reihe von Beispielen angeführt wird. Die alten Sprachen brauchen dieses Mittel seltener und meistens anders. Mehrere Stellen der Ilias, wo dasselbe vorzukommen scheint, sind verdorben, und reine Wiederholung desselben Wortes (Anadiplosis, zu unterscheiden von Epanalepsis) findet sich bei Homer überhaupt gar nicht, auch bei Pindar nicht, wogegen die äolische Lyrik einige, die Tragödie und Aristophanes zahlreiche Fälle aufweisen. Im Lateinischen hat die Doppelung fast nur rhetorische (nicht pathetische) Geltung (ausgenommen einige Stellen bei Plautus und Horaz), entsprechend dem rhetorischen Grundzug der römischen Litteratur, und S. 60 findet der Vrf. einen Hauptunterschied der antiken Verdoppelungen (die griechischen mit eingeschlossen) von den modernen darin, daß jene überhaupt mehr rhetorischen, diese pathetischen Charakter tragen, jene zur Steigerung des Gedankens, diese zur Steigerung des Gefühls dienen, jene formell, diese materiell steigern. Diese letztere Art der Steigerung findet nun der Vrf. wesentlich musikalisch, daher die mangelhafte Ausbildung der Musik bei den Alten, weil das Gefühl bei ihnen noch zu sehr unmittelbar erregt und dadurch unfähig war, Gegenstand einer besondern Kunstdarstellung zu werden, welche Beherrschung desselben voraussetzt. Doppelung aber, d. h. variirende Durchführung thematischer Formen, ist das Grundwesen aller Musik, weil das Gefühl, dem fortschreitenden Gedanken gegenüber beharrlich, eben Wiederholung als natürlichen Ausdruck verlangt. Daß nun in den neueren Sprachen intensive Wiederholung desselben Wortes (mit dem angegebenen pathetisch-musikalischen Charakter) häufiger vorkommt als in den antiken, liegt in der größeren Subjectivität der modernen Menschheit, in der tieferen individuelleren Durchbildung aller Einzelnen, und es beweist jenes häufigere Vorkommen keineswegs etwa ein Beherrschtwerden durch Nervenreize in Form unmittelbaren Reflexes, sondern ein Vermögen willkürlicher Hervorhebung einzelner Vorstellungen. Es konnte also (?) das Deutsche, obwohl es an jenen iterirenden Redeformen theilnimmt, doch Verba intensiva nach einem ganz andern (eben jenem geistigeren) Princip als die älteren Sprachen bilden. —

Das allerdings sollte bewiesen werden (immerhin vorausgesetzt die thatsächliche Richtigkeit desjenigen Principes, welches wir bestreiten); aber war dazu dieser Aufwand und Umschweif nöthig? Dient er auch wirklich zu einem Beweise und enthält er nicht Widersprechendes? Daß der Vrf., um eine Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache innerhalb des Indogermanischen zu erklären, Eigenschaften herbeizieht, welche sämmtlichen modernen (aber ebenfalls indogermanischen) Sprachen (auch dem Französischen, Italiänischen und sogar dem Albanesischen) als solchen gegenüber den antiken zukommen sollen, mag angehen, insofern der Vrf. auch in den romanischen Nationen ein Uebergewicht germanischen Einflusses anzunehmen und Germanisch und Modern so ziemlich zu identifiziren scheint, wozu er freilich nicht geradezu berechtigt ist. Aber angenommen nun ferner, es sei pathetische Anwendung der Wortwiederholung auch bei den Griechen weit seltener als rhetorische und sie habe etwas wesentlich Musikalisches an sich, die Musik aber beruhe (oder bewege sich) wesentlich in Wiederholung, so ist ja doch nach des Vrf. eigenen Worten S. 62 Wiederholung ein Hauptelement alles Rhythmischen und Symmetrischen, auch im Tanz und in der Architektur, welche beiden Künste bei den Griechen ebenso hoch ausgebildet waren wie die rhythmische Seite der Musik und Poesie. Also beweist der Vrf. wenigstens hier zu viel. Wenn endlich aus dem häufigeren Vorkommen der Wortwiederholungen in den modernen Sprachen nicht soll geschlossen werden dürfen, daß der moderne Geist den Sinneseindrücken mehr unterworfen sei als der antike (was auch wir keineswegs behaupten), so glauben wir doch, antike Dichter verhalten sich, wenn sie von Wiederholungen Gebrauch machen, ebenso dichterisch frei wie die unsrigen im selben Falle, d. h. sie schildern den natürlichen Verlauf der Gefühle, wie er zu allen Zeiten derselbe ist, mit künstlerischer Nothwendigkeit. Daß die griechischen Dichter ihren Personen häufiger wiederholte und modulirte Ausrufe von Schmerz oder Lust in den Mund legen als die unsrigen, stimmt zu der unverhalteneren Aeußerung auch manches anderen Natürlichen im Alterthum und beweist weder für noch wider. Etwas Anderes ist die Verschiedenheit

modernen Gefühls vom antiken gegenüber Gegenständen wie die landschaftliche Naturschönheit; hier kann man allerdings sagen, es sei erst in der modernen Welt ein (in der griechischen noch fast verschlossenes, in der spät-römischen Cultur aber bereits hervorkeimendes) Gefühl eigentlich frei geworden und zu besonderer Darstellung gereift, welche denn auch unleugbare Parallelen mit der höheren Entwicklung der Musik zeigt.

Da der Vrf. auf indogermanischem Gebiete nichts der deutschen Intensivbildung Aehnliches findet, so unternimmt er S. 76 einen Gang in das semitische, wo ihm die hebräischen Pi-elformen entgegentreten, die ihn auch wirklich auf die deutschen Intensiva zuerst aufmerksam gemacht haben. Er findet im Hebräischen noch mehr als im Deutschen die materielle Bedeutung der Wurzeln in den Consonanten enthalten, so daß denn auch eine Verstärkung jener Bedeutung eben durch Verstärkung des Consonanten, und zwar des mittleren, der früher wohl Auslaut war, ausgedrückt werde, also wie im Deutschen, während die Pilpel- und die am häufigsten in Volksmundarten wie die äthiopischen vorkommenden Pe-al-albildungen in Form und Bedeutung (Bezeichnung lebhafter Sinneswahrnehmungen) den indogermanischen Iterativen entsprechen. Da nun der Vrf. mit Recht aus diesen letzteren die Intensiva als eine feinere Modifikation erst entstehen läßt, so findet er auch eine Entstehung des Pi-el aus Pilpel wahrscheinlich. Aber für die deutschen Intensiva etwas Aehnliches zu vermuthen geht freilich nicht an, weil sie bei Weitem nicht in so hohes Alter hinaufreichen, und es wird eine Kluft zwischen ihnen und der Pi-elform dadurch erweitert, daß die letztere mehr als die deutsche Intensivbildung auch Nominalstämme erzeugt und daß sie am Verbum neben oder statt der intensiven Bedeutung auch iterative und causative mit sich führt, was Alles auf eine ursprünglich noch schwankende Verwendung dieser Form hinweist, während die deutsche, erst spät entstanden, auf eine bestimmtere Stelle neben bereits bestehenden angewiesen war und eingeschränkt blieb. Trotz dieser Verschiedenheiten hält der Vrf. an Gleichartigkeit der deutschen und hebräischen Bildungen fest und erhebt die Frage, woher dieselbe stamme (S. 81 ff.), ob aus gleicher geistiger Grundanlage

beider Völker, welche in einigen nicht unbedeutsamen Zügen sich kund zu geben scheint, jedoch immerhin zufällig, d. h. durch keine räumliche oder zeitliche Berührung vermittelt wäre, oder aber aus einem Atavismus, wie er nicht nur in der Geschichte der organischen Natur, sondern auch im Culturleben der Menschheit häufig vorkommt, aus einem Rückschlag also, der nach langer Entwicklung und Unterbrechung entfernte Nachkommen auf die Spur eines Urtypus zurückkommen läßt. Der Vrf. hält es für möglich, daß auf diesem Wege die deutschen Intensiva mit den semitischen zusammenhangen, und obwol wir aus dem gleich anfangs angegebenen Grunde die Anwendung dieses Erklärungsprincips gerade im vorliegenden Fall nicht zugeben können, finden wir doch, was der Vrf. Anderweitiges aus der allgemeinen Sprachgeschichte für dasselbe beibringt, nicht nur richtig und interessant, sondern wir sehen darin geradezu einen Höhe- und Glanzpunkt der ganzen Schrift, indem der Vrf. hier, wie dann im zweiten Theil, bei der Darstellung der Bedeutung der Iterativbildung für die älteste Sprachbildung überhaupt (vgl. S. 109. 111. 149 ff., 168—171) ein reiches Material mit philosophischem Geiste durchdrungen und Fragen von höchstem Interesse für allgemeine Sprachwissenschaft berührt hat. Während wir dort Sprachen fast des ganzen Erdkreises schließlich in gewissen Primitivbildungen zusammentreffen sehen, wird hier zunächst die Scheidewand zwischen den beiden höchsten Sprachstämmen, dem indogermanischen und semitischen, für die älteste Zeit durchbrochen, eine Perspektive in ursprüngliche Einheit derselben eröffnet und eben daraus die Möglichkeit hergeleitet, daß ein Bildungskeim aus jener gemeinschaftlichen Urzeit nach Jahrtausenden in zwei getrennten Nachkommen auflebte. Was S. 87 ff. von Vokalsymbolik und S. 94 ff. von Pi-elformen auch in sanskritischer Wurzelbildung nachgewiesen wird, verdient jedenfalls Beachtung, und obwol nicht allenthalben, wo ähnliches Zusammentreffen zwischen weiter von einander entlegenen Sprachen sich aufweisen läßt, auf genealogischen Zusammenhang zu schließen ist, so scheinen uns zahlreiche Thatsachen jener Art, welche nur mehr zusammengestellt zu werden brauchten, psychologisch bedeutend genug.

Nur in einer Richtung können wir dem Vrf. nicht ganz folgen in der von ihm S. 152 ff. entwickelten Theorie von lautlicher Modifikation iterirter Wurzeln, in dem Umfange, wie er sie annimmt und auf den Tabellen S. 155. 158. anwendet. Es ist zwar äußerst schwierig, auf diesem abschüssigen Boden der Wurzelbildung feste Grenzen zu ziehen und innezuhalten, auch finden wir nicht, daß der Vrf., der überall auf strenge Methode hält, auf diesem Gebiet etwa leichtfertig sich bewege; aber der von ihm eingeschlagene Weg scheint uns doch unwillkürlich auf jene schrankenlose Erklärung von Allem aus Allem zu führen, welche von früheren Sprachforschern, die noch gar keine Methode von Etymologie kannten, geübt wurde. Gegen Benfey mögen wir dem Vrf. wohl Recht geben, daß Liquidae im Inlaut von Wurzeln nicht bloß aus Reduplication von Auslauten zu erklären seien, aber daß die Liquidae nur „Einsatzlaute" sein sollen, können wir wenigstens für Verbindung derselben mit Muten im Anlaut nicht zugeben, da dieser, überhaupt die stärkste und bedeutsamste Stelle des Wortes und darum auch Abschwächungen und Vertauschungen verhältnißmäßig am schwersten zugänglich, gewisse offenbar leicht als Einheit auszusprechende, aber auch specifisch bedeutsame Verbindungen wie **kr**, **bl** (vgl. S. 159) schon ursprünglich kann zugelassen oder sogar verlangt haben. Wenigstens dünkt uns der vom Vrf. angenommene Spielraum noch zu weit, bevor durch systematische Analyse ganzer Partien des Sprachschatzes in dieser Richtung die nöthigen Mittelstufen dafür gewonnen sind. Freilich macht der Vrf. seine Theorie zunächst nur für Schallnachahmungen geltend, aber eine große Menge von Iterationen, also überhaupt von ältesten Wortbildungen, hat eben jene Bedeutung. — Hiermit haben wir einige Hauptpunkte der Schrift etwas ausführlicher besprochen; wir führen nur kurz noch einiges Einzelne an, worin wir dem Vrf. ebenfalls theils beipflichten, theils entgegentreten müssen.

Die flexionslosen Sprachen kennen auch kein wahres Intensivum, sondern nur gleichsam Extensiva, in Form von Iterativen. In Folge des Strebens nach Worteinheit nimmt die Verdoppelung dort vielfach die Gestalt der Reduplikation mit

Vokalwechsel an (S. 102 ff.), die Bedeutung der so gebildeten Formen aber geräth auf mancherlei Abwege, so daß z. B. im Dajackischen Abschwächung des Begriffs durch dieselben bezeichnet wird. Doch kommen in andern Sprachen auch vollere Iterationen mit verächtlichem Sinne vor, und der Vrf. erklärt dies daraus (S. 105), daß unangenehme Eindrücke gewöhnlich stärker, den Strom des bequemen Vorstellungsverlaufes schärfer unterbrechend auftreten, als angenehme (vgl. Hartmann, Philosophie des Unbewußten S. 544). In den Flexionssprachen gewinnt die Reduplikation, bei vermindertem Lautkörper, eine um so geistigere, rein grammatische Bedeutung; aber daß sie zum Ausdruck der Vergangenheit diene, indem sie die Handlung als wiederholt geschehen darstelle (S. 72), können wir nicht einsehen, ebenso wenig, daß die attische Reduplikation ursprünglich andere Bedeutung hatte als das gewöhnliche reduplicirte Perfectum (S. 181); wohl aber mag sie eine ältere intensive Form von Perfectbildung überhaupt sein, welche besonders bei vokalisch anlautenden Wurzeln Platz griff und bei diesen haften blieb.

Da der Vrf. überhaupt aus weitem Umkreis Alles herbeizuziehen sucht, was irgendwie seinen Gegenstand berühren möchte, so giebt er uns auch ein Capitel über iterierte Suffixe. Aber die S. 163. 164 angeführten Fälle von Iteration in der Flexion liegen doch von denen der Wortbildung ziemlich ab und beruhen fast auf entgegengesetztem Triebe, nämlich darauf, daß ein Suffix, dessen ursprüngliche Form und Bedeutung verblichen war, in erneuerten Gestalten angesetzt wurde; es findet also dabei, wie auch der Vrf. anerkennt, wenigstens subjectiv, für das Sprachgefühl, keine wirkliche Iteration Statt. Wieder von anderer Art ist die Endung der zweiten Person Plur., da der Begriff des ihr aus du—du nothwendig und mit Bewußtsein sich bildete.

Fein und weiterer Erörterung werth ist die Bemerkung S. 170, daß auf die Sprachbildung des Naturmenschen psychische Vererbung noch geringen Einfluß haben konnte, während sie doch in anderer Hinsicht gerade in den ältesten Zeiten größere Macht übte als später.

Bei der reichen und wohlgeordneten Sammlung von Ma-

terial für alle möglichen Stufen der Iteration (von denen übrigens die vierte S. 116, der dritten, S. 110, sehr nahe steht, da auch jene nicht bloß Adjectiva erzeugt), vermissen wir nur schärfere Unterscheidung derjenigen Wurzeln, welche **nur** iterirt vorkommen, von solchen, die auch einfach daneben bestehen; vgl. S. 64. Für die schallnachahmenden Namen von Thieren und Thierlauten hätte der Vrf. in Wackernagel's Schrift „Voces animantium", 2. Aufl., wohl noch manche Ausbeute gefunden.

Die Oekonomie des Buches ist im Ganzen klar, doch findet sich Manches wiederholt, Anderes dagegen zerstreut und nirgends vollständig zusammengestellt, so gerade die verschiedenen Arten des indogermanischen Intensivums, für welche man zu S. 50 – 52 und S. 180 ff. auch noch S. 86. 88. 94. hinzunehmen muß.

Zur Zierde, nicht etwa zur Entstellung, gereichen dem Buche die mehrfachen Excurse in die Naturgeschichte, mit welchen der Vrf. nicht nur seine vielseitigen Kenntnisse auf jenem Gebiete zeigt, sondern auch beweist, daß sie einem Sprachforscher sehr wohl anstehen und nützlich, wo nicht geradezu nothwendig sind.

Unsererseits glauben wir nun dem Vrf. bewiesen zu haben, daß wir seine Schrift sorgfältiger gelesen haben und darum auch billiger zu beurtheilen wissen als er die unsrige über „Wortzusammensetzung".

Ludwig Tobler.

Volksthum und Heerwesen

von

Max Jähns.

Die Uebertragung der inductiven Methode der Naturforschung auf das Gebiet der historischen Studien hat die Völkerpsychologie, d. h. das bewußte Streben nach Kenntniß vom Werden und Leben eines Volksthums, zum Range einer selbstständigen und vielumfassenden Wissenschaft erhoben. Unendlich reichhaltig an Art und Zahl sind die Kriterien, mit welchen diese Wissenschaft arbeitet. — Die Race-Eigenthümlichkeit eines Stammes, die klimatischen und territorialen Bedingnisse seines Wohngebiets, seine Stellung in der Weltgeschichte, sowie sein Zusammenhang mit anderen Völkern, seiner Sprache Ursprung und Genius, seine Vorstellungen und Mythen von der Gottheit, seine wissenschaftliche Forschung, wie seiner Kunst und Poesie Gestaltungen, seine Rechtsordnungen und Verwaltungsformen, die Erzeugnisse seines Gewerbfleißes, Art und Ausbreitung seines Handels — alles das wird der Völkerkunde zum Mittel, den Charakter einer Nation zu bestimmen.

Unter all' den genannten Kennzeichen aber ist kaum eins von so entscheidender und umfassender Bedeutung als die Entwicklung des Heerwesens, die Gestaltung der Kriegsverfassung eines Volks. Herausgeboren aus seinem innersten Genius, fundamental und maßgebend bedingt von Landesart und Landeslage, bringt die Wehrverfassung jene breitesten und beständigsten Grundlagen eines Volksthums zu großartigem und vollgültigem Ausdruck. Aber das Heerwesen ist zugleich auch das vorzüglichste Mittel für die geschichtlichen Lebensäußerungen eines Volkes und das vornehmste Werkzeug, wenn Nationen sich entgegentreten und aneinander messen wollen. Und daher erscheinen die Formen der Heeresorganisation in

ihrem Beharren wie in ihrem Wechsel ebenso bedeutsam für die innere und örtliche Veranlagung einer Nationalität, als für deren historische Beziehungen und für den Werth, den sie darstellt in der Gesammtentwicklung der Menschheit.

Weniger als irgend eine der mannigfaltigen Lebensäußerungen eines Volksthums erträgt das Heerwesen eine Gestaltung, die nicht der unmittelbare, dem jedesmaligen Gesammtzustande der Nation entsprechende Ausdruck seines wirklichen tiefsten Wesens wäre. Die Entwicklung der Heeresverfassung wandelt allezeit im Gleichschritt mit der der Nation überhaupt, und ihre Phasen sind es, welche die großen Epochen des Völkerlebens deutlich bezeichnen, ja sie einzuleiten pflegen. — In seinem Kriegswesen stellt jedes Volk sich als ein Ganzes dar; das Heer ist die großartigste und untrüglichste Volksvertretung; es giebt keinen getreueren Spiegel des socialen Lebens als das Leben des Heeres. Und das ist natürlich genug. Denn unzweideutig wie kein anderes Kennzeichen verkündet das Kriegswesen einer jeden Zeit, welcherlei Geltung ihr der Mensch habe. Wie beredt ist schon der Umstand: ob nur eine Auswahl privilegirter Vollbürger berufen und berechtigt sei zum Schutz des Vaterlandes oder ob dieser Hort dem ganzen Volke anvertraut und heilig sei. Untrüglich zeigt die Wehrverfassung, in welcher Art die verschiedenen Klassen der Gesellschaft miteinander verkehren, ob in starrer Abschließung, die von der einen Seite hochmüthigen Dünkel, von der anderen niederen Knechtssinn athmet, oder im freien und schönen Fluß harmonischer Einheit, welche Jeden an seiner Stelle als gleichberechtigten Genossen ehrt. Tiefe Blicke in die geheimnißvollsten Bezüge körperlicher Begabung und ökonomischer Resultate gestattet der Vergleich zwischen Volksstärke und Heeresstärke; auf's Innigste verwachsen sind alle einzelnen Kriegseinrichtungen mit dem Abgaben- und Steuerwesen, ja mit der ganzen Staatsverfassung eines Volks, und wie klar prägen sich in den kriegerischen Dienstnormen, in den Belohnungen und Bestrafungen eines Heeres Richtungen des Volksgeistes aus, welche sich fast an allen anderen Stellen der Beobachtung entziehen; wie lebendig spricht die äußere Erscheinung, die Waffentracht der Krieger, von der ästhetischen Be-

gabung eines Volkes, von der besonderen Geschmacksrichtung eines bestimmten Zeitalters! — Ununterbrochen haben sich in der Wehrverfassung ideale Impulse in den realsten Formen zu bethätigen. Regungen des innersten Volksgemüths setzen sich beständig in Beziehung zu statistischen und wirthschaftlichen Fragen. Mit Recht sagt Goethe, daß die Beschaffenheit der Gerichte und der Heere die genaueste Einsicht in die Beschaffenheit eines Reiches giebt. — Aber die Werthmessung durch das Heer wird noch richtiger ausfallen als die durch die Gerichte. Lange Zeit vermögen Nationen hinzuleben mit einer verbrauchten staatsrechtlichen oder juristischen Verfassung — „da erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort; Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage" — eine Heeresverfassung, die ebenso verrottete, sie risse das ganze Volk unerbittlich in den Abgrund; denn ihr Werth oder Unwerth entscheidet über Sein und Nichtsein.

Und so zeigt es die Geschichte. — Gestatten Sie mir, diese genaue Wechselwirkung zwischen Volksthum und Heerwesen durch die Skizzirung einiger hervorragender Beispiele näher nachzuweisen.

Wenn man zurückschaut in die Dämmerungszeit unseres Geschlechts, so begegnet bei mehreren der vornehmsten Kulturvölker des orientalischen Alterthums der eigenthümliche Grundzug des Kastenwesens. — Es macht den Eindruck, als ob sich aus der amorphen gleichartigen Menschheitsmasse ein krystallinisches Gebilde löse: klar nach strengen Gesetzen gebaut, noch kein Organismus, aber doch schon eine Form. Ein Losungswort, das ja in unseren Tagen, freilich unter ganz veränderten Voraussetzungen, ebenfalls erschallt: Theilung der Arbeit — den Aegyptern und Indern war es das volksgestaltende Zauberwort. In einfacher Urzeit giebt es keine andere Volksschule als die Familie; der Sohn lernt vom Vater; er wächst in dessen Thätigkeit hinein; allmälig werden Familien, werden Stämme zu ausschließlichen Trägern bestimmter erblicher Berufszweige; Gewohnheit und Sitte befestigen sich bald zu Regel und Gesetz. In Indien läßt sich deutlich erkennen, wie

sich das Kastenwesen herausgebildet. Nach der mit Waffengewalt erzwungenen Einwanderung der Arya in das Gangesthal standen die edelgearteten Sieger den verachteten Urbewohnern als ein höheres, „zwiefach geborenes“ Geschlecht gegenüber. Während der Eroberung hatten alle Arya die Waffen geführt; nun, im ruhigen Besitz des neuen Landes, brachte sich der dem Stillleben und der Beschaulichkeit geneigte Racecharakter der Indusbewohner wieder zur Geltung in ihnen; die bei Weitem größte Zahl der Sieger widmete sich dem Ackerbau und überließ die Hut des Landes ihren Stammesfürsten und einem Waffenadel, der sich während der Einwanderungskriege gebildet, als erbliches Recht und erbliche Pflicht. Fürsten und Krieger lösten sich von der Masse des Volks und zwar auch des freien edlen Siegervolks als eine besondere abgeschlossene Kaste los.

Aehnlich dürften sich die Verhältnisse in Aegypten entwickelt haben, und hier kam solchem abgeschlossenen Wesen noch die ernste Natur des Landes entgegen, die Regelmäßigkeit ihrer sich beständig wiederholenden, großartigen Erscheinungen: Wüste und üppigstes Gartenland, Ueberschwemmung und staubige Dürre — Gegensätze, welche sich wundersam abspiegeln in der Gestaltung der Nation und ihrem monotonen Kastenwesen.

Bei den Aegyptern wie bei den Indern nahm die Kriegerkaste der gesellschaftlichen Ordnung zweite Stufe ein. Die Kaste der Priester und Weisen ging ihnen voraus, die ernährenden und erwerbenden Klassen standen ihnen nach, in beiden Ländern aber gehörten die Könige, als Inhaber der Executivgewalt, der Kriegerkaste an. Indeß ungeachtet so großer Aehnlichkeit der Grundeinrichtung sind die Schicksale beider Kriegerkasten doch verschieden und eben in dieser Verschiedenheit höchst volkscharakteristisch.

Die Kriegerkaste der Aegypter bestand aus angesiedelten Gränzern. Abwehr räuberischer Wüstenstämme, Schutz und Heeresfolge des Königs waren ihre Pflicht, zugewiesenes Grundeigenthum ihr Lohn. Das geringe Maß des letzteren hinderte sie, sich zur Stellung einer eigentlichen Aristokratie zu erheben. Als einfacher Soldatenstand folgte die Kaste dem Wink des Pharao; selbst ihre Waffen erhielt sie aus den Zeug-

häusern des Staats, und die Namen ihrer Hauptabtheilungen: Kalasirier und Hermotybier, welche von ihrer Bekleidung herrühren, deuten auf Uniformirung hin.

In solcher Verfassung erhielt sich die Kaste durch Jahrtausende und erwies sich zur Zeit der Blüthe des Reiches unter Sethos und Ramses fähig, mit mehr als einer halben Million Streitern jene großartigen Eroberungszüge nach Aethiopien, Arabien und Syrien durchzuführen, deren fabelhaftes Andenken sich den Griechen mit dem gefeierten Namen der Sesostris verband. — Aber die Kraft des Volkes erlahmte und mit ihr auch die der Kriegerkaste. Zwei Jahrhunderte lang lastete der Aethiopier Herrschaft auf Aegypten. Sie hatte sich beeilt, der Kriegerkaste den Grundbesitz zu nehmen. Groll über diesen Verlust wird mit dazu beigetragen haben, daß bei der Erhebung gegen die Fremdherrschaft an der Spitze der Bewegung die Krieger standen. Sie erkämpften dem Vaterlande die Freiheit. Aber die Nation fand sich nicht völlig wieder. Das neue Herrschergeschlecht Psammetich's gab der Kriegerkaste ihren Grundbesitz nicht zurück. Jonische und karische Söldner wurden ihr vorgezogen; sogar den Ehrenplatz der Schlachtordnung: den rechten Flügel erhielten diese Fremden, und in Folge solcher Nichtachtung wanderten 200,000 Mann der Kriegerkaste nach Aethiopien aus. Vergebens versuchte der König sie zurückzuhalten; vergebens mahnte er sie an die heimischen Götter, an Weib und Kind — mit den Spießen gegen die Schilde schlagend, riefen sie: „Diese Waffen gründen uns leicht die neue Heimath, und an Göttern, Frauen und Kindern wird es uns als Männern nicht fehlen!" — Wenn es eines entscheidenden Beweises bedürfte für die völlige Ablösung der Kaste von den übrigen Theilen der Nation — die Möglichkeit einer solchen Auswanderung lieferte ihn. Zugleich aber ist diese Katastrophe der Wendepunkt der ägyptischen Geschichte. Gebrochen war mit der nationalen Tradition, und so stark auch immerhin die Kriegerkaste noch blieb, so großartige Einzelthaten auch noch geschahen — Aegypten gehörte sich selbst nicht mehr: bald warf es die Schlacht von Pelusium auch äußerlich in die Knechtschaft des persischen Kambyses; der asiatischen Herrschaft folgte die

macedonische und Alexandrien wurde der Brennpunkt hellenistischer Kultur; dann pflanzten die Cäsaren ihre Adler auf; Byzantiner und Sassaniden rangen um das Nilthal und endlich erhoben sich die Minarets der Mosleminen-Siegstadt: Kairo.

Wie anders in Ostindien! Hier bildete die Kriegerkaste einen eigentlichen Adelstand, welcher an den Sitten der heroischen Zeit mit seltener Treue festhielt und in seiner Sonderstellung sich dem Cultus ritterlicher Ideale widmete. Während das schematisirende Aegypten seine Krieger nach der Tracht benannte, führte bei dem Philosophenvolk der Arya die Kriegerkaste die sittliche Bezeichnung Kschatriya, d. h. die Tapferen; während in Aegypten bis zum Eintritt fremder Söldner nur die Kriegerkaste focht, gestaltete sie sich bei den Indern zur Waffenschule und Vorkämpferschaft der Nation, indem man nach und nach auch Elemente anderer Kasten aufnahm in das Heer, und während die ägyptischen Krieger in beständigem rühmlichen Ringen endlich unterlagen, führten die Kschatriya in dem nur selten bedrohten Gangeslande ein heiteres Leben, abwechselnd zwischen Waffenübung und Gelage, und ihre Kreise waren es, in denen das nationale Epos seinen Anfang nahm, jene vielgepriesenen glanzvollen Dichtungen, der Stolz und die Freude des Volks. Denn der liederkundige Kschatriya, der bei den Opferfesten die heißen Kämpfe früher Zeiten sang — er verherrlichte ja die Thaten aller Arya, die Thaten der ganzen Nation. So blieb das Leben der altindischen Kriegerkaste in glücklicher Harmonie mit dem Leben des gesammten Volkes, und so wurde es möglich, daß nicht aus der Kaste der Brahmanen, sondern aus königlichem Waffenadel derjenige Mann hervorging, der, das alte Kastenwesen Indiens auflösend, für sein Vaterland und mit ihm für den ganzen Osten der Erde die tiefstgreifende Neuentwicklung heraufführte, welche Asien je erlebt: der Schöpfer des Buddhismus, Shâkya Muni.

Ein durchaus andersgeartetes Bild als die alterthümlichen Länder Indien und Aegypten, ja eine noch in der neuesten Zeit lebendige Form der Heeresverfassung stellt sich dar, sobald man die semitischen Stämme in's Auge faßt, welche östlich und

westlich Aegyptens an den Ufern des Mittelmeeres herrschten. — Tyrus und Karthago sind die frühesten Vorbilder großer Handelsrepubliken, Karthago zugleich das erste Beispiel einer mercantilen Aristokratie mit ausgesprochener Weltpolitik, für welche also militärische Macht eine Lebensfrage war. Denn Staaten, deren ganzes Dasein auf den Handel gestellt ist, müssen diesem die Wege mit Waffengewalt öffnen und offen halten; sie sind genöthigt, ihre Concurrenten unter Umständen mit Gewalt auszuschließen vom Markte, und daher sind sie stets bestrebt, die straßenbeherrschenden Punkte in Händen zu haben. Dazu aber gehört eine bedeutende Heeresgewalt, fähig in fernen Ländern und zumal zur See zu kämpfen; denn das Meer ist Arbeitsfeld und Schlachtfeld der Kaufmannsstaaten. Nun ist das Kerngebiet mercantiler Völker gewöhnlich klein, das Bedürfniß rüstiger Hände für die Zwecke des Verkehrs und des Gewerbes desto größer, und während landgesessener Adel kriegerisch zu sein pflegt, hegen Geldaristokratien durchweg Abneigung gegen den Waffendienst. Hieraus erklärt es sich, daß die Heeresverfassung der Handelsstaaten ihre entsprechende Form im Söldnerwesen findet.

Es ist merkwürdig, mit welcher Genauigkeit, allem Wechsel der Jahrhunderte zum Trotz, gleiche Voraussetzungen auch wieder gleiche Erscheinungen bewirken. — Wie einst Karthago die Säulen des Herkules vor jeder anderen seefahrenden Nation geschlossen hielt, wie später dann Holland den Scheldefluß eifersüchtig jeglichem Handelsverkehre sperrte und wie heut zu Tage die Meerenge von Gibraltar und der Ausgang des Rothen Meeres unter dem Feuer britischer Kanonen liegen, gerade so erscheint auch die Entwicklung der Wehrverfassung aller Handelsstaaten von Karthago bis England immer wieder an die gleichen Grundbedingungen geknüpft.

Die Marine steht in erster Linie bei den Puniern, wie bei Venedig, Genua, Pisa, Holland, Großbritannien. Die Mannschaft ist überall geworben. — Miethstruppen von allen Küsten der Thalassa empfingen den Sold der Meerbeherrscherin Karthago. Des Mittelalters bunteste Abenteurerwelt versammelte sich an Bord der Galeassen von Venedig. Alle

Völker des protestantischen Europa's: deutsche Lutheraner und französische Hugenotten, polnische Dissidenten und schottische Puritaner tummelten sich im Kriegslager der niederländischen Kaufmannsrepublik; ja noch bis zur jüngsten Vergangenheit schien dem geldstolzen Mynheer der deutsche „Muff" gut genug für den Söldnerdienst in seinen ostindischen Fieber-Colonien, und mit dieser Werbung stellt sich das holländische Heerwesen zunächst zu dem des größesten Handelsstaats der Gegenwart, zu dem von England. Denn unter allen Völkern unserer Tage ist das britische das einzige, welches noch unbedingt festhält an dem sonst überall beseitigten System der Miethsrekrutirung.

Handelsstaaten pflegen der Geldkräfte sicherer zu sein als der Menschenkräfte. In den meisten Fällen ist die Kopfzahl ihrer Heere nicht eben allzugroß. Diese Schwäche auszugleichen fördern sie zuerst mit Eifer und Intelligenz die technischen Waffen, welche von den ackerbauenden Völkern mit Bürgerheeren anfangs immer zurückgestellt werden und erst unter complicirten Verhältnissen zur Geltung gelangen. Die künstliche Vorbereitung und Verstärkung des Kampfplatzes, also das Ingenieurwesen und die Steigerung der gewöhnlichen Waffenwirkung durch großartige und kostbare Maschinen, also die Artillerie — stets lagen die Quellen ihres Aufschwungs bei den merkantilen Völkern. Hochberühmt waren im Alterthume Tyrus und Karthago durch die außerordentlichen Leistungen kriegerischer Technik, namentlich im Belagerungskrieg; die „Arkeley" mit ihren „faulen Greten" und „scharfen Metzen", in den Handel treibenden Reichsstädten macht sie sich zuerst auf deutschem Boden geltend; in Albrecht Dürer giebt uns das gewerbfleißige Nürnberg den ersten vaterländischen Schriftsteller über Fortification; auf holländischem Boden eröffnet Moritz von Oranien jene weltberühmte Schule des Festungskrieges, die bis zur jüngsten Belagerung von Antwerpen fast ununterbrochen Cursus an Cursus gereiht; eben an der niederländischen Grenze entwickelt sich jene eigenthümliche Barrierenlinie und Barrierenpolitik, die ihr uraltes Vorbild findet in den Schanzenketten Karthago's gegen die Wüstenstämme des Südens, und bis zur Stunde ist England mit seinen großartigen Artillerie-Etablissements und Schieß-

stätten zu Woolich und Shoeburyneß ein Pilgerziel der Artilleristen ganz Europa's. Und das ist begreiflich genug; denn nicht nur der Kapitalkraft, sondern auch der Geistesrichtung jedes Handelsvolks entsprechen grade die technischen Waffen. Die Industrie ist ja die älteste Schwester von Handel und Wandel.

Geführt und geleitet wurden die Söldnerheere Karthago's von Männern der Aristokratie, in deren Kreise einige wenige Geschlechter sich immerhin kriegsgeneigt erwiesen und zugleich um so kriegstüchtiger wurden, je mehr sich in ihnen das Feldherrnamt als glorreiches Erbtheil fortpflanzte vom Vater auf den Sohn und auf den Enkel, wie im Hause der Barkiden von Hasdrubal auf Hamilkar und endlich auf den gewaltigen Hannibal. — Alles Mißtrauens, alles Undanks, aller verrätherischen Tücke der Geldaristokratie ungeachtet herrschten die Punier durch solche Feldherren über das Westbecken des mittelländischen Meeres, gerade so, wie 1500 Jahre später im östlichen Theil die Venetianer, als ihre Condottieren mit kühnen Schlägen Küsten und Inseln der Stadt des heiligen Markus unterwarfen; und wundersam mahnt jene sich von Geschlecht zu Geschlecht steigernde Tüchtigkeit der karthagischen Heerführer an die drei glorreichen Generationen des erhabenen Feldherrnhauses der Oranier! Freilich, um diese schaarte sich schon ein weit größerer Kreis edler und nationaler Unterführer, und die Theilnahme selbst der geworbenen Massen war ungleich tiefer und mächtiger geworden. Und als der Glanz der Flagge der Generalstaaten allmählich erblich, als nun das Lied: „Rule Britania, Britania rule the waves!“ siegreich widerhallte von den Kreidefelsen Altenglands und der Nebelküste der Hudsonsbai bis zu den palmenbeschatteten Klippen Ceylons — da waren endlich Adel und Gentry von ganz England der gemietheten Mannschaft loyale Führer. Während Karthago's Heere nur zum allerkleinsten Theile, oft nur zu einem Dreißigstel aus Karthagern bestanden, so warb England sein Heer in England selbst, und wenn Hannibal bei Cannä keine anderen Hebel bewegen konnte als die Aussicht auf Beute und die Anhänglichkeit an seine Person, so bedurfte es für Nelson bei Trafalgar nur des einen stolzen Zurufs: „England expects, every man to do his duty!“ —

Das Söldnerwesen ist typisch für die Handelsstaaten; aber **auch im Söldnerwesen zeigt sich der Fortschritt der Menschheit.***)

In der Geschichte wie in der Natur pflegen die höherstehenden Organismen auch die complicirteren zu sein, und oft weisen sie durch rudimentäre Theile rückwärts auf niedere Entwicklungsstufen, denen sie entwachsen sind. — Diese Betrachtung drängt sich auf, wenn man die Mannigfaltigkeit der griechischen Welt überschaut. — Zwei Staaten vertreten die Hauptrichtungen derselben: Sparta und Athen, als die Chorführer einerseits des dorischen, andererseits des ionischen Stammes.

In den Spartanern stellt sich ein kleines, aber starkes Herrenvolk von Einwanderern dar, welches, über unterworfenen Urbewohnern sitzend, für sich allein das Waffenrecht in Anspruch nimmt. Unverkennbar zeigt sich in dieser Einrichtung große Aehnlichkeit mit den Kriegerkasten Aegyptens und Indiens, zugleich aber auch ein sehr wesentlicher Unterschied. Am Nil und am Ganges waren es nur Theile des erobernden Volkes, welche die Kaste bildeten, am Eurotas dagegen tritt die Gesammtheit der eingewanderten Dorier als geschlossene Macht der Waffenberechtigten allen anderen Landinsassen gegenüber,

*) Freilich bleibt das Sölbnerthum trotz manches inneren Fortschritts dennoch stets die niedrigste Stufe der Heeresentwicklung, sowohl in volkssittlicher als in volkswirthschaftlicher Beziehung. Unter allen Mächten hat Großbritannien die kleinste Armee. Nicht 50,000 Mann vermöchte das stolze England bei einem festländischen Kriege in Europa auftreten zu lassen. Trotzdem betragen die Ausgaben für Heer und Flotte von den 71 Millionen Pfd. St., welche im Durchschnitt der letzten 9 Jahre das Reichsbudget bildeten, ebenfalls im Mittel, allein 26 Millionen, also rund dreimal so viel als das preußische Militärbudget für 1870. England hat neben der kleinsten Armee relativ sowohl als absolut das größte Kriegsbudget der Welt. — Und dabei durchziehen tausende von rüstigen Strolchen, die sog. tramps, das reiche Land und fallen den Armenversorgungskassen zur Last, deren Ausgaben allein in England und Wales (ganz abgesehen von Schottland und — Irland) im Jahre 1867 fast 10¼ Mill. Pfd., d. h. 15 Millionen Thaler mehr betrugen als das ganze preußische Militärbudget. — Das Sölbnerthum Großbritanniens hat also die Folge, daß England nicht nur die kleinste und bei Weitem theuerste Kriegsmacht, sondern auch die größeste und kostspieligste Armeelast Europa's aufzuweisen hat.

ohne diese letzteren der Waffenpflicht zu entledigen. Vielmehr stellten alle diese politisch rechtlosen Volkstheile: Periöken, Skiriten, Heiloten, ebenfalls ausgehobene Mannschaft zu den Kriegen der Spartiaten und nur die schwerbewaffneten Hoplitenschaaren, der eigentliche Kern des Heeres, bestand aus dorischen Bürgern. Für dieses vornehme Spartanerheer fiel, zufolge der lykurgischen Gesetzgebung, die kriegerische Eintheilung vollkommen zusammen mit der bürgerlichen. Nicht eine Kriegerkaste, ein Volk von Herrschern waren die Spartiaten, und als solches eine Erscheinung, wie sie sich vielleicht nur noch einmal in der Geschichte gezeigt: in jenem erlauchten deutschen Orden nämlich, der über Preußen herrschte und dort den glorreichen Heermeisterstaat erschuf, dessen Nachwirkung und Erbschaft sich nicht selten in unsern preußischen Traditionen sehr vortheilhaft zu erkennen gaben. — Der oberste Herrscher in Sparta war das Gesetz. Kein kriegspflichtiger Mann vom 20. bis zum 60. Jahre durfte ohne Urlaub das Land verlassen; Gehorsam war die erste Bürgertugend, und gehorcht wurde Befehlshabern, welche die gottentsprossenen Könige oder die erlauchten Ephoren ernannten. Täglich übte sich in den Gemeinden die kriegspflichtige, seit früher Jugend für den Kampf erzogene Mannschaft in den Waffen. Gleichgerüstet und gleichgekleidet im Purpurgewande, sammelten sich die Spartiaten zum Heereszuge; kleinere Abtheilungen von Gemeindegenossen vereinigten sich auf's Innigste vor dem Kampfe durch Schwur und Erosopfer, und mit Kränzen geschmückt, im Taktschritt, unter Flötenklang stürmten sie vorwärts, und hellschallend umjubelte sie des Tyrtäos Päan: „Auf, Sparta's gerüstete Jünglinge, auf in die dräuende Woge des Kampfes!“ — Während alle anderen griechischen Städte sich fest ummauert wiesen und von der Altburg, der Akropolis, als starker Citadelle schützend überragt wurden, lagen die Städte Lacedämon's offen da; denn als ihr einziger, aber sicherster Schutz galten die Söhne des Vaterlandes selbst. „Besser eine Mauer von Menschen als von Steinen“, so lautete das Wort Lykurgs, ein Wort, in dem sich der Gegensatz zweier fremdester Pole, der des spartanischen und des karthagischen Wesens, mit wunderbarer Energie zusammenfaßt. — Diese Kriegsverfassung

ist (freilich nur innerhalb des Herrschervolkes) das absolute Milizsystem in seiner vollen Reinheit. Das Heerwesen Sparta's erscheint sogar fast mehr als Gemeinde- denn als Staatsangelegenheit. Und so gelangt man bei Betrachtung desselben zu dem wunderbaren Resultat, daß die beiden entlegensten Bildungen: Kastenwesen und Bürgermiliz, auf dem Boden Lakoniens verschwistert wurden, verschwistert durch die Wechselwirkung zwischen der in Folge der dorischen Einwanderung mit Nothwendigkeit gegebenen Stammesgruppirung und der frei wirkenden Macht des edel gearteten griechischen Geistes.

Wie stellt sich nun hierzu das Führervolk der Jonier? Wie bildete Athen sein Heer? Von Kastengegensätzen konnte nicht die Rede sein in Attika, denn ein stammverschiedenes Herrenvolk bestand nicht. Aber die Jonier waren ein handeltreibender, seefahrender Stamm, und man sollte daher meinen, ihre Entwickelung müsse ähnlich gewesen sein wie die der Karthager. In der That nimmt denn auch die Marine bei ihnen wie bei den Puniern die hervorragende Stellung ein; aber nicht mit geworbenen Miethlingen bemannen die Athener ihre Schiffe; ihre Schlachten schlagen die freien Bürger des Staats. Das ist der ideale Zug hellenischer Natur! Und doch, scheint es nicht wieder ganz dem Geldsinne eines handeltreibenden Volkes zu entsprechen, wenn die solonische, nach dem Vermögen durchgeführte bürgerliche Klasseneintheilung zugleich auch als Grundlage galt für die Kriegsverfassung, so daß also der Besitz entschied über Waffenrecht und Dienstpflicht? Aber auch hier zeigt sich sogleich ein merkwürdiges Correctiv; denn nicht der bewegliche Besitz, nicht Vorrath und Zins vom baaren Gelde gab den Maßstab der Schätzung, sondern der Ertrag vom eigenen Acker. Wohlgepflegter Grundbesitz war also bei diesem seefahrenden Handelsvolke die ursprüngliche Bedingung des politischen Einflusses und der Gradmesser für die verschiedenen Formen kriegerischer Dienstleistung. Diese Einrichtung bildet einen der vornehmsten Regulatoren jener überbeweglichen, so leicht in Gährung gerathenden Demokratie von Attika — freilich nur in der frühen, der marathonischen Zeit.

Die drei ersten Vermögensklassen thaten den Dienst schwer-

bewaffneter Hopliten, die vierte, in frühester Zeit ganz ausgeschlossen vom Heer, wurde später als leichtes Fußvolk oder zur See gebraucht. — Höchst volkscharakteristisch für den ionischen Geist und als scharfer Gegensatz zum spartanischen Wesen stellt sich die Befehlsordnung der Athener dar. Jeder der zehn attischen Stämme wählte einen Strategen; diese zusammen standen an der Spitze des Heeres, und Tag für Tag wechselte zwischen ihnen der Oberbefehl. Entscheidende Entschlüsse wurden durch Abstimmungen erzielt. — Es ist das ein Verfahren, welches uns modernen Menschen ganz absolut unmilitärisch erscheint. Dennoch gelang es bekanntlich bei Marathon, daß dem Miltiades außer der Reihe der Oberbefehl ward, weil ihn auch die andern Strategen als den bedeutendsten anerkannten — und dies Verzichtleisten berechtigter, zum Theil sogar anders als Miltiades denkender Mitfeldherren bezeichnet entschiedener als die Resultate vieler Verfassungskämpfe jene seltene Reife des republikanischen Sinnes der Athener, die freilich auch diesem Volke nur allzubald in Ueberreife und Fäulniß, d. h. in Demagogenwirthschaft und Anarchie umgeschlagen ist. — Die Beweglichkeit der Heeresordnung aber entspricht auf's Genaueste dem Sinne eines ionischen Stammes, der in so hohem Grade die Eigenschaften desjenigen Elementes angenommen hatte, mit dem er am meisten verkehrte: die des Meeres, dessen Tiefe und Schönheit, dessen Beweglichkeit und Unzuverlässigkeit sich überall aussprechen im Wesen des attischen Demos.

Eins aber haben Athen und Sparta, haben alle griechischen Staaten gemeinsam: Jeder Mann, der als Bürger Geltung erlangen wollte, mußte auch Geltung haben als Krieger. Wenn man daher die Heere Griechenlands Bürgermilizen nennt — und sie waren es — so darf man mit ebensovielem Recht ihre Gemeinden als Kriegergenossenschaften bezeichnen. — Nicht umsonst ist Pallas Athene, die Göttin höchster menschlicher Erkenntniß, kriegerisch gerüstet mit Schild und Lanze. Auf's Innigste durchdrang sich in der Erziehung der griechischen Jugend die Ausbildung in Wissenschaft und Kunst mit der in den Waffen, und diese schöne Verbindung, welche sich in jedem einzelnen Gymnasium vollzog, sie erhob sich in den nationalen Festspielen zu

Olympia, zu Pytho, am Isthmus zu einem über alle Stammesverschiedenheit hinausgehenden Ausdruck des gesammten griechischen Wesens, vor allem des griechischen Kriegswesens. Und dies erscheint hier in so wunderbarer künstlerischer Verklärung, so gesättigt von Schönheit, wie nirgends wieder in der Geschichte, so daß man geneigt wird, ein Wort, welches Schiller an die Künstler richtet, auf jene Wettkämpfer von Olympia, auf die kriegerische Jugend von Hellas zu beziehn:

Dem prangenden, dem heitren Geist,
Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der seinen Aether, seinen Sternenbogen
Mit Anmuth uns bedienen heißt,
Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzücket
Und zum Verheeren selbst sich schmücket —
Dem großen Künstler ahmt ihr nach.

Die Summe des gesammten Alterthums zieht Rom. — Wie unter den Bäumen die langsam wachsenden das kernigste Holz entwickeln, so stieg auch Rom sehr langsam empor, aber es überdauerte alle Staaten der antiken Welt. — Banditen setzen sich fest auf den Tiberhügeln, nach und nach wird ihr Hauptmann zum Volkskönige; die Räuberbande entwickelt sich zur patrizischen Gemeinde. Dauernd aber bleibt dem jungen Gemeinwesen der Stempel seines Ursprungs aufgeprägt; er ist erkennbar bis zur völligen Uebersättigung Roms in Eroberungen.

Die erste formale Staatseinrichtung ist die des Servius Tullius, welche durchaus an die athenische Verfassung mahnt. Denn hier wie dort theilte eine Schätzung auf Grundlage der Ansässigkeit und des Vermögens das Volk in Klassen ein, nach denen sich die militärisch-politischen Pflichten und Rechte derart abzustufen hatten, daß jede Vermögensklasse gradezu eine Heeresabtheilung darstellte, die sich durch ihre der jedesmaligen Wohlhabenheit entsprechende Ausrüstung von den andern Abtheilungen derselben Legion unterschied. Die reichsten Bürger bildeten die Ritterschaft, die Kavallerie; die ärmsten dagegen, welche weniger besaßen als den geringsten Satz des Census, waren zusammengefaßt unter dem Massennamen des Proletariats und wurden in den guten Zeiten Roms gar nicht zum Dienste

herangezogen. — Es ist ungefähr so, als wenn bei uns in Preußen nur diejenigen Bürger dienstberechtigt und dienstverpflichtet wären, die da Einkommensteuer bezahlen und auch von solchen nur diejenigen, welche zugleich angesessen sind. Man ging in Rom von der Vorstellung aus, daß allein der Besitzende wahres Interesse daran habe, den Staat zu schützen, eine Anschauung, die in hohem Grade charakteristisch ist für jenes Volk, dessen ausgezeichnetste geistige Leistungen auf dem Gebiete des Rechtswesens und namentlich auf dem der Civilgesetzgebung liegen.

Die Legion, welche sich aus den fünf Censusklassen zusammensetzte, wurde von Kriegstribunen befehligt, die untereinander im Commando regelmäßig wechselten. Das ganze Heer, aus mehreren Legionen zusammengesetzt, gehorchte dem Consul; waren aber beide Consuln zugegen, so wechselte auch zwischen ihnen der Befehl. — Es zeigt sich in diesen Einrichtungen ähnliche Beweglichkeit wie in denen der Athener; während diese jedoch keinen dauernden Schutz fanden wider solche übermäßige Elasticität, während bei ihnen nach dem Verfall der marathonischen Denkungsweise das Demagogenthum auch im Heerwesen zügellose Orgien feierte und der Staat in dem markverzehrenden peloponnesischen Kriege sich nur allzuschnell zerstörte — so fand dagegen Rom mit seinem wunderbaren legislatorischen Instincte lange Zeit hindurch gut wirkende Mittel gegen das anarchische Moment: den wechselnden Consuln hielten stabile Proconsuln das Gegengewicht, und in besonders verhängnißvollen Krisen kehrte der Staat, unter der Form der Dictatur, vorübergehend zur Monarchie zurück, um wieder Athem zu holen und sich zu sammeln aus dem übermäßigen Treiben der Parteien. Freilich waren das Alles nur Hinhaltungsmittel, und so erscheint denn das Heer, mit welchem Rom Italien, Spanien, Karthago und Griechenland unterwarf, in der Organisation keiner der bis dahin aufgetretenen Armeen überlegen; aber es war, wie es war, der volle und reine Ausdruck des lebendigen römischen Volksthums und in diesem athmete ein kriegerischer Geist von gewaltiger Größe.

Jeder Bürger war zu 16 Feldzügen verpflichtet; erst wer 10 Feldzüge mitgemacht, hatte Anspruch auf ein Staatsamt. Mit furchtbarer Consequenz führten die Römer selbst in den schwersten Zeiten der punischen Kriege den beispiellosen Grundsatz durch, niemals Gefangene einzulösen. Wer die Gefangenschaft rühmlichem Tode vorgezogen, der sei nicht werth, zurückerkauft zu werden. Es ist bezeichnend für den Sinn der Römer, daß ihnen ein und dasselbe Wort: virtus — zugleich Tugend und Tapferkeit bedeutete. — Freilich diese strenge Größe dauerte nur an, so lange die Entwickelung Roms sich im aufsteigenden Aste befand. Schon früh war ein Keim der Auflösung auch ins Heerwesen gelegt und zwar durch die an sich sehr gerechtfertigte und natürliche Zahlung von Sold, welche für die Römer unter denselben Umständen eingeführt wurde wie für das hellenische Bürgerheer, nämlich bei der ersten größeren, zeitraubenden Belagerung. — Langsam und ganz allmählich wurde nun das freie Waffenrecht der Bürger umgewandelt. Die Aermeren begannen im Heerdienste eine Erwerbsquelle zu erblicken; sie drängten sich heran, um Sold und Beute zu gewinnen, um so mehr, als die Feldherrn und Hauptleute, welche auch ihrerseits ehrgeizige und selbstsüchtige Zwecke ins Auge faßten, nicht mehr im Stande waren, die alte stolze Kriegszucht aufrecht zu erhalten, vielmehr bereitwillig Raub und Plünderung gestatteten. Der moralische Gehalt des Heeres sank; die alten aristokratischen Unterschiede innerhalb der Legion verschwanden; zumal unter rasch wachsender Ueppigkeit des Lebens bei den reicheren Bürgern die Neigung für den Kriegsdienst allmählich abnahm. Immer mehr lernten diese Optimaten, ihr Waffenrecht als eine drückende Pflicht zu betrachten; die wohlhabendsten Censusklassen, vor allem also die Reiterei, zogen sich zuerst zurück vom persönlichen Dienst; endlich wurde der Name eines römischen Ritters gleichbedeutend mit dem eines reichen Spekulanten, eines großen Banquiers oder Häusermaklers. — Und so konnte es geschehn, daß zuletzt ein Mann wie Marius, in dessen gewaltiger Persönlichkeit sich die ganze Macht des demokratischen Geistes zusammenfaßte, mit einem Schlage die hohl gewordene Form der servianischen Kriegsverfassung über

den Haufen warf, das Waffenrecht von allen Schranken befreite und an Stelle des bürgerlichen Aufgebots das System der Werbung setzte. Nicht nur das römische Proletariat, nicht nur das arme Gesindel aus den Gebieten der Bundesgenossen strömte jetzt in das römische Heer, aus allen Provinzen, ja aus den Reihen der Sklaven ergänzte es sich. Völlig abgelöst vom Bürgerthume, kannte von nun an der römische Soldat keine andere Heimath mehr als das Lager, kein anderes Palladium als den Adler der Legion, keine andere Obrigkeit als den Feldherrn. — Solche Heere waren die Erzeuger und die Werkzeuge der Bürgerkriege; solchem Heere zu Liebe war der aristokratische Sulla genöthigt, ganze Stadt- und Land-Gemeinden Italiens auszuweisen und ihre Sitze umzuwandeln in Militärkolonien für die immer anspruchsvoller, immer mächtiger werdenden Miethlinge. Solche Heere waren es freilich auch, mit denen Cäsar seine Schlachten schlug und den römischen Namen groß machte vor allen Völkern der Erde. Den römischen Namen — nicht mehr das römische Volk. Dies verfiel seit dem Augenblicke, in welchem die alte, aus seinem innersten Wesen herausgeborene Wehrverfassung des Servius Tullius zerschlagen wurde. — Schon unter Cäsar erscheinen, Schatten der Zukunft gleich, deutsche Cohorten im römischen Heere, und von Jahr zu Jahr, von Kaiser zu Kaiser vermehrt sich nun die Zahl der Barbaren; ganze Völkerschaften treten in Dienst der Imperatoren, und je mehr die politische Kraft des römischen Bürgerthums zerbröckelt, um so rücksichtsloser und entschiedener drängt sich die Herrschaft der Soldaten, die Militärdespotie, brutal und raffinirt zugleich, an die Spitze des Staates. Bald wird die Prätorianergarde zur höchsten Machtquelle des Reichs; sie besetzt nach Willkür die Stelle des Kaisers, und, dem Saturnus gleich, verschlingt sie die eigenen Kinder: wenn der feile Purpur zugeschlagen an den Meistbietenden, so ermorden ihn die Prätorianer zu Gunsten eines Höherbietenden. — In zerrüttendem Fieber verzehrt sich das Reich. Faul bis ins Mark hinein ist die langsam gewachsene Eiche. Niemals hatte Rom ein größeres Heer und niemals war es ohnmächtiger als unmittelbar vor der Völkerwanderung.

Die Führerschaft der Welt! Aus den Händen der Römer übernahmen sie die Germanen. Wie man von der Jugendgeschichte mancher Völker kaum etwas anderes kennt als deren Kriegsgeschichte und dennoch eine lebendige Anschauung ihres Wesens empfängt, so dürfte man von der deutschen Nation behaupten: Wenn auch nichts übrig geblieben wäre an historischen Nachrichten über unser Volk als ein zuverlässiges Bild der wechselnden Gestaltung und Gesetzgebung seines Heerwesens — man wäre im Stande danach in großen Zügen seine Geschichte zu entwerfen. Während sich die Entwickelung des römischen Heerwesens und mit ihm die des Volksthums in auf- und absteigender Linie, niemals abspringend, einer strengen Fuge gleich, mit fast furchtbarer Consequenz vollzieht, so bietet das deutsche Volk, in seiner, der hellenischen Mannigfaltigkeit verwandten Art, ein ganz anderes Bild. Denn unserem Heerwesen liegen zwei große Hauptformen zu Grunde, und ihre, sich untereinander bedingenden und in einander greifenden, wechselvollen Gestaltungen lassen die Entwickelung des deutschen Kriegswesens wie einen symphonischen Satz erscheinen, in dem sich zwei leitende Motive folgerichtig aber in schöner Freiheit ausgestalten.

Diese beiden großen Strömungen, welche seit Urzeiten in der Heerbildung der Deutschen mit und neben einander hergehn, einander bedingen, verdrängen, ablösen, einzeln aber nie im Stande sind, das ganze Volksthum auszusprechen, das sind: der Heerbann und die Gefolgschaft. Auf das Wunderbarste correspondiren diese beiden Richtungen mit den zwei vornehmsten socialen Prinzipien, welche sich in Deutschland das ganze Mittelalter hindurch bekämpften und deren Ringen sogar heute noch nicht durchgefochten ist: nämlich mit der Idee des concentrirten deutschen Staates auf der einen und dem mächtigeren Individualisirungstriebe vieler einzelner Stämme und Genossenschaften auf der anderen Seite.

Wie in Hellas und Rom so eignete auch unter den Deutschen jedem freien Manne durch die Geburt Wehrpflicht und Waffenrecht. Der Mann selbst hieß: „Wer“. „Vir“ und „Wer“

ist dasselbe Wort; erst durch die „Wehrhaftmachung“ wurde der Jüngling berechtigtes Gemeindeglied. Neben dies allgemeine Volkskriegerthum stellte sich aber eine zweite, freiwillige und in dieser Art nirgends anderswo erscheinende Form: nämlich das Heergeleite oder die Gefolgschaft. Entsprach der Heerbann dem Bedürfnis des großen Volks- und Landeskrieges, so schloß sich das Heergeleit an die Person. — Wenig Lust hatte ein großer Theil junger waglicher Recken, auf der Bärenhaut zu liegen, bis seltene große Volksangelegenheiten einmal ihres Arms bedurften. Freiwillig schlossen sie sich an einen Kriegsmann, einen Adaling von großem Waffenruhme an; sie traten, wie es hieß, in seine „Schule“ und damit zu ihm selber in ein höchst persönliches Verhältniß innigster wechselseitiger Hingebung und heiliger Mannestreue, die in die äußerste Selbstverläugnung ihre schönste Ehre setzte. Das Wesen dieser Heergeleite, das den großen und reichen Volkshäuptern Gelegenheit gab, eine Art Hausmacht zu begründen, hat schon zu früher Zeit geschichtliche Entwickelungen möglich gemacht, welche ohne sie schwerlich erfolgt wären. Denn zum Angriffskriege des ganzen Volkes gehörte auch die Zustimmung der Volksversammlung, zu einem Abenteurerzuge des fürstlichen Heergeleits nichts als der kühne Wille seines Führers, und doch entsprangen solchem Eroberungszug nicht selten Ansiedelungen und Heerkönigsschaften von Dauer und welthistorischer Wirkung.

Je schwächer die Macht der Volksgemeinde und des Stammkönigthums, um so größer stets der Einfluß der gesondert im Volke stehenden Heergeleite. So war es namentlich zur Zeit der hinsterbenden merovingischen Dynastie. Ihr Ruf vermochte es nicht mehr, den Heerbann der Franken zu versammeln. Mit seines Hauses stolzer Gefolgschaft und ungeheuren Abenteurerschaaren, die seines Namens heller Klang gelockt, schlug Karl Martell das Heer der Araber und rettete das Abendland vor dem andringenden Islam; an der Spitze seiner Gefolgschaft schwang sich Pipin auf den fränkischen Thron, und erst Karl der Große kehrte zurück zum Heerbann und begründete seine Macht wieder auf die Dienstpflicht aller Freien.

Auf die Dienstpflicht. Denn die Herrschergewalt des Königs war nun so gewachsen, daß sie den Antheil, welcher ursprünglich bei Bestimmung über Krieg und Frieden der Volksgemeinde zukam, ohne Weiteres bei Seite schieben konnte, und es läßt sich nicht leugnen, daß angesichts des übermäßigen Triebes nach individueller Ungebundenheit, der die Germanen jederzeit kennzeichnete, in solcher Beschränkung ein wünschenswerter Sieg des Staatsprinzipes zu erkennen ist. — Die unaufhörlichen Kriege während Karls langer glorreicher Regierung machten es aber den weniger wohlhabenden Freien fast unmöglich, zugleich für Haus und Hof zu sorgen und doch dem Heerrufe des Kaisers oft in weite Ferne zu folgen. Da wurde denn der Ausweg getroffen, daß mehrere zusammentreten, vorübergehend auf ihr Waffenrecht verzichten und Einen aus ihrer Mitte ausrüsten und in's Feld stellen durften. Hier aber setzte nun eine ganz neue Entwickelung an. Die Reichen und Vornehmen, die Beamten des Kaisers und die Väter der Kirche, alle diejenigen, welche beständig Dienstleute und bewaffnetes Gefolge hielten — sie waren vorzugsweise geneigt, ja gern bereit, die Heeresfolge für Andere zu übernehmen, unter der Voraussetzung freilich, daß der Vertretene sich seines Waffenrechts begab zu ihren Gunsten, d. h. daß er ihr Unterthan wurde, der Mann, der homo seines ihn schirmenden Seniors, seines hochgebietenden Seigneurs. Und nun bildete sich nach und nach durch diese kriegerische Stellvertretung seitens der Mächtigeren und Reichen das Lehnswesen, das Feudalsystem heraus, der Form nach meist auf legale Weise, dem Sinne und dem Inhalt nach zum schwersten Schaden des Heerbanns und des Volks. Denn dem Heere gingen alle jene armen aber freien Hände verloren, und die Volkskraft wurde in ihrem Kern geschädigt dadurch, daß alle jene Männer nun nicht mehr der freien Arbeit gehörten, daß sie vielmehr unterthänig geworden und ihre Leistungsfähigkeit beschränkt und herausgerissen war aus dem unmittelbaren Leben des Volkes und des Staats.

Während dieser Verbildung zerfiel das Reich der Karolinger. Der militärischen Zerrüttung arbeitete die politische ge-

schäftig in die Hände. Immer entschiedener traten des Reiches Beamte als des Reiches Fürsten auf; immer kleiner wurde der Heerbann freier Männer, welchen die deutschen Wahlkönige unmittelbar aufzurufen vermochten; immer abhängiger wurde das Reichsoberhaupt von seinen Vasallen. Wollte ein Kaiser etwas Tüchtiges leisten, so vermochte er es bald nur noch durch seine Hausmacht; versuchte er jedoch diese zu stärken, so stieß er sofort feindlich zusammen mit den Fürsten, die es zu hindern strebten, und so wurde die verdorbene Wehrverfassung Deutschlands zur verhängnisvollen Quelle beständiger Kämpfe, stets wachsender Zersplitterung und endlich völliger Machtlosigkeit des deutschen Reichs.

Letzteres freilich erst spät. Denn zu groß war die eingeborene Kraft der Deutschen, um nicht Jahrhunderte lang trotz der sich allmählig verschlechternden Form noch Großes zu leisten. Merkwürdig und unbedeutsam ist hiebei der Umstand, daß so lange des Reiches Herrschaft bei den Norddeutschen, bei den Sachsen und Franken war, immer noch ein gewisses Festhalten an der Väter Wesen galt, eine achtungsvolle Scheu vor dem Waffenrecht des freien Mannes. Dies ist ein Zeugniß jener größeren politischen Kraft, welche die Niederdeutschen von jeher vor ihren südlichen Brüdern ausgezeichnet und welche Goethe sogar zu der Bemerkung veranlaßte: „die Sachsen hatten von jeher mehr Cultur als die südlicheren Deutschen. Denn was ist Cultur anders, als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen? Auf die Kunst sich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuschlagen, darauf kommt es bei den Nationen an." Und in der That, diese Kunst verstanden zumal die Norddeutschen noch Jahrhunderte lang vortrefflich. Gewaltig beugte Otto's des Großen Hand den Trotz der Italiener wie der Dänen, endgültig für alle Zeit schlug sie der Ungarn Räuberheere auf dem Lechfeld zu Boden, und in den fast ununterbrochenen, immer neuen Kämpfen gegen die ostelbischen Slaven lebt noch lange das machtvolle Element des alten Volksaufgebotes fort. Es war von hoher Bedeutung für die künftige Größe Brandenburg-Preußens, daß sich hier in den Marken keine solche reichsunmittelbare Aristokratie etablirte,

wie sie den Süden und Westen Deutschlands zerbröckelte, daß vielmehr hier wenigstens zwischen dem Markgrafen und dem Volke Zusammenhang in kriegerischen Dingen blieb, unmittelbarer als sonst an irgend einer anderen Stelle des heiligen Reichs.

Mit dem Aufkommen der Herrscher aus schwäbischem und bayerisch-österreichischem Stamme bricht aber endlich in Deutschland unverholene Verachtung aller nichtadligen Kampfgenossen zerstörend und verderbend durch. Endlich tritt das Heerbannthum ganz und gar in den Hintergrund. Seine letzten Ausläufer erscheinen nur noch auf dem beschränkten Boden des Gemeindelebens in der tapferen Tüchtigkeit waffenkundiger Bürgerschaften bis hinauf zu jener stolzen Erscheinung des meerbeherrschenden ruhmwürdigen Hansabundes. Aber alles das ist doch nur augenblicklich und örtlich. Auch in der außerordentlichen, im Occidente niemals wieder ihres Gleichen findenden Heeresgestaltung der Kreuzzüge treten zwar gewaltige und von einer großen Idee beseelte Volksmassen auf; aber nicht das Volk, nicht die staatlich geordnete Gesammtheit, sondern ein ungeheures Heergeleite, das seinen Gefolgsherrn sah in Jesus Christus. Das eigentlich Entscheidende, nämlich die große Grundlage des gemeinsamen Reichsgesetzes fehlt. Der Heerbann ist erloschen. Nur in der Erinnerung des Volkes dauert er noch lange. Noch im 14. Jahrhundert werden theoretisch alle Freie als zum Schilde geboren betrachtet; thatsächlich jedoch verbietet Barbarossa dem bürgerlichen Kaufmann sein Schwert umzugürten auf der Straße und büßt den Bauern, der sich im Harnisch betreffen läßt, um Geld; thatsächlich sind es die adligen Lehnsverbände fast ausschließlich welche noch die Waffen führen, leider viel seltener und unmuthiger gegen des Reiches Feinde, als gegen die ihrigen und gegen die des Lehnsherrn. Der Adel scheint auf dem Wege zu sein, zu einer Kriegerkaste zu verknöchern. Das Ritterthum treibt seine prachtvolle aber schnell welkende und wenig Frucht ansetzende Blüthe.

Hand in Hand nämlich mit jener Verschiebung der volksrechtlichen Grundlage des deutschen Wehrwesens ging eine tief-

greifende Veränderung der Kriegsart: die Vorherrschaft der Reiterei begann. — Schon Aristoteles hat die Bemerkung gemacht: Hauptwaffe demokratischer Völker sei das Fußvolk, diejenige oligarchischer Staaten dagegen die Reiterei. Er hatte dabei offenbar den Gegensatz im Sinne zwischen den Bürgerstaaten von Hellas und den durch kleine Dynastengeschlechter beherrschten Reiterstämmen Thessaliens und Thraciens; aber sein Wort trifft nicht minder zu auf die militärische Entwickelung des germanischen und romanischen Mittelalters. Und man kann noch weiter gehn als Aristoteles. Das Fußvolk ist die Hauptwaffe der Culturvölker, Reiterei die der Nomaden. Das Fußvolk ist für alle Verhältnisse anwendbar; nicht so die Reiterei. Reitervölker, wie die Hunnen und Mongolen, können Länder überschwemmen; aber zu behaupten vermögen sie dieselben nicht; Eroberer dagegen, die gleich den Römern und Germanen zu Fuß vordringen, die fassen auch Fuß. Mit Recht sagt ein ausgezeichneter Militärschriftsteller: „Da in dem Menschen die moralische Kraft des Krieges ruht, so hat die Stärke der Heere auch stets im Fußvolk bestanden, so lange das Moralische der Masse wol erhalten blieb. Die Vermehrung der Reiterei über einen gewissen Punkt hinaus hielt immer gleichen Schritt mit dem Verfall des Kriegswesens überhaupt.“ Und das geschah nun eben auch im Mittelalter.

Wie bei allen Völkern, so saßen auch bei den Deutschen die Fürsten und Vornehmen gern zu Pferde und sie mußten es; denn als Führer bedurften sie der Uebersicht. Es war natürlich, daß sie auch von ihrem persönlichen Gefolge wünschten, daß es beritten sei, ja daß sie es heischten. Die Ehre, in der Nähe des Königs zu kämpfen, genossen also vorzugsweise die Berittenen; bald sprachen daraufhin die Reiter als ihr Recht an, eine besondere höhere Ehre zu haben als die anderen; nur allzu bald blickte der von seinem Herrn beritten gemachte Hofdiener (Ministeriale), der oft nicht einmal von freier Geburt war, hoffärtig herab auf den zu Fuß fechtenden Freien. Alle, die es irgend vermochten, schwangen sich in den Sattel; schnell genug bildete sich in den berittenen

Geschwadern ein ausgesprochener Corpsgeist; aus der Reiterei entwickelte sich die Ritterschaft. Der alte Stand der Freien sank buchstäblich immer tiefer, je höher sich der Ritter im Steigbügel hob, und die ursprünglich gar nichts miteinander gemeinhabenden Begriffe: Adel und Ritterschaft begannen sich zu decken. Omnis nobilitas ab equo! sagt ein alter Spruch.*) Welch eine seltsame Wechselwirkung zwischen Heerwesen und Volksthum!

Je selbständiger sich die einzelnen Vasallen dem Reiche gegenüber im Laufe der Zeit stellten, je mehr sich die Verfassung oligarchisch gestaltete, je schärfer sich die Sonderungen des Feudalsystems herausbildeten, um so verhängnißvoller wurde die ritterliche Kriegsart. Es bildeten sich lauter kleine Gefolgschaften kleiner Dynasten. Die Nation, welcher der Staat abhanden gekommen, war auch gar nicht mehr vertreten und konnte es nicht sein durch diese Kriegerschaaren, die kein Heer mehr bildeten. Immer unsicherer wurde die Befehlsordnung, immer massenhafter die Privilegien der Einzelnen; die Ausnahmen von der Regel der Reichswehrpflicht waren unzählbar; irgend eine Gemeinsamkeit der Waffenübung bestand nicht mehr; zuletzt erloschen sogar die Turniere — es war aus, es war zu Ende mit der Heeresverfassung der deutschen Nation, ja mit der von allen Völkern des Abendlandes.

Der letzte Ritter, Kaiser Max, fand das deutsche Kriegswesen im tiefsten Verfall. Die Reichsstände gehorchten dem Könige nicht mehr; der Hochadel verweigerte in selbstangemaßter

---

*) Vergl. Chevalier, Cavalier, Caballero. — Marschall (march-schalk) heißt nichts anderes als Pferdeknecht. Connetable (wovon auch „Konstabler") ist eine Entstellung von comes stabuli = Stallgraf, Stallmeister, und Ecuyer d. i. Schildknappe, Junker stammt ebenfalls vom Pferdestall, von ecurie, mittellatein. escuria (wovon auch span. escorial), ein Wort, welches auf das althochd. scûra, neuhochd. „Scheuer" zurückführt. — In Persien und Armenien war die höchste Adelsbezeichnung: aspiedes, von aspa = Pferd, grade wie das arabische Wort saisun, welches unserem deutschen „Marschall" entspricht, in nächster Verwandtschaft steht zu: sâsa = beherrschen und siâsatum = Politik — ein neuer Beleg für die längst anerkannte Gemeinsamkeit des Ursprungs der abendländischen und der arabisch-spanischen Entwickelung der Ritterschaft.

Halbsouveränetät die schuldige Heeresfolge, der niedere trieb Wegelagerei; die Städte, lange Zeit hindurch streitbar und selbstbewußt, waren unkriegerisch geworden oft bis zur Lächerlichkeit. Da galt es, etwas Neues zu schaffen, und dies Neue konnte nur da schöpfen, wo in Deutschland noch immer ein gesunder Grundstoff war — aus den großen von der Ritterschaft bisher zurückgedrängten Massen der Gemeinen*). Die Schöpfung des letzten Ritters ist ein tüchtiges Fußvolk, das der Landesknechte.

In Nord und Süd waren die Elemente dazu vorhanden. In den Städten hatte sich, wenn auch in engen Grenzen, allezeit die volksthümliche Kampfweise auf dem Walle wie beim Ausfall erhalten und bewährt. Vor Allem aber war von den Flamen, den Friesen und Schweizern der Welt gezeigt worden, was ein tüchtiges Fußvolk vermöge. Seit an den Eidgenossen sich Karl's des Kühnen stolze Burgunderschaaren und die glänzende Jugend der Ritterschaft von Oesterreich gebrochen, waren sie ein weitbegehrtes Kriegsvolk geworden, namentlich in Frankreich. Nun traten ihnen ebenbürtige Mitbewerber zur Seite in den Landsknechten aus dem Reiche. Und wol flochten diese

*) In Frankreich fehlten diese Elemente ganz und gar. Hier war es der Adelsherrschaft vollkommen gelungen, die Gemeinen, das Volk wehrlos zu machen. Aber daher war denn auch in der Stunde der Noth Frankreich wehrlos. Grade François I., der glänzende Roi gentilhomme, mußte das schwer empfinden. Als Karl V. den deutschen Landsknechten mit furchtbarer Drohung verboten, den Dienst des Franzosenkönigs zu nehmen, richtete dieser 1544 eine Mahnung an die deutschen Stände, in der es heißt: „Dieses edle, so blühende Frankreich, ... mit euch, Fürsten Deutschlands, man kann sagen, durch eine Art Brüderlichkeit eng verbunden, erblickt ihr jetzt angegriffen und abgesperrt von den heftigsten Feinden. Und um so großer Wuth zu widerstehn, haben wir in unserem Lande nicht Fußvolk, weil unsere Vorfahren unsere Bauern mehr an den Ackerbau, als an den Krieg gewöhnten. Deßhalb bedürfen wir des Fremden, wie wir immer dessen bedurften, wenn uns ein großer Krieg heimsuchte.“ Solch demüthiges Geständniß ist völkerpsychologisch sehr bezeichnend, und wol hat Barthold, dieser scharfblickende Kenner des Kriegswesens, vollkommen Recht, wenn er meint: „Hier spricht sich der Unterschied vom damaligen deutschen Volke aus; hier liegt der Schlüssel zur französischen Revolution!“ —

Kämpen manches grüne Blatt in den Ehrenkranz deutschen Waffenruhms: „Sie fechten in Wasilewicz Sache gegen Polen und bilden zu gleicher Zeit den Kern des polnischen Heeres; sie unterwerfen Schweden der Union, streiten für die Yorks in England, erobern Bretagne und Neapel, überwältigen die Ungarn und zerstören in Frankreichs Reihen den Ruf der Unüberwindlichkeit der spanischen und schweizerischen Infanterie." Infanterie! Der Name sieht romanisch aus; er ist aber in seinem Kerne deutsch. Schon unter Konstantin dem Großen bildeten die normannischen „Fanten" der byzantinischen Kaiser tüchtigste Truppe, und wahrlich, die nun in Frankreich auftretenden „Fantassins" zeigen, daß sie gar nichts zu thun hatten mit „Infanten" und „Enfants", sondern ihren Mann standen im vollsten Sinne des Worts. — Aber neben so kräftigem Licht ruht ein noch tieferer Schatten. So viel Volksthümliches auch bei diesen Landsknechten erscheint*), so volksthümlich an sich schon das Wiederauftreten eines starken Fußvolks ist — dies Volksthümliche kann das Volk selbst nicht ersetzen. Tausende von staatlosen Soldatengemeinden sind noch lange kein Volksheer. Geworbene Mannschaft für den jeweiligen, momentanen Kriegsbedarf bedeuten sie vielmehr den entschiedenen Bruch mit den letzten Ueberlieferungen nationaler Kriegsverfassung; denn ihre Einführung war die des Söldnerthums. Die Landsknechtsheere waren und blieben ein theurer Nothbehelf, der von Jahr zu Jahr handwerksmäßiger wurde und mehr und mehr an Werth verlor. Seine nationale Entwürdigung aber charakterisirt sich dadurch schlagend, daß trotz Reichsacht und Todesdrohung allezeit deutsche Truppen in französischem Solde gegen den deutschen Kaiser fochten. „Wenn der Teufel Sold ausschreibt," sagt Sebastian Frank in seiner Chronik, „so

*) Grade damals, wo durch das Vordringen des römischen Rechts und durch die Spitzfindigkeiten gelehrter Schöppenstühle das populare und öffentliche Gerichtsverfahren verloren ging, richtete sich „der Staat der Landsknechte" für Strafsachen das Geschworenengericht, für Streitsachen das mündliche Verfahren ein, und diese trefflichen Institutionen, welche für alle anderen Lebenskreise erst vor wenigen Jahrzehnten erobert worden, haben sich den deutschen Heeren bis heut erhalten.

fleugt und schneit es zu, wie die Fliegen in dem Sommer, daß sich doch Jemand zu Tode verwundern möchte, wo dieser Schwarm nun aller herkam und sich den Winter erhalten hat." — Und wie die schwarzen Fahnen der Landsknechte bei Pavia gegen ihre Brüder, so fochten die leichten deutschen Reiter, meist Söhne des armen Adels, bald darauf für und wider die Hugenotten in jenen blendenden Kämpfen, welche Frankreich erschütterten. — Zu Reisläufern, zu vaterlandslosen Abenteurern war der kriegerische Theil der deutschen Jugend herabgesunken, während die Zurückbleibenden waffenungeübt und endlich so waffenunfähig wurden, daß Deutschland während des dreißigjährigen Krieges so oft sein Heil bei fremden Söldnern suchen mußte. Wallonen, Franzosen und Niederländer führten den Feldherrnstab des Kaisers, und mit dem Auswurf aller Länder Europas, mit Spaniern, Italienern, Schotten und vor Allem mit Irländern füllten sich die Heerschaaren der Deutschen.

Der Friede von Münster begründete die volle Souverainetät der deutschen Fürsten; Hand in Hand mit dieser gingen die stehenden Soldarmeen, welche nun für zwei Jahrhunderte herrschend wurden und die entschiedenste, schroffste Abwendung vom Volksheere bedeuteten. Wie zwei einander fremde Stämme standen sich Civil und Militär gegenüber; in einigen deutschen Landen entwickelte sich der Kastengeist zu fast egyptischer Schärfe. Hiezu aber trug merkwürdigerweise ein Umstand bei, der an und für sich grade noch das einzige volksthümliche und nationale Moment in der ganzen damaligen Heeresverfassung war: nämlich die Besetzung fast aller Führerstellen durch den Adel, welche zu dem Gegensatz der Berufsstände auch noch den Rangunterschied der Socialstände gesellte, zugleich aber auch notorisch fast das einzige Band, die einzige edle Vermittelung zwischen den höheren Lebenskreisen der Nation und der Armee gebildet hat. Der deutsche Adel hat damals für die Wehrhaftigkeit des Vaterlandes schwere Opfer gebracht, die ihm unvergessen bleiben werden. Ihm vorzugsweise sind die Erfolge der deutschen Waffen in dem spanischen Erbfolgekriege und in den Türkenkriegen zu verdanken, deren Andenken sich bis heut im Volksmunde mit dem Namen des Prinzen Eugen, des edlen

Ritters, verbunden hat; der preußische Adel vor Allem schritt mit unerschütterlicher hingebender Aufopferung auf dem glorreichen Siegeswege voran, den des großen Königs unsterblicher Genius seinem Heere wies. Und in diesen Offiziercorps mit ihrer geschlossenen Gestaltung, mit ihrer unbedingten und festen Anhänglichkeit an den Kriegsherrn, stellt sich, völkerpsychologisch klar ersichtlich, eine deutliche Weiterentwicklung der altdeutschen Gefolgschaft dar, und so bleibt denn auch nach dem dreißigjährigen Kriege wenigstens die eine der beiden Grundformen unseres nationalen Heerwesens, das Heergeleite, noch erkennbar und wirkungsreich.

Desto schärfer ist die Abwendung vom alten Heerbann bei der Aufstellung der Mannschaften. — Während im germanischen Alterthum grade wie in Hellas und Rom, der Begriff des freien Mannes, des angesessenen Bürgers unbedingt zusammenfiel mit dem des Kriegers, so verschwinden im 17. und 18. Jahrh. mit Ausnahme eben des Adels alle Besitzenden und Gebildeten, alle höheren Klassen des Volkes gänzlich aus den Heeren. Sie sind kantonfrei; sie brauchen nicht zu dienen; die kaufmännische oder industrielle Arbeit, welche sie leisten, wird viel höher geschätzt als jede kriegerische Thätigkeit, die etwa von ihnen zu erwarten wäre. Der Stand des gemeinen Soldaten umfaßt nur noch die untersten Schichten des Volkes und auch diese noch gemischt mit ausländischem Gesindel. Um geringes Vergehn erduldet der gemeine Mann entehrende Strafen; einer Waare gleich verhandeln ihn gewissenlose Kriegsherrn: am afrikanischen Cap und an den großen Seen Canadas fechten verkaufte deutsche Regimenter, und gegen ein Paar Porzellanvasen vertauscht ein kursächsischer Fürst eine tüchtige Truppe. Kein Wunder, daß der Stand des gemeinen Soldaten einer persönlichen Geringschätzung verfiel, wie sie bisdahin unerhört gewesen.

Als diese traurige Entwickelung begann war für das staatliche Leben der deutschen Nation (wenn man es vom Fall Roms an datirt) gleiche Zeit verflossen, wie die, welche das Leben des römischen Volkes von der Gründung der Stadt bis zum Zusammensturz des Reiches ausgefüllt. Stand nun auch das deutsche Volk am Rande des Abgrunds? — Waren sie Zeichen

hoffnungsloser Zerrüttung jene vielen kleinen Despotien, welche, auf die Gewalt stehender Söldnerheere gestützt, dies einst so große Volk beherrschten, für die Vertheidigung des alten Reiches aber nicht mehr übrig hatten als kümmerliche „Charitativsubsidien"?

Nein, größer und herrlicher als Rom, vielgestaltiger und reicher durch seinen, immer neues Leben athmenden Genius, fand Deutschland in sich selbst die Mittel zur Erneuerung. Aus der Asche, in die es der Flammensturm napoleonischer Schlachten niedergeworfen, stieg, verjüngt und verklärt Preußen empor, und seiner Heeresverfassung ideale Neugestaltung bahnte ihm den Weg zur Wiederherstellung, zur Führerschaft, zur Einigung der Nation.

Als zuerst der Franzosen revolutionstrunkene Massen über den Rhein herüberwogten, da regte sich wohl in mancher deutschen Brust jene Gesinnung, welcher Goethe in „Hermann und Dorothee" so kräftig Worte lieh:

„Dies ist unser! So laß uns sagen und so es behaupten:
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen ...
Und gedächte Jeder wie ich, so stände die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens."

Aber leider dachten weder die Massen noch die Führer des Volks gleich Hermann; und doch waren ihnen die Franzosen bereits vorangegangen mit ihrer levée en masse. Freilich, diese durch die Guillotine erzwungene Massenrekrutirung hatte nichts Anlockendes; sie nachzuahmen, wie sie da war, wäre ganz undeutsch gewesen. Und gar die Conscription mit Stellvertretung, welche sich unmittelbar aus jener levée entwickelte und welche Chateaubriand ein Gesetz der Hölle nannte*), sie wäre die Be-

*) „Il faut, que l'armée soit peuple et qu'elle ait le même esprit que le peuple!" hatte schon Montesquieu gefordert, und es schien, als ob die Bedrängniß Frankreichs während der Revolution die Erfüllung bringen sollte. Carnot's „Aufgebot in Masse" hatte zu Anfang Erfolg. Der Enthusiasmus und nicht minder die Schreckensherrschaft trieben die Franzosen in das Kriegslager der Republik, ohne daß die Dienstpflicht gesetzlich geregelt wurde. Aber sobald das Fallbeil zu ruhen begann, wurden die

lastung der Armen zu Gunsten der Wohlhabenden, die Niederhaltung des Heeres in den unteren Schichten der Nation, sie wäre die gesetzliche Ausweisung des Ideals gewesen. Nicht also konnte und durfte die Rückkehr geschehn zum Heerbann, zu der volksthümlichen althistorischen Grundlage unserer Wehrverfassung. Sie konnte nur erfolgen durch die allgemeine Wehrpflicht, die zugleich das allgemeine Wehrrecht ist; denn nur sie entspricht unmittelbar der allgemeinen Gleichheit vor dem Gesetz.*)

Massen lauer. Das Directorium beauftragte den General Jourdan mit der Ausarbeitung eines „Conscriptionsgesetzes" und dies führte 1798 die Losung und Stellvertretung ein. Also nicht einmal während der Revolution erhoben sich die Franzosen, welche sich doch so gern par excellence das kriegerische Volk Europas nennen, zu dem reinen und edlen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht. Die Neigung, Soldat zu werden, war sehr gering; es mußte sogar die harte Bestimmung getroffen werden, daß der Vater für den Sohn haftbar war, wenn dieser sich dem Dienst entzog. — Mit Napoleons glänzenden Erfolgen hob sich natürlich der militärische Geist der Nation, vorzugsweise in den östlichen, ursprünglich deutschen Gebieten von Lothringen und Elsaß, denen ja auch mehrere der ausgezeichnetsten Generale jener Zeit entstammen. Dennoch glaubte sich die Restauration nicht besser einführen zu können als durch Abschaffung der Conscription. Der Artikel XII. der Charte Louis XVIII. lautete: „La conscription est abolie; le mode de recrutement de l'armée de terre et de mer est déterminé par une loi." Freilich, dies verheißene Gesetz ließ es wieder bei der Conscription mit Stellvertretung sein Bewenden haben, und die Neigung der Franzosen zum freiwilligen Dienste zeigte sich überaus gering; in dem Zeitraum von 1815—1830 traten jährlich durchschnittlich nur 3000 Mann freiwillig ein; im Jahre 1825 war jeder 21. Mann der Conscribirten Deserteur, im Jahre 1828 der 28ste — welche Verminderung der Minister zuschreibt: à l'excellent esprit des jeunes gens et la ponctualité avec laquelle les conseils de révisions ont remplis leurs obligations. — Uns Deutschen erscheinen solche Zahlen erschreckend; sie beweisen, wie tief der militärische Geist in Frankreich damals stand; und wie dieser Geist jetzt geartet ist, erhellt aus dem Umstand, daß es auch bis heute noch nicht möglich war, diese Nation zur allgemeinen Wehrpflicht zu erheben, ebenso wenig wie zum obligatorischen Unterricht.

*) Gleiche Rechte, gleiche Pflichten! Aber auch nur der, der alle politischen Pflichten erfüllt, darf alle politischen Rechte beanspruchen. Im Staat der allgemeinen Wehrpflicht werden die Apostel der absoluten Frauen-Emanzipation wenig geneigte Hörer finden.

Die furchtbare Katastrophe des Feldzugs von 1806 brach die bisherige Kriegsverfassung und reinigte wie ein großartiger Gewittersturm die Luft. König Friedrich Wilhelm und mit ihm Scharnhorst, der edle organisatorische Geist, gaben der Nation zurück, was sie seit Jahrhunderten entbehrt: ein alle Stände, alle Glaubensgenossenschaften, alle Berufszweige umfassendes volksthümliches Heerwesen, in dem die Deutschen zugleich den stärksten Hebel ihrer Einigung fanden.*) — Wol erfordert eine solche Heeresverfassung ernste Anstrengungen der Nation; aber die Geschichte wie die Landeslage Deutschlands zwischen den drei größten Militärmächten der Welt nöthigt auch zur vollen Entfaltung und Bereitstellung unserer Macht. Treffend ruft der brave General v. Boyen in einer 1817 an den König gerichteten Denkschrift aus: „Wer wagt die Holländer zu tadeln, daß sie für ihre Dämme mehr Mittel aufwenden, als alle andern Völker Europas zusammengenommen? Ihre Lage bedingt es. Unsere Dämme aber sind das Heer!" — Und wir wollen freudig an ihnen fortbauen; denn der Grund, auf dem sie sich erheben, ist tüchtig und ist altbewährt.

---

*) Und zwar nicht nur durch die Gewalt der Waffen. W. H. Riehl sagt: „Das preußische Soldatenwesen gleicht tausende der zähesten Besonderungen im Volksleben gründlicher aus, als alle Eisenbahnlinien, die durchs Land führen. Aus den entlegensten Winkeln, die kaum je ein Fremder besucht, holt es die ungehobelten Bauerburschе in die Kasernen, um dort ihre Sitten langsam aber sicher abzuschleifen. Und diese Bursche tragen den neuen Geist in die versteckte Heimath zurück. Vielleicht bemerkt man jetzt noch nicht überall, wie gefährlich die allgemeine Wehrpflicht den Sondersitten des Volkes ist, wie förderlich also der socialen Uniformität. Aber schon in den nächsten Menschenaltern wird man dies allerorten mit Händen greifen können. Die Demokratie will die stehenden Heere abschaffen im Interesse der allgemeinen Gleichheit. Welche Verblendung! Im Interesse der allgemeinsten Ungleichheit, im Interesse der Rückkehr zu einem völlig mittelalterlichen Sonderleben aller einzelnen Gaue und Winkel müßte man sie abschaffen." (Land und Leute.) Daß diese einigende Ausgleichung aber nicht zu einer seichten Nivellirung führe, dafür sorgt Preußen durch die Maßregel, daß es, mit Ausnahme der geringen Zahl von Ersatzmannschaften für die Garde, alle Ausgehobenen innerhalb der Provinz zusammenhält und damit also auch den in Deutschland so berechtigten landschaftlichen Zusammengehörigkeiten volle Würdigung angedeihen läßt.

Wie in den alten Zeiten folgt jeder Preuße dem Rufe des Königs; der Heerbann ist wiedererstanden, und erhalten blieb mit ihm auch der andere, urgermanische, dem großen Volksheere stets zur Seite schreitende Geist des Heergeleites, der Gefolgschaft. Dieser Geist lebt und wirkt in den Offiziercorps der Armee, denen gegenüber Preußens Könige stets dieselbe Stellung eingenommen haben, wie die altgermanischen Heldenfürsten zu ihrer treuen Heeresschule. Dieses Offiziercorps, diese Gefolgschaft des Königs bildet den glänzenden Rahmen des preußischen Volksheeres; oder, richtiger gesagt, es ist die aus dem Genius der Nation heraus geschaffene und von großen Kriegskünstlern modellirte Form, in welche unaufhörlich das flüssige warme Metall der deutschen Jugend hineinströmt, um sich in ihr zu gestalten zu einem Rocher de bronce, zu jenem Atlas, auf dessen Schultern das Vaterland fest ruhen kann. Es ist eine strenge opfervolle Schule dies immerwährende Neugestalten, diese nimmer fertig werdende, stets von vorn beginnende Arbeit. „Un travail décourageant“ nannte der Marschall Marmont diese Arbeit des preußischen Offiziercorps. So rastlose Sorge, nur um eine „garde nationale perfectionnée“ zu erziehn, das degoutirte ihn als ein „métier, qui donne l'idée du supplice des Danaïdes.“ Aber deutsche Kriegsmänner denken anders wie napoleonische Marschälle. Ihnen erscheint die Armee als Hochschule der Nation und ihr Lehramt wahrlich nicht als Danaidenarbeit, sondern als die wackere Thätigkeit des Landmanns, der alle Jahr auf's Neue den Boden pflügt, auf's Neue Samen ausstreut auf das fruchtbare Land.

Und wenn man nun nach allem Geschilderten erwägt, was es bedeuten, was es sagen will, wenn die Kriegsverfassung einer Nation auf altgeschichtlichem Volksboden steht und sich entfaltet hat nach Sinn und Art des Volks, dann gibt der prüfende Blick auf das Heerwesen unseres Staates eine wundervolle tiefbeglückende Zuversicht auf wachsendes Gedeihen und glorreiche Zukunft der deutschen Nation. Unsere Heeresverfassung hat ja schon Früchte getragen, deren Ernte dem ganzen deutschen Vaterlande zugefallen ist. Die allgemeine Wehrpflicht umfaßt jetzt alle deutschen Stämme; nur Einen königlichen Feldherrn kennt

ganz Deutschland jetzt, und niemals, selbst zu Otto's des Großen Zeiten nicht, war ein deutscher König so vollständiger, so weitumfassender Heeresfolge gewiß als jetzt. Denn auf unseres Königs Heerbannruf versammelt sich jetzt wieder zu den Fahnen das ganze deutsche Volk in Waffen! Was auf anderen Gebieten noch Ziel der Hoffnung und des Strebens blieb, auf dem einen großen, weltwichtigsten Gebiete ist es der Hauptsache nach vollzogen; denn für ganz Deutschland decken sich: Volksthum und Heerwesen.

Zur Controverse zwischen Trendelenburg und Kuno Fischer.

Von

Dr. Hermann Cohen.

Ein Streit über die Bedeutung von Raum und Zeit bei Kant geht alle Bestrebungen der philosophischen Forschung an. Denn die Frage: was hat Kant über Raum und Zeit gelehrt? ist wesentlich unterschieden von der Frage: Was haben alle Philosophen vor Kant über Raum und Zeit gelehrt? Man kann sagen, die Grenze zweier Disciplinen scheide beide Fragen von einander. Die letztere gehört der Geschichte an. Die erstere wird kein Kundiger dem historischen Interesse zuweisen. Sie trifft den Punkt, in dem alle tiefergehenden Richtungen der forschenden Gegenwart sich kreuzen. Sie fällt zusammen mit der Frage: Beruht die Natur der Dinge auf den Bedingungen unseres Geistes? oder muß und kann das Gesetz der Natur unser Denken bewähren? Die Frage nach der Bedeutung und dem Werthe der Kantischen Lehre von Raum und Zeit kann als ein anderer Ausdruck für die Frage nach den Principien der Erkenntniß gelten.

Man redet noch heute wie im Anfang von Empfinden und Vorstellen, von Sinnlichkeit und Verstand, von physiologischen und psychischen Vorgängen. Man forscht nach einem einfachen, ursprünglichen Acte des Bewußtseins. In allen diesen Fragen hängen wir im Innersten durch mannigfache Bindeglieder von Kant ab, mit Kant zusammen. Das eigene Vorwärts-Denken muß in alle Wege seinen Ausgang von der scharfen Grenzlinie nehmen, die Kant aller künftigen Metaphysik, und damit aller Psychologie gezogen hat. Denn man müßte die schüchterne Entsagung, welche die moderne empirische Psychologie den metaphysischen Grundfragen gegenüber beobachtet, nicht als eine zeitweilige methodische Selbstbeschränkung zum Nutzen einer möglichst unbefangenen Sammlung psychischer Thatsachen, sondern als einen im Wesen der Sache gegründeten Gegensatz ansehen, wenn man die Zusammengehörigkeit aller Psychologie mit der Metaphysik leugnen wollte. Man mag nun aber von der Sinnesphysiologie ausgehen, oder von der reinen Psychologie, oder von der Metaphysik im alten Sinne, oder von der Metaphysik, welche man theoretische Naturwissenschaft nennt — wer nicht in Kant's transscendentaler Aesthetik heimisch ist, wird sich an den speculativen Scheidewegen nicht zurecht finden.

Dinge, welche uns in dieser dringlichen Weise anliegen, pflegen wir nicht historische zu nennen. Auch Theorieen können an hundert Jahre lebendig bleiben, ja wieder aufleben, nachdem man sie bereits verschmäht und — vergessen hatte. Das ist die Ehre des Genius.

So erklärt sich die Spannung, welche in allen philosophischen Kreisen der Streit zwischen Trendelenburg und Kuno Fischer erregt hat. Auch diese Zeitschrift, sofern sie die Erforschung des Ursprungs und der Entwicklung, wie aller psychischen Erscheinungen, so auch der Begriffe, zu ihrer Angelegenheit macht, verfolgt den Austrag dieses Streites mit derjenigen Theilnahme, welche durch die Bedeutung der unter berühmten Forschern streitig gewordenen Begriffe bedingt ist. Indem wir zur Steuer der Wahrheit in dieser wichtigen Sache beizutragen unternehmen, beziehen wir uns, um nicht Abgehandeltes wieder-

holen zu müssen, auf die bereits erschienenen Beurtheilungen, welche unten aufgeführt werden.*) So übergehen wir, nicht etwa grundsätzlich, die persönlichen Anlässe dieses Streites und den Ausdruck derselben innerhalb der sachlichen Discussion, sondern weil Herr E. Bratuschek diesen Theil der Kritik übernommen und überzeugend durchgeführt hat. Wir stimmen dem dort gegebenen und durch ausführliche Nachweise begründeten Urtheile in Bezug auf diesen Punkt der Controverse durchaus bei.

Die Controverse dreht sich unseres Erachtens um zwei Hauptfragen, von denen die erstere in eine Nebenfrage ausläuft.

1. Hat Trendelenburg nachgewiesen, daß Kant in seinen Beweisen für die **ausschließende** Subjectivität von Raum und Zeit eine **Lücke** gelassen habe?

2. Hat Trendelenburg nachgewiesen, daß Kuno Fischer in seine Darstellung der Kantischen Lehre von Raum und Zeit **Unkantisches** aufgenommen habe?

Die Nebenfrage lautet:

Hat Kuno Fischer nachgewiesen, daß die von Trendelenburg behauptete Lücke in den Kantischen Beweisen **nicht** vorhanden sei?

Die erste Hauptfrage hat Kuno Fischer selbst verdrängt, indem er nur die gegen seine Darstellung der Kantischen Lehre gerichteten Einwürfe zu widerlegen sich vorgesetzt hat. Er thut dies in seiner Geschichte; glaubt aber daselbst es „nicht als Advokat, sondern nur als philosophischer Geschichtsschreiber mit der Kantischen Lehre zu thun zu haben." Die Rechtmäßigkeit dieser Unterscheidung wollen wir später ein wenig genauer ansehen. Die Hauptfrage selbst ist durch diese Auffassung der Controverse zur Nebenfrage zusammengeschrumpft. Der Quell-

*) Philosophische Monatshefte Bd. IV. 3. Heft. S. 236—249. Recension der Trendelenburg'schen Broschüre von Dr. Rich. Quäbicker.

Kant's Lehre von Raum und Zeit; Kuno Fischer und Adolf Trendelenburg von Dr. C. Grapengießer.

Philosophische Monatshefte V. 3. Heft. S. 273—278. Recension der Grapengießer'schen Schrift.

Philosophische Monatshefte V. 4. Heft. S. 279—323 von E. Bratuschek.

punkt des Streites ist dadurch verschoben, aber für den Behuf einer Recension ist diese Schmälerung der Controverse günstig. Denn die erste Hauptfrage läßt sich nicht untersuchen ohne eine ausführliche Darlegung und genaue Prüfung des ganzen Gedankenganges der transscendentalen Aesthetik. Es dürfte wohl kaum befremden, wenn wir hier zufügen, daß zu einer ausreichenden Klärung dieses den Heerd der Kantischen Kritik bildenden Problems die Erörterung der ganzen Kantischen Lehre über den Begriff der Erfahrung erforderlich sei. Wir stehen demnach von einer gesonderten Behandlung dieser ersten Hauptfrage um so williger ab, als wir im Begriffe sind, über die in jenen Streit fallenden Lehren eine umfänglichere Monographie zu veröffentlichen. Nur soweit die Nebenfrage in die Hauptfrage zurückgreift, und demgemäß in den Acten des Streites und den bisherigen Beurtheilungen desselben zur Sprache gebracht ist, werden wir auf dieselbe in für den Zweck der Nebenfrage zugemessenen Andeutungen eingehen.

In den „Logischen Untersuchungen" hatte Trendelenburg nachzuweisen unternommen, daß Kant „von den drei Möglichkeiten, Raum und Zeit seien entweder nur subjectiv, oder nur objectiv, oder subjectiv und objectiv zugleich, diese dritte Möglichkeit, welche der Vorstellung des Raumes und der Zeit einen Ursprung im Geist und eine Geltung für die Dinge zuschreibt, übersehen, und dadurch in seinem Beweise von der ausschließenden Subjectivität dieser Anschauungsformen eine Lücke gelassen habe." Diesen Nachweis suchte Kuno Fischer in der zweiten Auflage seines „System der Logik und Metaphysik" zu widerlegen, und veranlaßte dadurch Trendelenburg zu einer erneueten Prüfung der Sache, die derselbe im dritten Bande seiner „historischen Beiträge zur Philosophie" in einer Abhandlung darlegte: „Ueber eine Lücke in Kant's Beweis von der ausschließenden Subjectivität des Raumes und der Zeit, ein kritisches und antikritisches Blatt." (Beitrag VII., S. 215—276.) In dieser Abhandlung ging Trendelenburg des Näheren auf die Darstellung der bezüglichen Lehre in Kuno Fischer's „Geschichte der neuern Philosophie" ein, und bezeichnete mehrere Stellen in derselben als nicht kantisch. Diesen letzteren An-

griff prüft Fischer in der zweiten Auflage seiner „Geschichte der neuern Philosophie" (dritter und vierter Band, „Kant's Vernunftskritik und ihre Entstehung") und veranlaßt durch seine Abwehr desselben Trendelenburg zu der Abfassung einer Broschüre, unter dem Titel: „Kuno Fischer und sein Kant", welche Fischer durch seinen „Anti-Trendelenburg" erwiedert hat.

Dies ist der äußere Gang der Controverse. Alle persönlichen Motive und Reize bleiben hier außer Betracht. Wir rechnen zu denselben auch solche rein sachliche Erörterungen, welche den Streit um Kant bitterer gemacht haben: die vorgängigen Kritiken der dialektischen Methode Fischer's in der zweiten Auflage der „Logischen Untersuchungen", wie die Beurtheilung der letzteren in der zweiten Auflage von Fischer's „System der Logik und Metaphysik."

Wir gehen sogleich zur Nebenfrage über, welche durch Fischer's Behandlung der Controverse an die Stelle der ersten Hauptfrage getreten ist:

Hat Kuno Fischer nachgewiesen, daß die von Trendelenburg behauptete Lücke in den Kantischen Beweisen nicht vorhanden sei?

Zur Entscheidung dieser Frage ist es nothwendig, die von Trendelenburg gegen die Richtung und die Kraft der Kantischen Beweise erhobenen Einwürfe genau zu erwägen.

Trendelenburg hatte in den „Logischen Untersuchungen" die Beweise der transscendentalen Aesthetik dargestellt und angegriffen. Die Beweise selbst hatte er nicht vermißt, auch nicht gänzlich verworfen, sondern nur eine Lücke in ihnen entdeckt, deren Ausfüllung es möglich mache, das durch die Beweise ermittelte Wahre an der Kantischen Lehre „aufzubehalten." Kant habe, so argumentirt Trendelenburg, bewiesen, daß Raum und Zeit apriorische und deßhalb rein subjective Anschauungen seien. Die Ausdrücke: apriorisch und rein subjectiv decken einander bei Trendelenburg. Beide bedeuten, daß sie kein empirisches Wahrnehmen, keine Erfahrung voraussetzen. Dies muß man festhalten; denn hier liegt der nervus argumentationis. „Wenn wir nun den Argumenten zugeben, daß sie den Raum und die Zeit als subjective Bedingungen

darthun, die in uns dem Wahrnehmen und Erfahren vorangehen: so ist" u. s. w. (L. U. 2. Aufl. I. S. 163.) So heißt es vom a priori: „Das a priori drückt einen Ursprung in unserem Erkennen aus. Die Form des Raumes, die Form der Zeit, die Form der Einheit in den Kategorien, sowie im Zweck haben einen Ursprung in der Thätigkeit unseres Geistes, und als Formen dieses Ursprungs wenden wir sie an; insofern sind sie subjectiv." (Histor. Beitr. III. S. 223.)

Aus dieser Auffassung vom Subjectiven, gemäß der vom a priori, bestimmt sich der Begriff des Objectiven. Rein objectiv ist das, was nur in den Dingen gegründet ist und aus ihnen durch Erfahrung gewonnen wird. Wenn Kant bewiesen hat, daß Raum und Zeit apriorische Anschauungen sind, so hat er die reine Subjectivität derselben bewiesen, und damit die reine Objectivität, nach welcher sie aus den Dingen durch Erfahrung gewonnen würden, ausgeschlossen. Darin besteht nach Trendelenburg das Verdienst der transscendentalen Aesthetik, daß Raum und Zeit einerseits als rein subjective Anschauungen, weil a priori aller Erfahrung vorausgehende, nachgewiesen sind, oder, um die negative Seite besonders auszudrücken, weil durch dieselbe ihre etwaige Realität als eine in den Dingen gegründete, also ihre reine Objectivität widerlegt ist.

So weit geht Tendelenburg mit Kant. Aber Kant prätendirt Mehr. Kant will nicht nur die reine, sondern zugleich die ausschließende Subjectivität von Raum und Zeit bewiesen haben. Raum und Zeit sollen nicht bloß reine, apriorische, weil aller Erfahrung vorhergehende Anschauungen, sondern überhaupt nur und ausschließlich in den Formen unserer Sinnlichkeit gegründete Vorstellungen, also nicht nur aller Erfahrung vorhergehende, sondern nur in uns vor sich gehende Modificationen unserer Sinnlichkeit sein.

Hier ruft Trendelenburg Halt! Wo hat Kant diesen Sinn des Subjectiven bewiesen, die ausschließende Subjectivität? Und nun prüft er die Beweise, welche angeblich diese ausschließende Subjectivität begründen sollen; aber er findet den Grund nicht in ihnen. Er findet immer nur die reine Subjectivität, nirgend die bloße bewiesen.

Die Prüfung dieser Widerlegungs-Versuche mit ihren systematischen Consequenzen bildet den Gegenstand der ersten Hauptfrage, von welcher Fischer jedoch, wie bereits angegeben, zur Wahrung seines Amtes als „philosophischer Geschichtsschreiber" sich zurückgezogen hat. Nichtsdestoweniger hat er in seiner Logik wie in der Vorrede und in den Anmerkungen zur zweiten Auflage seiner „Geschichte der neuern Philosophie", wie später in seiner Broschüre, in Apostrophen diese Hauptfrage berührt und Trendelenburg abzuweisen unternommen. Aus dieser Art der Führung des Streites ergab sich die Nothwendigkeit, die Nebenfrage zu stellen. Wir fahren zur Lösung der letzteren, und zwar nur so weit, als diese es erheischt, in der Behandlung der Trendelenburg'schen These fort.

Indem Trendelenburg nun einmal die ausschließende Subjectivität in den Kant'schen Beweisen nicht erbracht sieht, dagegen in den dieselbe begründen sollenden Formen der Sinnlichkeit eine „Schwierigkeit" erblickt, für welche er sich auf Fichte berief, (Histor. Beitr. III. S. 217) eröffnet sich ihm eine andere Auffassung der Dinge, erschließt sich ihm ein anderer Begriff des Objectiven.

Wir dachten bisher nur an das rein Objective, das nur in den Dingen gegründet ist, dessen Kenntniß wir daher nur empirisch gewinnen können. Dieses rein Objective erwies sich als unmöglich, nachdem Kant die reine, apriorische, d. h. aller Erfahrung vorhergehende Anschauung in Raum und Zeit aufgezeigt hatte. Wenn nun aber diese reine Subjectivität von Raum und Zeit nicht bedeuten darf, daß diese nur und ausschließlich in uns real seien, für Etwas außer uns dagegen nicht gelten können, so ist durch diese Unterscheidung zugleich die Möglichkeit gesetzt, daß Etwas wirklich sei außer unserer Subjectivität, daß es ein Objectives gebe, welches von unserer Subjectivität nicht abhängig sei. Diese Objectivität ist keine reine; denn es ist von ihr eine apriorische Anschauung möglich. Aber sie ist eine ausschließende, nämlich die Subjectivität als ihre conditio sine qua non ausschließende; denn sie besteht, auch wenn unser Sinn sie nicht erreicht.

Worin unterscheidet sich denn nun diese Objectivität von der früheren, der reinen? Darin, daß die reine Objectivität die

apriorische Erkenntnißart ausschloß, die bloße Objectivität hingegen mit derselben sich zu vertragen erklärt, von derselben erfüllt sein will. Die bloße, die Trendelenburg'sche Objectivität rettet einen Grund und Boden, auf den die apriorische Anschauung sich beziehen könne; sie bietet eine Objectivität dar, welche die Dinge davor bewahrt, in den Abgrund der Erscheinungen zu fallen; sie will die Weltansicht schützen, daß sie nicht zum transscendentalen Idealismus „verflüchtigt" werde.

Wir stehen wiederum an der Grenze der Hauptfrage. Indem wir zurückblicken, zeichnen wir nochmals den Knotenpunkt der Argumentation. Er liegt im a priori. Denn — wir fragen: Dein Ding soll also objectiv sein; zugegeben! Andererseits bekennst du dich zur Apriorität der Anschauung. Wie erreicht denn nun diese rein subjective Anschauung das bloß-objective Ding? Oder: wie wandert das Ding in deine Vorstellung über? Diese Frage hat den geheimen Sinn, daß es in der That nur ausschließende Subjectivität gebe. Wie wird denn aber diese bewiesen? durch welches Gedankenelement wird denn das a priori aus dem Rein- zum Bloß-Subjectiven? Die Frage treibt, wie man sieht, zur genaueren Bestimmung des a priori. Mit dieser würde sich die Untersuchung der Hauptfrage zu befassen haben.

Hat Kuno Fischer so gefragt? Dies werden wir später erfahren. Zunächst wollen wir uns die Folgerungen klar machen, welche Trendelenburg aus der so eben von uns entwickelten Gedankenreihe gezogen hat.

Wenn es, so folgert Trendelenburg, neben der von Kant bewiesenen reinen Subjectivität zugleich eine von mir ihrer Möglichkeit nach gerettete bloße Objectivität giebt, so hat Kant eine ganz falsche Disjunction gemacht, indem er aus seiner Bestimmung von Raum und Zeit als reinen Anschauungen seine idealistischen Consequenzen zog. „Das Subjectiv und Objectiv drückt nicht zwei coordinirte Arten aus, welche einander ausschließen, wie sich etwa als Arten des Parallelogramms Quadrat und Rhombus einander ausschließen; denn die Figur, die ein Quadrat ist, kann kein Rhombus sein, sondern das Subjective und Objective bezeichnet nur

Beziehungen, welche sich vereinigen können, nur den Ursprung und die dadurch bedingte Geltung. Das disjunctive Urtheil ist daher unvollständig, wenn man sagt, ein Begriff, z. B. der Begriff des Dreiecks, sei entweder subjectiv, oder objectiv, vielmehr fehlt dabei das dritte Glied oder zugleich subjectiv und objectiv. Wenn uns z. B. durch die innere Bewegung oder Imagination die Vorstellung des Raumes entsteht (subjectiv), so ist dadurch der Raum, den die entsprechende Bewegung draußen erzeugt, nicht gehindert objectiv zu sein." (Histor. Beitr. S. 222.) Trendelenburg verwirft mit Kant den Empirismus, der Raum und Zeit für nur, rein objectiv hält. Er behauptet ferner mit Kant, daß Raum und Zeit rein subjective, aller Erfahrung vorhergehende Anschauungen sind; aber er verwirft Kant, insofern dieser Raum und Zeit für ausschließend subjectiv hält; er erklärt, daß „sie aus einer für den Geist und für die Dinge geltenden ursprünglichen Thätigkeit entstanden, beides, subjective und objective Bedeutung haben. In der Lehre von Raum und Zeit wird es diese drei Ansichten geben können. Entweder Raum und Zeit sind nur objectiv, Erfahrungsgegenstände, oder sie sind nur subjectiv, nur Formen in unserem Geiste, oder sie sind subjectiv und objectiv zugleich, dem Vorstellen nothwendig, in den Dingen wirklich." (ib. S. 223.)

Diese dritte Möglichkeit, eine neue Art der Objectivität aufrichtend, sei, so behauptet Trendelenburg nun weiter, von Kant vernachlässigt, nicht in Betracht gezogen worden. Kant habe mit dem Beweise der reinen Subjectivität von Raum und Zeit zugleich den der ausschließenden Subjectivität derselben geführt zu haben geglaubt; aber dies sei sein Irrthum. „Kant hat kaum an die Möglichkeit gedacht, daß sie beides zusammen seien. Wie er einmal Subjectives und Objectives trennte, warf er die Dinge entweder in die eine oder die andere Klasse. Seine unterscheidende Schärfe überholte hierin den vereinigenden Tiefsinn. Und doch drängt es sich unabweislich auf, daß, wenn überall ein Erkennen denkbar sein soll, das Letzte und Ursprüngliche dem Denken und Sein gemeinsam sein muß. Es tritt einfach der

Gedanke jener Harmonie ein, in welcher das Subjective vom Leben mit bedingt und mit erzeugt, wiederum mit dem Leben stehen muß. Wir dürfen also keineswegs Raum und Zeit den Dingen absprechen, weil Kant sie im Denken fand. Beides schließt sich nicht aus, sondern fordert sich gegenseitig in der gesuchten Vermittlung." (Log. Unt. I. S. 163.)

Wie hat nun Kuno Fischer diesen von Trendelenburg erhobenen schweren Einwurf gegen die Kantische Lehre abgewehrt? Denn man täusche sich darüber nicht: der Einwurf hat eine schwere Tendenz. Es wäre in der That „ungereimt" und „widersinnig", wenn Trendelenburg gemeint hätte, wie Fischer ihm dies zumuthet, durch seine dem a priori erschlossene Objectivität die Kantische Weltansicht „ergänzen" zu wollen. Wenn Kuno Fischer hingegen auch in der Broschüre darauf beharrt, daß aus dem Titel der Abhandlung in den historischen Beiträgen diese Absicht hervorgehe, so wird mit Recht gesagt, daß er dies aus „einem mißverstandenen Ausdruck" herausspinne; denn wenn auch in dem Beweise eine Lücke ist, so kann doch das System ein in sich ganzes, wenn auch mit einem lückenhaften Beweise, sein. „Ungereimt" und „widersinnig" muß in Wahrheit Trendelenburg das ihm zugedachte Unternehmen erscheinen, durch diese seine dritte Möglichkeit das Kantische System, wenn es selbst als System lückenhaft wäre, ergänzen zu wollen; denn dieses dritte Glied schließt die andern aus, sowohl die reine Subjectivität, als die reine Objectivität. Kuno Fischer hat daher nicht Recht, wenn er sagt: „Mein „Mißverständniß" aber besteht darin, daß ich nach den ersten zehn Seiten des Beitrages noch nicht vergessen hatte, was in der Ueberschrift stand." (A.-Tr. S. 47.) Die Ueberschrift bezeichnete die Lücke im Beweise; zehn Seiten später setzt sie Fischer in das System, und fügt das Epigramm hinzu: „Wenn man das Feuer durch Wasser ergänzt, so löscht man es aus." (System der Logik und Metaphysik, 2. Aufl. S. 174.)

Hat Fischer sein Epigramm begründet? Hat er jene dritte Möglichkeit durch stichhaltigen Beweis auf die jenem wirksamen Bilde entsprechende Geltung zu bringen vermocht?

Kuno Fischer befindet sich dieser ganzen Frage gegenüber

in dem Irrthum, Trendelenburg vermisse für die ausschließende Subjectivität die Beweise selbst. Wie er die Lücke im Beweise einmal zur Lücke im System wendet, so erscheint ihm ein ander Mal die Lücke im Beweise als die Lücke eines Beweises selbst.

Daß Trendelenburg die reine Subjectivität, die Apriorität von Raum und Zeit nach Kant angenommen habe, wird von Fischer schlechthin übersehen. „Den Beweis wollen die logischen Untersuchungen vermissen, unbegreiflich mit welchem Rechte." „In der That ist er geführt. Denn es wurde bewiesen, daß Raum und Zeit 1) nicht abgeleitete Vorstellungen seien, sondern ursprüngliche, 2) daß diese ursprünglichen Vorstellungen nicht Begriffe seien, sondern Anschauungen, 3) daß" — auf diesen dritten Punkt werden wir später zurückkommen. Man ersieht aus dem Bisherigen, daß Fischer, in dem Glauben, Trendelenburg vermisse das Beweisverfahren überhaupt, ein solches seinem Gegner bemerkbar macht.

Aber freilich diesen Beweis hatte Trendelenburg nicht vermißt, sondern bemängelt. Fischer bleibt auch in der Broschüre (S. 48) bei dieser Meinung, indem er Trendelenburg auf mehrere Kapitelüberschriften und auch, zur gründlicheren Verachtung, auf ganze Bücher hinweist, in welchen dieser sich von dem Dasein jener vermißten Beweise überführen könne. Und indem er eine in anderen Beziehungen, die wir kennen lernen werden, an ihn von Trendelenburg gestellte Anforderung in unpassender Weise auf den vorliegenden Fall bezieht, ruft er in der Vorrede zu seiner Geschichte der neuern Philosophie aus: „Ich hätte nie geglaubt, daß Jemand für diesen Sonnenaufgang der Kantischen Philosophie ein Citat fordern würde." „Ebenso gut könnte man sagen: Beweise durch ein Citat, daß Kant gelebt hat! Ich wüßte in der gesammten Kantischen Lehre, soweit sie kritisch ist, nicht einen einzigen ihr eigenthümlichen Satz ausfindig zu machen, der möglich wäre, wenn Kant die transscendentale Idealität und empirische Realität (Subjectivität und Objectivität) des Raumes und der Zeit nicht bewiesen, und deren transscendentale Realität nicht widerlegt hätte." (Vorrede S. XII.) Als ob die Trendelenburg'sche Objectivität mit der empirischen Realität Kant's zusammenfiele!

„Hätte Kant wirklich in seiner Lehre von Raum und Zeit weder an die Vereinbarkeit der subjectiven und objectiven Geltung beider gedacht, noch deren Unvereinbarkeit bewiesen, so wäre die Lücke nicht bloß in seinem System, sondern das ganze System wäre Lücke, und ich möchte wissen, was von diesem System noch stehen bleiben könnte, und nicht mit in das große Loch fiele, welches einer solchen Vorstellung gegenüber die Stelle der Kantischen Philosophie vertritt.“ (ib. S. XI.)

Wäre die Ereiferung edler in Kern und Schale, so möchte sie eines „Advokaten“ Kants nicht unwerth sein. Aber der Advokat muß beweisen, widerlegen. Ein Sonnenaufgang ist zwar ein blendendes Schauspiel, aber nicht minder eine wissenschaftliche Illusion.

Referent ist ebenfalls der Ansicht, daß kein Satz der Kritik, wo nicht „möglich“, so doch richtig wäre, wenn Kant die Vereinbarkeit der subjectiven und einer objectiven Geltung in dem von Trendelenburg behaupteten Sinne nicht widerlegt hätte Aber Referent hält dieses Problem für eine Hauptfrage und bedauert, daß Fischer diese durch seine Auffassung der Controverse als eine Nebenfrage in die Vorrede verwiesen hat.

Wir überheben uns nach den bereits angestellten Erwägungen einer weiteren Belegung der Einzelheiten des von Fischer durchweg begangenen Mißverständnisses der Trendelenburg'schen Behauptung, indem wir uns auf die von Bratuschek sorgfältig geführten Nachweise beziehen, welche mit dem Ergebniß schließen: „Kuno Fischer hat Trendelenburg's Behauptung mit keinem Worte widerlegt, weil er sie von Anfang bis Ende falsch verstanden hat.“ (ib. S. 297.) Aber, indem wir diesem Erkenntniß beipflichten, legen wir Verwahrung ein gegen das von Bratuschek als hauptsächliche Entschuldigung Fischer's geltend gemachte Argument, daß die bei Fischer gerügte Lücke auch in Kant nicht ausgefüllt sei. „Vermöge jener Lücke, die er mit Kant theilt“ u. s. f. (a. a. O. S. 294.) Eine Behandlung der Hauptfrage dürfte ergeben, daß Kant die Lücke mit Fischer nicht theilt.

Es ist für die Nebenfrage noch ein Punkt zu erörtern.

Trendelenburg hatte, von Fischer's Bedenken angeregt, in den „Historischen Beiträgen" auch die Beweise der ersten Antinomie geprüft und zu widerlegen unternommen. Diese erste Antinomie allein habe Kant, nach Trendelenburg's Meinung, als indirekten Beweis für die transscendentale Aesthetik betrachtet. Er glaubt hierbei Fischer berichtigen zu müssen, welcher in seiner „Logik" (S. 179) behauptet habe, daß Kant alle vier Antinomieen als indirecten Beweis gelten lasse. Trendelenburg sagt: „es wäre unkritisch, die anderen mit der ersten für denselben Zweck zusammenzuraffen. Kant ist darin vorsichtiger als Kuno Fischer." (Histor. Beitr. S. 233.) Die Vertheidigung, die Fischer gegen diesen Vorwurf führt sowohl in seinem Kant (S. 547) wie in der Broschüre (A.-Tr. S. 51 ff.) ist nicht ausreichend. Die Stellen, die er aus der Kritik der reinen Vernunft anzieht, lassen sich in Trendelenburg's Sinne verstehen; dagegen sprechen zwei Stellen in den Prolegomenen deutlich für seine Ansicht.

In der dritten Anmerkung zum ersten Abschnitt der Prolegomenen, in welchem die Consequenz abgewehrt werden soll, daß der transscendentale Idealismus die Erscheinungen in Schein verwandele, erklärt Kant seine Principien vielmehr für das einzige Mittel, „den transscendentalen Schein zu verhüten, wodurch Metaphysik von jeher getäuscht und eben dadurch zu den kindischen Bestrebungen verleitet worden, nach Seifenblasen zu haschen, weil man Erscheinungen, die doch bloße Vorstellungen sind, für Sachen an sich nahm, woraus alle jene merkwürdigen Auftritte der Antinomie der Vernunft erfolgt sind, davon ich weiterhin Erwähnung thun werde und die durch jene einzige Bemerkung gehoben wird: daß Erscheinung, so lange als sie in der Erfahrung gebraucht wird, Wahrheit, sobald sie aber über die Grenze derselben hinausgeht und transscendent wird, nichts, als lauter Schein hervorbringt." (Werke ed. Hartenstein, III. S. 209.) Man vergleiche §. 52. ff. S. 263 ff. Aus dem Zusammenhang dieser Stellen ergiebt sich, daß Kant in der That alle vier Antinomieen als indirecten Beweis der transscendentalen Aesthetik ansieht.

Trendelenburg geht allerdings in seiner Broschüre (S. 7)

darauf nicht näher ein, weil er die Prüfung der ersten Antinomie für entscheidend ansieht, und weil er sich für die anderen drei auf Schopenhauer berufen hatte, von dem in allen vier Antinomieen die Beweise der Thesen angegriffen worden sind. Ist nur ein Beweis für einen Theil einer Antinomie entkräftet, so fällt der ganze indirecte Beweis. Trendelenburg hält seinem Gegner mit Recht vor, warum dieser nicht wenigstens die erste Antinomie in ihrer Beweiskraft vertheidigt habe. Kuno Fischer meinte, Trendelenburg hätte sich, da alle vier Antinomien den indirecten Beweis bilden, er aber nur die erste untersucht hätte, drei Viertel der Schwierigkeit erspart. Kuno Fischer aber hat sich die ganze Schwierigkeit erspart. Es hängt das mit seiner Auffassung von der Aufgabe des philosophischen Geschichtsschreibers zusammen. Darum muß es besonders bemerkt werden. Denn hier hatte er es nicht allein mit einem — „unkundigen Gegner" zu thun, sondern auch mit Schopenhauer, auf den er bei Gelegenheit des intelligibeln Charakters Rücksicht nimmt; warum beachtet er dessen Kritik nicht, die doch mit der Prätension gänzlicher Vernichtung der von Kant so werth und wichtig gehaltenen Antinomie auftritt?

Aber auch in anderer Beziehung noch ist dieser Punkt von Belang. Trendelenburg nämlich sowohl wie Kuno Fischer befinden sich in der Beurtheilung der Antinomie in einem wesentlichen Irrthum. Beide meinen, die Antinomie resp. die Antinomieen beweisen indirekt die transscendentale Idealität von Raum und Zeit. Trendelenburg sagt: „Kant bringt hier die erste Antinomie als indirekten Beweis seiner transscendentalen Aesthetik, weil der Satz und Gegensatz derselben mit ihr unmittelbar zusammenhängt." (Histor. Beitr. S. 232.) In diesem Glauben argumentirt er gegen den Beweis der Antithesis für die Zeit mit der platonischen Ansicht von derselben. In gleicher Weise sagt Kuno Fischer: „Kant betrachtet seine Antinomien als indirecte Beweise der transscendentalen Aesthetik; sie beweisen nach Kant die Unmöglichkeit, daß Raum und Zeit etwas Reales an sich sind." (A.-Tr. S. 51.) Aber dieses ist durchaus unrichtig; und bereits Grapengießer, der Vertheidiger Fischer's, hat auf diesen Irrthum bei Tren-

delenburg aufmerksam gemacht. Die Antinomien sind indirecte Beweise für die Consequenzen der Lehre von Raum und Zeit, für die transscendentale Idealität der Erscheinungen. In den Prolegomenen an der zweiten der oben aus denselben angezogenen Stellen ist dies unzweideutig ausgesprochen.

Wir fragen uns: Wie ist es nur gekommen, daß Trendelenburg dieser Irrthum begegnen konnte? Hängt derselbe etwa mit seiner Polemik gegen die Kantischen Beweise für die ausschließende Subjectivität von Raum und Zeit zusammen? Diese Frage gehört in die erste Hauptfrage. Für unsere Nebenfrage ergiebt sich auch aus diesem Theile der Controverse, daß Kuno Fischer den Gegner Kant's nicht widerlegt, weil er selbst seinen Kant nicht verstanden hat.

Wir gehen zur zweiten Hauptfrage über:

II. Hat Trendelenburg nachgewiesen, daß Kuno Fischer in seine Darstellung der Kantischen Lehre Unkantisches aufgenommen habe?

Es ist für diese Frage vor Allem ein Punkt zu erwägen, dessen Erörterung vielleicht schon vermißt worden ist. Es ist dies der dritte der von Kuno Fischer gegen Trendelenburg, als Kantischer, geltend gemachten Beweise für die ausschließende Subjectivität, welcher aus der Thatsache der Mathematik entnommen wird. Wir würden es unterlassen, des Näheren auf diesen Theil der Controverse einzugehen, weil eine Vergleichung der Broschüre und der Kritik Bratuschek's (a. a. O. S. 298—300) keinen Zweifel läßt, daß der Satz, wie er bei Fischer dasteht, ohne Unterscheidung zwischen reiner und angewandter Mathematik, oder wenigstens ohne ausdrückliche Hervorhebung, daß nach Kant mit der ersteren auch die letztere falle, keine Beweiskraft haben kann. Aber es sind wichtige Punkte in den Akten wie in der angezogenen Besprechung außer Acht geblieben. Es handelte sich nämlich nicht um den Gegensatz, den Fischer so ostensiv hervorhebt zwischen unerklärt und unerklärlich. Trendelenburg citirt selbst die Stelle: „Unsere Erklärung macht allein die Möglichkeit der Geometrie als eine synthetische Erkenntniß a priori begreiflich." Fischer macht im

Sinne Kant's gegen Trendelenburg geltend, daß die gerühmte „Behutsamkeit" und „Vorsicht" in diesem Punkte bei Kant nicht vorhanden sei. Ohne die Apriorität des Raumes sei die reine Mathematik, insofern sie apodiktische Gewißheit enthält, unmöglich. Und in der That geht der Schluß von dieser auf die angewandte wenigstens so, daß mit der reinen zugleich die angewandte erklärt ist. Man vergleiche Kritik der reinen Vernunft: „Alle Einwürfe dawider sind nur Chicanen einer falsch belehrten Vernunft, die irrigerweise die Gegenstände der Sinne von der formalen Bedingung unserer Sinnlichkeit loszumachen gedenkt und sie, obgleich sie blos Erscheinungen sind, als Gegenstände an sich selbst, dem Verstande gegeben, vorstellt; in diesem Falle freilich von ihnen a priori gar Nichts, mithin auch nicht durch reine Begriffe vom Raume synthetisch erkannt werden könnte, und die Wissenschaft, die diese bestimmt, auch die Geometrie, selbst nicht möglich sein würde." (ed. Hartenstein, S. 169.)

Diese Stelle hätte Fischer anführen sollen; denn in ihr spricht sich der ganze Gegensatz der auf ihre Apriorität trotzenden und alle synthetische Erkenntniß a priori, alle Mathematik auf dieser Apriorität gründenden Ansicht gegen diejenige aus, welche jene Apriorität nur in dem bescheidenen Sinne einer reinen Anschauung, neben welcher es eine Realität der Dinge gebe, gelten lassen will.

Aber von der Materie des Streitpunktes abgesehen: darf man einen solchen Folgesatz als einen Beweis für die ausschließende Subjectivität anführen? Das ganze Argument wird ja eben von der gegnerischen Ansicht bestritten. Es stände schlimm um den Gehalt der transscendentalen Aesthetik, wenn sie auf einen so schwankenden Unterbau gestellt wäre!

Wenn man hingegen in den Plan der Kantischen Darstellung dieses Fundaments seiner Lehre Einsicht erlangt, so muß man eine dem ästhetischen Genuß vergleichbare Freude empfinden über die Wahrnehmung der weisen Oekonomie, mit welcher er die Beweise zubereitet, von Gang zu Gang vertieft, und endlich von allen Seiten gestützt und geschlossen hat. Auch für die vorliegende Frage läßt sich ein kleiner Beleg dieses Urtheils geben.

In der ersten Auflage findet sich in der metaphysischen Erörterung unter Nr. 3 ein äußerlich ähnlich formulirtes Argument; aber es bezieht sich dasselbe auf die vorhergehenden Bestimmungen, nach welchen der Raum eine apriorische Vorstellung ist. Es giebt sich nicht als einen neuen Beweisgrund, wie es bei Fischer als ein solcher verwendet wird. Um so bewunderungswürdiger aber ist die strenge Reinheit, welche Kant dieser seiner größten metaphysischen Entdeckung gegeben hat: in der zweiten Ausgabe ist diese ganze Stelle gestrichen worden.

Diese Thatsache allein hätte Fischer bedenklich machen sollen, ein dermaßen von Kant selbst behandeltes Argument gegen einen so den Grund angreifenden Gegner anzuführen. Es ist jedoch durchaus verständlich, wie Fischer dazu kam, auf dieses Argument sich zu berufen. Nicht, weil es in den Prolegomenen den methodischen Weg bezeichnet; — denn angenommen, die Prolegomena enthalten den Gang der Kantischen Entdeckung, weßhalb hat Kant diesen seinen Gang verändert, wo er Andere systematisch führen wollte? — Es kam hier darauf an, einen harten Gegner auf den richtigen Weg zu bringen, nicht durch allgemeine pädagogische Hinweise, nicht durch angedeutete Beweise, sondern durch sorgsame Ausfüllung aller Bindeglieder jener als lückenhaft „nachgewiesenen" Beweise. Fischer hält sich aber vielmehr auch hier an die Habilitationsschrift de mundi sensibilis et intelligibilis forma et principiis, die er als in „völliger Uebereinstimmung" mit der transscendentalen Aesthetik befindlich bezeichnet hat. In dieser heißt es nämlich gegen Leibniz: „Nam ne apertum in definiendo spatio circulum, quo necessario intricantur (die Leibnizianer) in medium proferam, geometriam ab apice certitudinis deturbatam, in earum scientiarum censum rejiciunt quarum principia sunt empirica. Nam si omnes spatii affectiones nonnisi per experientiam a relationibus externis mutuatae sunt (dies giebt aber Trendelenburg nicht zu, der die apriorische Anschauung in seinem Sinne zugesteht!) axiomatibus geometricis non inest universalitas, nisi comparativa, qualis acquiritur per inductionem, h. e. aeque late patens, ac observa-

tur, neque necessitas, nisi secundum stabilitas naturae leges, neque praecisio, nisi arbitrario conficta, et spes est, ut fit in empiricis, spatium aliquando detegendi aliis affectionibus primitivis praeditum, et forte etiam bilineum, rectilineum.“ (§. 15. D. ed. Hartenstein S. 145.) Hier sind für die Apriorität des Raumes nur die Momente der Allgemeingiltigkeit (unversalitas) und der Nothwendigkeit (necessitas) angegeben. Die praecisio deutet auf die Form des Sinnes hin. Es ist charakteristisch, daß Kuno Fischer gerade diese Worte: neque praecisio, nisi arbitrario conficta ausgelassen hat. (Kant S. 338.) Aber das wirkliche Kriterium der Apriorität, mit welchem in der Kritik der reinen Vernunft der Gegenstand um die Begriffe gedreht wird, ist an dieser Stelle noch nicht zu bemerken. Dies macht den Unterschied zwischen der Habilitationsschrift und der Kritik aus.

Das Verhältniß dieser beiden Schriften zu einander ist auch noch für einen anderen Streitpunkt von Wichtigkeit, zu dessen Besprechung wir jetzt übergehen.

Unter der Ueberschrift „Die Zeit und die Denkgesetze“ stellt Fischer die Zusammengehörigkeit beider Principien als eine Kantische Lehre dar. „Auch die beiden anderen Denkgesetze des Widerspruchs und Grundes bedürfen, um begriffen zu werden, der Anschauung. Sie sind nichtssagend ohne die Anschauung der Zeit. Kant hat diese wichtige Bemerkung schon in seiner Inauguralschrift sehr scharfsinnig gemacht. Wenn der Satz vom Widerspruch bloß sagt: daß einem Dinge nicht zwei entgegengesetzte Prädicate, wie A und Nicht-A, zukommen können, so ist er selbst im Sinne der formalen Logik falsch; er sagt, daß sie ihm nicht zugleich zukommen können: also die Zeitbestimmung ist die Bedingung, unter der allein das Denkgesetz gilt. Und der Satz vom Grunde, wonach jede Veränderung ihre Ursache hat, ist die Verknüpfung zweier Begebenheiten, die nur begriffen werden als eine nothwendige Zeitfolge: so ist es wiederum die Zeitbestimmung, welche das Denkgesetz erklärt.“ (Gesch. der neuern Philos. 2. Aufl. Bd. III. S. 328.)

Ehe wir in die Kritik dieses Satzes eintreten, bemerken wir, daß in demselben zweierlei Bestimmungen von der Zeit ausgesagt, aber als identische hingestellt werden. Durch die Zeitbestimmung sollen erstlich die Denkgesetze „begriffen" werden. Dies fällt zusammen mit dem andern Ausdruck, daß die Zeitbestimmung das Denkgesetz „erkläre." Andererseits wird das Denkgesetz als „nichtssagend", die Zeitbestimmung aber als die Bedingung bezeichnet, unter der allein das Denkgesetz „gilt." Diese beiden Bestimmungen besagen nicht dasselbe; und nur wenn sie auseinandergehalten werden, läßt sich der Streitpunkt entscheiden.

Indem Trendelenburg bei seiner Untersuchung der Kantischen Beweise Fischer's Darstellung der bezüglichen Lehren zu Rathe zog, fand er es auffällig und „charakteristisch", daß in dieselbe die Habilitationsschrift hineingezogen worden war. Er erklärte diese Verbindung der vorkritischen Schrift mit der Kritik als eine „Vermengung." Zur Begründung dieses Vorwurfs wies er auf einen Widerspruch hin, welcher zwischen beiden Schriften bestehe. In der transscendentalen Aesthetik nämlich seien die Denkgesetze, als dem andern Stamm der Erkenntniß angehörig, streng ausgeschieden. Kuno Fischer hingegen rücke die Form der Sinnlichkeit, die Zeit, mit den Gesetzen des Verstandes zusammen. In dem Satze der Habilitationsschrift, auf welchen sich Fischer berufe, stehe nur, „daß die Zeit die Anwendung der Denkgesetze begünstige, was doch etwas ganz anderes ist, als daß die Zeitbestimmung das Denkgesetz erkläre, d. h. (nach Kant) das Princip sei, von dem es sich deutlich und bestimmt ableite. Dagegen thut die ganze transscendentale Logik Einsage." (Histor. Beitr. III. S. 250.) Außerdem habe Kant in der Kritik der reinen Vernunft die in jener vorkritischen Schrift gegebene Formel für den Satz des Widerspruchs „ausgelöscht und als unrichtig bezeichnet."

Wir machen uns vor Allem die Stelle in der Kritik der reinen Vernunft, auf welche Trendelenburg sich hier bezieht, in ihrem Zusammenhange klar.

Nachdem Kant durch die Deduction der reinen Verstandesbegriffe die Bedingungen dargethan hatte, unter welchen sich

dieselben auf Gegenstände beziehen, zu synthetischen Urtheilen brauchen lassen, schreitet er zur systematischen Darstellung jener synthetischen Urtheile a priori vor. Zur deutlicheren Bezeichnung des Unterschiedes zwischen diesen und den analytischen Urtheilen beginnt er mit einer Charakteristik des obersten Grundsatzes aller analytischen Uetheile.

Von allen Erkenntnissen, ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, gilt der Satz, daß der Widerspruch sie gänzlich vernichte und aufhebe. „Keinem Dinge kommt ein Prädicat zu, welches ihm selbst widerspricht.“ Dieser Satz des Widerspruchs ist daher das allgemeine und völlig hinreichende Principium aller analytischen Erkenntniß. So lange ich bei dem Begriffe stehen bleibe, ohne auszumachen, ob demselben ein Gegenstand correspondirt, ohne über die Elemente hinauszugreifen, welche in dem Begriffe analytisch zusammengefaßt sind, kann ich von diesem Satze sogar einen positiven Gebrauch machen: den Begriff selbst nämlich zu bejahen, und sein Widerspiel zu verneinen. Aber bei diesem Charakter des Princips darf nicht vergessen werden, daß es schlechterdings analytisch ist, keinerlei Synthesis einschließen darf.

Nun wird aber dieser berühmte, obzwar inhaltlose, formale Grundsatz gewöhnlich in einer Formel usgedrückt, „die eine Synthesis enthält, welche aus Unvorsichtigkeit und ganz unnöthiger Weise in sie gemischt worden. Sie heißt: es ist unmöglich, daß Etwas zugleich sei und nicht sei . . . . . . so ist der Satz durch die Bedingung der Zeit afficirt und sagt gleichsam: ein Ding = A, welches Etwas = B ist, kann nicht zu gleicher Zeit von B sein; aber es kann gar wohl Beides (B sowohl als non B) nach einander sein. Z. B. ein Mensch, der jung ist, kann nicht zugleich alt sein; aber derselbe kann sehr wohl zu einer Zeit jung, zur andern nicht jung, d. i. alt sein. Nun muß der Satz des Widerspruchs, als ein bloß logischer Grundsatz, seine Aussprüche gar nicht auf die Zeitverhältnisse einschränken; daher ist eine solche Formel der Absicht derselben ganz zuwider. Der Mißverstand kommt blos daher, daß man ein Prädikat eines Dinges zuvörderst von dem Begriff desselben absondert und nachher sein

Gegentheil mit diesem Prädicate verknüpft, welches niemals einen Widerspruch mit dem Subjecte, sondern nur mit dessen Prädicate, welches mit jenem synthetisch verbunden worden, abgibt und zwar nur dann, wenn das erste und zweite Prädicat zu gleicher Zeit gesetzt worden. Sage ich: ein Mensch, der ungelehrt ist, ist nicht gelehrt, so muß die Bedingung: zugleich dabei stehen. . . . Sage ich aber: kein ungelehrter Mensch ist gelehrt, so ist der Satz analytisch, weil das Merkmal (die Ungelahrtheit) nunmehr den Begriff des Subjects mit ausmacht, und alsdann erhellt der verneinende Satz unmittelbar aus dem Satze des Widerspruchs, ohne daß die Bedingung: zugleich hinzukommen darf. Dieses ist denn auch die Ursache, weswegen ich oben die Formel desselben so verändert habe, daß die Natur eines analytischen Satzes dadurch deutlich ausgedrückt wird." (Kritik der r. V. ed. Hartenstein S. 159—160.)

Wir fassen den Inhalt des Satzes zusammen. Das analytische Urtheil hat seine volle Wahrheit in dem Satze des Widerspruchs. Denn es geht nicht aus dem gegebenen Begriffe heraus. Nur wenn ich willkürlich ein Moment aus diesem Begriffe herausschneide, um ihm, als einem anscheinend gesonderten Prädicate sein Gegentheil gegenüberzustellen, wodurch ich aber nur einen Widerspruch mit jenem Prädicate, nicht mit dem Subjecte, bilde, nur durch diese falsche Abstraktion, fließt eine Zeitbestimmung in die analytische Gegebenheit des Begriffs. Das analytische Urtheil hat mit der Zeit Nichts zu schaffen.

Anders das synthetische Urtheil. In diesem soll ich aus dem gegebenen Begriffe hinausgehen, um etwas ganz Anderes, als in ihm gedacht war, von ihm auszusagen. Wird dies zugegeben, daß man im synthetischen Urtheil aus dem Begriff hinausgehen müsse, um ihn mit einem andern synthetisch in Verbindung zu setzen, „so ist ein Drittes nöthig, worin allein die Synthesis zweener Begriffe entstehen kann. Was ist nun aber dieses Dritte, als das Medium aller synthetischen Urtheile? Es ist nur ein Inbegriff, darin alle unsere Vorstellungen enthalten sind, nämlich der innere Sinn

und die Form desselben a priori, die Zeit". (S. 161.) Die Möglichkeit reiner synthetischer Urtheile a priori beruht demnach neben anderen Bedingungen, in letzter Instanz, der transscendentalen Apperception, auf der Form des innern Sinnes, der Zeit.

Die weiten und tiefen Consequenzen dieses Satzes über das ganze Gebiet der Kantischen Kritik hin können hier nicht verfolgt werden; wir schränken uns auf die Anwendung für den vorliegenden Streit ein.

Trendelenburg hatte behauptet: Während in der Habilitationsschrift des Denkgesetz mit der Zeit verknüpft ist, ob zwar nicht in der Ausdehnung, welche Fischer dieser Verknüpfung giebt, — ist diese Verbindung als eine „unrichtige" in der Kritik „ausgelöscht" worden. Halt! ruft Kuno Fischer. „Die Habilitationsschrift redet von der Anwendung des Denkgesetzes, die Vernunftkritik in der angeführten Stelle redet von ihm als einem „von allem Inhalt entblößten und blos formalen Grundsatz". (Kant, III. S. 330.) Bis hierher erscheint dieser Einwurf nach den von uns gegebenen Entwickelungen als begründet. Es besteht kein Widerspruch; denn sobald das Denkgesetz zu einer synthetischen Anwendung kommen soll, „ist ein Drittes nöthig, worin allein die Synthesis zweener Begriffe entstehen kann". Dieses Dritte ist die Zeit. Trendelenburg hat offenbar Unrecht, wenn er in seiner Erwiderung sagt: „Wo steht aber in Kant's Kritik, daß das Denkgesetz in der Anwendung jenes zugleich wiederum aufnehmen soll? Die aus der Kritik der obigen Verbindung von mir geltend gemachte Stelle verbietet es klar genug; sie distinguirt nicht". (Broschüre S. 12.)

Aber Fischer hat es selbst herbeigeführt, daß der von ihm versuchte Ausgleich nicht anerkannt worden ist, weil er selbst den angedeuteten Unterschied nicht verstanden hat. Denn in der weiteren Entwicklung seiner Entgegnung springt Fischer von der Sache ab, und spielt den Gegensatz auf ein ganz anderes, ungehöriges Gebiet hinüber. „Soll etwa, höre ich den Gegner erstaunt fragen, das Denkgesetz nach Kant am Ende noch zweideutig werden und amphibolisch? Er zürne nicht mir, wenn es sich wirklich so verhält. Er giebt in der

Kritik der reinen Vernunft einen Abschnitt, „von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe". So verwechselt er den Gegensatz von analytisch und synthetisch mit dem von Ding und Erscheinung und vergißt, daß Kant selbst für das analytische Urtheil eine Erscheinung als Beispiel genommen hat: „Kein ungelehrter Mensch ist gelehrt". Auf diesen Widerspruch bei Fischer hat bereits Bratuschek (a. a. O. S. 305) aufmerksam gemacht; aber auch er hat die Spur des Richtigen in jener Andeutung nicht erkannt.

Weil Kuno Fischer nun ferner in der Amphibolie den Widerspruch gehoben glaubt, vergißt er seine Behauptung, „wenn der Satz vom Widerspruch bloß sagt: daß einem Dinge nicht zwei entgegengesetzte Prädicate wie A und Nicht=A zukommen können, so ist er selbst im Sinne der formalen Logik falsch". (S. 328.) Wie? Hat es denn die formale Logik mit synthetischen Urtheilen zu thun, oder mit Erscheinungen als solchen? Beschränkt sich dieselbe nicht gerade nach Kant auf die analytischen Urtheile? Und wäre es nicht für diese durchaus falsch, jenes zugleich zuzulassen? Wie konnte Fischer, wenn er dem von Trendelenburg ihm entgegengehaltenen Kantischen Gedanken in seine klaren Zusammenhänge nachging, diesen Satz in der zweiten Auflage stehen lassen? Dies wird nur begreiflich durch seine Hereinziehung der Reflexionsbegriffe, welche ihm den Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Urtheilen, an dem er herumtappte, aus den Augen rückte.

Merkwürdiger Weise erwähnt Fischer in der Broschüre, wo er „auf den eigentlichen Schauplatz des Widerspruchs geht" gar Nichts davon, daß es „in der Kritik der reinen Vernunft einen Abschnitt giebt „von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe". Es scheint, daß diese Belehrung nicht am Platze war; Fischer selbst macht keinen Gebrauch von ihr! Mußte er erst auf den „Schauplatz" gehen, um die Erfahrung zu machen, daß jener Abschnitt von der Amphibolie nicht zur Frage gehört? Aber auch die in dem Anti=Trendelenburg (S. 62—64) gegebene Entwicklung der Stelle entbehrt klarer Sicherheit, weil der Gegensatz von analytisch und synthetisch nicht in den Vordergrund tritt. So hat Fischer es unterlassen, die oben ange=

führte Stelle aus dem Grundsatz der synthetischen Urtheile anzuführen, welche am einfachsten die Sache über jeden Zweifel erhebt; dagegen hat er aus der zweiten Ausgabe der Kritik eine Stelle herangezogen, welche eine auf den Begriff der Veränderung und der Bewegung eingeschränkte Anwendung hat.

Ehe wir weiter gehen, resumiren wir: Trendelenburg hat Unrecht, in dem besprochenen Punkte einen Widerspruch zwischen der Habilitationsschrift und der Kritik zu sehen; denn die erstere redet von synthetischen Urtheilen, für welche auch nach der Kritik die Zeit hinzukommen muß; aber die von Trendelenburg aus der Kritik angezogene Stelle handelt von den analytischen Urtheilen, denen auf der folgenden Seite die synthetischen gegenübergestellt werden. Kuno Fischer hingegen hat nicht nur seinen Gegner auch hierin nicht widerlegt, sondern, indem er die richtige Spur des Unterschieds streift, den Widerspruch unbemerkt gelassen, in welchen er sich durch diese nachträgliche Distinction mit seiner früheren, nichts destoweniger unverändert wiederabgedruckten Behauptung in Bezug auf die formale Logik gesetzt hat.

Aber der Fehler Kuno Fischer's steckt noch tiefer. Indem er sich an die Zeit als die Bedingung für die Anwendung des Denkgesetzes auf Erscheinungen hielt, setzte er die Bedingung der Anwendung und das Princip der Erklärung als identisch. Weil das Denkgesetz nur unter der Bedingung der Zeit „gilt", auf Erscheinungen synthetisch anwendbar ist, meinte er, das Denkgesetz bedürfe der Zeit, um „begriffen" zu werden. Schon in den „Beiträgen" hatte ihm Trendelenburg den Kantischen Begriff der Erklärung entgegengehalten. Es ist jetzt nothwendig, die Stelle der Habilitationsschrift, auf welche sich Fischer bezogen hatte, näher anzusehen. Sie lautet: Praeterea autem tempus leges quidem rationi non dictitat sed tamen praecipuas constituit conditiones, quibus faventibus secundum rationis leges mens notiones suas conferre possit; sic, quid sit impossibile, judicare non possum, nisi de eodem subjecto eodem tempore praedicans A et non A. (§ 15. Corollarium ed. Hartenst. III. S. 147).

Zu dieser Stelle hatte Trendelenburg bemerkt, daß nach derselben „die Zeit die Anwendung der Denkgesetze begünstige, was doch etwas ganz anderes ist, als daß die Zeitbestimmung das Denkgesetz erkläre". (S. 250.) Von den drei in gleicher Weise durch gesperrten Druck hervorgehobenen Worten preßt Fischer nur das eine: begünstigen und beutet dieses Wort zu einem versteckten Angriffe aus, welcher in Anbetracht aller dabei zu berücksichtigenden Umstände in der Geschichte wissenschaftlicher Streitschriften vielleicht nicht seines gleichen hat.

Wir haben alles Persönliche aus unserer Besprechung ferngehalten. Wer aber die Stelle kennt, auf die wir hier stoßen, wird es entschuldigen, daß wir unsere Erörterung durch eine kurze Digression über die Grenzen des anständigen Styls unterbrechen. Die ekelhafte Stelle findet sich als Anmerkung in einem wissenschaftlichen Werke, und nicht etwa als besondere dem edlen Zwecke gewidmete Parenthese, sondern sie ist in den Zusammenhang der Interpretation einer streitigen Stelle eingezwängt worden. Durch neun kleingedruckte Zeilen muß sich die Geduld des Lesers durch ein mit stylistischem Raffinement ausgehobeltes Schnitzwerk von den Gesammt-Charakter des Gegners angreifenden Insinuationen hindurcharbeiten. Und diese saubere Stelle hat man in der Ankündigung in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" (Nr. 205. 24. Juli 1869) vorauszuschicken für rühmlich und nützlich gehalten!

Bei solcher Abirrung von der Strenge und Unbefangenheit ruhiger Prüfung der gegnerischen Einwände wie des fraglichen Textes, zu welcher sich eine Vorliebe für Witzeleien gesellt, welche nicht aus der Dialektik der Kritik herauswachsen, sondern nur die überaus nöthige Sammlung des Lesers zerstreuen, kann es nicht Wunder nehmen, daß Kuno Fischer über das, worauf es am meisten ankommt, flüchtig hinweggeht. Ueber dem „Begünstigen" übersieht Fischer das „Erklären". Trendelenburg hält ihm in der Broschüre nochmals dies vor, daß das Denkgesetz nicht durch die Zeit erklärt werde; denn nach Kant's Begriff der Erklärung müßte die Zeit sodann das Princip sein, von dem sich das Denkgesetz deutlich und bestimmt ableite. Aber auch in der Broschüre (A.-Tr. S. 59—60) schweigt Fischer die urgirte Er-

klärung todt, und hält sich nur an das „Begünstigen". „Im Hinblick auf diesen Satz sage ich in meinem Werk: „also die Zeitbestimmung ist die Bedingung, unter der allein das Denkgesetz gilt". Die „Beiträge tadeln mich und entgegnen, dies sei falsch, denn in der obigen Stelle stehe nur, „daß die Zeit die Anwendung der Denkgesetze begünstige". (S. 250.) Der Verf. der Beiträge legt Kant etwas ganz Anderes in den Mund, als dieser gesagt hat, und noch dazu etwas Sinnloses. Denn welchen denkbaren Sinn soll es haben, „daß die Zeit die Anwendung der Denkgesetze begünstige". Für Kuno Fischer besteht kein Unterschied zwischen Bedingung und Erklärung: „und die Zeit, wie wir gesehen haben, war die Bedingung und Erklärung der Denkgesetze". (Kant III. S. 341.)

Und daß er diesen Fehler begeht, die Bedingung der Anwendung mit dem Princip der Erklärung gleichzusetzen, bezeichnet das fundamentale Gebrechen dieser ganzen Entwicklung. Denn es ist im Princip verfehlt, die Form des Sinnes mit den Gesetzen des Verstandes in der transscendentalen Aesthetik zusammenzustellen, ehe die letzteren in der transscendentalen Logik entwickelt sind. Beide Principien der Erkenntniß, beide „Stämme" haben zwar eine Einheit, welche nicht eine so „künstliche" ist, als welche Trendelenburg nach dem Vorgange Schopenhauer's sie erklärt. Aber um diese Einigung wirklich und in Kant's Sinne vollführen zu können, ist es unerläßlich, beide Stämme von ihren Wurzeln aus bis in die fernsten Zweige streng gesondert sich entwickeln zu lassen. Wenn beide nach ihren eigenthümlichen Formen und Gesetzen dargelegt sind, dann erst läßt sich die Stelle genau angeben, wo sie zusammenmünden in der menschlichen Erkenntniß.

Dieser Grundfehler Kuno Fischer's in seiner Darstellung der transscendentalen Aesthetik ist noch nicht nach Gebühr hervorgehoben worden, obwohl in ihm die Quelle anderer tieferer Irrthümer erkannt werden wird.

Der erwähnte Grundfehler soll sogleich genauer bezeichnet werden. Man wird sich an der für ihn eintretenden Bestimmung in der Untersuchung leichter zurechtfinden können, welcher

wir jetzt folgen müssen, der Untersuchung nämlich über die von Trendelenburg gerügten nicht urkundlichen Bestimmungen in Fischer's Darstellung der Lehre von Raum und Zeit.

In der ganzen Darstellung der transscendentalen Aesthetik bei Kuno Fischer vermissen wir vornehmlich die Entwicklung des Satzes: Raum und Zeit sind Formen der Sinnlichkeit. In dem Abschnitte: „Raum und Zeit als reine Anschauungen" werden dieselben zwar Formen der Anschauung genannt; aber Formen der Anschauung sind nicht Formen des Sinnes. In dem darauf folgenden Abschnitte wird zwar auf die Ausdrücke: Form des äußern, Form des innern Sinnes Bezug genommen; aber tadelnd: „Er hätte diese Unterscheidung besser nicht gemacht". (Kant III. S. 346.) Wir sehen hier davon ab, ob diese Bemerkung an sich richtig ist; wir heben nur dies hervor, daß die einzige Stelle, an welcher Fischer jene bei jedem tieferen Verfolg der Kritik in den Vordergrund tretende Bestimmung erwähnt, zu einer polemischen Bemerkung Anlaß giebt, und nicht zu einer nachträglichen Beleuchtung oder wenigstens Bezeichnung der Thatsache, daß Kant in der Kritik auf diesen terminus einen großen Nachdruck legt.

Unmittelbar dem Satze folgend, in welchem Raum und Zeit als Formen der Anschauung bezeichnet waren, werden sie „Vernunftformen" genannt. Daß diese Vernunftformen Formen der Sinnlichkeit sind, und als solche von den anderen Vernunftformen, den Formen des Verstandes, sich als „Erkenntnißquellen", als „Stämme der menschlichen Erkenntniß" unterscheiden, — dieser wichtige, fundamentale Gedanke wird nicht dargestellt, geschweige nach seinen Folgen für die ganze Erkenntnißlehre entwickelt. Daher ist es gekommen, daß Fischer die Form eines Sinnes mit den Formen des Verstandes unbefangen zusammenthun konnte, die Zeit mit den Denkgesetzen, von denen die erstere — ohne Einschränkung — „die Bedingung und Erklärung" der letzteren sei.

Die Bedeutung dieses terminus hat sich Fischer nicht klar gemacht; und doch steckt in der tieferen Fassung desselben der wesentliche Unterschied zwischen der Kritik und der Habilitationsschrift. Der ganze Sinn des Kantischen a priori, vom Trans-

scendentalen erfüllt, liegt darin ausgedrückt. Fischer ist bei der unfertigen Lehre, welche die Habilitationsschrift enthält, stehen geblieben; denn auf die Prolegomenen kann er sich bei diesem Punkte nicht berufen: Die ganze Entwicklung in den den Prolegomenen dreht sich um diesen terminus.

Daß Fischer diesen Angelpunkt der streng kritischen Lehre nicht beachtet hat, hat seinen Grund darin, daß er die Vorstellung der Identität von Raum und Räumlichkeit im Innersten nicht überwunden hat. Der Raum ist die Form der Anschauung — das heißt bei ihm nur: die Form des Gegenstandes; nicht die Materie desselben. So schließt er in der That: „Aber vermöge der anschauenden Vernunft, d. h. durch Raum und Zeit ist uns auch nur die Form des Gegenstandes gegeben, nicht die Materie, nicht das qualificirte... Etwas, das den Inhalt des Gegenstandes und der Veränderung ausmacht". (Kant III. S. 341.) Demgemäß haften alle seine Entwicklungen hauptsächlich an der Ablösung des Materiellen vom Raume. Allen Bestimmungen vom Raume, welche Kuno Fischer als das „bündige und unumstößliche Ergebniß der ganzen Untersuchung" (S. 339), d. h. also seiner ganzen Darstellung resumirt, ist streng genommen das Wort „Gegenstand" zu unterstellen, soweit dieser Begriff nicht schon an sich in denselben auftritt. 1) Raum und Zeit sind nicht abgeleitete, sondern ursprüngliche Vorstellungen, d. h. nicht Gegenstände abgeleiteter, sondern ursprünglicher Vorstellungen. 2) Diese ursprünglichen Vorstellungen sind sie nicht als begrenzte, sondern als unbegrenzte Größen. (Hier erscheinen sie deutlich als Gegenstände gedacht.) 3) Diese ursprünglichen Vorstellungen des unendlichen Raumes und der unendlichen Zeit sind nicht Begriffe, sondern Anschauungen, d. h. Raum und Zeit als unendliche Größen, sind nicht Gegenstände von Begriffen, sondern Gegenstände einer unendlichen Anschauung. 4) Diese ursprünglichen Anschauungen sind nicht empirische, sondern reine, was soviel sagen will als Anschauungen ohne gegebenes Objekt, d. h. „Formen der Anschauung". Wir können nach der bereits citirten Stelle hinzufügen: d. h. Formen des Gegenstandes.

Wenn man dies festhält, begreift man einerseits die Abwege, auf welche Kuno Fischer in seinen lebhaften Entwicklungen des so gefaßten Grundgedankens gerathen ist; andererseits aber schätzt man von diesem Gesichtspunkte aus allein die Schwere der von Trendelenburg erhobenen Einwürfe. Trendelenburg selbst bezeichnet nur das Unkantische, stellenweise das Unlogische in der beurtheilten Darstellung. Nur bei der „Vermengung" der Zeit mit den Denkgesetzen weist er auf die principielle Verwirrung hin, welche dadurch in das System komme. Durch die im Obigen angedeutete Charakteristik wird nicht bloß der Grund, sondern auch der Grad des Irrthums, im Ganzen des Systems, kenntlich.

Der erste der von Trendelenburg gegen Fischer's Darstellung der Lehre von „Raum und Zeit als Anschauungen" erkannten Sätze lautet:

„Es ist unrichtig und unkantisch im Beweis statt des Begriffs den Gattungsbegriff zum Grunde zu legen".

Daß diese Aenderung unkantisch ist, ist unbestreitba und unbestritten. Ehe wir auf die Prüfung des andern Arguments eingehen, fragen wir: Wie in aller Welt ist Fischer dazu gekommen, statt der in der transscendentalen Aesthetik deutlich und ausschließlich vorhandenen Bestimmung: Der Raum ist kein Begriff, in majorem Kantii gloriam zu beweisen, der Raum sei kein Gattungsbegriff? Die in der Broschüre, in einem andern Zusammenhange vorgebrachte Bemerkung giebt einen solchen Grund an; aber wenn wir diesen im Ernste als den wahren, den Gedankengang Fischer's leitenden ansehen dürften, so würde damit die transscendentale Aesthetik, nach Fischer selbst, „Kant's glänzendste That", eine schwere, unheilbare Wunde erleiden. Fischer sagt: „Die obige Erklärung giebt zugleich den einleuchtenden Grund, warum ich in meiner Darstellung der kantischen Lehre von Raum und Zeit die Begriffe, welche Raum und Zeit nicht sind, „Gattungsbegriffe" genannt habe. Weil in dem weitern Sinne des Worts Raum und Zeit auch Begriffe genannt werden können, nämlich Einzelbegriffe (Einzelvorstellungen) oder Anschauungen. Begriff im weitern

Sinne bedeutet Vorstellung überhaupt; Begriff im engern und eigentlichen Sinn bedeutet Vorstellung als „gemeinschaftliches Merkmal einer unendlichen Menge verschiedener möglicher Vorstellungen“, d. h. Gattungsbegriff. Eine Zweideutigkeit, welche der Sprachgebrauch mit sich führt, vermeiden, heißt das Verständniß der Sache erleichtern. Und die Darstellung einer philosophischen Lehre verdient keinen Vorwurf, wenn sie diese Bestimmtheit sich zur Pflicht macht und erfüllt. (A.-Tr. S. 58—59.) Es bleibt dabei: Die Aenderung ist in majorem Kantii gloriam geschehen! Kuno Fischer hat eine „Zweideutigkeit vermieden“, zu welcher Kanten in seiner „glänzendsten That“ der Sprachgebrauch verleitet hat. Dieser Grad von „Bestimmtheit“, welchen Kant nicht erreichen konnte, hat sein philosophischer Darsteller „sich zur Pflicht gemacht und erfüllt!“ Und Trendelenburg macht ihm einen Vorwurf daraus!

Das Verdienst Kuno Fischer's steigert sich, wenn wir bedenken, daß er die schwer begreifliche Selbstenthaltung geübt hat, während er auf 45 Seiten seiner Broschüre die mit diesem Vorwurfe Trendelenburg's zusammenhängenden Ausstellungen desselben zu entkräften sich bemüht, — erst auf Seite 58, nachdem die Sache bereits abgehandelt ist, den wahren Grund für diese seine Aenderung anzugeben. — Wir folgen füglich seinem Beispiele, und beachten in der Untersuchung diesen seinen spät „einleuchtenden Grund“ nicht weiter.

Schon in dem Abschnitt „Raum und Zeit als ursprüngliche Vorstellungen“, treffen wir die Betonung des Gattungsbegriffs. (S. 316.) Der folgende Abschnitt „Raum und Zeit als unendliche Größen“ beruht ganz in der Tendenz, den Raum als die unendliche Räumlichkeit nachzuweisen. In diesen beiden Abschnitten hebt der Gedankengang an, welchen Trendelenburg in seinen Ausläufen im folgenden Abschnitt, zum Stehen bringt und um die Urkundlichkeit befragt. Worauf Fischer hinaus will, ist immer dieses: der Raum ist nicht der Gegenstand einer abgeleiteten Vorstellung, nicht, gleichwie ein Gattungsbegriff, (!) von einzelnen Dingen als das gemeinschaftliche Merkmal abstrahirt; nicht eine Theilvorstellung, sondern

„das Ganze“ nicht eine begrenzte, sondern die unendliche Räumlichkeit!

Im folgenden Abschnitt „Raum und Zeit als Einzelvorstellungen oder Anschauungen“ rückt Fischer anscheinend vorwärts. Er geht auf den Unterschied der Vorstellungen ein. „Wir wissen nicht, was für Vorstellungen Raum und Zeit sind“. Statt nun dies nach Kant's Anweisung zu thun, in den formalen, psychologischen Unterschied der Vorstellungen sich zu vertiefen, worauf er doch abzielt, den Unterschied von Begriff und Anschauung zu klären, bleibt er am inhaltlichen Unterschied der Vorstellungen haften. „Es kommt darauf an, was wir vorstellen. Das Vorgestellte kann ein einzelnes Objekt (!) sein, oder ein allgemeines“. . . . „Die Vorstellung des einzelnen Dinges ist Anschauung, die der Gattung ist Begriff. Sind nun Raum und Zeit Anschauungen oder Begriffe?“ Man sollte meinen, es bleibe nun endlich bei dieser Unterscheidung; aber in dem unmittelbar folgenden Satze heißt es wieder: „Jeder Gatungsbegriff“ u. s. w. (S. 321.) So wird der Gattungsbegriff die ganzen Beweise hindurch beibehalten; nur am Schlusse (S. 325) begegnen wir mit gerechter Verwunderung jener so sorgfältig „vermiedenen Zweideutigkeit“ in der unverfänglichen Folgerung: „der beste Beweis, daß Raum und Zeit unmöglich die Gattungsbegriffe der verschiedenen Räume und Zeiten, also überhaupt nicht Begriffe sind“. Und von hier ab beziehen sich die indirecten Beweiswendungen bloß auf die Begriffe.

Was Fischer in der Broschüre für diesen Punkt vorbringt, wird sich am besten mit den andern Trendelenburgschen Gegenbehauptungen verknüpfen lassen.

„Es ist unrichtig und unkantisch, daß alle Merkmale eines Begriffs Gattungsbegriffe sind“.

„Es ist unrichtig und unkantisch, daß jede Gattung von den einzelnen Dingen abstrahirt und aus deren einzelnen Merkmalen zusammengefaßt ist“.

„Es ist ferner unrichtig und unkantisch, den Gattungsbegriff als einen Bruchtheil der Merkmale eines Dinges, als einen Nenner zu betrachten, der immer

kleiner ist als der Zähler. Die ausgesponnene schiefe Metapher verwirrt den Leser".

Die Stellen, auf welche sich die obigen Sätze beziehen, lauten: „Das einzelne Ding kann nur sinnlich vorgestellt oder angeschaut werden; die Gattung dagegen will von den einzelnen Dingen abstrahirt, aus deren gemeinschaftlichen Merkmalen zusammengefaßt, mit einem Worte begriffen sein". „Jeder Gattungsbegriff ist, verglichen mit dem einzelnen Dinge, eine Theilvorstellung desselben, ein Bruchtheil seiner Merkmale, ein Nenner, der immer kleiner ist als der Zähler. Cäsar ist Mensch, er ist es seiner Gattung nach: das sagt der Nenner. Aber wieviel hat Cäsar als dieser Mensch, dieser einzige, unvergleichliche, der er war, mehr in sich, als jene Merkmale, die er mit dem letzten seiner Gattung gemein hat. Um wieviel ist dieses Individuum mehr als bloß der Ausdruck seiner Gattung. Daß es Cäsar war, sagt der Zähler. Um wieviel ist hier der Zähler größer als der Nenner. Raum und Zeit wären Gattungsbegriffe, wenn sie Theilvorstellungen wären, Merkmale von Räumen und Zeiten. Aber es ist umgekehrt: sie sind nicht Theilvorstellungen, sondern das Ganze. Hier ist der Nenner immer größer als der Zähler. Der Raum enthält alle Räume, die Zeit enthält alle Zeiten in sich: sie sind nicht Theilvorstellungen, also nicht Gattungsbegriffe". (Kant, S. 320, 322.)

Ehe wir in die Untersuchung dieser Streitpunkte eintreten, sei dem Leser in Erinnerung gebracht, daß diese ganze Entwicklung, wie sie sich durch Fischer's Darstellung hindurch zieht, sich bei Kant nicht vorfindet. Fischer beruft sich für einen solchen Vorwurf auf sein Recht als „philosophischer Geschichtsschreiber", den darzustellenden Philosophen nicht ausschreiben zu müssen, sondern aus dem Ganzen seiner Gedankengeschichte heraus construiren zu dürfen. Es sei! Hierbei ist zweierlei bescheidentlich zu erwarten. Wenn eine philosophische Lehre auf die Präcision ihrer Darstellung Gewicht legt, wenn sie in verschiedenen Schriften in ziemlich gleicher Argumentation auftritt, so wird der philosophische Geschichtsschreiber ebensosehr aus Philosophie, als aus historischer Gewissenhaftigkeit, sich alle

Mühe geben, eine so beschaffene philosophische Lehre in der ihr eigenen Form, in ihrer logischen Rüstung nachzubilden. Es würde sich ihm bei einem darauf gerichteten Bestreben sehr bald ergeben, daß eine solche Reproduction kein „Ausschreiben" sei, daß sie vielmehr stellenweise recht viel Reconstruction, und auch ein wenig Philosophie fordern dürfte. Diese Anmerkung wäre für eine Methodologie der Geschichtsschreibung der Philosophie tiefer zu begründen.

Die zweite aber, die einem solchem Vorhaben gegenüber gemacht werden muß, ist unbestreitbar. Der philosophische Geschichtsschreiber darf in seine Entwickelungen kein Moment einführen, das nicht seinem gedanklichem Gehalte nach urkundlich ist.

Die Verstöße Kuno Fischer's gegen diesen letzteren Grundsatz hat Trendelenburg vornehmlich zum Gegenstande seiner Kritik gemacht. In den Erwiederungen Fischer's häufen sich Mißdeutungen und Mißverständnisse von der Art und in der Anzahl, daß die Beurtheilung dieser Streitpunkte zu einer nicht leichten Aufgabe für den Kritiker angewachsen ist. Nach unserem Plane schließen wir alles dasjenige aus, was in der mehrfach angezogenen Recension von Bratuschek durch klare Auseinandersetzung nach unserem Ermessen entschieden ist. Wir schränken uns, indem wir mit einigen Worten diesen Theil der Controverse berühren, auf die Nachweise solcher Fehlgriffe ein, welche in ihrer principiellen Natur nicht hervorgehoben sind und geeignet scheinen, die Quellen des Irrthums und den Charakter der Darstellung zu kennzeichnen.

In Bezug auf die einzelnen Gänge in Vertheidigung und Angriff erklären wir jedoch nach oftmaliger sorgsamer Prüfung aller Gründe und Gegengründe ohne Einschränkung, daß Trendelenburg in allen diesen Punkten durchaus im Rechte ist.

Zu der oben angeführten Stelle: „Raum und Zeit wären Gattungsbegriffe, wenn sie Theilvorstellungen wären, Merkmale von Räumen nnd Zeiten", hatte Trendelenburg bemerkt: „Bis ein Citat, das ich vermisse, mich eines Bessern belehrt, halte ich diese Stelle für unkantisch, denn sie ist unrichtig ge-

dacht, indem sie alle Gattungsbegriffe zu Merkmalen und alle Merkmale eines Begriffes zu Gattungsbegriffen macht." „Viele Merkmale sind Thätigkeitsbegriffe und lassen sich daher meistens nur künstlich zu Gattungen machen." (Histor. Beitr. III. S. 253 ff.) „Ebensowenig wird man solche Begriffe, wie z. B. den Begriff der Identität, Gattungsbegriffe nennen." (Broschüre S. 17.) Kuno Fischer hatte das vermißte Citat zu bringen, in welchem Kant alle Merkmale Gattungsbegriffe nennt. Es war dann immer noch ein weiter Weg zurückzulegen, bis er sein Recht nachwiese, da Raum und Zeit keine Merkmale wären, sie in diesen Beweisen als Gattungsbegriffe negiren zu müssen.

Indeß Kuno Fischer complicirte seine Entwicklung noch mehr. Nach der Vorstellung, die er von der Kantischen Bestimmung über Raum und Zeit hatte, wollte er sie nur als Nicht-Abstracta erweisen. „Die Gattung will von den einzelnen Dingen abstrahirt, aus deren gemeinschaftlichen Merkmalen zusammengefaßt, mit einem Worte begriffen sein." Auch hier hielt ihn Trendelenburg an: „Kant weiß sehr wohl, daß es Gattungsbegriffe giebt, die nicht abstrahirt, nicht aus den gemeinschaftlichen Merkmalen zusammengesetzt sind, z. B. der Gattungsbegriff Parallelogramm, Kreis, die Zahl vier." Verlieren wir den Heerd des Streites nicht aus den Augen! Kuno Fischer hatte also zu wenig bewiesen, hatte den Kreis dessen, was Raum und Zeit nicht sind, zu eng begrenzt. Sie sind nicht bloß nicht aus den Merkmalen zusammengesetzt, nicht Abstracta, sie unterscheiden sich auch noch von denjenigen Begriffen, welche durch Construction entstehen. Sie unterscheiden sich ferner auch von denjenigen Begriffen, welche weder Gattungsbegriffe, noch abstrahirt sind, nämlich den Kategorieen.

Dies ist, wenn man von dem Inhalte der kritischen Argumente an sich absieht, der Sinn der Trendelenburg'schen Einwände. Was hat nun Kuno Fischer dagegen vorgebracht?

Kuno Fischer prüft alle diese Einwände nur auf ihre eigene Richtigkeit ohne Rücksicht auf den Bezug derselben zur Darstellung der Kantischen Lehre von Raum und Zeit. Wir wollen dies an einigen seiner Widerlegungs-Versuche zeigen.

Trendelenburg hatte ein Citat dafür verlangt, daß Kant

alle Merkmale eines Begriffes Gattungsbegriffe nennt. Kuno Fischer hat auch in seiner Broschüre kein solches Citat herbeigeschafft. Trendelenburg hatte ferner dagegen Widerspruch erhoben, daß jede Gattung von den einzelnen Dingen abstrahirt, aus deren einzelnen Merkmalen zusammengefaßt sei. Dies versucht Fischer als kantisch nachzuweisen, und damit auch durch Schluß die in dem ersteren Einwande gerügte Gleichsetzung von Begriff und Gattungsbegriff zu rechtfertigen. Er sagt: „Die hierher gehörige Hauptstelle (Kritik der reinen V. I. Theil, §. 2. Nr. 4) lautet: „nun muß man zwar einen jeden Begriff als eine Vorstellung denken, die in einer unendlichen Menge von verschiedenen möglichen Vorstellungen als ihr gemeinschaftliches Merkmal enthalten ist."

Was folgert Kuno Fischer aus diesem, seinem Zusammenhange entrückten Satze? Daß das, was Kant von „einem jeden Begriffe" sagt, auch auf die Gattungsbegriffe Anwendung finden müsse. Was sagt denn nun Kant an dieser Stelle von einem jeden Begriffe? Daß er als eine Vorstellung zu denken sei, die in einer unendlichen Menge von verschiedenen möglichen Vorstellungen als ihr gemeinschaftliches Merkmal **enthalten** ist. Angenommen, die Verallgemeinerung „jeder" berechtige schlechtweg zur Umwandlung des Begriffs in Gattungsbegriff — ist denn durch diesen Satz nachgewiesen, daß der Gattungsbegriff von den einzelnen Dingen abstrahirt, aus den Merkmalen zusammengefaßt ist? Es steht ja nur hier, daß jeder Begriff, zugegeben also der Gattungsbegriff, in einer unendlichen Menge von verschiedenen (und zwar!) möglichen Vorstellungen als gemeinschaftliches Merkmal enthalten ist! Ist das etwa dasselbe?

Kuno Fischer bemerkt keinen Unterschied. Denn er sagt: „Kant sagt: „jeder Begriff ist als gemeinschaftliches Merkmal verschiedener Vorstellungen zu denken. Herr Trendelenburg sagt: „Kant weiß sehr wohl, daß es Begriffe giebt, die nicht als gemeinschaftliche Merkmale zu denken sind." (?) Was Kant weiß und sagt (?) und was Herr Trendelenburg ihn sagen läßt, verhält sich demnach genau wie A und Nicht-A." Trendelenburg aber hatte gesagt: „Kant weiß sehr wohl, daß es

Gattungsbegriffe giebt, die nicht abstrahirt, nicht aus den gemeinschaftlichen Merkmalen zusammengesetzt sind." Er machte damit, wie wir oben gezeigt haben, auf den nicht-empirischen Ursprung derselben aufmerksam, und auf ihre Entstehungsweise aus der Construction.

Kuno Fischer sieht von dem inneren kritischen Zusammenhange der Trendelenburg'schen Einwürfe grundsätzlich ab, und behandelt dieselben, als ob sie selbständige Thesen wären. So nur läßt es sich begreifen, daß er so offenbare Entstellungen begehen konnte, ohne sie, nachdem sie ihm vorgeworfen waren, in seiner Broschüre eingeständig zurückzunehmen.

Betrachtet man nun aber die von Kuno Fischer citirte „Hauptstelle" in ihrem Zusammenhange, so wird es völlig unbegreiflich, wie ihm gerade an dieser Stelle ein solches Versehen begegnen konnte. Denn gerade um den übersehenen Unterschied handelt es sich an der citirten „Hauptstelle". Kant will, nachdem er den Raum als Begriff widerlegt, als Anschauung bewiesen hatte, dasjenige Argument entkräften, welches man aus der Vorstellung vom Raume als einer unendlichen gegebenen Größe für die logische Natur derselben als Begriff hernehmen könnte. In dieser Gedankenrichtung sagt er: „Nun muß man zwar einen jeden Begriff als eine Vorstellung denken, die in einer unendlichen Menge von verschiedenen möglichen Vorstellungen (als ihr gemeinschaftliches Merkmal) enthalten ist, mithin diese unter sich enthält." Daraus könnte man nun schließen, der Raum als das gemeinschaftliche Merkmal einer unendlichen Menge von Vorstellungen wäre Begriff. Aber hier ist ein Unterschied: Der Begriff enthält die unendliche Menge von Vorstellungen nicht in sich, sondern unter sich. Der Raum aber enthält alle Theile in sich, folglich u. s. w.

Wir müssen, um zu beweisen, wie sehr Kuno Fischer den Satz an dieser Hauptstelle aus dem Zusammenhange gerissen hat, den Wortlaut des Satzes noch genauer ansehen. Kant sagt nicht: jeder Begriff enthält die unendliche Menge von Vorstellungen nicht in sich; — sondern er sagt: „aber kein Begriff, als ein solcher, kann so gedacht werden, als ob er eine unendliche Menge von Vorstellungen in sich enthalte."

Nach diesem Wortlaut ist anzunehmen, daß Kant gedacht habe: Zwar giebt es auch Begriffe, welche nicht aus den einzelnen Merkmalen zusammengefaßt sind. Von diesen läge doch nun die Vermuthung nahe, als ob sie ihre Vorstellungen in sich enthielten, wie der Raum, als unendliche gegebene Größe! Aber auch von solchen apriorischen, nicht durch Abstraction oder Zusammensetzung entstandenen Begriffen gilt es, daß kein Begriff, als ein solcher, seine Vorstellungen in sich enthalte.

Darf man eine so scharf die Begriffe als solche von Anschauungen distinguirende Stelle zum Beweise dafür anziehen, daß man im Sinne Kant's für Begriff Gattungsbegriff sagen kann? Ist damit ausgeschlossen, was Kant ausschließen will? Freilich nach Kant sind auch solche Begriffe ausgeschlossen, welche nicht abstrahirt, nicht zusammengesetzt sind; denn immerhin enthalten auch diese ihre Vorstellungen unter sich. Aber versteht sich das so von selbst? Wird nicht gerade dadurch, daß man den Raum nur als einen Gattungsbegriff ausschließt, der Verdacht erweckt oder wenigstens erhalten, daß der Raum, insofern er als eine unendliche gegebene Größe vorgestellt wird, Begriff sei? Zugegeben, daß an anderen Stellen Kant Begriff und Gattungsbegriff zusammennahm, an dieser Stelle durfte der Gattungsname Begriff nicht vertauscht werden; denn es handelt sich unter schwierigen Distinctionen um die Unterscheidung eines jeden Begriffs, als eines solchen, von der Anschauung.

Aehnliches muß für das Argument von den Größenbegriffen gesagt werden. Trendelenburg hatte zur tieferen Begründung seines Widerspruches auf die „Disciplin der reinen Vernunft im dogmatischen Gebrauche" hingewiesen, aus welcher hervorgeht, daß die mathematischen Begriffe aus Construction entstehen, nicht aus Abstraction. Als ob diese wichtige Unterscheidung implicite in seinen Entwicklungen ausgesprochen läge, — daß dies nicht der Fall ist, bildet ja doch den hauptsächlichen Inhalt des Vorwurfs — bleibt Kuno Fischer bei der Einrede: Wenn auch die Größen durch Construction entstehen, die Größenbegriffe entstehen doch durch Abstraction. Es soll hier nicht des Näheren untersucht werden, ob der Begriff Pa-

rallelogramm, wie Fischer es darstellt (A.=Tr. S. 14), aus den einzelnen Arten desselben abstrahirt wird, oder ob nicht vielmehr, wie nach Trendelenburg anzunehmen ist, die einzelnen Arten aus dem gemeinschaftlichen Merkmal als dem Prius ihrer Bildung hervorgehen.

Andeutungsweise mag bemerkt werden, daß unserer Ansicht nach Trendelenburg auch hier im Rechte ist; denn nach der Kantischen Unterscheidung zwischen Mathematik und Philosophie würde Fischer's Art der Abstraction des Begriffs Parallelogramm in die Philosophie fallen. Die Mathematik hat es bloß mit der Construction der Begriffe aus Anschauung a priori zu thun. Wenn sodann der Gattungsbegriff von den einzelnen Constructionen abstrahirt wird, so entsteht er darum keineswegs aus Abstraction; denn er ist längst entstanden: er war bereits bei der ersten Construction der einzelnen Arten des Quadrats, des Rechteckes in der apriorischen Anschauung wirksam.

Diese Frage tritt jedoch hier völlig zurück, wo es sich vielmehr darum handelt, daß Kuno Fischer den wichtigen Unterschied zwischen Begriffen, welche aus Abstraction, und denen, welche aus Construction entstehen, durch seine ursprüngliche Verschiebung des Begriffs in Gattungsbegriff vertuscht hat. Zugegeben, die Größenbegriffe entständen aus Abstraction: ist diese Art von Abstraction dieselbe wie die Abstraction, aus welcher beliebige andere Begriffe entstehen? Muß aber nicht „ein philosophischer Geschichtsschreiber", welcher seinen Philosophen aus dem Ganzen darstellt, wenn er die „glänzendste That" desselben unter den Händen hat, in seiner congenialen Reconstruction solche Gedankenmotive, welche den Ansatz für spätere Lehren bilden, um so bewußter und klarer, sei es abweisend, sei es einschließend, hervorheben, je mehr er über dem organischen Zusammenhange des Ganzen steht? Kuno Fischer's Entwicklung des Kantischen Satzes, daß Raum und Zeit nicht Begriffe sind, läßt Niemand zwischen den Zeilen lesen, daß sie auch nicht einmal Größenbegriffe sind, die doch immer noch in anderer Weise abstrahirt werden, als die gewöhnlichen, schlechthin aus Abstraction entstehenden Begriffe.

Was wir soeben von den Größenbegriffen gesagt haben,

gilt auch von den Kategorieen, welche Trendelenburg als zweite Instanz gegen Fischer's Gattungsbegriffe angeführt hat.

Wir vergegenwärtigen uns wiederum den Zusammenhang des Einwurfs. Wenn Raum und Zeit nur nicht Gattungsbegriffe sind, so ist ihr Unterschied von den Kategorieen damit nicht bewiesen; denn die Kategorieen sind Begriffe, welche weder abstrahirt, noch Gattungsbegriffe sind. Es ist also zu wenig bewiesen. Trendelenburg bezeichnet es als wesentliche Absicht, welche Kant in diesem seinem Beweise verfolge: Raum und Zeit von den Kategorieen, als den Stammbegriffen des Verstandes, zu scheiden. Hier ist ein wirklich umfassender Gattungsbegriff des Begriffs gewonnen. Kein Begriff, „als ein solcher", sagt Kant, d. h. insofern er ein Stammbegriff des Verstandes ist, enthält eine unendliche Menge von Vorstellungen in sich. Der Raum kann demnach gar nicht dem Vorstande zugehören, er ist eine apriorische Anschauung. In der Meinung, er führe Kuno Fischer durch die Anwendung dieses Princips auf dessen Beweis ad absurdum, fährt er fort: „Wir machen dieselbe Probe mit Kuno Fischer's eben angegebenem Schluß. Dann hieße der Beweis: Wäre der Raum eine Kategorie, so müßte er abstrahirt sein von verschiedenen Räumen, wie der Begriff Mensch abstrahirt wird von den verschiedenen Menschen. Daß dies nicht paßt, sieht jeder; denn kein Stammbegriff des Verstandes ist abstrahirt, er ist a priori." (Broschüre S. 25.) Was nach Trendelenburgs Erwartung Jeder sieht, hat jedoch Kuno Fischer nicht gesehen. Es steht zu prüfen, ob er recht gesehen hat. Doch nein! Die Prüfung werde Jedem überlassen, der nur irgend Kenntniß von den Grundsätzen der Kantischen Kritik hat. Wir werden daher ohne kritische Begleitung die Sätze allein abdrucken, die Kuno Fischer zur Belehrung seines „unkundigen" Gegners in seiner Broschüre veröffentlicht hat, und die wir nach der zweiten Auflage citiren. Auf S. 19 derselben steht zu lesen:

„Für jeden Kenner der Kantischen Lehre liegt die Sache einfach genug. Freilich sind die Kategorieen ursprünglich Begriffe, deren Function im Verknüpfen besteht und die dadurch Urtheil und Erkenntniß bewirken. Aber diese Ursprünglich-

keit und transscendentale Bedeutung der Kategorieden wir doch in keiner Weise beeinträchtigt, wenn sie rein logisch betrachtet (d. h. abgesehen von ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung für die Erkenntniß) als Gattungsbegriffe gelten müssen, die, wie alle Gattungsbegriffe durch Vergleichung, Reflexion und Abstraction gebildet werdrn. Der Verfasser der Broschüre sagt: was Arten unter sich befaßt, ist Gattungsbegriff. Nun gut! Der Begriff Ursache befaßt Arten unter sich, es giebt mechanische und moralische Ursachen. Ist also diese Kategorie kein Gattungsbegriff? Wenn ich mechanische und moralische Ursachen vergleiche, auf ihr gemeinschaftliches Merkmal reflectire, dieses abstrahire, so habe ich den allgemeinen Begriff Ursache. Was ist dabei Auffallendes oder gar Widersprechendes? Ich abstrahire etwas von einer gegebenen Vorstellung; ich könnte dieses Etwas nicht abstrahiren, wenn es nicht in der gegebenen Vorstellung enthalten wäre. Wenn ich nun von einer gegebenen Vorstellung nicht mehr abstrahiren kann, so ist klar, daß diese gegebene Vorstellung zugleich eine ursprüngliche und nothwendige Vorstellung ist. So verhält es sich mit den Kategorieen."

In solcher Abstraction entstehen nach Kuno Fischer die ursprünglichen und nothwendigen, die apriorischen Vorstellungen, entstehen die Kategorieen, rein logisch genommen!

Wir fragen ausschließlich im Zusammenhange des streitigen Punktes: Sollen denn in der transscendentalen Aesthetik Raum und Zeit bloß „rein logisch" betrachtet werden? Giebt es nicht in der Kritik — aus Fischer's Gegenbemerkungen auf Trendelenburg's Einwände ersieht man zur etwaigen Beruhigung, daß doch auch diese neben der freilich vornehmlich berücksichtigten Habilitationsschrift in Betracht gezogen werden darf — einen Abschnitt „Transscendentale Erörterung des Raumes." Muß nun nicht in dieser der Raum nach seiner transscendentalen Bedeutung, nicht bloß nach seiner logischen, von den Kategorieen unterschieden werden? „Wenn nach dem Unterschiede zwischen Anschauung und Begriff gefragt wird, so handelt es sich nicht um diese oder jene Begriffe, sondern um den

Begriff als solchen, um das, was den Begriff zum Begriff macht, d. h. um die bloße Form der Begriffe" (ib. S. 19, 20). Zur „bloßen Form" gehört aber der transscendentale Charakter nicht!?

Kuno Fischer beruft sich ja einmal in diesem Streite auf die Amphibolie der Reflexionsbegriffe. Hier wäre die Erinnerung am Platze. Warum hat Kuno Fischer nicht bedacht, daß es Sache der transscendentalen Ueberlegung ist, zu prüfen, welchem von beiden Erkenntnißprincipien eine Vorstellung angehört. Nur durch diese transscendentale Ueberlegung wird der Begriff von der Anschauung unterschieden. Kuno Fischer aber glaubt die Kategorieen von der Anschauung unterscheiden zu können, indem er sie „rein logisch betrachtet"; als Gattungsbegriffe gelten läßt, welche, wie alle Gattungsbegriffe, „durch Vergleichung, Reflexion und Abstraction gebildet werden."

Und ein solcher Kenner der Kantischen Philosophie sagt von seinem Gegner: „Wenn ich noch eines Beweises bedürfte, wie fremd Herr Trendelenburg in den Untersuchungen der Kantischen Kritik ist und wie wenig er den Zusammenhang dieser Untersuchungen einsieht, so würde ich auf die Stelle seiner Broschüre hinweisen, worin wörtlich gesagt wird: in der Lehre von Raum und Zeit sei „Kant's wesentliche Absicht gewesen, die Anschauungen des Raumes und der Zeit von den Kategorieen, den Stammbegriffen des Verstandes, zu scheiden." (S. 20.)

Die Stelle ist nach einer anderen Seite wiederum ein interessanter Beleg für Fischer's Auffassung von der Aufgabe eines philosophischen Geschichtsschreibers. „An einer Stelle, wo von den Kategorieen noch nicht die Rede ist und sein darf, soll Kant's wesentliche Absicht gewesen sein, Raum und Zeit von den Kategorieen zu scheiden?" (ib. S. 20.) Die transscendentale Aesthetik müßte nach diesem Schlusse „die Lehre von den Stammbegriffen des Verstandes voraussetzen, während sie selbst dieser Lehre, vornämlich der transscendentalen Logik, in der Kritik der reinen Vernunft vorausgeht." (S. 22.)

Solcher Auffassung gegenüber müssen wir nun dem philosophischen Geschichtsschreiber bemerklich machen:

Wenn auch an der bezüglichen Stelle von den Kategorieen noch nicht die Rede ist und sein darf, so kann sehr wohl und muß vielmehr der Gedanke schon daran sein. Ohne diesen bindenden Gedanken würde das Kantische System nicht sein, was es zu sein behauptet, eine dem Organismus vergleichbare Einheit. Die transscendentale Aesthetik geht der transscendentalen Logik nicht bloß „voraus", sondern auch entgegen. Und der philosophische Geschichtsschreiber muß die Begegnungspunkte Beider den Gedanken seiner Leser vorzuzeichnen verstehen, wenn auch noch nicht davon „die Rede" sein darf.

Für die anderen Punkte der Controverse verweisen wir zustimmend auf die gründliche und gewissenhafte Beurtheilung Bratuscheks.

Anknüpfend an die letztere Bemerkung, wie an ähnliche im Verlaufe der Untersuchung eingestreute, gestatten wir uns zum Schlusse nur noch, zu dem allgemeinen Urtheil, welches Trendelenburg bei dem gegebenen Anlaß über die Methode der Geschichtsschreibung der Philosophie geäußert hat, unsere Bedenken auszusprechen.

Wir glauben in vollem Maße die mahnenden Worte zu würdigen, welche Trendelenburg der „frei nachbildenden Methode" zuruft. Wir unterschätzen die Gefahren nicht, welche diese Art der geschichtlichen Entwicklung philosophischer Lehren zu bestehen hat. Durch seine Nachweise gewarnt, erkennen wir, daß Kuno Fischer's Leistung trotz mancher Vorzüge, die wir keineswegs bestreiten wollen, die aber genugsam anerkannt sind, das Zutrauen zu dieser Methode mehr gefährdet als gefördert hat. Die Variationen, denen eine solche Methode ihr Thema unterwirft, müssen in der That demselben nicht bloß ethisch, sondern auch logisch congenial sein. Und es kann nicht geleugnet werden, daß durch eine so gespannte Anforderung in praxi der Nutzen der Methode im Ganzen zweifelhaft wird. Aber bestehen nicht auch für den politischen Geschichtsschreiber ähnliche Schwierigkeiten? Und doch wird der Historiker auch an die von weiten und schweren Culturbewegungen durchkreuzte Zeit herangehen, die leitende Erscheinung in ihr aufsuchen und in dieser den Zusammenhang der Begebenheiten knüpfen. So viele der Mitursachen sein mögen,

und so schwierig oft die Einschaltung derselben in den Apparat der Bedingungen wird: die geschichtliche Reconstruction läßt sich durch alle diese Schwierigkeiten nicht hemmen, nicht zur Logographie zurückdrängen.

Auch die Geschichte der Philosophie darf wegen mißglückter einzelner Versuche die anerkannten „idealen Ziele" einer Methode nicht aufgeben, durch welche allein sie zur Wissenschaft wird. Hier ist der Punkt, in dem wir Trendelenburg, so sehr wir seine Bedenken als beherzigenswerthe im Einzelnen anerkennen, in der Theorie dennoch entgegentreten müssen. „Jene alte Weise der Darstellung ist nicht zu verschmähen. Denn in der Geschichte der Philosophie behält immer ein feingefügtes Mosaikgebild den Werth des Echten und den Reiz eines sinnvollen Verständnisses." (Histor. Beitr. III. S. 259.) Der Werth des Echten darf durch keine Methode verringert werden. Darüber kann kein Streit sein. Aber der Reiz des Verständnisses wird sicherlich erhöht werden in einer aus den treibenden Gedanken heraus nachgebildeten Darstellung eines philosophischen Systems. Ein Mosaikbild, und wenn es noch so fein gefügt ist, wird immer nur ein Ganzes von Bruchstücken sein. Die geschichtliche Forschung soll die Gestaltung eines Ganzen von Gliedern anstreben. Wo der darzustellende Philosoph freilich seine Gedanken nicht organisirt, sondern zusammengestückt hat, oder wo das urkundliche Material für eine einheitliche Nachbildung nicht ausreicht, da mag die Regestensammlung, oder das Mosaikbild, das Feld behaupten. Vielleicht bleibt das Verlangen, das schon Baco ausgesprochen hat, nach einer Geschichte der vorsokratischen Philosophie in taciteischem Geiste, für immer ein desideratum. Es kann auch verstanden werden, wenn man selbst für Plato und Aristoteles die Möglichkeit einer geschichtlichen Darstellung in dem angegebenen Charakter bezweifelt. Aber wo die Gedanken in so mannichfachen Entwicklungen sich wiederholen, ergänzen, berichtigen, und wo die historischen Verbindungen so offen liegen, so offenherzig dargelegt sind, wo der systematische Zusammenhang mit so hoher schriftstellerischer Weisheit und so durchgehend gewahrt und in den Vordergrund gehoben wor-

den ist, wie bei unserm Kant, da mag die Entsagung ihrerseits sich bescheiden. Da gilt es, mit umfassender Nutzung alles urkundlichen Befundes in den Springpunkt des Systems zu dringen und aus ihm heraus die einzelnen Gedanken als Glieder eines Ganzen von einander zu lösen, um sie in der erkannten Ordnung wiederum zusammenzufügen. Wenn es nur gelingt, den Springpunkt, den wirksamen Grundgedanken zu entdecken!

Wir stehen nicht an, nach dem Maße unserer Einsicht zu erklären, daß in Kuno Fischer's Darstellung der Kantischen Lehre der Grundgedanke nicht tief genug erfaßt ist. Dies ist das Gebrechen seiner Geschichte; nicht die frei nachbildende Methode. Es ist ein falscher Gegensatz, der zwischen der frei nachbildenden Methode und einer solchen gemacht wird, welche ihre Entwickungen auf Schritt und Tritt durch Originalsätze belegt. Beide Methoden schließen einander keineswegs aus; wir sind sogar geneigt, anzunehmen, daß beide sich nicht bloß mit einander bequem vertragen, sondern einander fordern. Je freier der Darsteller sich bewegt, wenn er nur dem Gedanken in seiner ganzen Schärfe treu bleibt, desto unwillkürlicher wird ihm beständig der Text, den er entwickelt, auf den Lippen schweben. Und andererseits, so sehr die Darstellung von Textesworten durchzogen ist, wird sie doch dadurch nicht Mosaikbild: trotz aller Excerpte bleibt sie frei nachbildend, wenn sie es überhaupt ist; wenn in ihr nämlich der Grundgedanke erfaßt ist, und aus diesem heraus die Nachbildung sich vollzieht. Wie erfaßt man aber den Grundgedanken? Dies ist die eigentliche Aufgabe der Methode.

Unseres Erachtens dürfte die sorgsame Anwendung einer wohlbegründeten psychologischen Methode die „idealen Ziele" der philosophischen Geschichtsschreibung am sichersten fördern. Man lasse den Streit, um den Namen. Ueber die Sache muß Einigung möglich sein.

Was will die Geschichte der Philosophie am letzten Ende leisten? Sie will den fortlaufenden Zusammenhang der philosophischen Probleme im Ganzen der menschlichen Cultur darstellen. Wie ein System aus dem Besten des andern wächst, und in dem Mangel des eigenen den Keim des neuen trägt! Wie die

Fragen sich vertiefen und die Ziele höher gehen! Und wie doch die Steigerung stufenweise erfolgt! Und wie immer und überall eine Gemeinschaft besteht mit allen anderen Richtungen des menschlichen Denkens, von denen man nimmer absehen kann, ohne die Einheit des Ganzen zu verletzen, weil aus dem Kreise des Denkens nur ein Ausschnitt gemacht werden darf, nicht ein Abschnitt.

Um nun diesen Zusammenhang zu stiften, müssen zwei Dinge festgestellt werden. Das Alte, an welches die Reihe anknüpft und das Neue, das dieselbe fortführt. Doch woran erkennt man das Neue, im Fortgange der anscheinend gleichen Proleme? Wie ist es möglich, das Neue mit urkundlicher Sicherheit als solches zu kennzeichnen? Man sagt: Es werde am Alten gemessen! Aber wie nahe liegt hier die Gefahr, in das Alte das Neue schon hineinzutragen. Giebt es kein anderes Mittel, als den individuelle Tact des Einzelnen, giebt es kein methodisches, diese Fehlerquelle abzuschneiden? Diesen Zweifel kann eine einfache Erwägung heben.

Welcher Art ist das zu erkennende Object? Es ist ein Gedanke. Als solcher der Ertrag eines psychischen Prozesses. Dieser Prozeß ist als Experiment darzustellen. Zu diesem Behufe muß der zu analysirende Gedanke in seine Bestandtheile zerlegt werden. Zuerst also muß die gesammte Masse historischer Thatsachen daraufhin geprüft werden, in wieweit und worin sie auf den darzustellenden Gedanken oder den Zusammenhang derselben mit andern eingewirkt habe. Es bleibt aber, wie wir gesehen haben, alsdann immer noch die Schwierigkeit, außerhalb der als historisch gegeben befundenen Elemente ein neues, als das Gesuchte, zu bestätigen. Hier droht dem philosophischen Historiker die Klippe der leeren Construction, der Deutelei. Aber es giebt ein Mittel, den Irrweg zu vermeiden. Der Historiker sei Philosoph. Der Historiker stelle sich dreist mitten hinein in den Streit der Parteien. Es liegt Verführerisches in dem Schilde der objectiven Geschichtsschreibung. Die philosophischen Probleme und zumal die neueren sind nicht so abgeschlossen, daß man ihre Darstellung ohne die regste Theilnahme und den ständigen Einfluß der eigenen Welt=

anschauung betreiben könnte. Die Fragen schweben noch in stetiger Entwicklung, und wir selbst mit den gespanntesten Interessen unserer Subjectivität in ihnen, deren objective Beleuchtung wir ankündigen. Das höchste Maß der Objectivität, das erreichbar scheint, liegt in dem Grade der Läuterung, den wir durch möglichst unbefangene Aufnahme des Fremden und strenge Durchbildung des Eigenen unserer Subjectivität geben können. Je allseitiger und fester die Subjectivität ausgebaut ist, desto voller und reiner wird die Objectivität gegründet sein. Man kann noch so sehr objectiv sein wollen: wenn man in der eigenen Philosophie nicht Kriticist ist, so wird man es nicht vermeiden können, in der geschichtlichen Darstellung einen Kant selbst „apriorischen Zauber", „phantastische Begriffe" und andere ähnliche Objectivitäten mit den entsprechenden Belehrungen vorzuwerfen. Ein verdienstvoller Geschichtsschreiber der Philosophie hat diese Art der Beurtheilung mit der Objectivität vereinbar gefunden.

Nach dieser unserer Auffassung der relativen Objectivität bestimmt sich der Weg, den der Geschichtsschreiber der Philosophie zu nehmen hat. Je mehr er systematischen Antheil an dem Probleme nimmt, das er darstellt, desto gediegener an urkundlicher Treue nicht minder als an systematischer Klarheit wird seine Arbeit ausfallen. Vorausgesetzt bleibt immer, daß der Forscher historisches Gewissen und die Fähigkeit hat, ebensosehr die feinen Unterschiede wie die Einheitspunkte in den Gedanken anschaulich zu begreifen.

Gerade weil die Probleme noch im Flusse sind, haben wir meistens Handhaben zur Beurtheilung dessen, was dem Philosophen mehr oder weniger bestimmt angehört, was von ihm mehr oder weniger klar gedacht ist, welche Ansätze in voraufgehenden Systemen ihn angeregt haben, und was er als ein Neues hinzugethan hat. Je mehr wir in die systematischen Schwierigkeiten eingehen, je selbstständiger wir uns in dem großen Denker zurecht arbeiten, desto klarer werden die Elemente der Analyse auseinandertreten, desto bestimmter wird sich die historische Entwicklung abzweigen, desto unzweifelhafter wird der Wortlaut werden.

Hätte Kuno Fischer recht gründlich und unverdrossen in jedem einzelnen Punkte seinen Philosophen als „Advocat" vertreten, die Einwürfe, die man systematisch gegen denselben erhoben, mit unbefangener Genauigkeit im Einzelnen prüfen und beurtheilen zu müssen für seine Aufgabe als philosophischer Geschichtsschreiber gehalten — er wäre nicht nur zu einer philosophisch tieferen, sondern auch zu einer urkundlicheren Darstellung geführt, gedrängt worden. Je strenger und je angelegentlicher er fremde Ansichten an der von ihm für kantisch angesehenen gemessen hätte, desto genauer würde er auf den Wortlaut seines Autors zurückgegangen sein. Es ist nach seinen Motiven sehrverständlich, aber es hat, wie sich herausgestellt, seine traurigen Folgen, was Kuno Fischer von den Grundsätzen seiner Darstellung verräth: „Am liebsten lasse ich in meiner Darstellung die Sache (?) für sich selbst reden, und durch die Klarheit, womit sie einleuchtet, (wem? Nicht Allen leuchtet Alles klar ein!) die schiefen und falschen Ansichten erhellen und berichtigen ohne weitere Widerlegung." (Vorrede zu seinem Kant IV.) So sehr wir in principiellen Punkten von der Trendelenburg'schen Auffassung abweichen, so erklären wir doch unumwunden, daß die von Trendelenburg beregten Zweifel in wahrhaft methodischer Weise anleiten, nach dem Springpunkte des Systems tiefer zu graben und das gesuchte Neue in seiner echten Gestalt zu entdecken.

Der beurtheilte Streit gewährt darum ein anschauliches Exempel von der Regel, welche wir der philosophischen Geschichtsschreibung stellen: In der systematischen Theilnahme an der historischen Entwicklung der Probleme liegt das praktische Mittel, die unbestreitbaren Schwierigkeiten der Methode zu mindern und endlich, gemäß der fortschreitenden Lösung der Probleme, zu überwinden.

In solchem Geiste ist die Geschichte der Philosophie zugleich eine Arbeitserscheinung der Philosophie selbst; und weit gefehlt, daß sie die letztere im Entwicklungsgange der Wissenschaften abgelöst hätte, verbürgt sie den lebendigen Fortbestand derselben. In diesem Sinne kann man es sich auch gefallen lassen, wenn Kuno Fischer „nach dem philosophischen Zeitbedürfniß zu urtheilen, die Geschichte der Philosophie gegenwärtig

als die wichtigste der philosophischen Wissenschaften" (Vorrede XVI.) bezeichnet. Denn in diesem Sinne ist nicht zu befürchten, daß man ihr eigen Leben leugnete, daß man sie nur im Verbande der historischen Wissenschaften, durch den gemeinsamen Trieb zu wissen, was vordem gewesen, unterhalten glaubte.

Die Geschichte der Philosophie, als eine philosophische Wissenschaft, erfüllt zwei gleich wichtige Anforderungen, welche man von entgegengesetzten Seiten aus an die Philosophie und an die Geschichte derselben stellt. Die Philosophie soll nicht in jedem Kopfe von Neuem ansetzen, sondern an die verwandte Bestrebung anknüpfen. Die philosophische Geschichte bewahrt die Philosophie vor dem bezeichneten Fehler.

Andererseits soll das philosophische Interesse nicht in dem historischen aufgehen. Von allen durch die Theilung der Arbeit bedingten Einseitigkeiten des menschlichen Wesens ist die historische vielleicht die gefährlichste. Je emsiger der Einzelne wie das Zeitalter der Erforschung des Vergangenen sich hingiebt, desto leichter kann die harmonische Ausbildung der Zukunft wie des eigenen Geistes so der allgemeinen Cultur verabsäumt werden. Wir gewinnen lieb und schätzen werth, was uns beschäftigt, was eine gewissenhafte Thätigkeit fordert und ausfüllt. Mit dem Grade der Arbeit steigert sich die Begeisterung für den Gegenstand derselben. Leibniz setzte ein Insect, das ihn unter dem Mikroskop belehrt hatte, sorgsam wieder auf den Tisch. Wenn daher ein Zeitalter von dem historischen Triebe sich beherrschen läßt, so wird es bald an der Befriedigung desselben sein volles Genügen finden, und je länger, je weniger von der Frage berührt werden: Was wird sein? geschweige von der dringlicheren: Was soll sein?

Diese Hebel des Künftigen sind aber zugleich die Gradmesser des Vergangenen. Die historische Verbindung mit dem Alten ist nur in Demjenigen herzustellen, und die historische Kenntniß des Alten geht nur an Demjenigen auf, welches auch in dem Alten das Neue war. Mit diesem Neuen hängen wir noch innerlich zusammen: an diesem Neuen müssen wir als Advocaten der Wahrheit Antheil nehmen, wenn uns die wirkliche Geschichte gelingen soll.

Daniel G. Brinton, The myths of the New World: a treatise on the Symbolism and Mythology of the red race of America. New-York, Leypoldt & Holt. 1868.

Es ist dem Verf. um mehr zu thun, als bloß um die Darlegung der Mythen der amerikanischen Urvölker. Wie er es in der kurzen Vorrede selbst ausspricht, handelt es sich für ihn um die Fragen: „Welches sind die frühesten Vorstellungen des Menschen von Seele und Gott, und von seiner eigenen Entstehung und Bestimmung? Warum finden wir gewisse Mythen, wie die von einer Schöpfung, einer Fluth, einer zukünftigen Welt; gewisse Symbole, wie den Vogel, die Schlange, das Kreuz; gewisse Zahlen, wie die Drei, die Vier, die Sieben — mit jenen Vorstellungen bei jedem Stamme der Menschheit innig verbunden? Welches sind die Gesetze des Wachsthums der natürlichen Religionen? Wie erlangen sie solch einen Einfluß, und ist dieser Einfluß von Gutem oder von Uebel? Dies sind Fragen von allgemeiner Wichtigkeit, welche ich durch eine Analyse der einfachen Glaubenspunkte eines wilden Menschen-Stammes zu lösen versuche." Es ist klar, der Verf. versetzt uns ganz auf den Boden der Völkerpsychologie. Ich bemerke nur noch, daß er nicht nur mit der einschlägigen Literatur in vollem Umfange vertraut ist und diese mit kritischem Auge benutzt, sondern daß er sich auch in die Anschauungsweise der neuen vergleichenden Mythologie hineingelebt hat. Ich bin mit den Werken über den amerikanischen Mythos nicht so vertraut, um sagen zu können, des Verf.s Buch sei auf diesem Gebiete das beste, und um genau die Fortschritte zu bezeichnen, die darin gemacht sind*); aber ich glaube sagen zu dürfen, daß es vortrefflich ist, und daß es mir ein Zutrauen zu seiner Zuverlässigkeit eingeflößt hat, wie keine andere Darlegung desselben Gegenstandes, die mir bis jetzt begegnet ist. Ich hätte es mit den bisherigen Hülfsmitteln nicht gewagt, den amerika-

*) Der Verf. sagt von den Berichten über die einheimischen Religionen Amerikas: „Sorglosigkeit, Vorurtheile und Unwissenheit haben sie mit falschen Farben und unzähligen fremden Zusätzen entstellt".

nischen Mythos in den Kreis der allgemeinen mythologischen Studien zu ziehen; nach dem Erscheinen des angezeigten Werkes, meine ich, darf man es; d. h. jetzt kann man auch die andern Darstellungen verwerthen, die jetzt erst eigentlich verständlich werden. Und so wird der Leser eine ausführlichere Inhaltsangabe um so lieber hinnehmen, als das angezeigte Buch doch wohl nur in wenigen Exemplaren in Deutschland vorhanden sein wird.

Der Verf. beginnt mit einer allgemeinen Darlegung des Charakters der Urbevölkerung Amerikas. Er bezeichnet zunächst die polysynthetische Form ihrer Sprachen und weist darauf hin, daß diese die Sinneswahrnehmungen sehr genau bezeichnet, aber zu Abstraction und Verallgemeinerung wenig geeignet ist. Dann fügt er hinzu (p. 7): „In den zahllosen Veränderungen dieser Sprachen, ihrer verwirrenden Biegsamkeit, ihren veränderlichen Formen (In the numberless changes of these languages, their bewildering flexibility, their variable forms) und ihrer reißenden Verderbniß scheinen sie einen Mangel an Individualität zu verrathen und der wogenden und unruhigen Geschichte der Stämme zu gleichen, welche sie gebrauchen. Sie zeigen eine fast unglaubliche Ungebundenheit (laxity). Es ist nicht ungewöhnlich, daß die beiden Geschlechter verschiedene Namen für denselben Gegenstand gebrauchen, und daß Edle und Gemeine, Priester und Volk, Alt und Jung, Verheirathete und Ledige, Ausdrucksweisen besitzen, welche dem europäischen Ohr völlig verschieden scheinen. Familien und ganze Dörfer lassen plötzlich Wörter fallen und bilden andre an ihrer Stelle bloß aus Laune oder Aberglauben, und wenige Jahre der Trennung genügen, um eine entschiedene dialektische Differenz hervorzubringen." Dergleichen Behauptungen von überaus schneller Umwandlung oder Neugestaltung von Sprachen habe ich auch bei Max Müller gelesen; aber weder bei ihm noch beim Verf. finde ich dafür die thatsächlichen Beweise. Und doch läge hier eine Erscheinung vor so wunderbarer, so unglaublicher Art, aber auch so merkwürdig und lehrreich, daß sie in hohem Grade verdiente, sicher gestellt und im Einzelnen ausführlich dargelegt zu werden. So lange dies nicht geschehen ist, halte ich jene Behauptung

für unrichtig; und ich fürchte, daß sich der Verf. solchen Angaben über die Sprache nicht mit derselben behutsamen Kritik gegenübergestellt hat, wie den Berichten über den Mythos. Stellen denn die alten Vocabulare aus dem 16. und 17. Jahrhundert den heutigen Wortschatz der betreffenden amerikanischen Sprache nicht eben so wohl dar, als irgend ein Vocabular einer andern lebenden Sprache aus derselben Zeit die Wörter derselben von heute wiedergiebt?

Ich übergehe was der Verf. von Schrift und Lebensweise und von der ethnologischen Classification der Stämme nach Familien und von ihren Wanderungen sagt, um zur Religion zu kommen, dem Gegenstande des Werkes. Der Verf. beginnt mit der allgemeinen Vorstellung der Gottheit bei den Amerikanern (chap. II.) und zerstört gründlich die Annahme, der Indianer hätte einen Monotheismus gehabt. Er ahnte in oder hinter den Natur-Erscheinungen, inmitten deren er lebt, unsichtbare selbstbewußte Mächte, welche dieselben hervorbringen, und welche je nach ihrem Willen ihm nützen oder schaden können. Er hat auch ein Wort, welches die Gesammtheit dieser geheimnißvollen Mächte bezeichnet, aber ohne damit eine persönliche Einheit oder einheitliche Persönlichkeit auszudrücken. Dieses Wort findet, bemerkt der Verf., in den europäischen Sprachen kein genau entsprechendes. Man hat es Geist, Dämon, Gott, Teufel, Mysterium, Zauberei, am gewöhnlichsten, obwohl ziemlich unpassend, durch Medicin übersetzt. Es lautet im Algonkin manito und oki, im Irokesischen oki und otkon, im Dakota wakan, im Aztekischen (mexikanisch) teotl, im Ketschua huaka, im Maya ku. Die indianischen Wörter, auf welche hier hingedeutet wird, sollen alle, (meint der Verf., ohne sich das Bedenkliche dieser Behauptung zu verhehlen) ursprünglich das was „oben" ist bedeuten, so daß ihnen das lateinische Superi so nahe wie möglich käme. Die Irokesen beteten zum Himmel, garonhia, von gar oben sein. Die Azteken und Aetschis kennen Ausdrücke wie „Herz des Himmels, Herr des Himmels, Fürst der blauen Wölbung, Er über allem".

Auch der Ausdruck der Araucanier (in Chili) „die Seele des Himmels" gehört in diesen Zusammenhang, führt aber so-

gleich weiter zu der Vorstellung Seele. Wie in den uns näher stehenden Sprachen, so stammen auch im Amerikanischen die Ausdrücke für Seele, Leben, Hauch und Wind von derselben Wurzel, bilden also eine Wortfamilie, ja sind zuweilen nur ein Wort. Wir vertraut wir nun auch mit der Analogie von Seele und Gott sind, und wie richtig auch des Verfs. Bemerkung sein mag, daß nie ein Skeptiker daran gezweifelt habe, daß, wenn ein Gott und eine Seele überhaupt existiren, sie von gleicher Essenz sind: so sind doch im Indogermanischen und Semitischen die Ausdrücke für Gott und Seele durchaus verschieden; und es scheint mir eine Eigenthümlichkeit des Amerikanischen, daß auch die Vorstellung Gott sich an der vom Winde entwickelte. Wenn hier Gott „Herr des Windes" oder „Aeltester der Winde„ oder kurzweg „der Sturm und Wind" genannt wird: so bietet hierzu das Hebräische nur ferne Analogien. Für den Peruaner war „die Luft küssen" das gewöhnlichste und einfachste Zeichen der Anbetung der Gottheiten.

Von Monotheismus, weder dem persönlichen noch dem pantheistischen, findet sich, wie gesagt, bei den Amerikanern, wie der Verf. nachweist, keine Andeutung. Ein Wort, das unserm „Gott" entspräche, kannte Amerika nicht. Die Ausdrücke, „guter Geist, großer Geist", auf die man sich wohl zum Gegenbeweise berufen hat, sind meist neuern Ursprungs, unter Einfluß der Missionare geprägt. Sie bezeichnen weder eine Persönlichkeit, noch überhaupt einen Gegenstand der Verehrung wie des Mythos. Der irokesische Name Neo oder Hawaneu*) für Gott erweist sich als bloße phonetische Entstellung des französischen Dieu und le bon dieu (p. 53).

Zwei ganz vereinzelte Fälle werden erzählt (p. 54 ff.), wo der Versuch gemacht ward, einen unsichtbaren, immateriellen Gott zu verehren: beide Fälle verliefen kläglich; aber sie scheinen mir werth, erzählt zu werden. Um das Jahr 1440, bei einem großen religiösen Concil zur Einweihung eines neugebauten

*) Nirgends vermisse ich die Anwendung des allgemeinen Alphabets so sehr als für die amerikanischen Sprachen. Spanische, französische und englische Schreibweise wirbeln derartig durch einander, daß ich darauf verzichte, ein amerikanisches Wort auszusprechen.

Tempels der Sonne zu Cuzco (in Peru) trat ein Inka auf und sprach vor der versammelten Menge ungefähr Folgendes: „Viele sagen, die Sonne sei der Schöpfer aller Dinge. Aber der, welcher etwas macht, muß bei dem bleiben was er gemacht hat. Nun ereignet sich manches, während die Sonne abwesend ist; also kann sie nicht der allgemeine Schöpfer sein. Und daß sie überhaupt lebend ist, ist zweifelhaft. Denn seine Fahrten (trips) ermatten ihn nicht. Wäre er ein lebendiges Wesen, er würde müde werden, wie wir; wäre er frei, er würde andere Theile des Himmels besuchen. Sie ist wie ein gebundenes Thier, das eine tägliche Runde unter dem Auge eines Herrn macht; sie ist wie ein Pfeil, der dahin gehn muß, wohin er gesandt ist, nicht wohin er will. Ich sage euch, sie, unser Vater und Herr, die Sonne, muß einen Herrn und Meister haben, der mächtiger ist als sie, der sie zwingt zu ihrem täglichen Kreislauf ohne Ruhe und Rast". Dieses höchste Wesen ward genannt: das Donnergefäß, auch: der Schaum der See, der die Welt belebt. — Man begreift eben so leicht, daß diese Rede nicht ohne Wirkung bleiben konnte, wie auch, daß sie nicht die Herstellung eines wirklichen Monotheismus zur Folge hatte: Der Tempel, der einmal der Sonne bestimmt war, blieb ihr auch geweiht; aber noch ein andrer Tempel ward gebaut für den neuen Gott ohne Bild und ohne Menschenopfer. Und so wird man sich auch nicht wundern, daß dennoch die Spanier etwa drei Menschenalter später (1525), als sie diesen Tempel des die Welt Beseelenden besuchten, Götzenbilder darin fanden. Nicht glücklicheren Erfolg hatte ein Versuch, der von Anbeginn aus wenig reiner Gesinnung hervorging. Ein kinderloser Fürst hatte lange zu seinen Götzen gebetet und ihnen blutige Opfer gebracht, um einen Erben zu erlangen. Endlich rief er in Unwille und Verzweiflung: „Wahrlich, diese Götter, die ich anbete, was sind sie anders als Götzen von Stein ohne Sprache und Gefühl? Sie können nicht die Schönheit des Himmels, die Sonne, den Mond 2c. gemacht haben. Es muß einen Gott geben, unsichtbar und ungekannt, welcher der allgemeine Schöpfer ist. Er allein kann mich trösten und meine Sorge von mir nehmen". In dieser Ueberzeugung durch die Erfüllung seines Wunsches bestätigt,

errichtete er einen Tempel, neun Stock hoch, zur Darstellung der neun Himmel, welchen er dem „Ungekannten Gotte, der Ursache der Ursachen" weihete. Dieser Tempel sollte nie durch Blut befleckt werden, noch auch sollte darin eine Bildsäule errichtet werden.

Selbst dieser schwache Versuch zu einem Monotheismus, trug also schon seine guten Früchte. Wie wenig aber dieser Gedanke eines höchsten Gottes den Gedanken eines einzigen Gottes in sich schloß, wie sehr aber nur zu den alten Göttern ein neuer, freilich sehr speculativ benannter, gekommen war, beweist die Thatsache, daß jener Inka, der der Sonne Leben und Bewußtsein absprach, doch niemals aufhörte, sich als Bruder der Sonne verehren zu lassen; und jener Fürst, der den ungekannten Gott kennen gelernt zu haben glaubte, tauchte später nicht minder das Messer in die Brust der Gefangenen auf dem Altar des Kriegsgottes. Und sahen wir soeben, wie Religion auf die Sittlichkeit Einfluß übt, so sehen wir hier, wie sie noch entschiedener von dieser beeinflußt wird. Aufhören als Bruder der angebeteten Sonne angebetet zu werden, aufhören Gefangene zu schlachten, das mochte der Inka nicht; und so fuhr er fort, die Sonne anzubeten, damit die andern fortführen, ihn als Sonnen-Bruder anzubeten. Der Verf. hebt scharf hervor, daß nicht nur bei den Azteken, sondern auch bei den nördlichen Stämmen Epitheta gebräuchlich waren, wie: „endlos, allmächtig, unsichtbar, anbetungswürdig, Schöpfer und Bildner des Alls, Mutter und Vater des Lebens, der eine Gott vollendet in Vollkommenheit und Einheit, Seele der Welt"; aber nicht nur, daß sie dem religiösen Bewußtsein des Volkes fremd waren, sondern es waren auch gar nicht Namen eines besondern Gottes, sondern Ausdruck des Lobes und der Verherrlichung im Munde der Priester für jeden Gott, den sie gerade preisen wollten.

Der Verf. bekämpft die verbreitete Vorstellung, als hätten die Amerikaner Klassen von Göttern angebetet, gute und böse; er zeigt, wie dieses Mißverständniß durch die Missionare entstanden ist, denen theils die einheimischen Götter überhaupt als Teufel erschienen, besonders wenn die Schlange ihr Symbol war; theils auch der wahre Sinn der betreffenden Benennungen

entging. Allerdings haben sich die Indianer dann den von den Europäern eingeführten Begriff von einem guten und bösen Geist angeeignet. Was schon Jacob Grimm richtig bemerkt hatte, daß allen ursprünglichen Religionen der Gedanke des Teufels unbekannt ist, erweist der Verf. auch a priori. Die Götter sagt er, tragen in der ursprünglichen Anschauungsweise des Menschen durchaus menschliche Physiognomie. Wie nun der Mensch unter seinen Genossen seine Freunde oder seine Feinde hat, je nachdem er sie für sich gewinnt oder sie beleidigt, so auch unter den Göttern. Kein Mensch ist aber ohne Ursache und unaufhörlich böswillig. Einer ist dem Andern feind aus irgend einer Ursache, einem Interesse, aber nicht aus Wohlgefallen an Bösem an sich selbst. So sind auch die Götter des Todes, der Krankheit und der Gefahr nicht satanisch, während andrerseits die gütigsten Götter jede Vernachlässigung ihres Dienstes streng zu strafen gewohnt sind. Dieser wichtige Punkt von der Bosheit der Götter, wäre wohl noch genauer zu erforschen als hier der Verf. thut.

Nach dieser allgemeinen Untersuchung über das Wesen des Götterglaubens der Amerikaner kommt der Verf. zu den Vorstellungen von den einzelnen Göttern. — Es ist zuerst die bei allen Amerikanern heilige Zahl vier, welche er betrachtet. Er findet den Grund der Heiligkeit derselben in der Anbetung der vier Weltgegenden. Sich orientiren ist dem Jäger (und das ist der rothe Mensch) höchst wichtig, und der Amerikaner versteht es zum Erstaunen gut. Gerade vier Gegenden anzunehmen, veranlaßt den Menschen der Bau seines Leibes, und sie sind die Führer des Menschen durch jede Nacht und Wildniß. So erscheint dem Amerikaner die Erde als viereckige Ebene. So dachte sie sich namentlich der Ketschi viereckig und in vier Theile getheilt, an den vier Ecken mit Stricken an den Himmel gebunden. So sind auch die Staaten von Peru, Araucania, der Muyskas, Quitschis und Tlaskala Tetrarchien. Die Inkas heißen „Herren der vier Theile der Erde". Ihre Bauwerke, Paläste und Gräber, wie ihre Straßen waren genau nach den Weltgegenden gerichtet.

Nun könnte man immerhin annehmen, daß es durchaus

natürlich und bedeutungslos geschehen sei, die Gebäude nach den Himmelsgegenden zu richten. Wenn es aber ursprünglich so geschehen ist, so hat es sich bald mit Mythen, Gebräuchen, Festen in Verbindung gesetzt, und so ist die Zahl vier bedeutsam geworden und spielt in vielem Lebenskreise etwa die Rolle wie für den Apollo-Mythos und -Cultus die Zahl sieben. Wenn die Friedenspfeife geraucht wird, so geht der erste Paff nach oben, dann folgen vier nach den vier Ecken der Erde. Diese Ecken sind dann zu den Geistern geworden, welche die Erde gemacht haben und lenken. Dies wird leicht begreiflich, wenn man sich erinnert, wie die Gottheit als die Seele oder als das Leben der Welt in dem Winde erkannt wurde, die Namen der Winde aber oft eben auch die Namen der Himmelsgegenden sind. So wurden die letzteren zu Göttern, weil von ihnen die Winde kommen, diese aber die Götter sind. Jeder Wind hatte seinen Sitz in einer Weltecke; und ihr herrschender Einfluß wurde gesehen in Regen und Hitze, im Orkan und Zephyr. Ihre Macht erweist sich nicht nur dem Ackerbau, sondern auch dem Jäger als bestimmend für den Lebensunterhalt. Ein Gebet der Azteken an die Götter des Regens begann: „Ihr, die ihr an den vier Ecken der Erde wohnt, im Norden, Süden, Osten und Westen". Die Eskimos nennen das Todtenreich „das Haus der Winde", und in ihren Zauberliedern, wenn sie eine neue Seele herbei oder einen störenden Dämon wegbeschwören wollen, richten sie ihre Anrufungen an die Winde von den vier Ecken.

Als Regenbringer und Lebenverleiher wurden sie die Väter des Menschengeschlechts genannt. Dieses stammt nach der Sage vielleicht aller amerikanischen Völker von vier Brüdern, oder es wird von vier Heroen geführt. So erzählen die Kriks (Creeks) von vier Menschen, welche von den vier Ecken der Erde kamen und ihnen das heilige Feuer brachten und die sieben heiligen Pflanzen bestimmten; dann verschwanden diese in einer Wolke und gingen wieder dahin, woher sie gekommen waren. Dieses Volk erzählt auch, daß es ursprünglich in vier Stämme getheilt war, welche von vier Frauen abstammten. Andre Völker anders, aber ähnlich.

In andern Mythen kommen die Winde als Regenbringer

nicht von den vier äußersten Ecken, sondern vom Mittelpunkte her. Sie wehen vom Palaste des Herrn der Welt, der auf dem hohen Himmelsberge steht; oder es strömen von dort vier Ströme, welche die Erde bewässern. Bei manchen Stämmen ward dieses Paradies auf die Erde gesetzt, und sie verwiesen Columbus auf dasselbe, als im Westen gelegen, ein Land von wunderbarer Fruchtbarkeit. Dort sei auch der Jungbrunnen, und es sei die Heimath der Menschen.

Auch der Ost galt als Wiege der Menschheit und Paradies. Von dort kamen die Lehrer der Menschen in Kunst und Religion, dorthin kehrten sie zurück, und von dort werden sie wiederkehren, um wieder ihre alte Herrschaft zu führen. Der Morgen bringt das Licht, und Licht ist Einsicht, Sicherheit und Schutz, Majestät und Göttlichkeit. Der West ist das Grab der himmlischen Lichter, oder ihr Ziel und ihre Ruhestätte. Dort ruht endlich auch der Mensch; dort sind die glücklichen Jagdebenen. Wenn wir sterben, sagte ein Krik, geht der Geist den Weg, den die Sonne wandelt, nach Westen, wo er seine Familie und seine Freunde findet, die vor ihm gegangen sind.

Nach dem Norden fallen die Schatten, von dort kommen die kalten, furchtbaren Winde, Schnee und frühzeitiger Donner. Dort ist der Sitz des mächtigsten Gottes, des Todes.

Ein Symbol der Vier ist das Kreuz. Azteken und Tolteken wie andre Stämme verehrten es seit undenklichen Zeiten. Im Mexikanischen heißt es „Lebensbaum", „Baum unseres Fleisches". Ueberall stellt es den Gott des Regens und der Gesundheit dar. Im Frühjahr schlugen die Azteken zu Ehre ihrer Regengöttin Schlachtopfer an das Kreuz und schossen mit Pfeilen nach denselben. Von den culturlosen Stämmen ward das Kreuz als Zauber-Zeichen gebraucht. Bei dem Feste der Entzündung des neuen Feuers unter den Kriks wurden vier Scheite Holz an einander gelegt in Gestalt eines Kreuzes, das nach den Himmelsgegenden gerichtet war; in der Mitte desselben ward das Feuer entzündet.

Unter den Thieren ist vorzüglich der Vogel und die Schlange symbolisch. In den Vögeln erkennt der Eskimo mehr als in

jedem andern lebenden Wesen die Kräfte der Seele. In Brasilien, Peru und Mexiko gelten die Vögel als Boten der obern Welt; durch Gesang und Flug verkünden sie die Zukunft. Sie sind die Geister der abgeschiedenen Freunde. Den Ausgangspunkt für den ganzen an die Vögel geknüpften Aberglauben bildet die Vorstellung vom Winde, von der Wolke, vom Blitze als einem Vogel. Der Vogel macht den Wind (der Wind ist ein Vogel), die Wolken sind seine Schwingen; das Klappen mit Flügeln erzeugt den Donner; besonders ward der Adler verehrt. Von einem Stamme in Californien ward jährlich ein Adler geschlachtet. Kein Tropfe Blut desselben ward verschüttet, und der Leib ward verbrannt. Man meinte, jedes Jahr dasselbe Individuum zu opfern, ja in jedem Dorfe dasselbe Individuum. — Die Eule, der Nachtvogel, war dem Todesgotte heilig. Auch als Symbol der Weisheit galt sie den Kriks und in Californien. — Im Gegensatze zur Eule steht ein anderer Vogel, den der Verf. für eine Art Papagei hält, in Verbindung mit dem Gotte des Lichts und der Luft. Er hat ein hellgrünes Gefieder und heißt bei den Azteken quetzal; sein Name bildet den ersten Theil des Namens Quetzalcoatl, wie der mythische Gründer der aztekischen Civilisation heißt. — Auch die Taube ward vielfach verehrt.

Die Verehrung der Klapperschlange gibt sich schon im Namen kund; denn ein Wort manito oder wakan bezeichnet dieses Thier und Gottheit überhaupt. Ihre Eigenschaft jährlich die Haut abzustreifen und eine neue zu gewinnen, erweckt die Vorstellung der Unsterblichkeit. So gilt Schlangenblut als Heilmittel, oder man gibt der Medizin die Form einer Schlange. In der Bilderschrift der Algonkins ist die Klapperschlange mit dem wachsenden Monde auf dem Kopfe das Symbol für Leben. Bei den Azteken war die Klapperschlange mit ihrer wechselnden Haut ein Symbol der Zeit. Hier mochte auch dies mitspielen, daß die Sonne als Kreis dargestellt ward, d. h. als Schlange, die ihren Schweif in den Mund nimmt.

Besonders wichtig ist aber die Vorstellung vom Blitze als einer Schlange. Die Algonkins sagen, der Blitz sei eine ungeheure Schlange, welche Gott ausspeit. Der Donner hieß bei

den Schanis (Shawnees) „das Zischen der großen Schlange“. Der Toltekische Donnergott hielt eine goldne Schlange in seiner Hand. In Nordamerika glaubte man, daß es eine Schlange gäbe, welche auf dem Kopfe ein Horn trage, womit sie Felsen und Bäume durchbohre. Die Tschirokis erzählen von dem König der Klapperschlangen, der in einem engen Thal ihrer Gebirge seinen Palast habe, und auf dessen Haupt ein Edelstein glänze von wunderbar zauberischer Kraft. Mancher suchte wohl diesen Talisman zu gewinnen, ward aber von den Unterthanen des Schlangenkönigs, die dessen Palast bewachten, getödtet. Dennoch sei es einst einem Manne gelungen, den Juwel zn gewinnen; er hatte sich in ein Fell gesteckt und war so unerkannt und unbelästigt eingedrungen und davon gegangen. Die Tschirokis bewahrten diesen Stein mit religiöser Sorgfalt und zeigten ihn bei festlichen Gelegenheiten unter feierlichen Ceremonien. Die Kriks glaubten, das Horn der großen Schlange gewonnen zu haben, mit dessen Stücken sie sich im Kriege schützten. Greise seien an das Ufer des Wassers gegangen, in welchem jene Schlange wohnte, nnd haben sie durch Zaubergesänge veranlaßt hervorzutauchen, wobei sie ihr das Horn abschnitten. Die Algonkin erzählen, der Heros Mitschabo habe mit einem Speer den Schlangenkönig durchbohrt, der in der See lebte und das Land überfluthete, und habe sich dann in die Haut des erlegten Feindes gekleidet und so den Rest der Schlangen nach dem Süden getrieben, d. h. nach der Richtung, wo im Herbst die letzten Blitze gesehen werden. Deutlicher erzählen die Dakotas von dem endlosen Kampfe zwischen dem Gotte des Wassers und dem Donner-Vogel.

Vielfache Anwendung der Schlange als Symbol und viele Mythen von ihr übergehend, werde nur noch eines viel besprochenen Bildes gedacht, welches sich an der Mauer eines Altars zu Palenque befand. Es stellte ein Kreuz dar, über welchem ein Vogel, und unter welchem ein Schlangenkopf. So haben wir die drei besprochenen Symbole zusammen. Auch die Namen des Luftgottes sind vielfach das Compositum Vogel-Schlange.

Dieser Gott ist auch Spender des Reichthums und also

Gott des Handels. So erklären sich die Sagen, welche, ähnlich vielen deutschen, den Drachen als Hüter von Schätzen darstellen.

Der Verf. kommt im 5. Kap. zur mythischen Auffassung des Wassers und Feuers. Auch in den amerikanischen Kosmogonien wird das Wasser als Erstes gesetzt, und vielfach wird die Göttin des Wassers Mutter des Menschengeschlechts genannt. Der Verf. bemerkt, wie, abgesehen von der vielfachen wohlthätigen Wirksamkeit des Wassers für den Bestand des menschlichen Lebens, Seen die natürlichen Mittelpunkte der Civilisation bilden. Mit Erinnerung an die Pfahlbauten in der Schweiz weist er auf Mexiko hin, das ursprünglich ebenfalls eine Pfahlstadt war. Ebenso bilden Seen die Heimath der Civilisation der Peruaner und der Muiskas. Und so sind sie auch die Mittelpunkte von Sagenkreisen. Ihre Wasser waren heilig. Aus den Tiefen des Sees Titikaka tauchte der mythische Bildner der Peruaner hervor; nach dem See Guatavita wallfahrteten die Muiskas. Jährlich stieg der hohe Priester tief in denselben hinab zum Verkehr mit der Göttin, welche ihre Heimath darin hatte.

Schwitzbäder mit folgender kalter Dusche galten in Amerika als allgemeinstes Heilmittel. Daraus entstand aus Aberglauben ein abgekürztes Verfahren. Der Zauberer füllte einen Kürbiß mit Wasser und sprengte dasselbe auf den Kranken oder wusch die kranke Stelle damit; oder er sog den bösen Geist aus und blies ihn in eine Schüssel mit Wasser, das er dann in Feuer oder auf die Erde goß. Man fand sogar eine Taufe verbunden mit der Namengebung zur Befreiung von Sünde und zu einer geistigen Wiedergeburt. Ein Häuptling der Natsches, der sich hätte auf dem Scheiterhaufen seines Herrschers verbrennen sollen, wusch statt dessen seine Hände und goß das Wasser auf brennende Kohlen. Die alten Peruaner beteten nach der Beichte mit der Formel: „O du Fluß, empfange die Sünden, die ich heute der Sonne gebeichtet habe, führe sie hinab in die See und laß sie nie wieder erscheinen". Die Formel bei der Kindertaufe der Azteken begann: „O Kind, empfange das Wasser des Herrn der Welt, welches unser Leben ist. Es dient zum

waschen und reinigen. Mögen diese Tropfen die Sünde entfernen, die dir anhaftete vor der Schöpfung der Welt, weil wir alle unter ihrer Macht stehn". (Der letzte Satz unterliegt starkem Zweifel betreffs der Authenticität.) Der Schluß lautete: „Nun lebt er aufs neue und ist aufs neue geboren, neu ist er gereinigt, neu bringt ihn unsre Mutter Wasser wieder zur Welt". Darauf erhielt das Kind den Namen eines Vorfahren, der nun über des Kleinen Zukunft wachen sollte.

Wie der Jungbrunnen, so war den Amerikanern auch wohl der Unsterblichkeitstrank nicht unbekannt. Hierauf deutet die Sitte in Florida dem Verstorbenen die Muschelschale, die ihm bei Lebzeiten als Becher gedient hatte, auf das Grab zu stellen, während in Mexiko und Peru ein Gefäß mit Wasser mit dem Leichnam begraben ward. Die Vase oder der Kürbiß ist das Symbol des Wassers als der Lebensquelle.

Der Mond galt in alten und weit verbreiteten Mythen als Göttin des Wassers. Er brachte den Regen. Wie das Wasser ward er als Mutter der Menschen genannt; beide galten als Schützer der Frauen bei der Geburt, des Neugeborenen in der Wiege, des Mannes auf dem Felde, der Jünglinge und Mädchen in der Liebe und Heirath. Die Zeit des Vollmondes war in Mexiko und Peru die Zeit der Feste für die Gottheiten des Wassers und des Ackerbaues.

Neben dieser milden Seite hatte der Mond auch eine schreckliche. In der Sprache der Algonkin gehört der Name des Mondes zu derselben Wortfamilie mit Wasser, Nacht, Schlaf, Kälte, Tod. Er, als Weib gedacht, Frau des großen Geistes, dessen Herz die Sonne ist, bringt Krankheiten und Tod; er frißt der Menschen Fleisch und nagt an ihren Lebensorganen. In Nord- und Südamerika wird der Mondschein gemieden. Gewisse Krankheiten galten besonders als göttliche Wirkung, nämlich Hautkrankheiten, und sie werden „göttlich" genannt. Der aztekische Mythos erzählt, einst sei die Sonne abwesend gewesen und die Menschen haben in Dunkelheit geschmachtet. Nur ein Menschenopfer konnte ihre Ankunft beschleunigen. Da führte Metzli, der Mond, einen Aussätzigen vor; dieser errichtete einen Scheiterhaufen und stürzte sich in die Gluth. Metzli

folgte sogleich seinem Beispiel, und als sie in den hellen Flammen verschwand, erhob sich die Sonne über den Horizont. Ich stimme dem Verf. unbedingt bei, wenn er in diesem Mythos die Morgenröthe erkennt, in welcher die dunkle, böse Nacht geopfert wird, und in der auch der Mond hinschwindet und die Sonne vorkommt.

Da die heilsamen Eigenschaften des Wassers an den Mond geknüpft waren, meint der Verf., so wurde nun auch umgekehrt, die unheilvolle Natur der Nacht an das Wasser geknüpft. Andre Gedanken, fügt er hinzu, begünstigten diese Ueberzeugung. Nach der ursprünglichen Anschauung von der Erde windet sich der Strom des Oceans in unendlichem Kreise um das feste Land, die Gelegenheit abwartend, es zu verschlingen. Jeden Abend verbirgt er das Licht. Die Huronen meinten, aus Seen und Flüssen steigen Tod, Krankheit und andres Unheil hervor. Indessen, fügt der Verf. hinzu, wird doch das Wasser weit häufiger als wohlthätig gedacht.

In eigenthümlicher Beziehung zum Monde als Herrn der Nacht, stand der Hund. Bei den Peruanern wie in Nordamerika war es Sitte bei einer Sonnenfinsterniß die Hunde tüchtig zu prügeln. Man glaubte nämlich, daß der große Hund da oben die Sonne verschlingen wolle und um ihn davon abzuhalten, schlug man die kleinen Hunde hier unten. Die aztekische Geburtsgöttin hieß „Hündin-Mutter". Auch anderweitig ward die höchste Gottheit im Hunde verehrt. Um den Sturm zu besänftigen warf man in Nordamerika einen Hund in den See.

Wir kommen zum Feuer. Für Haus und Heerd hat der wilde Indianer nur ein Wort. In seiner Bilderschrift ist Feuer das Zeichen des Friedens, des Glückes, des Ueberflusses. Des Feindes Feuer auslöschen heißt ihn erschlagen; des Besuchers Feuer anzünden heißt ihn bewillkommnen. So galt auch Feuer und Leben Eins. Der Algonkin drückt die Unsterblichkeit der Götter so aus: „ihr Feuer brennt ewig". Das Verbrennen der Leichname galt als eigentlicher Weg zur Unsterblichkeit und war ein Privilegium weniger, unter den Karaiben z. B. ausschließlich der Priester. Die Verehrung des Feuers steht in enger Verbindung mit der der Sonne. Letztere aber war nicht so herrschend,

als man zuweilen behauptet hat. Die Eskimos und nördlichen Athapaskas beachten die Sonne in ihrem Mythos gar nicht. Ob bei den Tscherokis der Sonnen-Cultus ursprünglich war, ist sehr zweifelhaft. Die Algonkins verehrten die Sonne, aber nicht als höchste Gottheit. Nur die Natsches thaten dies; bei ihnen hieß dieser Stern „das große Feuer". So steht der eigentliche Sonnencultus der Inkas ganz vereinzelt.

Ein ewiges Feuer ward überall in Amerika unterhalten. Im Verlöschen desselben sah man den Vorboten des größten Unglücks, des Untergangs der Welt, der Menschheit, des Stammes. Vom Feuer stammte der Mensch. Die Delawares feierten ein Fest „dem Großvater Feuer"; in einem aztekischen Gebet heißt es: „der alte Gott, der Vater und die Mutter aller Götter ist der Gott des Feuers, der in dem Mittelpunkte des Hofes mit vier Mauern ist, und der mit strahlenden Federn gleich Fittigen bedeckt ist". Der Feuergott der Mexikaner war der Gott der Zeugung und bei den Mayas, auch in Peru, wurde das heilige Feuer von Jungfrauen bewacht. Manche aztekische Priester castrirten sich. Beschneidung kann nicht nachgewiesen werden. Wenn der Azteke seine Götzen mit Blut beschmierte, das er aus den Zeugungsgliedern, der Zunge und dem Ohre gezogen hatte, so bedeutete dies bloß Hingebung und Zerknirschung. Andrerseits fanden zur Feier der Gottheit Geschlechtsvermischungen statt, ähnlich wie in Babylon zu Ehren der Mylitta. Auch nahmen Männer Frauenkleidung und boten sich der Wollust dar. Der Verf. will diese Erscheinungen als Ausfluß bloßer Unsittlichkeit ansehen, nicht als Religion. Wenn er aber meint, es sei absurd, solche Ausschweifungen Religion zu nennen, so sage ich, solche öffentliche Unsittlichkeit gegen die Religion wäre unmöglich.

Der Verf. wird darin rechthaben, daß weit entschiedener als mit der Sonne die Fruchtbarkeit mit dem Gewitter in Verbindung gesetzt ward, das im Frühjahr mit Wärme und Regen auch vegetatives Leben brachte. Es besteht in der That nicht nur in der Zusammenfassung aller göttlichen Erscheinungen, ist Wind, Wasser und Feuer vereinigt, sondern es zeigt das Wun-

der, daß Sturm Wärme und Feuchtigkeit bringt, und Feuer aus Wasser bricht. Die Dakotas erkennen darin einen Kampf zwischen dem Gotte des Wassers und dem Donnervogel. Dieser war bei den Athapaskas, Irokesen und Algonkins eine von den Vögelarten, welche beim Fliegen ein schwirrendes Geräusch erzeugen, wie der Truthahn, der Fasan oder die Nachteule. Dann galt der Donner auch als Stimme des großen Geistes der vier Winde, der aus den Wolken sprach und verkündete, daß die Zeit zum Säen gekommen sei. Der Feuerstein galt als der Donnerkeil, der im Blitz herabgefahren ist. Von solch einem Stein leiteten die Dakotas den Ursprung ihres Stammes ab. Bei den Sius galt der Gewittersturm als der Riese Haoka, dem Kälte heiß und Hitze kalt war; wenn er betrübt war, lachte er; wenn heiter, weinte er. Seine beiden Augen und Wangen hatten verschiedene Farbe und Miene. Er trug Hörner, oder sein Haar war gabelförmig gebunden; mit den Händen schleuderte er den Blitz; einer der vier Winde diente ihm als Trommelstock, womit er den Donner hervorbrachte.

Die Tupis in Brasilien erzählen von Tupa, dem höchsten Gotte und ersten Menschen, der sie Ackerbau lehrte, ihnen Feuer, das Zuckerrohr und den Pisang gab und jetzt als ein ungeheurer Vogel über den Himmeln fliegt, seine Kinder bewachend, ihre Felder bewässernd, und durch seine mächtige Stimme, das Rauschen seiner Schwingen und durch den Glanz seiner Augen sie ermahnend. Auch er wird mit Hörnern abgebildet. Er war einer von vier Brüdern, und nur nach einem verzweifelten Kampfe war es ihm gelungen seine Brüder aus dem Felde zu schlagen. Ihm zu Ehren thaten die Priester Kieselsteine in einen trockenen Kürbiß, bedeckten ihn mit Federn und Pfeilen und rasselten damit.

Die Peruaner verehrten als Schöpfer aller Dinge den Gott Ataguju oder wie der Verfasser meint, vielmehr Atakuku, d. h. Herr der Zwillinge). Aus ihm ging der erste Mensch hervor, der auf die Erde stieg und hier die Schwester der Dunklen oder Lichtlosen verführte, welche damals hier herrschten. Aus Rache tödteten sie ihn; aber ihre Schwester ward schwanger und starb in den Wochen, zwei Eier gebärend. Aus diesen

kamen zwei Zwillingsbrüder. Der Eine, der Mächtigere, belebte seine Mutter wieder, vertrieb seine Oheime, und, von Ataguju geleitet, befreite er die Indianer vom Boden, indem er diesen mit einem goldenen Spaten aufwühlte. Er brachte den Donner hervor und den Blitz, indem er mit seiner Schleuder Steine warf, und die Donnerkeile sind seine Kinder. Solche Steine wurden in vielen Dörfern gezeigt; sie gaben den Feldern Fruchtbarkeit, schützten vor dem Blitz und wurden als Feuer- und Liebesgötter angebetet. Zwillinge wurden darum in Peru immer für heilig gehalten. Der Verf. meint, die Schwester sei die Morgenröthe. Die Namen ihrer Söhne sollen bedeuten Herr der Sterne (eig. Herr der Mondbegleiter) und weißer Vogel. Nacht und Tag sind die Kinder der Morgenröthe. Diese stirbt; aber ihr mächtiger Sohn die Nacht bringt sie wieder zu Leben als Abendröthe. Ein andres Zwillingspaar soll geheißen haben Yamo und Yama, welche doch wohl nur durch einen seltsam spielenden Zufall gleichen Namen haben wie die alten ostindischen Zwillinge Yama und Yami.

In einem alten peruanischen Liede wird ein schönes Mädchen besungen, das in einem Kahne fährt. Der Bruder zerschlägt dies, woraus Donner und Blitz entsteht. Sie nimmt Wasser und regnet und schneit damit. Virakotscha, der Welterbauer, hat sie dazu erschaffen.

Auch eine Art Dreieinigkeit gibt es in Amerika. Bei den Ketschis ist Hurakan erstlich der Glanz, zweitens das Zucken und drittens der Schlag des Blitzes, diese drei sind Hurakan, das Herz des Himmels. Bei den Mexikanern ist Tlalok Flamme, Donnerkeil und Donner. Nach dem Mythos der Irokesen sammelt Heno, der Donner, die Wolken und gießt den warmen Regen aus. Er war der Schutzgott des Ackerbaues und ward Großvater genannt. Er ritt auf den Wolken durch die Himmel und schleuderte den Donnerkeil gegen seine Feinde; er hat drei Begleiter. So erscheinen denn oft vier Wesen, womit gewiß wieder die vier Winde in Verbindung stehen. Die verschiedenen Namen für die höchste Gottheit bei den verschiedenen Völkern Hurakan, Haoka, Tlalok sind Plurale und Singulare und haben das Prädicat im Pl. und im Sg. Tlalok wohnte an den vier

Endpunkten und auf jeder Bergspitze; die Wolken sind seine Begleiter, die Winde seine Boten.

In Kap. VI. kommt der Verf. zu den Cultur- und Heroen-Mythen, bemerkt aber sogleich im Eingang mit Recht, daß in diesen Heroen vielmehr die höchsten Götter liegen. Er meint sehr richtig, daß Erdichtungen, auf eine Idee gegründet, ein ungleich zäheres Leben haben, als Erzählungen, die sich auf Thatsachen stützen. Er berücksichtigt vorzugsweise die Sagen der Algonkin, der Irokesen, der Tolteken von Mexiko und der Peruaner, sowohl weil sie am besten bekannt, als auch weil sie die wichtigsten für ganz Amerika sind.

Die Algonkins erzählen von Manibožo oder Mitschabo, dem großen Hasen, dem Ahnherrn aller algonkinischen Stämme. Er ist halb weise (d. h. Zauberer), halb dumm; voll von Schalkheit und List, und dennoch oft in Verlegenheit vor Hunger. Er erscheint neidisch und selbstisch. Der Verf. hat recht, in diesen Sagen eine verfallene Form zu sehen. In ältern Berichten erscheint Mitschabo als Schutzherr und Gründer der Zauberei, als Erfinder der Bilder-Schrift, als Vater und Hüter des Volkes, als der Herr der Winde, Schöpfer und Erhalter der Welt. Aus einem Sandkorn, das er vom Grunde des ursprünglichen Oceans heraufgebracht hatte, bildete er das bewohnbare Land und setzte es schwimmend auf das Wasser. Dieses Korn wuchs und ward endlich so groß, daß ein junger, kräftiger Wolf, unaufhörlich laufend, alt werden und sterben würde, ohne die Grenzen desselben zu erreichen. Mitschabo war ein mächtiger Jäger und Fischer. Im Herbst, im Monat der fallenden Blätter, bevor er sich zum Winterschlaf begiebt, füllt er seine große Pfeife und raucht in göttlichen Zügen. Die balsamischen Wolken schweben über den Hügeln und Wäldern. Er soll im Himmel wohnen mit seinem Bruder, dem Schnee, oder im Norden, besonders aber im Osten.

Die Indianer selbst erklären Mitschabo als „großer Hase". Der Verf. gibt die bessere Etymologie „das große Licht" oder „der große Weiße". So erscheint er in den alten Mythen als Lichtgott, der die Finsterniß vertreibt, auch als Herr der Winde; seine Stimme ist der Donner, sein Speer der Blitz. Er ist

der Enkel des Mondes; sein Vater ist der Westwind; und seine Mutter, ein Mädchen, stirbt bei seiner Geburt. Der Sohn beginnt sofort den Kampf gegen den Vater; denn der Westwind ist der Geist der Finsterniß. Der Kampf beginnt auf den Bergen, Mitschabo treibt seinen Vater über Berge und Seen bis an den Rand der Erde. Da ruft der Vater: halt, mein Sohn, Du kennst meine Macht und weißt, daß es unmöglich ist mich zu tödten.

Andererseits ist er einer von vier Brüdern (Nord, Süd, Ost, West), welche zusammen geboren werden, während die Mutter stirbt. Er kämpft mit seinem Bruder, dem Feuerstein, den er in Stücke zerschlägt und über den Boden zerstreut, seine Eingeweide in fruchtbare Ranken verwandelnd; oder sein Feind war der glitzernde Fürst der Schlangen, der im See wohnte, oder der König der Fische. .Fisch und Schlange sind Symbole des Wassers, der Luft. Als Herr der Winde ist er auch Vater und Schützer aller Vögel. Zu ihm erhebt der Indianer des Morgens früh die Hände zum Gebet. Gen Himmel oder zur Sonne richtete er den ersten Zug seiner Pfeife, denn dort ist Mitschabo's Wohnung.

Die Irokesen erzählen von zwei Brüdern; sie heißen Joskeha und Tawiskara, d. h. der Weiße und der Schwarze. Sie sind Zwillinge, von einer Jungfrau geboren, welche bei ihrer Geburt stirbt. Ihre Großmutter war der Mond. Die Brüder gerathen in Streit, einer fällt und verwandelt sich in Feuerstein. Der Sieger nimmt seine Wohnung im fernen Osten, an den Ufern des großen Oceans, woher die Sonne kommt. Er ward der Vater der Menschheit. Er erschlägt den Riesenfrosch, der alles Wasser verschluckt hatte, und leitet dasselbe in Flüsse und Seen. Die Wälder versah er mit Wild und lehrte die Menschen Feuer machen, was er selbst von der großen Schildkröte gelernt hatte.

Aehnlich wie die Algonkins von Mitschabo, erzählen die Peruaner von Virakotscha, und dabei ist zu bemerken, daß letztere die Sagen von Virakotscha auf ihren historischen König Manco Capac (11. Jh. p. Chr.) übertragen haben. Der Name Virakotscha wird erklärt: Fett oder Schaum der See. — Auch

Quetzalkoatl, bei den Tolteken in Mexiko, ist Herr des Lichtes und der Winde, geboren von einer Jungfrau. Nachdem er auf Erden gewirkt hatte, kehrte er nach dem Osten zurück, besiegt vom Winde oder vom Geiste der Nacht, welcher in ihm unwiderstehliche Sehnsucht nach der Heimath erweckte. — Als Gott der Winde war er der Sohn der weißen Wolkenschlange (Iztac Mixcoatl), und hieß Bote des Regens, dem er vorangeht, um ihm den Weg zu fegen. Singende Vögel sind seine beständigen Gefährten. Endlich verschwindet er im fernen Osten, sendet aber vier Jünglinge: „unvergleichlich schnellfüßige", die ihm immer treu angehangen hatten, zurück mit dem Auftrage, die Erde so lange zu beherrschen, bis er wiederkehren werde. Seine Gesetze verkündet sein Herold vom Schreiberge herab. Mit Pfeilen und Steinen zerstört er die Wälder und wo seine Hand den Felsen berührt, bleibt die unverwischliche Spur. Seine Schuhe schüttelnd, gab er den Menschen Feuer und segnete sie mit Frieden und Reichthum. Als er die Sonne schuf, erschlug er alle anderen Götter, nämlich die Nachtgestalten. Aber all seine belebende Kraft hat doch nur den Erfolg, Geschöpfe zu mehren, welche verdammt sind, vor den Streichen des Todes zu fallen. — Seine Symbole waren der Vogel (die Wolke), die Schlange (der Blitz), das Kreuz (die vier Winde) und der Feuerstein (der Donnerkeil).

Aehnliche Mythen finden sich bei den Muyskas, den Karaiben u. a. Folgendes sei noch ausgehoben. Die Pimos am Rio Gila erzählen, ihr Geburtsland sei dort, wo die Sonne aufgeht, dort haben sie ein freudvolles Leben geführt, bis der Urvater in den Himmel verschwunden sei. Denn von der Zeit an, sagen sie, habe sie Gott aus dem Gesicht verloren und sie seien immer weiter nach Westen gewandert.

Der Glaube der Amerikaner, daß der verschwundene weiße Gott des Ostens einst wiederkehren werde, war ihnen verderblich. Denn als die Spanier nach Mexiko kamen, sah man in diesen die Nachkommen jenes Gottes, denen die Herrschaft rechtlich zustehe. Dies schwächte den Widerstand. Jetzt wird in Mexiko und Neumexiko von Montezuma gedacht, erzählt und erwartet, was ehemals von dem Gotte des Lichtes; und in Peru hofft man die Wiederkehr des letzten Inka.

Kap. VII. behandelt die Mythen von der Weltschöpfung. Die Athapaskas sagen, ein gewaltiger Rabe, dessen Blicke Blitze, dessen Flügelschlag Donner werden, ließ sich auf das Urmeer herab. Sogleich erhob sich die Erde, und der Rabe schuf die Thiere. Der Rabe ist der Wind; und so zeigen durchweg die amerikanischen Mythen die Anfänge der Welt in Wasser und Wind. Andere Stämme erzählen: als die Urmutter von ihrem erzürnten Gatten vom Himmel herabgestoßen worden war, da war noch kein Land; aber plötzlich stieg es auf unter ihren Füßen; oder der Biber, die Otter, das Bisamthier tauchte beim Anblick jener unter, holte Schlamm herauf und bildete eine Insel.

Auch die Fluthsage ist in Amerika heimisch. Sie zeigt hier eine große Aehnlichkeit mit der Schöpfungssage; namentlich erscheinen hier wie dort die hin- und herfliegenden Vögel. — Nach der Fluth drohte den Menschen der Tod durch Kälte; da brachte, wie die Athapaskas erzählen, der Rabe, oder, wie die Natsches sagen, der kleine rothe Cardinalfinke den Menschen das Feuer vom Himmel. — Besonders merkwürdig scheint die Sage der Tupis in Brasilien: Monan, der höchste Gott warf Feuer auf die Erde und verbrannte alles, was sich auf derselben befand. Nur Irin Monge (der Wiederhersteller) ward gerettet. Monan zog ihn in den Himmel. Als Irin Monge die Erde verwüstet sah, sprach er zu Monan: willst Du auch die Himmel zerstören? und warum soll ich leben, da keiner meines Geschlechts mehr lebt? Da schickte Monan die Fluth und löschte das Feuer auf der Erde.

Die Vorstellung von Weltaltern findet sich nur bei den Peruanern, den Mayas und den Azteken. Wichtiger ist die Furcht vor dem Untergange der Welt. In der letzten Nacht jedes zweiundfünfzigjährigen Cyclus löschten die Azteken alles Feuer, hielten eine feierliche Procession nach dem Heiligthum, wo die Priester durch Reibung ein neues Feuer entzündeten. Bräche das Feuer nicht hervor, so würde die Sonne nicht wieder aufgehen, nur Dunkelheit und Tod würde herrschen. — Auch die Algonkins sprechen vom jüngsten Tag. Feuer wird hervorbrechen und das Land verzehren; darauf aber wird Mitschabo eine neue Welt bauen.

Kap. VIII. Ursprung des Menschen. Die Azteken mahlten die Erde als eine Frau mit zahllosen Brüsten; die Peruaner nannten sie „Mutter Erde". Wahrscheinlich stimmen alle Sprachen Nordamerikas in dem Worte Mensch überein und zwar stammt dasselbe von einer Wurzel, welche „wachsen, leben" bedeutet. Nach den Sagen stammt der Mensch aus Steinen oder aus dem Mais, oder der Palme, oder aus einem Berge, oder einer Höhle. Die Natsches zeigen die Stelle, wo „der Herr des Athems" wohnt, und wo er den Menschen aus Lehm bildete. Die westlichen Athapaskas wollen vom Raben, die östlichen vom Hunde abstammen, das heißt von Wind und Wasser.

Die Lenni Lenape sagen, der Wolf habe die Menschen aus der Erde hervorgekratzt. Die Taukawes, ein wilder, räuberischer Stamm in Texas, begingen jährlich ein Fest zur Feier ihres Ursprungs in folgender Weise. Einer ward nackt, wie er geboren war, begraben. Die anderen, in Wolfsfelle gekleidet, gingen heulend um ihn herum und gruben ihn mit ihren Nägeln aus der Erde heraus. Der Anführer gibt ihm Bogen und Pfeil in die Hand und auf seine Frage, was er thun müsse um zu leben, antwortet er: thu wie die Wölfe, raube, morde, streife von Ort zu Ort und bebaue nie den Boden. (Auch die Sabiner sollten wie die Wölfe leben, s. Preller, römische Mythologie, S. 240.)

Kap. IX. Von der Seele. Die kalifornischen Stämme sollen wie das Vieh leben, ohne Religion, ohne Vorstellung von dem zukünftigen Leben, und ihre Sprache soll kein Wort für Seele haben; sie begraben ihre Todten ohne Ceremonie. Indessen, Aberglauben haben sie genug, und es ist bemerkt worden, daß sie den Todten Schuhe an die Füße stecken, doch wohl, weil sie meinen, daß diese eine Reise zu machen haben. Die ersten Californier, welche von den katholischen Missionaren zum Christenthum bekehrt worden waren, lehrten ihre Brüder, der Mensch habe einen Darm, welcher nicht verfaule, und dieser sei das Lebensprincip.

Alle anderen amerikanischen Völker, behauptet der Verf., haben ein Wort für Seele und Vorstellungen von ihrem Wesen.

Die Irokesen und Algonkins meinen, der Mensch habe zwei Seelen; die eine gibt Leben und geht nach dem Tode in einen anderen Leib; die andere, feiner, kann sich schon im Leben vom Körper scheiden, z. B. im Schlaf. Andere Völker nehmen drei und vier Seelen an. Alle haben sie Schauder vor dem todten Leichnam. Beim Begräbniß legen sie ihm Kleider, Jagd- und Kriegsgeräth bei. Im Norden tödtet man oft einen Hund auf dem Grabe. Der Hund ist, wie schon erwähnt, Symbol der Nacht und des Grabes. Auf dem Grabe ward in den ersten vier Nächten Feuer angezündet, um dem Geiste auf seiner Reise zu leuchten; denn vier Tage reist der Verstorbene. Das Land der Seligen ist nicht nur im Himmel, sondern auch unter der Erde; denn dort ist die Heimath der Sonne. Dieses Land sollte nach den Einen im Westen, nach anderen im Osten, nach noch anderen im Süden liegen. Auch die Sonne selbst galt als der Ort, wohin die Verstorbenen gelangen. Der Weg dahin war die Milchstraße, welche „Weg der Seelen" hieß. Der Patagonier sieht in den Sternen die Seelen der Abgeschiedenen; der Eskimo nennt die glänzenden Lichterscheinungen in seinen langen Winternächten „den Tanz der Todten". — Die Huronen und die Irokesen glauben, die Seele nach dem Tode überschreite einen tiefen, reißenden Strom auf einer Brücke, die aus einem dünnen Haar gebildet ist. Hier habe sie sich gegen einen Hund zu vertheidigen. Aehnlich die anderen Völker.

Weit verbreitet in Nord- und Mittelamerika war der Glaube an die Wiederauferstehung der Todten. Daher wurden die Knochen der Verstorbenen aufbewahrt. Diese werden sich einst wieder mit Fleisch bekleiden, glaubte man. Eine der Seelen, meinte man, wohne in den Knochen. Daher heißt die Seele im Irokesischen wie im Athapaskischen „das was in den Knochen". Die Azteken und die Peruaner sagen von Wiederbelebung mittels eines Knochens. In Brasilien ward es Sitte, die Knochen der Verstorbenen zu trocknen, zu Pulver zu zerreiben und unter die Speise zu mischen; denn so lebe die Seele im Lebenden wieder auf. Selbst die Knochen des Wildes wurden nicht zerbrochen; sonst würde es aussterben.

Von Belohnung und Bestrafung war in Amerika keine Rede.

Kap. X. spricht von der Priesterschaft. Kap. XI. vom Einfluß der amerikanischen Religionen auf die Sittlichkeit.

Wir schließen, indem wir dem Verf. für reiche Belehrung unseren Dank sagen. Wir haben im Vorstehenden nur Thatsächliches mitgetheilt; es muß aber bemerkt werden, daß er häufig amerikanische Mythen mit indogermanischen vergleicht und, soweit ich sehe, immer glücklich. Auch in sonstigen Reflektionen ist er gehaltvoll, wenn wir ihm auch nicht überall beistimmen können. St.

Jürgen Bona Meyer, Doctor und Professor der Philosophie in Bonn, Kant's Psychologie, Berlin, Wilhelm Hertz, 1870.

Wenn in dieser Zeitschrift auf das genannte Buch zum zweiten Male*) hingewiesen wird, so spricht aus dieser Thatsache die Anerkennung, die wir der Richtung, die jenes Buch verfolgt, schuldig zu sein glauben. Der Verfasser ist zwar ein erbitterter Gegner der Herbartianer und Herbarts, — er redet bei sonst abgemessenem Urtheilen von „beliebten Kunststücken der Herbart'schen Schule", von „Sophistereien, die einen ängstlichen Denker blenden, aber keinen Besonnenen täuschen"; Herbart selbst wird „Spitzfindigkeit" und „Verdrehung" vorgeworfen —; — dessenungeachtet hat er sich eine gelegentliche Bemerkung Herbart's**) wohl zu Nutze gemacht: „Die Geschichte der Philosophie ist unter allen Geschichten die langweiligste, wenn sie nicht benutzt wird zum neuen Philosophiren." Der Verfasser hat in seiner Darstellung und Prüfung der Kant'schen Psychologie die hauptsächlichsten Widerlegungen derselben einer eingehenden Beurtheilung unterzogen, und in der historischen

---

*) Dieser Band S. 110.

**) Werke ed. Hartenstein III., 203.

Kritik auf diese Weise die Grundprobleme der neueren Psychologie zum Nutzen des neuen Philosophirens untersucht. Die Klärung, welche dieselben durch das vorliegende Buch erfahren haben, ist um so werthvoller, als sie die metaphysischen Grundfragen betrifft. In dieser Beziehung muß die Stellung hervorgehoben werden, die der Verfasser zur philosophischen Tagesfrage einnimmt.

Gegenüber dem dogmatischen, in Kant's Sprache, dem materialen Idealismus behauptet der Verfasser mit Kant die theoretische Möglichkeit eines philosophischen Materialismus. Sehr entschieden spricht er sich besonders gegen Lotze's Beweis für die Einfachheit der Seelensubstanz aus der psychologischen Thatsache der Einheit des Bewußtseins aus. „Diese Folgerungen Lotze's gehen offenbar in der Frage, ob das Zusammengesetzte (also die sichtbare Materie) denken kann, über die Kant'sche kritische Zurückhaltung hinaus und entscheiden die Frage positiv zu Gunsten des Spiritualismus." (S. 251.) Gegen diesen von Kant widerlegten Beweis hält der Verfasser die Kant'sche Ansicht aufrecht und behauptet die Denkbarkeit der Entstehung eines einheitlichen Bewußtseins aus einer zusammengesetzten Materie. Aus der zweiten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft (ed. Rosenkranz, Supplem. XXVII. Note II. 794) wird der wichtige Satz angezogen: „Wenn aber der Rationalist aus dem bloßen Denkungsvermögen, ohne irgend eine beharrliche Anschauung, dadurch ein Gegenstand gegeben würde, ein für sich bestehendes Wesen zu machen kühn genug ist, blos weil die Einheit der Apperception im Denken ihm keine Erklärung aus dem Zusammengesetzten erlaubt, statt daß er besser thun würde, zu gestehen, er wisse die Möglichkeit einer denkenden Natur nicht zu erklären, warum soll der Materialist, ob er gleich ebensowenig zum Behuf seiner Möglichkeiten Erfahrung anführen kann, nicht zu gleicher Kühnheit berechtigt sein, sich seines Grundsatzes mit Beibehaltung der formalen Einheit des ersteren zum entgegengesetzten Gebrauche zu bedienen."

In gründlicher Weise wird demgemäß der alte Streit, die „Gigantomachie" wie Plato sagt, oder nach einem treffenden Ausdrucke Schiller's, der „psychologische Antagonism", auf die Frage eingeschränkt: Ist es undenkbar, die Einheit des Bewußtseins aus der Wechselwirkung des zusammengesetzten Stoffes entstehen zu lassen? Kant folgend, welcher auch andere Krafteinheiten in der Natur aus der Wechselwirkung verschiedener Stofftheile hergeleitet hat, verneint der Verfasser diese Frage in bestimmter Form: „Sehen wir ferner . . ., so wird die Ansicht, daß auch zusammengesetzte Substanzen einheitliche Kraftwirkungen erzeugen können, sogar ungemein annehmbar erscheinen und ist ihre Denkbarkeit sicher nicht zu bestreiten. Ein Materialist also, der auf diese Weise seine Ansicht vertheidigen möchte, behauptete theoretisch nichts an sich Unmögliches. Der Streit mit ihm würde sich dann nur noch um die größere Tauglichkeit seiner oder der idealistischen Theorie drehen. Die Gegner hätten sich nur noch zu bemühen, den wissenschaftlichen Werth ihrer Ansichten durch die Erklärung der vorliegenden Thatsachen zu bewähren. Wer diese Aufgabe besser leistete, dürfte hoffen, in diesem unbefangenen, durch keine falschen Prätensionen von absoluter Gewißheit getrübten Wettstreit doch endlich den Sieg davon zu tragen. Für diese wissenschaftliche Art des Kampfes hat Kant der Psychologie den richtigen Weg gezeigt." (S. 265.) Wir heben besonders die in dem letzteren Satze enthaltene historische Würdigung als eine für die Geschichte der Wissenschaften beherzigenswerthe Thatsache hervor.

Was nun die eigene Stellung betrifft, die der Verfasser zu dieser solcher Maßen aus dem rein speculativen Bereich in den Kreis der empirischen Wissenschaften gezogenen Frage einnimmt, so scheint er mit Kant der idealistischen Theorie geneigt zu sein. „Die idealistische Auffassung vom Wesen der Seele soll vielmehr aufrecht erhalten werden, nur nicht als ein festbegründetes Wissen, sondern als die vorzüglich berechtigte Theorie." (S. 262.) Aber die „Tauglichkeit" derselben für die „Erklärung" der psychischeu Erscheinungen weiß

er nur sehr bescheiden zu rühmen: „Und so weit bis jetzt die Geschichte der Psychologie darüber ein Urtheil erlaubt, hat die idealistische Theorie einen Vergleich besonders mit der materialistischen, wahrlich nicht zu scheuen." (S. 311.) Durch dieses „wahrlich" von einer „vorzüglich berechtigten Theorie" gesagt, wird der ohnehin zahmen Litotes ihre milde Spitze gänzlich abgestumpft.

Es bedarf kaum besonderer Erwähnung, daß in einer so gewissenhaften Untersuchung, als welche die vorliegende sich überall erweist, die materialistische Theorie nach ihrer methodischen Möglichkeit strenge unterschieden wird von den Meinungen der Journalisten des modernen Materialismus, denen gegenüber auch Meyer, ebenso wie Lange in seiner „Geschichte des Materialismus", es ausspricht, daß der Idealismus mehr für die wissenschaftliche Begründung der materialistischen Theorie geleistet habe, als die sogenannten Materialisten selbst.

So sehr wir jedoch diese kritische Zurückhaltung würdigen, ganz besonders solchen Beurtheilungen des Materialismus gegenüber, welche die metaphysischen Annahmen durch subjective Folgerungen für die ethische Praxis mehr zu verscheuchen, als zu widerlegen unternommen scheinen, so können wir doch nicht unterlassen, ein auch von dem Verfasser nicht genugsam hervorgehobenes Moment hier geltend zu machen. Es giebt idealistische Theorien; aber es giebt keine materialistische Theorie im strengen Sinne einer systematischen Doctrin. Viele empirische Thatsachen und erhebliche Sätze aus der theoretischen Naturwissenschaft treiben zu einer solchen, als einer methodisch nothwendigen hin; aber sie haben dieselbe bis heute nicht hervorzutreiben vermocht. Die materialistischen Bestrebungen — nur von solchen sollte man reden — erwarten noch ihre systematische Erfüllung. Der Mangel derselben wird aus dem Entwicklungsgange der exacten Wissenschaften gar sehr begreiflich.

Die unbefangene Würdigung der materialistischen Hypothese, welche ihrer Anwendung harrt, erkennen wir in der vorliegenden Schrift dankbar an; eine genauere Abwägung und positive Angabe des wissenschaftlichen Werthes derselben haben wir je-

doch in derselben nicht angetroffen. Dieser Mangel ist es, welcher in diesen Blättern Erklärung heischen dürfte. Die Feststellung einer auf diese Streitfrage bezüglichen regulativen Theorie kann unseres Erachtens nur aus einer psychologischen Analyse der Begriffe Idealismus und Materialismus sich erheben. In beiden Begriffen sind die unterscheidenden mit den gemeinsamen Merkmalen gemischt, und so geschieht es, daß nur mehr oder weniger übereinstimmende Vorstellungen verbreitet sind, welche jene Namen tragen, nicht aber durchgängig bestimmte Begriffe von denselben feststehen. Die psychologische Analyse wird jene Begriffe darstellen; und aus einer auf diesem Wege gewonnenen speculativen Bereicherung dürfte sich sodann auch für das historische Verständniß der idealistischen Theorieen wie der materialistischen Ansätze zu solchen eine nützliche Aufklärung ergeben. Kant selbst hat in seiner Schilderung zwischen materialem und formalem Idealismus, in deren ersterem er wiederum den dogmatischen von dem problematischen trennte, sowie durch seine Verbindung des transscendentalen Idealismus mit dem empirischen Realismus, für die geforderte psychologische Analyse wesentliche Vorbereitungen gegeben.

Der Verfasser ist den psychologischen Analysen nicht durchaus abhold; aber die überwiegende Richtung dieser seiner Untersuchung auf die metaphysischen Grundfragen läßt ihn die fruchtbaren Keime übersehen, die Herbart für alle Zeiten in die Philosophie gelegt hat. Wir geben dem Verfasser zu, daß ihm, auf Lotze und Trendelenburg zurückgehend, der Nachweis gelungen ist, wie hinfällig die von Herbart gegebene und von seiner Schule gestützte Kritik der Kant'schen Theorie der Seelenvermögen in wesentlichen Punkten ist. Wenn aber auch die Vorstellungen nicht Selbsterhaltungen der Seele sein können, und wenn ferner die Entstehung der Vorstellung in der Seele als eine Veränderung derselben, die doch eine einfache Substanz sein soll, aufzufassen ist; und wenn andererseits Fühlen und Begehren aus dem Vorstellen nicht ableitbar sind — so ist mit allen diesen Einwürfen die Theorie der Seelenvermögen keineswegs gerechtfertigt.

Denn bei dieser Frage handelt es sich allerdings nicht darum, ob man die verschiedenen Functionen der Seele als gesonderte hypostasirte Kräfte, etwa im Sinne der alten Theile der Seele, anzunehmen habe; solche abgeschmackte Deutungen werden mit Fug und Recht von Kant abgewehrt. Kant denkt unter Kraft nur „die Fertigkeit zu bestimmten Aeußerungen im Wechselverkehr mit anderen Wesen." (S. 85.) Die Fertigkeit werde zufolge der äußeren Erregung eine wirksame Kraft, und sie dürfe Kraft genannt werden, insofern diese Fähigkeit zur Erregung in einer Eigenschaft des erregten Wesens ihren Grund habe. Hierfür beruft sich der Verfasser auch auf die Lotze'sche Definition der Kraft. (Allgem. Physiologie des körperlichen Lebens S. 88.) Aber es macht schon stutzig, wenn wir unmittelbar weiter lesen: „Wir brauchen darum keineswegs zu behaupten, wie seltsamer Weise (!) auch Lotze will, daß keine Substanz beständige, sondern jede nur erworbene Kräfte besitzt." Und unsere Behutsamkeit muß sich steigern, indem wir daran den Satz geknüpft sehen: „Es ist sogar leicht (!), von hier aus sich weiter zu vertiefen in die Ursprünglichkeit dieser Kraft, und zu behaupten, daß die Wirksamkeit dieser Kraft sich nicht nur in dem stets eintretenden Erfolg jeder angemessenen Erregung offenbare, sondern auch schon in dem Schaffen des Organs, das dem Zweck dieser Wirksamkeit dienen soll. Einen realen Zusammenhang zwischen beiden dürfen wir sicherlich ohne Anstoß vermuthen, selbst wenn wir denselben niemals aufdecken lernten. Die Triebkraft, die das Auge bildet, ist vielleicht dieselbe, die später die Function des geschaffenen Organs übernimmt, sobald ein Lichtstrahl dasselbe berührt. Wir werden demnach (nach dieser sicherlichen Vermuthung?) auch ganz Recht thun, wie Kant bemerkt, aus wohl unterschiedenen Wirkungen auf wohl unterschiedene Kräfte zu schließen, die wiederum ihren Grund in elementaren Eigenschaften der unterschiedenen Substanzen haben müssen." (S. 86.)

Dies ist eine Erweiterung der ursprünglichen unverfänglichen Gleichung zwischen Kraft und Fertigkeit, die weder in Kant's Geiste ist, noch zu Gunsten der hier beabsichtigten Apo-

logie ausfallen dürfte. Kurz vorher hatte der Verfasser bedeutet, daß nach Kant die Kraft nicht ist, was den Grund der Wirklichkeit der Accidenzen enthalte; dies sei vielmehr die Substanz. Kraft hingegen sei nur Ausdruck für das Verhältniß der Substanz zu den Accidenzen, sofern sie den Grund der Wirklichkeit enthalte. Und jetzt soll diese, wie es Anfangs schien, harmlose Fertigkeit, die nur in Folge äußerer Erregung sich hervorwage, schon in dem zweckhaften Schaffen des Organs sich offenbaren! Also die Function der Seele, die wir Begehren nennen, wird nicht bloß aus einer besonderen Kraft erzeugt, welche den in den elementaren Eigenschaften der Seele enthaltenen Grund für diese Erregbarkeit der Substanz bildet, sondern diese auf die Gelegenheit der Erregung wartende Fertigkeit schafft auch das Organ, das dem Zweck jener Function des Begehrens dienen soll! Kant ist von dieser Auffassung der Functionen der Seele als hypostasirter Kräfte, welche sein Erklärer an den betreffenden Stellen von ihm wirksam abwehrt, in der That frei; sein Erklärer ist es nicht.

Wenn man sich von dieser Behauptung an der vom Verfasser gegebenen „Erklärung" seelischer Erscheinungen überzeugen will, so mag man folgende Aussprüche beachten: „Andere Reize werden allerdings, falls sie überhaupt zum Gefühl kommen, eine andere Reaction der Seele bedingen, aber diese Reaction wird eben nur dann eintreten, wenn die Seele eine andere Empfänglichkeit dazu in sich trägt. Diese neue Reaction ist nicht eine einfache Folge der neuen Reize, sondern die Folge einer neuen Reizbarkeit der Seele. Ein anderer Sinn tritt nicht auf durch Hinzukommen anderer Reize, sondern auf Grund einer andern organisch seelischen Begabung." (S. 89.) Und an einer andern Stelle, an welcher der Verfasser die Möglichkeit bespricht, das gesammte psychische Geschehen statt, wie die Herbartianer thun, aus den Vorstellungen, vielmehr aus den dunklen Gefühlen abzuleiten: „Im Rechte befänden sie sich freilich darum doch nicht. Denn ohne neue Ausstattung der Seele würde sich niemals aus dem blos subjectiven Fühlen die Kraft (!) des objectiven Vorstellens entwickeln. Mit dem Vorstellen tritt eine wesentlich neue seelische

Qualität auf, die aus dem Fühlen nicht abgeleitet werden kann." (S. 94.) Der erste dieser beiden Sätze bezieht sich auf die Verschiedenheit der Empfindungen von Tönen und Farben. Auch diese sei in der Seele, also in verschiedenen Empfänglichkeitsfertigkeiten derselben, begründet. Bedenkt man dagegen das Bestreben der neueren Physiologie, die Verschiedenheit der Sinnesempfindungen zurückzuführen, einerseits auf eine Verschiedenheit der Schwingungsverhältnisse, die nur abhängig sei von einer verschiedenen, die Spannung bedingenden Anordnung der schwingenden Moleküle, andererseits aber auf die Organisation der peripherischen Apparate, — so wird man dem Verfasser nicht unbedingt beistimmen können, wenn er sagt: „Auch wird im Ganzen meine Begründung der Lehre von den Seelenvermögen einen etwas realistischeren Anstrich haben." (S. 301.)

Aber, wenn wir von diesen Ausschreitungen absehen, in welche der Verfasser von seiner anfänglich gegebenen apologetischen Fassung des Kant'schen Begriffs der Kraft abweicht, wenn wir den von ihm anfänglich behaupteten Sinn der Seelenvermögenstheorie allein in's Auge fassen, so können wir, wie bereits gesagt ist, dem Verfasser nicht beipflichten, daß er mit der Widerlegung der Herbart'schen Theorie zugleich die Kant'sche gerettet habe. Wenn die Kräfte auch nur die Fähigkeiten für die verschiedenen Erregungen bezeichnen sollen, so dreht sich gerade darum der Streit, ob diese in Folge der Erregungen eintretenden seelischen Prozesse der Qualität nach verschieden sind.

Hierüber hätte den Verfasser die Eine Thatsache bedenklich machen sollen, daß er gezwungen ist, von denjenigen Vorkämpfern, auf welche er sich bei diesem seinem kritischen Geschäfte beruft, von Lotze und Trendelenburg, trotz aller Uebereinstimmung im „Wesentlichen", „in der Hauptsache", dennoch „in einzelnen Punkten" (S. 301) abzuweichen. Der Verfasser zeigt sich selbst verwundert über die scheinbar seltsame Inconsequenz seiner Vorgänger. Dies aber hätte ihn gerade um so mehr an der Richtigkeit seines Unternehmens zweifeln machen sollen.

Lotze sei „in dem Wunsche, seine Entwicklung von der

alten Darstellung der Vermögenstheorie zu unterscheiden," (S. 76) der letztern nicht gerecht geworden. „Sodann hat Lotze in auffälliger Weise (!) den Werth seiner eigenen Rechtfertigung jener Lehre beeinträchtigt durch eine bedenkliche (!) Schilderung der thatsächlichen beständigen Gemeinschaft der unterschiedenen Aeußerungen unserer Seele, wie auch durch Hervorhebung der Bedeutungslosigkeit der Vermögenstheorie für die Erklärung der Seelenerscheinungen. Das letztere namentlich geschieht in einer Weise, daß kaum ein Grund zu der ausgesprochenen Hoffnung, die auf die verbesserte Ausführung dieser Lehre gesetzt wird, verständlich bleibt. Ebenso hat Trendelenburg seiner scharfen Unterscheidung des Vorstellens, Begehrens und Fühlens dadurch die Spitze abgebrochen, daß er schließlich eine Neigung zeigt, statt wie Herbart das Vorstellen, so das Begehren für das Ursprüngliche, und die Vorstellungen und die Bewegung der Vorstellungen als von ihm erzeugt oder bedingt zu halten." (S. 76.)

Diese „einzelnen Punkte" scheinen uns sehr wesentlich und durchaus „Hauptsachen" für die fragliche Theorie zu sein. Und wenn der Verfasser in Bezug auf seine Kant'sche Rettung sagt: „Diese Anerkennung Kant's in der Hauptsache hindert indessen nicht eine Berichtigung Kant's im Einzelnen" (S. 302), so möchten wir ihm dem entsprechend bemerklich machen, daß die Anerkennung Herbart's in diesem Einzelnen eine Berichtigung derselben in der „Hauptsache" keineswegs hindert. Die metaphysische Theorie Herbart's mag falsch sein; kann darum das Einzelne, was derselbe für die Psychologie geleistet, nicht auch gelegentlich als Hauptsache gelten? Und überhaupt, was liegt daran, ob Hauptsache, oder Einzelnes? Der Thatbestand des Geleisteten steht zu untersuchen, sein Werth könnte ja wohl erst am Ende der Tage sichtbar werden; die Werthbestimmung ist immer nur eine auf einen mehr oder weniger werthvollen Zweck bezogene.

In solcher relativen Schätzung heben wir gegen den Verfasser bei voller Anerkennung der zutreffenden Gründlichkeit seiner Kritik dennoch dies hervor, daß er nach unserem Ermessen den

Werth der Herbart'schen Theorie verkannt hat. Wir stimmen dem Verfasser sogar dahin zu, daß die Herbart'sche Theorie die Ableitung der psychischen Erscheinungen aus den Vorstellungen nicht geleistet habe; aber wir meinen, das **Unternehmen** einer solchen Ableitung, gleichviel, ob die angebohrten Quellpunkte die rechten sind, sei die größte That der Psychologie, nach der Kant'schen Entdeckung der **transscendentalen Aesthetik**. **Welche** in Wahrheit die elementaren Prozesse sind, aus welchen sich das Seelenleben aufbaut, — das ist der **Inhalt** der psychologischen Forschung; daß aber elementare Prozesse gesucht werden, aus welchen sich fortzeugend das gesammte psychische Geschehen entwickelt — das ist die **methodische Voraussetzung** der modernen Psychologie.

Dies muß erwogen werden, ohne alle Rücksicht auf das bisher sowohl von den Anhängern wie von Herbart selbst Geleistete. Hätte der Verfasser es erwogen, oder richtiger, könnte uns der Verfasser hierin zustimmen, so würde seine Begründung der Lehre von den Seelenvermögen nicht blos einen „etwas realistischeren **Anstrich**" beanspruchen dürfen, sondern wir würden in seinen positiven Andeutungen eine wesentlich realistische Bereicherung der psychologischen Ansichten erfahren haben.

Wenn die Kämpfe ausgetragen sein werden, welche über das metaphysische Wesen und das psychologische Verhältniß der psychischen Prozesse zu einander jetzt noch geführt werden, dann wird vielleicht auch der gedankliche Zusammenhang der psychologischen Bestrebungen, welche sich an den Namen Herbart anlehnen, mit der metaphysischen That Kant's an's Licht treten. So fern wir dies wünschen, dürfen wir es dem Verfasser zu Gute halten, daß er über dem Metaphysischen in Herbart das Psychologische zu gering angesehen hat, — weil wir ihm dafür dankbar sein müssen, daß er in Kant das **psychologische Interesse** als das **treibende Motiv** aus der metaphysischen Rüstung herausgehoben hat. Wiederholentlich wird dies von dem Verfasser als die eigentliche Tendenz seiner Untersuchung ausgesprochen. Der Wunsch des Verfassers: „Von Seiten meiner kritischen Leser würde mir ein Eingehen auf die

Betrachtung über die ethischen Grundelemente besonders erwünscht sein" (S. 308), verdient eine wirklich „eingehende" Erfüllung, die besser bei weniger gelegentlichem Anlaß versucht wird.

Hermann Cohen, Dr.

B. Erdmannsdörffer, das Zeitalter der Novelle in Hellas. Berlin, Reimer 1870, 47 S.

Warum nannte der Verfasser seine Schrift nicht einen Beitrag zur Kritik der älteren Geschichte Griechenlands, besonders Herodots? Hierin scheint uns wenigstens der wissenschaftliche Gehalt der angezeigten Abhandlung zu liegen. Der Verfasser führt nämlich den Beweis, daß in den Erzählungen griechischer Schriftsteller aus der phrygisch-lydischen, der medopersischen und der hellenischen Tyrannen-Geschichte „das Schaffen des dichtenden und ausmalenden populären Mythos fast überall zu bemerken ist." Dieser Beweis ist ihm auch nach unserm Urtheil sehr gut gelungen. Er folgt dabei der Methode und den Grundsätzen, die jetzt wohl schon als vielbewährt bezeichnet werden müssen; nämlich er zieht ganz ähnliche Erzählungen, die an andern Orten ihre Heimath haben, zur Vergleichung heran. Dabei zeigt er nicht nur umfassende Belesenheit, sondern auch Besonnenheit.

Der Verfasser geht noch weiter, ich meine: noch tiefer. Er weist nämlich in Vergleichung der hellenischen Zeit vom 8—6. Jahrhundert mit dem Mittelalter des 12. und 13. Jahrhunderts die geistige Stimmung nach, aus welcher sich die novellistische Weltanschauung der Völker ergiebt, und legt die culturgeschichtlichen Voraussetzungen dar, welche solche novellistische Stimmung des Volksgeistes erzeugen.

Dies alles nun zugestanden, was berechtigt den Verfasser von einem „Zeitalter der Novelle in Hellas" zu reden? Gar nichts.

Er selbst erklärt am Schlusse der Abhandlung, daß er hier den Namen Novelle „im culturhistorischen Sinne" genommen

habe. Warum aber ein Wort, das einen so bestimmten literarhistorischen Sinn hat, in solcher Weise umstempeln? oder warum sein Gewicht vermehren?

Der Verfasser gesteht zu, daß zum eigensten Wesen der Anschauung von Welt und Leben in den bezeichneten Jahrhunderten Griechenlands die Novelle (in des Verfassers Sinne genommen) nur „unter vielen andern gleich charakteristischen, gleich nothwendigen Zügen" gehöre. Warum also gerade sie so herausheben?

Der Verfasser gesteht zu, daß „dieses leichte Genre fast unbewußter Dichtung", einmal in dem Geiste der Nation erstanden, „weiter bildet und weiter dichtet in allen Zeiten"; warum soll sie nun gerade für eine gewisse Periode den Namen hergeben?

Aber auch was jene Jahrhunderte in Hellas betrifft: ist es denn wahr, daß für sie die Novelle so „charakteristisch" ist. Also für eine Zeit, über welche sich der Sternenhimmel der Archilochos, Terpander, Simonides von Amorgos, Tyrtäus und Alkman, Arion, Sappho, Alkäus und Stesichoros, ferner Pittakos und Solon, endlich Thales, Pythagoras, Heraklit, Xenophanes und Parmenides ausbreitet, soll ein „leichtes Genre unbewußter Dichtung" charakteristisch sein?

Ist dem Verfasser nicht die Frage in den Sinn gekommen: woher rührt es, daß in einer Zeit, für welche nach seiner Ansicht die Novelle eben so charakteristisch ist, wie die genannten Namen, dennoch Novellen im literarhistorischen Sinne gar nicht geschaffen wurden?

Ob es im 12. und 13. Jahrhundert des Mittelalters wirkliche Novellen gab? Diese Frage weiß ich im Sinne des Verfassers nicht zu beantworten. Er hat darüber nichts gesagt. So geht schon daraus hervor, daß die Vergleichung der genannten hellenischen Zeit mit jener mittelalterlichen, wie richtig auch immer, doch unvollkommen durchgeführt ist. Ich fürchte, der Verfasser hat neben dem Aehnlichen das nicht minder unwesentliche Unähnliche übersehen.

Endlich weist der Verfasser auf „die große Aufgabe der vergleichenden Erkenntniß der geschichtlichen Erscheinungen" hin,

auf „jenes weite Gebiet“, das der Verfasser mit dem Worte des Thucydides bezeichnen wollte:

γιγνόμενα μὲν καὶ ἀεὶ ἐσόμενα, ἕως ἂν ἡ αὐτὴ φύσις ἀνθρώπων ᾖ. Der brave Thucydides! Und der, obwohl um mehr denn zwei Jahrtausende jüngere, nicht minder brave Schiller, der auch schon von „der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüthes“ gesprochen hat.

Und dennoch, jetzt, schon zwei Menschenalter nach Schillers Tode und zwei Jahrtausende nach Thukydides muß der Verfasser, im Begriff, die von solchen Geistern empfohlene Methode anzuwenden, sich erst die „schönen Worte“ derselben „zur Ermuthigung und Warnung“ vorführen! muß an sie erinnern, um sein Verfahren einer vergleichenden Betrachtung zu rechtfertigen! Ist das dem Verfasser nicht aufgefallen? Es scheint nicht. Denn sonst hätte er diesen Umstand erklären müssen.

Uns freilich ist die Sache schon erklärt. Es war etwas, die φύσις dem νόμος und der θέσις entgegenstellen; es war noch mehr, wenn Aristoteles der φύσις die καλοκἀγαθία als das Höhere entgegensetzte. Seitdem aber ist die φσις ein leeres Wort, ich meine, ein Wort, weniger gebraucht, um geforderte Gedanken wirklich zu denken, als um sich mit ihnen abzufinden, oder um sie höflich abzuweisen. „Ja wohl, meine gnädige Frau und theuerste Freundinn Physis, ich unterschreibe alle Ihre Forderungen und bin, Sie mögen es mir glauben, beständig bemüht, dieselben zur Geltung zu bringen.“ — Ach, lieber Herr . . . „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich bin von der Berechtigung Ihrer Forderungen überzeugt und dieselben sollen erfüllt werden . . .“ (Er drängt sie sanft zur Thür hinaus.) Physis (im Abgehen): O Gott, er will meine Forderungen geltend machen, erfüllen! Er kennt sie ja noch gar nicht, meine Forderungen, und will mich nicht anhören, daß ich sie ihm darlege. (Vorhang fällt, Lichter werden ausgeblasen). Ende des Stückes. St.

Ernst Windisch, Dr., Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens in den indogermanischen Sprachen. (Studien zur griech. u. lat. Grammatik, herausg. von G. Curtius. 2. Band. 2 Heft. Leipzig 1869.)

Diese aus der Schule von G. Curtius hervorgegangene Schrift trägt den von uns stets hochgeschätzten Charakter des Meisters, sie zeigt ein Streben nach philosophischer Durchdringung sprachlicher Erscheinungen in höherem Grade als wir es bei den meisten Vertretern der Sprachvergleichung finden; wir müssen sie daher als eine unsern Bestrebungen verwandte und befreundete Kundgebung begrüßen. Zwar ist der Gegenstand und die Methode der Untersuchung zunächst nur vorwiegend historisch-sprachvergleichend im gewöhnlichen engeren Sinne, und an manchen Stellen vertieft sich der Vf. in eine Analyse primitiver Sprachelemente, welche nach unserer Ansicht zu sichern Ergebnissen weniger führen kann als eine philosophische Betrachtung mancher schon jetzt gesicherten Thatsachen aus dem mittleren und späteren Verlauf der Sprachgeschichte, und zuweilen scheint er den Faden seiner Untersuchung in ziemlich weit abschweifenden Excursen fast zu verlieren; aber abgesehen davon, daß auch diese manches Interessante und Fruchtbare mit sich führen und daß die ganze Arbeit zunächst eben als eine „Studie" zu beurtheilen ist, müssen wir dem Vf. das Zeugniß geben, daß er sein Hauptziel nirgends aus den Augen gelassen hat und immer wieder, wenn auch mit einer vielleicht nicht ganz glücklichen Anordnung des Ganzen, auf dasselbe zurücklenkt. In einigen einleitenden Bemerkungen (S. 203—208) sagt er klar genug, was er will, in der „Zusammenfassung der Resultate" (S. 391—413) blickt er, sich und den Leser orientirend, rückwärts und vorwärts, und wenn auch das Schlußcapitel VI., „das satzverbindende Relativpronomen", welches nach dem Titel des Ganzen sich als Hauptgegenstand erwarten ließ, verhältnißmäßig kurz gerathen ist, so hat der Vf. mit demselben doch in der That das vorgesetzte Ziel und einen befriedigenden vorläufigen Abschluß erreicht. Wir loben die Besonnenheit, mit

welcher er sich für einmal innerhalb der selbstgezogenen Schranken gehalten hat, aber wir wünschen auch, daß er nicht von einer übertriebenen Vorsicht sich abhalten lasse, weiter in den hochwichtigen Gegenstand einzudringen.

Der Verfasser verräth gleich im Anfang ein ganz richtiges Bewußtsein von der Bedeutung dieses Gegenstandes im Ganzen der vergleichenden Sprachwissenschaft, und von dem, was dieser letzteren selbst überhaupt heutzutage Noth thut. Sie hat bisher, sagt er mit Recht, fast nur die materielle Seite der Sprache, die Gestalt der Wörter behandelt, fast gar nicht dagegen die ursprüngliche Bedeutung derselben und deren Veränderung, welche eine Menge neuer und wichtiger Fragen und Ergebnisse mit sich führen würde, wofür die auch in dieser Zeitschrift (6, 281) angezeigte Schrift von Bréal „les idées latentes du langage" citirt wird. Zur Bedeutungslehre gehört aber auch die Syntax, und während die ursprüngliche Bedeutung der Flexionsformen die Lehre vom einfachen Satz ergiebt, erhellt das Wesen des Satzgefüges aus der ursprünglichen Bedeutung und der Entwicklung der Relativpronomina und Conjunctionen. Hier zeigt sich neben größerer Verschiedenheit der einzelnen Sprachen doch auch manche bedeutsame Uebereinstimmung, z. B. eben darin, daß Sanskrit, Zend und Griechisch den Pronominalstamm ya als Relativum gebraucht haben. Ein Keim zu solcher Verwendung desselben muß also schon in der Ursprache gelegen haben, und worin er bestanden habe, nachzuweisen ist eben die Hauptaufgabe unserer Schrift.

Indem wir nun versuchen, den Hauptinhalt derselben, so weit er überhaupt in den Bereich unserer Zeitschrift fällt, in möglichst kurzer Fassung zu referiren, müssen wir, von dem wesentlich analytischen Gange des Vf. absehend, uns an die mehr synthetischen Gedanken halten; welche er in seinen zusammenfassenden Schlußcapiteln darstellt.

Er geht davon aus, (S. 400 ff.) daß die naturgemäße Classifikation der Pronomina schon Apollonios Dyskolos aufgestellt habe: πᾶσα ἀντωνυμία ἢ δειχτιχή ἐστιν ἢ ἀναφοριχή, und diese Eintheilung findet er doppelt wichtig und fruchtbar, weil sie zugleich den natürlichen Entwicklungsgang aller

Pronomina andeute, welcher von ursprünglicher deiktischer Funktion zu mehr oder weniger anaphorischer sich hinneige, so daß die Pronomina einer ausgebildeten Sprache eine Reihe von Uebergängen zwischen jenen zwei Extremen darstellen. Deiktisch waren also ursprünglich alle Pronomina, auch die der ersten und zweiten Person, und sie mußten es ja sein, weil sie älter waren als die meisten Nomina, auf die sie also noch nicht nur anaphorisch hinweisen konnten; sie mußten vielmehr auch die noch nicht benannten Objekte vorläufig und momentan durch reine δεῖξις der Sprache einverleiben. Ein erster Schritt aus diesem Urzustande heraus war die Ausscheidung einiger „dieser" und „jener" als ausschließlicher Bezeichnung der ersten und zweiten Person (wie umgekehrt im Lateinischen hic und iste oft deutlich dem Gegensatz von Ich und Du sich zuneigen. S. 300 ff.); ein zweiter geschah durch die Unterscheidung von Nomen und Verbum, letzteres als Ausdruck der momentanen Erscheinung, ersteres zur Bezeichnung des beharrlichen Trägers derselben. Pronominalwurzeln mußten zur Bildung der Nomina und Verba hinzugenommen werden, weil kein Objekt ohne genauere Hindeutung auf das Gemeinte sich benennen ließ, aber im Verbum wird die Erscheinung durch das Pronomen beschränkt oder individualisirt, im Nomen das Pronomen durch eine bestimmte Erscheinung; die constitutiven Elemente sind beidemal dieselben, aber mit verschiedener innerer Betonung. Erst durch die Wortbildung, insbesondere des Nomens, wurde die Sprache eigentlich von der Außenwelt abgelöst; erst jetzt konnte die menschliche Rede die Außenwelt begleiten und darstellen auch ohne leibhaftige Gegenwart der einzelnen Objekte: jetzt erst konnte daher das Pronomen, so weit es selbständig geblieben und immer noch nothwendig war, nicht mehr bloß auf das wirkliche Objekt hinweisen, sondern auch auf dessen geistiges Abbild, das gesprochene Wort, also durch ἀναφορά als δευτέρα γνῶσις, δεῖξις τοῦ νοῦ im Unterschied von der πρώτη γνῶσις, δεῖξις τῆς ὄψεως. Die Pronomina, welche bisher bloß der letzteren gedient hatten, konnten nun auch die ἀναφορά mit übernehmen, aber freilich mußte dadurch ihre ursprüngliche echt deiktische Kraft allmählich abge-

schwächt werden, und so kommt in die Reihe der Pronomina eine fortrückende Bewegung, eine Art Verschiebung, indem an die Stelle der zu anaphorischer Bedeutung vorgerückten Stämme andere nachgeschoben werden mußten, in welchen die deiktische Kraft noch lebendiger geblieben war (S. 328—29). Die ἀναφορά selbst konnte verschiedene Grade durchlaufen, aber eine besondere Art derselben mußte entstehen, wenn sie nicht ein einzelnes Wort sondern einen ganzen Satz betraf. Zu dieser satzverbindenden ἀναφορά, d. h. zur Bedeutung eines förmlichen Pronomen relativum, hat sich nun aber der Stamm ya in den oben genannten Sprachen erhoben, nachdem er, wie das einfache i, aus dem er erweitert ist, seine deiktische Kraft schon früh verloren und mit einfach anaphorischer (Bezeichnung der dritten Person, im Lateinischen, Lituslavischen, Gotischen, also schon vor der Sprachtrennung) vertauscht hatte, von welcher bekanntlich das griechische ὅς noch mehrfache deutliche Reste bewahrt. Die einfach anaphorische Bedeutung des ya ist aber nur die nachweisliche etymologisch-historische Voraussetzung der satzverbindenden, nicht zugleich schon die Erklärung des Wesens der letzteren (S. 390—91), diese muß vielmehr aus dem Inhalt des Relativsatzes selbst begriffen werden, für welchen das Pronomen nur eine Art Exponent bildet, so wie auch den Conjunctionen keine mystische oder mythische, substanzielle Rektionskraft zugeschrieben werden darf, welche erst mittelbar in sie eingezogen ist (S. 414—18). Erst wenn ein bestimmtes anaphorisches Pronomen im Sprachgebrauch allmählich auf Fälle eingeschränkt wurde, wo eine besonders enge Verbindung zweier Sätze in Folge ihres eigenen Inhaltes stattfand, erlangte es eben daher jene Tragkraft, welche ihm dann als spezifische, ausschließliche Funktion zugeschrieben wird. Eine Verbindung von besonderer Innigkeit tritt aber ein, wenn der eine Satz überhaupt nur ausgesprochen wird, um der Person oder Sache, die im andern genannt (oder auch nur zum Voraus gedacht) ist, eine nähere Bestimmung beizufügen, und zwar eine innerlich nothwendige, wesentliche, so daß auch der Hauptsatz nicht ganz selbständig dasteht, sondern zu völligem Verständniß einen Nebensatz bedarf. Dieser kann entweder nähere Bestim-

mung einer im Hauptsatz enthaltenen Person oder Sache selbst sein, oder nähere Bestimmung des von jenen Ausgesagten. Hiemit sind die überhaupt möglichen und wirklich vorkommenden zwei Hauptarten der echten, d. h. nothwendigen Relativsätze angegeben. Beide können bekanntlich nicht bloß in den Hauptsatz eingeschaltet, sondern auch ihm vorausgeschickt werden, was dem Wesen einer ἀναφορά zu widersprechen scheint. Der Vf. hätte zur Erklärung dieser Erscheinung zunächst daran erinnern können, daß auch die am Pron. relat. in der ältern Sprache so häufigen Casusverschränkungen durch Attraktion (vgl. dies. Zeitschr. 1, 93. 7, 88.), welche eben nur der stärkste Grad und Ausdruck der Relation ist, einen ähnlichen Grund haben; doch muß hier noch eine Thatsache von allgemeinerer Bedeutung in Anschlag gebracht werden, mit deren Erwähnung wir überhaupt dazu übergehen, eine Reihe von Punkten zu berühren, welche zwar vom Vf. bei den einmal gesteckten Grenzen seiner Schrift nicht herbeigezogen werden mußten, aber zu richtiger Würdigung und vollständiger Behandlung des Pron. relat. nicht fehlen dürfen.

Es ist längst bemerkt und zuletzt wieder von Benfey (Geschichte der Sprachwissenschaft 84—86. 490.) hervorgehoben worden, daß in den indogermanischen Sprachen (wie in allen andern) der ursprüngliche Charakter des Satzbau's wesentlich parataktisch war, daß aber gerade im Sanskrit, welches diesen Charakter noch am deutlichsten zeigt, unter dem Scheine bloßer Coordination der Satzglieder doch auch ein nicht geringes Maß von Subordination derselben walte, und zwar durch ein für die Stellung der Worte und Satztheile gültiges Gesetz, wonach die determinirenden Elemente den determinirten vorausgeschickt werden. Aus der allgemeinen Sprachwissenschaft ist bekannt, in welch hohem Grade überhaupt die Wortstellung in vielen Sprachen, besonders in tiefer stehenden, die Satzbildung bedingt, so daß sie einen großen Theil der grammatischen Form ausmacht oder ersetzt. Wo durch reiche Flexionsformen die grammatischen Beziehungen der Satztheile angedeutet werden konnten, war ein strenges Princip der Wortstellung weniger nöthig, doch hat sich also gerade im Sanskrit später ein solches

immer mehr geltend gemacht. Die europäischen Sprachen haben sich davon freier erhalten und eben dadurch ein fruchtbares Mittel zu rhetorischer Verwendung der Wortstellung gewonnen. Was nun insbesondere die Stellung der determinirenden Satztheile betrifft, so konnte für dieselben ebenso gut das umgekehrte Princip als im Sanskrit zu überwiegender Geltung kommen, was denn auch schon im Griechischen geschah; und wenn hier (sowie im Lateinischen) gerade Relativsätze (und zwar auch relative Objektsätze), nicht selten auch noch wie im Sanskrit vorausgestellt werden, so wirkt dabei meistens eben ein rhetorisches Motiv mit, d. h. der objektiv logische Normalwerth der Satztheile wird einem psychologischen, einer subjektiven und momentanen Ansicht oder Absicht untergeordnet. Ein Gegenstück dazu ist wieder die im Alt- und Mittelhochdeutschen nicht seltene Erscheinung, daß der Hauptsatz zwar vorausgeht, aber sein Subjekt oder Objekt nur durch das Pronomen er, sie, es angegeben und erst im Relativsatze wirklich genannt wird. Der Hauptsatz beginnt z. B. mit er, der Nebensatz mit relativem der, wo wir neuhochdeutsch den Relativsatz mit wer vorausgehen und den Hauptsatz mit demonstrativem der folgen lassen, also das Verhältniß der Sätze gerade umkehren. Das er der ältern Sprache scheint also in solchen Fällen eher vorwärts als rückwärts zu weisen; in der That (d. h. im Gedanken ist es auch hier anaphorisch, aber mit einer Umstellung, welche den Uebergang in das Relativum ganz nahe erscheinen läßt und in bemerkenswerther Weise erklären hilft.

Die Stellung des Relativsatzes konnte übrigens nie davon abhangen, ob das denselben einführende Pronomen ursprünglich ein Demonstrativum oder ein Interrogativum oder noch etwas anderes war, denn immer kam es eben, wie schon oben ist bemerkt worden, auf die Inhaltsbeziehung des Satzes an, und parataktisches Verhältniß war jedenfalls immer das ursprüngliche. Dagegen ist es eine Frage von anderweitigem hohem Interesse, woher wirklich das Pron. relat. oder eine denselben Dienst thuende Partikel entnommen war. Hier erhebt sich aber die Vorfrage, ob überhaupt ein besonderes Wort für diesen Zweck nöthig war, ob sich in allen

Sprachen ein solches wirklich vorfindet, und ob auch Sprachen, welche eines besitzen, es immer anwenden; wenn das letztere nicht der Fall ist, so ist natürlich weniger an ein bloßes Weglassen, vielmehr an ein ursprüngliches Entbehren zu denken, dem später abgeholfen werden konnte, aber nicht mußte. Wir beabsichtigen hier keine erschöpfende Behandlung dieses Punktes und führen daher nur in Form kurzer Citate eine Reihe von Beispielen an. Gänzlicher Mangel einer Bezeichnung der Relation findet sich begreiflicher Weise zunächst in Natursprachen wie die melanesischen (Gabelentz, die melanes. Sprachen S. 118. 220.), wo die beiden Sätze einfach asyndetisch neben einander gestellt werden. Die Mandenegersprachen besitzen zwar eine Art von Pron. relat., aber wenigstens im Vai fällt dasselbe in Wortlaut und Stellung mit dem Demonstrativum zusammen und kann auch fehlen (Steinthal, Mande-Neger-Sprachen S. 182). Dasselbe gilt von dem hebräischen Relativ-Adverb אֲשֶׁר (Ewald, hebräische Sprachlehre S. 145—46), welches eigentlich eben (d. h. Identität) bedeutet und daher zu vollem Ausdruck der Relation noch durch ein folgendes Pron. personale ergänzt werden muß (was auch bei dem indeklinabeln ags. und altsächs. the geschieht. Die neueren europäischen Cultursprachen besitzen alle ein Pron. relat., können es aber auslassen, wenigstens im Nominativ und Accusativ; so alt- und mittelhochdeutsch, alt- und neuenglisch, alt- und neuschwedisch; altfranzösisch, provenzalisch, italiänisch. (Diez, Gramm. d. rom. Spr. 3, 349). Unter den zahlreichen Beispielen aus dem Hochdeutschen (von Otfrid an bis auf Volkslieder des 15ten Jahrhunderts), welche wir anführen könnten, sind diejenigen Fälle nicht mitgerechnet, wo das Pron. relat. nicht eigentlich fehlt, sondern mit dem gleichlautenden Demonstrativum, oft auch durch Attraction der Casus, zusammengefaßt ist oder wenigstens sein kann, so daß eher das Demonstrativum fehlt. Vertreten werden kann ein ursprünglich fehlendes Pronomen relat. auch durch Adverbia oder Conjunctionen, welche zwar zum Theil entsprechende Pronomina voraussetzen, aber von Hrn. Windisch schon darum nicht ganz hätten übergangen werden sollen, zumal da er die betreffenden Stämme

zum Theil behandelt hat. Grimm (Gramm. 3, 23) findet den Gebrauch indeclinabler Partikeln zur Bezeichnung der Relation dem deutschen eigenthümlich; es sind die von ihm größtentheils a. a. O. S. 14 ff. behandelten: got. -ei (welches allerdings auch noch anders angewendet wird), altnord. er (-s) beide auch von Scherer (zur Gesch. der deutsch. Sprache S. 382 ff.) besprochen und ohne Zweifel als erstarrte Casus des Pron. Stammes ya anzusehen; altnord. sem, schwed. dänisch som, von sama derselbe; älter neuhochd. so, vom Stamme sva, der nach Windisch ebenfalls ursprünglich Identität (dann auch Reflexion) bezeichnet. Dazu kommt noch wo, welches zwar nur mundartlich für das Pron. relat. gesetzt wird, aber in diesem Gebrauch eine treffende Parallele findet am neugriechischen ποῦ (ὅπου) und auch den Gebrauch des althochd. dâr (da) nach Pron. pers. zur Bezeichnung der Relation erklären hilft, während das ohne Zweifel identische dänische der, und auch das holländ. er für daar, geradezu das Pron. relat. vertritt. Endlich gehört hieher noch die Conjunction und, deren relativer Gebrauch im Mittelhochd. nebst verwandten Spracherscheinungen von mir einläßlich behandelt ist in der Zeitschrift von Kuhn VI. 353—379, Pfeiffers Germania XIII, 91—104 und auf die Uebergänge zwischen parataktischem und hypotaktischem Satzbau vielfaches Licht wirft. Auch daß das slavische ji durch angehängtes že (= γε) relativ wird, kann hier noch bemerkt werden.

Noch weiterer Zusammenhang eröffnet sich, wenn wir in mehr oder weniger formlosen Sprachen Partikeln finden, welche neben ihrer Funktion als Pron. relat. auch zur Andeutung von Verhältnissen des einfachen Satzes dienen, die in unsern Sprachen durch Mittel der Flexion und Wortbildung ausgedrückt werden. Man sehe was Steinthal (Charakteristik S. 132. 150—54. 235—36) über das chinesische tĭ, (neben tschi und so über welche zu vgl. Geiger, Urspr. d. Spr. S. 441) das hinterindische Θ ̄r, das ägyptische e̥n berichtet (der Uebergang des letzgenannten aus relativer in präpositionale Bedeutung findet vielleicht eine Parallele am attischen ὡς = πρός und am altnord. at, zu und daß, vgl. um zu = damit). In solchen

Sprachen sind freilich einfacher und zusammengesetzter Satz ohnehin noch weniger verschieden als in den unsrigen und ebenso wenig als einfache und zusammengesetzte Wörter, dennoch darf man gelegentliche Vergleichungen auch aus solcher Ferne nicht scheuen, denn unser Pron. Stamm ya, der das Relativum ergeben hat, wird ja auch von Windisch (S. 320—321) für identisch gehalten mit dem Suffix des bestimmten Adjektivs im Slavischen und Litauischen (nicht mehr mit der starken Adjektivflexion im Deutschen, nach neueren Forschungen — Scherer a. a. O. 397 ff. 402—407; Schmidt in Kuhn's Zeitschrift 19, 288, — wonach auch Steinthal a. a. O. 310—11 zu berichtigen ist) und mit dem adjectivischen Bildungselement -io, hinwider mit vortretendem s verbunden (vgl. den Pron. Stamm sya, bei Windisch S. 312) an die alte Genetivendung -sya gränzt. (vgl. Curtius, Chronologie 253.)

Wo ein förmliches Pron. relat. Bedürfniß ward, wurde allerdings meist ein ursprüngliches Demonstrativum dazu gebraucht, so eben der Stamm γα, griech. ὅ-, neben welchem bei Homer und Herodot auch ὁ, τό demselben Zwecke dient (Windisch S. 377); diesem letzterem entsprechend das deutsche der, dessen relativer Gebrauch bei Otfrid vom demonstrativen (einfach anaphorischen) schon darum, und hauptsächlich nur darum, noch schwer zu scheiden ist, weil das Gesetz der Inversion des Verbums in der ältern Sprache den Relativsatz noch nicht kennzeichnen hilft. Auch im Hebräischen finden sich neben אֲשֶׁר die Demonstrativa זֶה, זוּ, später sogar der bloße Artikel, relativ gebraucht, und daß das Relativum der Vai-Sprache vom Demonstrativum nicht zu unterscheiden sei, wurde schon oben angeführt. Bekannt genug, aber in diesem Zusammenhang bemerkenswerth und von Windisch ebenfalls nicht angeführt, ist der umgekehrte Gebrauch des lat. qui im Anfang von Sätzen = hic oder is und der Uebergang des lat. quod in den allgemeinen Satzartikel (daß) der romanischen Sprachen, franz. que u. s. w. Das Lateinische erinnert uns aber, daß das Pron. relat. auch aus dem Interrogativum entnommen werden konnte. Das geschah später auch in den germanischen Sprachen: ahd. huanta (neben danta) weil, denn; welch,

wer, was (engl. which, who, what) neben der, das (that). Auch die griechischen Relativa ὅπου, ὁποῖος u. s. w. sind mit den Interrogativen zusammengesetzt; im Zend und im Litu-Slavischen erscheinen ebenfalls Interrogativa in relativer Verwendung und selbst das Relativum der Mande-Negersprache (Steinthal S. 180) ist ursprünglich Interrogativum (wird übrigens, wie auch das sanskrit ya, nicht immer vorangestellt). Dieser Gebrauch läßt sich natürlich nur aus ursprünglich parataktischem Satzbau erklären, und zwar ungefähr in der (freilich etwas complizirten) Weise wie Aufrecht (Zeitschrift f. vgl. Sprachf. 1, 284) es versucht hat, so nämlich, daß der Relativsatz entstand aus Zusammenziehung eines Fragesatzes mit der bezüglichen Antwort. Aehnlich erklärt Scherer (a. a. O. S. 475) die Frageform in Conditionalsätzen, welche ja auch als eine Art von Relativsätzen sich betrachten lassen, wofür das got. jabei (wenn) kann angeführt werden, ohne daß daraus zu schließen wäre, das Pronomen ya (dessen Neutrum yat übrigens nach Aufrecht auch = wenn vorkommt) sei schon vor der Sprachtrennung wirkliches Relativum gewesen, was der ganzen Beweisführung von Windisch widerstreitet; auch das lat. si und griech. εἰ, vom Stamme sva (Curtius, Kuhns Zeitschr. 3, 76. Scherer a. a. O. S. 305), setzen zunächst nur die an demselben nachweislich anaphorisch-demonstrative Bedeutung voraus, so wie unser wenn, wann, erst später aus der interrogativen Reihe entlehnt, früher durch denne, danne ausgedrückt wurden.

Es kann nun bloß noch die Schlußfrage erhoben werden, ob das Pron. interrog. ursprünglich verschieden vom Demonstrativum, gleich alt und selbständig, ebenbürtig demselben gegenüberstehe, oder ob es irgendwie, unmittelbar oder mittelbar selbst erst aus dem Demonstrativum abgeleitet sei. Diese Frage liegt über die eigentliche Aufgabe des Vf. hinaus und er hat sie daher auch nirgends ausdrücklich aufgestellt oder beantwortet, aber mittelbar sie zu berühren konnte er bei seinen weiten Ausblicken im Reich der Pronomina nicht umhin, ja er hat sie sogar a priori entschieden, wenn sein Satz, daß alle Pronomina ursprünglich deiktisch waren, streng zu nehmen ist. Dazu stimmt denn auch die Bemerkung (S. 405), daß der demonstrative

Stamm ki, erhalten in lat. ci-s, ci-tra, ce, verschoben im german. hi- (S. 318—19), wahrscheinlich ein uralter Rest aus der Periode sei, in welcher auch die mit k anlautenden (später interrogativen) Stämme noch deiktisch waren. Doch will Hr. W. keinen direkten Uebergang vom echt deiktischen Pronomen zum Interrogativum annehmen, sondern es soll sich das Interrog. erst aus dem Indefinitum entwickelt haben, welches seinerseits allerdings leicht aus dem Demonstr. sich ableiten läßt (vgl. S. 382). Hinwider soll (nach S. 319) das k des deiktischen ki mit dem des interrogativen und indefiniten nicht in Zusammenhang gefühlt worden sein, daher sie auch ungleiche Behandlung erfuhren, indem im Lat. und Gotischen nach dem Kehllaut des Indef. und Interrogativum sich ein u erzeugte (quis, hvas) und im Litauischen dem interrog. und indef. kas das demonstrative szis gegenüberstehe.

Die Ansicht vom Ursprung der Pronomina indefinita aus demonstrativen hat Schömann (in Höfer's Zeitschr. 1, 241) ausführlich und in den Hauptsachen richtig entwickelt; auch hat eben derselbe damit bereits die weitere Ansicht verbunden, es seien in zweiter Linie aus den Indefiniten die Interrogativa entstanden, indem der Gegenstand der Frage nothwendig zunächst eben unbestimmt sei. Aber wenn aus dem Indef. durch lebhafte Betonung und Voranstellung ein Interrogativum soll haben entstehen können, so kann mit demselben Rechte und durch dieselben Mittel das Interrogativum auch direkt aus dem Demonstrativum abgeleitet werden. Daß sich alle Interrogativa zur Noth aus Indefiniten ableiten lassen, nicht aber auch das Umgekehrte stattfinde, beweist zu viel, da das Letztere keine nothwendige Consequenz unserer Annahme ist und auch wirklich von Niemandem behauptet wird, sondern der Ursprung der Indefinita aus Demonstrativen die genügende und gemeinsame Annahme ist. Ein Beispiel übrigens von Entstehung des Indef. aus dem Interrog. ist das griech. τις, nach gemeiner Ansicht aus τίς = quis, kas mit Uebergang von k in t, während Schömann freilich auch τις als ursprüngliches Demonstr. erklärt.

Der Ursprung des Pron. relat. hängt von der Entscheidung dieser Frage nicht ab, zumal da erwiesen ist, daß es

sowol aus dem Demonstr. als aus dem Interrog. entstehen konnte; eher kann umgekehrt aus dieser letzteren Thatsache geschlossen werden, daß auch aus dem ursprünglich allein herrschenden Demonstrativum sowol das Interrog als das Indef. gleichzeitig und unabhängig von einander sich entwickelten konnten. Dagegen mag noch erwähnt werden, daß Indefinita in gewissen Fällen auch erst aus Relativen sich ergeben, so in den disjunctiven Verbindungen ὅτε μὲν — ὅτε δέ oder — ἄλλοτε, bald — bald, wahrscheinlich aus der Redensart ἔστιν ὅτε, bisweilen; ital. chi — chi, der eine — der andere; auch in dem zwar unguten, aber in der Umgangssprache nichts desto weniger üblichen welche = einige, oder (ebenfals ungut) = solche, mit Beziehung auf bereits genannte Gegenstände. —

Manches Einzelne von Interesse wäre noch aus unserer Schrift hervorzuheben und mit Bemerkungen zu begleiten, so die Entwicklung der entgegengesetzten Bedeutungen ein und all, allein und gesammt an ein und demselben Stamm sama, wobei neben αὐτός „allein" die Construction desselben mit Dativ Plural in dem fast entgegengesetzten Sinne von "mitsammt" hätte angeführt werden sollen (S. 353 ff.); der Ursprung des Zahlwortes ein aus pronominalem „derselbe," während der Zweizahl die Vorstellung „jener" zu Grunde liegt (S. 382 ff.); der Zusammenhang dieses Pronomens mit der Negation (S. 277), u. a.

Doch das Obige wird genügen, um zu beweisen, daß durch Arbeiten dieser Art empirische und philosophische Sprachwissenschaft gleichmäßig und in fruchtbarem Zusammenhang gefördert werden. —

Bern, August 1870.

Ludwig Tobler.

A. F. Pott, Wurzel-Wörterbuch der indogermanischen Sprachen.

Wir können von dem Fortgange dieses Werkes nur überhaupt Kunde geben; denn in Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Die neu erschienene Abtheilung, die sechste des ganzen Werkes, enthält die Wurzeln auf die Nasale und die Zischlaute, nr. 559—886 auf 600 Seiten.

Vorangeschickt hat diesmal der Verfasser ein Vorwort von LXIV Seiten. Er hatte nämlich in dem Vorwort der vorigen Abtheilung von Angriffen oder Feindseligkeiten gegen die neuere Sprachwissenschaft geredet und dieselben zurückzuschlagen sich bemüht. Jetzt will er die positive Begründung ausführlicher geben, und dazu liefert er ein, wenn auch nur gedrängtes, Gesammtbild der allgemeinen Sprachwissenschaft, so zu sagen: eine Encyclopädie derselben. Dagegen ist wohl nichts einzuwenden. Auch dagegen nicht, daß der Verfasser hierzu einen älteren Aufsatz wieder abdrucken läßt, natürlich erweitert und verbessert. Ferner versteht es sich von selbst, daß die Classification der Sprachen in demselben eine hervorragende Stelle einnimmt. Verwundert aber hat mich, daß in diesem Punkte der Verfasser heute noch gerade so denkt, wie vor 20 Jahren. Es ist ihm immer noch „seltsam", hören oder lesen zu müssen, daß die Eintheilung der Sprachen in isolirende, agglutinirende und flectirende nicht humboldtisch ist; er lehnt noch heute so ausdrücklich und so ausführlich und mit denselben Worten wie damals die Ehre ab, eine Classification gemacht zu haben. Ich habe aber längst die Erklärung abgegeben (Charakteristiken S. 10), daß ich meine, Herr Pott habe eine bekannte Dreitheilung der Sprachen eigenthümlich formulirt, und daß mir auf diese Formulirung alles ankomme. Wenn aber der Verfasser auch nach meiner letzten Darlegung (a. a. O. S. 15—70) immer noch nicht zugestehen will, daß jene Dreitheilung weder nach Form noch nach Inhalt von Humboldt angenommen, geschweige denn erfunden ist, so habe ich wohl hiervon Kenntniß zu nehmen; aber es steht mir darüber kein Urtheil zu.

Für einen Punkt eine kurze Vertheidigung. Der Verfasser

bemerkt (S. XVIII), daß ich zugestehe, meine „Anordnung der Classen" sei „ausschließlich" „nach der Würdigkeit des psychologischen Princips" gemacht, der morphologische Bau sei nicht berücksichtigt. Hierzu fügt er die Kritik: „Damit bekennt sich diese Eintheilung selbst als einseitig und bei Nichtberücksichtigung des Total-Habitus von Sprachen, auch keineswegs frei von Willkür." Mein Zugeständniß bezieht sich aber nur auf die Anordnung, d. h. auf die äußerliche Schematisirung, die Reihenfolge. Für die Classification habe ich das morphologische Merkmal wohl beachtet, aber nur in zweiter Linie. Ich habe ja auch gezeigt, wie man das Schema in einer Weise entwerfen könne, daß mit Festhaltung meiner Principien und meiner Beurtheilung des Chinesischen dennoch die vom Verfasser so arg gerügte Entfernung des Chinesischen vom Hinter-Indischen beseitigt, und die Verwandtschaft desselben mit dem letzteren dem Auge vorgeführt werden könne (Entwicklung der Schrift S. 23). Genügt das dem Verfasser nicht? oder will er gar keine Trennung des Chinesischen von den anderen einsylbigen Sprachen zugestehn?

Meine jugendliche Abhandlung „Die Classification der Sprachen, dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee" sollte vorzugsweise den Begriff oder die Aufgabe der Classification der Sprachen darlegen. Die kurze Ausführung ist wenig mehr als eine Erläuterung des aufgestellten Begriffs. Diesen Begriff hatte ich im Geiste der Hegel'schen Philosophie (wie er z. B. auch von Heyse erfaßt war) gebildet. Bei der Ueberarbeitung muß jedem Leser, der zur Vergleichung Gelegenheit hatte, schon die Abänderung des Titels: „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues" auffallen. Mit vollem Bewußtsein habe ich den Anspruch abgelehnt, alle Sprachen der Erde zu classificiren oder eine alle Sprachen der Erde umfassende Classification zu geben. Jene alte Dreitheilung behauptet, jede Sprache der Erde müsse sich mit mehr oder weniger Entschiedenheit in eine der drei Classen bringen lassen. Ich stelle etwa dreimal so viel Classen auf und behaupte dennoch gar nicht, damit ein Fachwerk gegeben zu haben, in welchem jede Sprache müßte ein Unterkommen finden können. Kurz es liegt mir jetzt gar

nichts mehr am Classificiren, viel am Charakterisiren. Die Charakteristik muß aber, wo möglich, das historische Werden der Sprachen mit in sich schließen, und beides muß auf die psychologische Grundlage zurückgeführt werden. An dieser Aufgabe arbeitet jeder Sprachforscher, und jede Leistung, die ihm gelingt, ist ein Beitrag zu ihrer Lösung. St.

L. Geiger, der Ursprung der Sprache. Stuttgart, Cotta 1869. XXX. S. und 282 S. 8.

Die junge Sprachwissenschaft hat schon mehrfach das Unglück gehabt, daß ihr tüchtige Kräfte durch den Tod frühzeitig entrissen wurden. L. Geiger gehört zu diesen. Im verflossenen Sommer ist er dahin geschieden, nach üblicher Rechnung: in der Mitte des Lebens. Er hat gesät und hat in Fülle wachsen sehen; er hat nicht geerntet. Soeben hatte er begonnen, aus dem reichen Schatze seiner Gelehrsamkeit der Welt mitzutheilen. Ueber seines Werkes „Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft" ersten Band haben wir berichtet (diese Zeitschr. VI. 465—481). Ein zweiter Band ist nicht erschienen. Dies ist um so mehr zu bedauern, als der erste nur die Einleitung des höchst umfassend angelegten Werkes enthält. Das jüngere, in der Ueberschrift angezeigte Buch steht für sich; und es ist nur eine weitere Entwickelung, aber kaum tiefere Begründung jener Einleitung. Was ich früher (a. a. O.) über den Verfasser geurtheilt, und was ich früher von ihm erwartet habe, das urtheile ich noch heute und das würde ich noch heute erwarten, und so vermisse ich es schmerzlich; denn der historische Theil der Arbeit, den die folgenden Bände hätten bringen müssen, wäre der werthvollere gewesen. Allerdings stellt sich jetzt heraus, daß abgesehen von der, wie mir scheint, völlig unzulänglichen Psychologie, der Verfasser auch die Etymologie zuweilen nach Regeln und nach einer Methode handhabte, welche schwerlich viel Zustimmung finden dürfte. Immerhin enthält auch dieses Buch viel Werthvolles. Und so bleibt uns in Folge seines Todes ein nicht geringer Verlust zu beklagen. Er war

ein eigenthümlicher, ja offenbar mehr als das – ein vereinsamter Denker; aber überall zeigt er gründliche Gelehrsamkeit und geistvolle Speculation, welche allemal, selbst wenn nicht ganz Richtiges, doch mindestens höchst Beachtenswerthes, die Wissenschaft zweifellos Förderndes hervorbringen.

Uebrigens höre ich von einem nicht geringen Nachlaß, der veröffentlicht werden soll.

Nur zu einer Bemerkung fühle ich mich noch veranlaßt. Eine Anmerkung des angezeigten Buches (S. 265) ist gegen meine Terminologie „Anschauung, Vorstellung, Begriff" gerichtet. Es hat dem Verfasser nicht viel daran gelegen, mich zu verstehn; und so hat er mich denn auch nicht verstanden, läßt mich sagen, was ich nicht gesagt habe, und lehrt mich, was ich weiß. Namentlich hatte er keine Ahnung von dem, was ich Vorstellung nenne. Niemals ferner habe ich „den Thieren eben so wie den Menschen Anschauung zugesprochen"; sondern ich habe dies ausdrücklich geleugnet. — Der Verfasser sagt (S. 186), die Sprachgeschichte zeige, daß selbst der Mensch das Vermögen, die sichtbaren Gestalten in ihren Unterschieden zu erkennen, nur sehr langsam entwickelt habe. Es war dem Verfasser nicht vergönnt, diese Behauptung zu beweisen. Darin stimme ich mit ihm überein, daß die Entwickelung des Kindes nicht bloß von den allgemeinen psychologischen Gesetzen abhängt, sondern auch von der Entwickelungsstufe der Gesellschaft, in der es aufwächst. Denn welchen Sinn hätte sonst die Völkerpsychologie. Aber die Entwickelung des Kindes innerhalb der Gesellschaft ist doch wiederum von ganz allgemeinen Gesetzen abhängig, denen die Natur des Kindes unterworfen ist. Und dieser Seite wird der Verfasser nicht gerecht. Die obige Behauptung vom allmählichen Sehenlernen des Menschengeschlechts halte ich für richtig, obwohl ich sie aus der Sprachgeschichte nicht zu erweisen vermag. Aber die Geschichte der Kunst spricht für sie, und namentlich die Auffassung der menschlichen Gestalt. Ganz anders sieht den Menschen der wilde Indianer Nord-Amerikas, anders der halb civilisirte Mexikaner, der Aegypter, der Grieche; anders sah man den Menschen im europäischen Mittelalter, anders sehen wir ihn heute.

Hat auch der Verfasser nicht ausgeführt, was er gewollt hat, so wird doch dies sein Verdienst bleiben, eben das ausgesprochen zu haben, was er anstrebte, d. h. die Aufgabe hingestellt zu haben. Wie hoch ich dies schätze, habe ich öfter zu erklären Gelegenheit gehabt. Ich nenne es einen großen Gedanken: die Sprache für die Geschichte der theoretischen Entwicklung des Urmenschen oder des vorgeschichtlichen Menschen zu verwerthen.

S. Lefmann, Priv.-Doc. der Sprachw. in Heidelberg, August Schleicher. Skizze. Leipzig, Teubner 1870. 104 S. 8°.

Eine Biographie des verdienstvollen Sprachforschers Schleicher, nicht ohne Wärme geschrieben, wie natürlich und wie sich geziemt, jedoch mit Maß. Es war ja die Aufgabe des Verfassers, die Bedeutung des zu früh Dahingeschiedenen für die Wissenschaft klar hervortreten zu lassen und für seine Persönlichkeit die Theilnahme unseres Gemüths zu wecken. Dies ist ihm, wie uns scheint, vollkommen gelungen. Die in der Mitte des Buches vorherrschende kritische Kühle wird der Verehrung, die begründet oder erregt werden soll, keinen Abbruch thun, sondern nur das Vertrauen, mit welchem der Leser dem Verfasser entgegenkommt, befestigen, was natürlich dem Namen des Verstorbenen zu Gute kommt.

Uebrigens hat das Leben Schleicher's ganz anziehende Momente auch für den weiteren Kreis der Gebildeten; seine Schicksale sind mannigfaltiger, als die der deutschen Gelehrten zu sein pflegen.

Es war doch ein ganzer Kerl, dieser Schleicher, so sagte ich mir nach Lesung der angezeigten Schrift, mit vielen Zu- und Abneigungen, die er entschieden aussprach und bethätigte; aber immer erwies er sich tüchtig, und war, wo ihm Zusagendes begegnete, auch sogleich bereit, lebendig zu geben und zu nehmen. Er ist nun einmal so, sagt man sich, wo er Einem nicht behagt, und nimmt ihn hin, wie er eben ist. In einem

großen, vielbewegten Orte würde er vielleicht durch seine Persönlichkeit in weiteren Kreisen mehr gewirkt haben, als durch seine Schriften und Vorlesungen.

Ein starker Wille in einem kräftigen Körper befähigte ihn zu großem Fleiße und zur Uebernahme von mancherlei Mühsal, wie seine Reise in Littauen es erforderte. Seine Neigung für einfache, ursprüngliche Lebensformen erweckte in ihm die Lust zu solcher Entdeckungs-Reise; und sein geselliges Wesen ließ ihn lebende Sprachen im Umgang mit Eingeborenen leicht erlernen.

Kosmopolitisch in der Idee, war er in der Praxis patriotisch deutsch. Liberal, rein in Gesinnung und That, ertrug er den Schmutz im politischen und socialen Treiben so wenig, daß er sich mit großen Opfern daraus zurückzog.

Für die Sprachwissenschaft endlich lag, wie der Verfasser ausführt, Schleicher's Verdienst vorzugsweise auf Seiten der Erforschung der Lautform der Sprachen, der Beobachtung des Thatsächlichen. „Auch sein Systematisiren, bemerkt der Verfasser, entsprang weniger aus der Tiefe schöpferischer Idee, als vielmehr aus dem Bedürfniß nach Klarheit und Ordnung." Indessen will mir doch scheinen, als habe ihn der weite Blick genöthigt, auch in die Tiefe zu schauen. Er strebte nach Klarheit und Ordnung einer Weltanschauung: dies trieb ihn, Principien zu suchen. Hier fand er in mir seinen Gegner von Anfang bis zu Ende. Der Verfasser erzählt (S. 101), Schleicher habe längst in Bezug auf mich gesagt: „Von dem lese ich nichts mehr." Vielleicht war ich in meinen Ausdrücken zu herb. Ich will hierauf nicht eingehn, noch weniger auf die Streitpunkte, die zwischen uns lagen. Ich will vielmehr mein Bedauern aussprechen, daß ich ihm nicht da begegnet bin, wo ich ihm rückhaltlos hätte meine Zustimmung und Hochachtung bekunden können. Ich war ihm gegenüber immer nur in der Lage, in welcher ich mich auch Benfey und Max Müller gegenüber befinde.

Wer sich nicht damit begnügt, wissenschaftliche Leistungen als reine Verstandes-Objecte aufzunehmen, sondern gern auch die Person, welche jene geschaffen hat, kennen lernen will, dem kann für Schleicher Herrn Lefmann's Skizze empfohlen werden.

St.

Czermak, Professor der Physiologie in Jena (jetzt in Leipzig), Populäre physiologische Vorträge. 124 S. gr. 8°. Mit drei Steindrucktafeln und 34 Holzschnitten. Wien 1869. Karl Czermak.

Wir empfehlen diese Vorträge unseren Lesern angelegentlich, sowohl mit Rücksicht auf die heutigen Forderungen der Bildung, als auch speziell mit Rücksicht auf die Psychologie und Sprachwissenschaft. Die Richtigkeit des Vorgetragenen verbürgt der Ruf des verdienstvollen Physiologen: wir haben darüber kein Urtheil. Die Darstellung aber dürfen wir loben; sie ist klar und im Ausdruck angemessen. Die Abbildungen namentlich sind so eingerichtet, daß sie der Einbildungskraft sehr zu Hülfe kommen.

Herr Czermak bietet uns vier Vortäge. Diese sind: „Das Herz und der Einfluß des Nervensystems auf dasselbe. Das Ohr und das Hören. Stimme und Sprache. Wesen und Bildung der Stimm- und Sprachlaute." Wir bemerken hierbei, daß der Verfasser gerade auch durch die Laryngoskopie sich besondere Verdienste erworben hat. Freilich hat er diese Vorträge nicht sowohl nach den Zwecken des Sprachforschers als nach dem Interesse des gebildeten Publicums eingerichtet. Wir hätten den vierten Vortrag gern erweitert oder durch einen fünften Vortrag ergänzt gehabt.

In zartbesaiteten, wie in derberen Naturen ist der Parallelismus der Gemüths- und Herzbewegungen ein so auffallender, daß er von jeher die figürliche Vertauschung von Gemüth und Herz veranlaßt hat. Welches sind nun aber die geheimnißvollen Fäden jenes wunderbaren Zusammenhanges? Dies die Frage, auf welche der erste Vortrag die Antwort enthält. Nach einer klaren, durch Holzschnitte unterstützten Darlegung der Einrichtung und Bewegungsform des Herzens und seiner Leistung für den lebendigen Leib zeigt der Verf., wie von den Gehirnzuständen thatsächlich in jedem Zustande des Lebens unmittelbar die Häufigkeit und Stärke der Herzschläge in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit bestimmt wird. So haben wir hier eine klare Darlegung einer höchst wichtigen Reflexbewegung. Denn die

Gehirnzustände sind Gemüthsbewegungen, und diese reflectiren sich also auf das Herz.

Was ich nun noch wissen möchte, wäre dies. Sollte nicht durch die Verschiedenheit des Herzschlages unmittelbar auch die Bewegung der Lungen bezüglich der Kraft und der Häufigkeit der Athemzüge beeinflußt sein? Der Athem aber wirkt auf den Kehlkopf, wie sich beim Stottern zeigt, dort allerdings in anomaler Weise. Und so hätten wir mit der Belehrung über den Herzschlag zugleich Belehrung über Tönen und Verstummen.

Aus dem zweiten Vortrage, der mir außerordentlich geglückt scheint, kann ich nichts, und auch aus den beiden letzten Vorträgen nur Einzelnes herausheben. Die Ansicht eines Mannes, der die Anwendung des Kehlkopfspiegels erfunden hat, über manche Punkte kennen zu lernen, muß uns sehr wichtig sein.

Die Flüsterstimme entsteht nach dem Verfasser (in Uebereinstimmung mit Brücke) dadurch, daß sich die Ränder der Stimmbänder einander nähern ohne sich zu berühren, was durch eine eigenthümliche Stellung der Gießkannenknorpel bewirkt wird. Dann erzeugen nämlich die Stimmbänder zwar keine Stimme, aber doch ein eigenthümliches Geräusch, welches die Stimme vertreten kann. Auch h kommt durch solche Verengung der Stimmritze zu Stande. Dies wirft ein Licht auf die Laute bh, gh, dh, und erklärt, warum die Inder das h zu den tönenden Lauten zählen. — Fig. 35 zeigt überraschend, wie weit k und t oder s im Munde von einander liegen und so gewinnen wir Raum für die mehrfachen Mittellaute zwischen denselben.

Ich schließe mit dem gebührenden Danke und einer Bitte: der verehrte Herr Verfasser wolle genau untersuchen, worauf die sächsische Media und Tenuis, Hart-b und Weich-p beruhen. Der Sprachwissenschaft könnte an dem Ergebniß viel gelegen sein. St.

Zur Geschichte der Sprachwissenschaft der neuern Zeit

von

Prof. S. Lefmann.

I.

Gottfried Wilhelm Leibnitz und seine Sprachwissenschaft.

Im Jahre 1716 war Gottfried Wilhelm v. Leibnitz gestorben. Leibnitz war der erste deutsche Philosoph gewesen, aber bekanntlich nicht nur Philosoph. Er war auch Theologe, auch Jurist und Politiker, auch Mathematiker und Sprachforscher. Sprache war sein Lieblingsstudium. Auf sprachliches Gebiet war er seinem berühmten Gegner, dem englischen Philosophen John Locke, gefolgt, um dort mit ihm den Kampf der Ideen auszukämpfen. Dieser — ein gelehrter und witziger Landsmann, Horne Tooke, hat von ihm gesagt, er hätte seinen Versuch über menschliches Erkennen ebenso wohl „einen grammatischen", eine Abhandlung über Wörter und Sprache nennen können — also dieser hatte die Sprache oder vielmehr ihre Worte einfach als „Zeichen innerer Auffassung" hingestellt, durch die es möglich werde, die erhaltenen Vorstellungen im Gedächtniß aufzubehalten, als wie in dem „Vorrathshause unserer Ideen". Es sind die Wörter — meinte John Locke — zu diesem Ende passend hergerichtet; die Menschen machen Gebrauch davon, aber keineswegs weil irgend ein natürlicher Zusammenhang besteht zwischen besondern articulirten Lauten und gewissen Ideen; denn sonst würde es nur eine Sprache geben unter allen Menschen. — Dagegen erhebt sich der Verfasser der „Neuen Versuche über menschliches Erkennen". Auch er weiß, daß man in den Schulen und sonst überall sich zu sagen gewöhnt, die Bezeichnungen der Wörter seien willkürlich; und er hält es auch für wahr, daß sie gar nicht durch eine Naturnothwendigkeit vorausbestimmt, determinirt sind; aber sie sind es aus bald „physischen" Gründen, woran der Zufall einigen Theil hat, aus bald „moralischen", wobei die freie Wahl eintritt. Es gibt vielleicht, sagte Leibnitz im Sinne seiner Zeit und Neigung, einige künstliche Sprachen,

die ganz aus freier Wahl und durchaus willkürlich entstanden, wie man das vom Chinesischen annimmt, und wie die eines Georgius Dalgarnus und des verstorbenen Wilkins, des Bischoffs von Chester; diejenigen aber, von welchen man weiß, daß sie aus schon bekannten Sprachen „geschmiedet“, die sind aus freier Wahl entstanden zumal mit dem, was Natürliches und Zufälliges in den Sprachen ist, welche sie voraussetzen. So meinte der deutsche Philosoph und stellte zwischen sich und den andern den uralten Gegensatz hin von Physis und Thesis, von Natur und Satzung, Freiheit und Nothwendigkeit. Wohl, erklärt Leibnitz mit Locke am Eingange des Buches, das ganz von Sprache handelt, — wohl hat Gott, der den Menschen zu einer geselligen Creatur bestimmt, ihn nicht bloß mit dem Verlangen erfüllt und in die Nothwendigkeit versetzt, unter seines Gleichen zu leben, sondern — nicht wie Locke, auch mit Sprache ihn ausgestattet — fournished him also with language — sondern, übersetzt Leibnitz, ihm auch das Vermögen zu sprechen verliehen, — lui a donné aussi la faculté de parler — als das große Mittel und gemeinsame Band für diese Gesellschaft. Eben daher kommen die Worte, welche ihm zur Darstellung und zur Erklärung seiner Ideen dienen.“ Der Unterschied verdient wohl Beachtung. Behauptete Locke göttliche Einsetzung der Sprache — Thesis —, so behauptete Leibnitz Vermögen zur Sprache, aber menschliche Erfindung, Physis, jener ganz aristotelisch und wie die Aristoteliker, dieser ganz platonisch und wie die Platoniker, die ihnen vorausgegangen. Ja, ich glaube — fügt letzterer noch hinzu — daß wir in der That ohne das Verlangen uns verständlich zu machen wohl niemals zur Sprachbildung gekommen wären. Aber einmal gebildet, dient die Sprache nun auch dem Menschen für sein eigenes stilles Raisonnement, so durch das Mittel, welches ihm die Worte gewähren, sich abstracter Gedanken zu erinnern, als durch den Nutzen, den man beim Raisonnieren darin findet, sich ausgesprochener Charactere und Gedanken zu bedienen; denn es würde gar zu viel Zeit erfordern, müßte man alles expliciren und beständig Definitionen an die Stelle von Kunstausdrücken setzen. — Damit war der Gegensatz geschärft.

Und was Leibnitz zuletzt sagt, erinnert an den Ideengang eines Denkers und größten Sprachforschers unsers Jahrhunderts, an dessen Ausspruch, daß die Sprache auch „ohne irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehen, — eine nothwendige Bedingung — sei — des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit". — So Wilhelm v. Humboldt in seiner berühmten Einleitung.

Freilich, die Möglichkeit eine ganze Sprache auch künstlich herzurichten konnte Leibnitz nicht in Abrede stellen. Ein Sohn seiner Zeit imponierte ihm der Versuch jenes „großen" Bischoffs von Chester und die Vermuthung eines Golius, daß auch Chinesisch nichts andres als eine solche Kunstsprache sei. Und er meinte, mit bessern Zeichen als sie das Chinesische habe, müßten sich für alle Wörter und die ganze Welt der sichtbaren und unsichtbaren Dinge passende Figuren aufstellen lassen, die etwa ähnlich wie unsere arabischen Ziffern in Bezug auf ihren Zahlenwerth für alle Menschen allgemein verständlich wären, und dazu durch ihre Combination ein bequemes Mittel an die Hand gäben, neue Wahrheiten zu erfinden und herauszurechnen. Bekannt ist, wie Leibnitz an dieser Lieblingsidee einer Universal- und Zeichensprache von seiner Jugend bis an sein Ende festgehalten, wie er in seinen Schriften immer wieder darauf zurückgekommen, und wie er noch zuletzt in die Klage ausbricht, daß es ihm selbst an Zeit und seiner Zeit an einsichtigen Männern gefehlt, um seine science générale — wie er sie nannte — ebenso seine Infinitesimalrechnung zu gutem Ende zu bringen. Er durfte dessen getröstet sein. Wir wissen, daß es seinem Plane nicht an Nachbetern und daß es bis auf diesen Tag nicht an so genannten pasigraphischen und pasilalischen Versuchen gefehlt, ob auch alle zumal eitel Spiel und was die Ausführung betrifft bare Unmöglichkeit sind. Denn gesetzt auch, es wäre möglich, die Erkenntniß und das Wissen einer bestimmten Zeit im Ganzen und Einzelnen als letzte unumstößliche Wahrheit anzunehmen und allen weitern Fortschritt damit auszuschließen und die ganze Welt dermaliger Ideen und Anschauungen in eine allgemeine Zeichensprache umzusetzen, so würde doch eine solche Sprache auch bei der allerfeinsten Systematisierung schwieriger nicht nur als

Chinesisch — das will noch wenig sagen — sondern als alle Sprachen der Welt zu lernen sein. Das war Logik, nicht Grammatik, die uralters überlieferte Ansicht, daß menschliches Sprechen ein Abbild menschlichen Denkens sei, was die besten Geister von Anfang an unaufhörlich versucht hat, Sprechen wie Denken zu behandeln und sogar eine Universal- oder philosophische Zeichensprache — nach Art einer Lullischen Denkmaschine — erfinden zu wollen.

Doch nicht auf allgemeine Sprache und Sprache im Allgemeinen blieb die linguistische Thätigkeit des Philosophen beschränkt. Mit großem Eifer zog Leibnitz auch die wirklichen Sprachen in Betracht, die nach seiner Ansicht keineswegs aus freier Willkür — ex instituto — sondern aus einem natürlichen Antriebe der Menschen entstanden sind, wobei sich die Laute nach ihren Affecten und Gemüthsbewegungen gerichtet haben. In den allmählich gewordenen Sprachen sind die Wörter gelegentlich aus einer Analogie der Stimme mit dem Affecte erzeugt; und — möchte Leibnitz glauben — nicht anders hat auch wol Adam es dereinst angefangen, den Dingen ihre Namen zu geben. — Eine lebende Sprache hierfür anrufen, und — wie Goropius und andere Narren damals wollten — als lingua adamica, Sprache Adams und des Paradieses bezeichnen, war hiernach unmöglich; aber auch keine todte, auch nicht Hebräisch, wie der fromme Glaube und die Theologen es wollten. — Schon die Kirchenväter, die Origenes und die Hieronymus, hatten die Sprache der Offenbarung und des alten Testaments für die Sprache der ersten Menschheit erklärt. Das gläubige Mittelalter hatte diesen Glauben immer nachgebetet. Aber auch die neuere Zeit, die wiedererwachte Wissenschaft und der Protestantismus, welcher Hebräisch lernen und lehren mußte, war diesem Dogma nicht abtrünnig geworden. Die ersten Polyglottenschreiber, ein Wilhelm Postell, 1538, sein Nachfolger Bibliander oder Buchmann, 1548, auch Konrad Geßner, der Verfasser des ersten Mithridates, 1555, — alle sind vom Hebräischen, als der ersten und „reinsten" Ursprache der Menschheit ausgegangen. Und wer endlich bei den Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts nachsieht, bei Briac Walton, in seinen Prolegomenen zur Biblia

sacra polyglotta, 1653, und gar noch bei Thomassinus in seinem Glossarium universale hebraicum, 1699, der findet die eifrigsten Vorkämpfer dieses Glaubens. Diesem aber und der herrschenden Ansicht wollte Leibnitz entgegentreten. Hebräisch die Ursprache zu nennen — schreibt er — ist eben so viel, als wenn man die Zweige der Bäume ursprünglich erzeugte nennen oder sagen wollte, es gäbe eine Gegend, wo statt der Bäume die abgehauenen Stämme oder Strünke — trunci — wüchsen. Dergleichen könne man erdichten, aber es stimme nicht zu den Gesetzen der Natur und der Harmonie der Dinge, das heiße, zu der göttlichen Weisheit. Nur — ob mit den ihr verwandten die hebräische Sprache dem Ursprunge näher sei als die übrigen, und mehr von den wahren Quellen bewahrt habe, nur so viel könne vernünftig gefragt werden. Auch Leibnitz nimmt eine allgemeine Ursprache des Menschengeschlechts an, deren Spuren sich in den einzelnen Sprachen erhalten haben. Aber weit entfernt, die hebräische oder sonst eine der älteren, geschweige der neuern Sprachen darauf anzusehen, hält er es mit der heiligen Schrift viel mehr übereinstimmend, alle andern Völker und Zungen gleichsam als Colonien darzustellen, von einem einzigen ausgegangen, dessen Sprache dereinst über die Hauptgebiete von Europa und Asien verbreitet war. Durch Zeiten und Räume getrennt haben sich die Sprachen jener Völker dann stark verändern müssen, daß es nicht zu verwundern, wenn wir heute zwischen unserer und etwa den Sprachen des Innern Afrikas und Amerikas keine Verwandtschaft mehr zu erkennen vermögen.

Wie angelegentlich sich Leibnitz mit der Verschiedenheit und Vertheilung der Sprachen beschäftigt hat, das beweist besonders sein „kurzer Abriß von Betrachtungen über die Abstammung der Völker aus sprachlichen Merkmalen“, der zu deutsch mit den Worten anhebt: „Wenn die entfernten Anfänge der Völker jenseit der historischen Grenzen liegen, so sind es ihre Sprachen, welche uns die Rollen alter Denkmale übernehmen.“ Wie ähnlich auf andern Gebieten, so ist auch hier manches, was der geniale Blick des Mannes richtig gesehen, ob es ihm gleich an wissenschaftlicher Begründung noch gefehlt hat. Bei dem damaligen Stande des Wissens beruhte auch zufällig Richtiges

mehr oder minder auf Vermuthungen. Und darum ist es bei Anerkennung seines Verdienstes fast eines, ob er überall richtig oder unrichtig erkannt, ob er zum Beispiel richtig die Sprachen der Mandschu, der Türken und Mongolen zusammenstellt, von einer gewissen Uebereinkunft des Ungarischen und Finnischen weiß und auch die Sprachen der Ehsten und Liven zum finnischen Stamme rechnet, oder unrichtig die Slawen nach ihrem Idiom nicht einer „celtischen" sondern „scythischen" Sprachengruppe zuweist. In diese beiden zerfallen ihm nämlich die „japetischen" oder „celtoscythischen" gegenüber den „aramischen" Sprachen, welche beide Gattungen ihm jene große und allgemeine Ur- und Völkersprache ausmachen. So in der genannten Abhandlung. Sie ist die erste von den Abhandlungen der königlichen Akademie oder — wie sie damals noch hieß — Societät der Wissenschaften zu Berlin, sowie ihr Verfasser deren erster Präsident und eigentlicher Begründer. Sie hat gleichsam den grundlegenden Arbeiten späterer Forscher und Akademie-Mitglieder auf hundert Jahre zum Voraus ihre Stelle angewiesen.

Wer so über Sprachen dachte und schrieb konnte unmöglich auch Bestrebungen fern bleiben, welche auf die Kenntniß nicht bloß naher und bekannter sondern auch unbekannter und entlegener Völker und Mundarten gerichtet waren. — In dieser Hinsicht hatte die neuere Zeit schon einen weiten Gesichtskreis eröffnet. Der rege Entdeckungseifer seit dem fünfzehnten Jahrhundert, die Erweiterung des Handels und nicht minder die Ausbreitung des Christenthums hatten zu entfernten Ländern und Völkern und damit zur Kenntniß ihrer Sprachen geführt. Namen von Reisenden, die sich solche zuerst und besonders angelegen sein ließen, wie des Kölner Ritters Arnim von Harff auf seiner Reise im Orient, 1496—99, des Vicentiners Antonio Pigafetta, der mit Magelhaens die erste Reise um die Welt machte, 1519—22, und dabei Vocabularien anlegte, eines Giambattista oder Hieronymus Vecchieti, der 1587 mit einer Menge von Handschriften aus dem Morgenlande zurückkam, sind zum Theil erst in unserer Zeit wieder ans Licht gezogen worden. Gleiches gilt von dem Italiener Philippo Cassetti, dem ersten Europäer, der während seines Aufenthalts in Indien, 1583—88,

eine Kenntniß vom Sanskrit erhielt und dessen mehrfache Uebereinstimmung mit seiner Muttersprache in Acht nahm. — Sehr umfassend wirkten in dieser Hinsicht die Sendboten der Christenheit, besonders die Jesuiten, welche den Verlust ihrer Kirche durch Bekehrung der Heiden zu decken suchten. Gezwungen die Sprachen der Völker kennen zu lernen, denen sie das Heil ihrer Lehre zu bringen kamen, veranlaßt durch Abfassung von Lehrbüchern und Vocabularien ihre Nachfolger in gleicher Weise zu befähigen, kurz, ihrem Zwecke dienstbar dienten sie, meist ohne es zu wollen, der Sprachenkenntniß. Eine umfangreiche Menge von Schriften ist es, welche in der Typographie der Propaganda seit ihrer Gründung, 1627, gedruckt worden, eine Menge von Manuscripten, welche größtentheils nach Rom, theils auch später durch französische Jesuiten in die „Bibliothek des Königs" nach Paris gebracht wurden. Und nun zu Leibnitz zurück. Zu seiner Zeit und überhaupt in der andern Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, als äußerer Druck und innere Erschlaffung die Thätigkeit des übrigen Europa lähmten, da war es besonders Holland, das durch große Reisen- und Handelsunternehmungen und auch durch wissenschaftliche Bestrebungen sich hervorthat. Nennen wir an dieser Stelle einen Abram Roger, der in seinem Werke, Opene dewre toh het verborgen heidendom, 1651, zuerst gesammelte Erfahrungen über Leben, Sitten und Religion der Brahmanen „auf der Küste Coromandel und den angrenzenden Ländern" und zuerst auch ein Stück indischer Literatur und Spruchweisheit — ein paar Centurien des Bhartrihari — mittheilte; nennen wir dazu den berühmten Linguisten Hadrian Roland, 1676—1718, der über entlegenste Sprachen der alten und neuen Welt mit merkwürdigem Eifer forschte und schrieb; nennen wir endlich noch den wissens- und reiselustigen Bürgermeister von Amsterdam, Nicolas Witsen, der mit Unterstützung des russischen Czaren die weiten Gebiete unter dessen Herrschaft durchwanderte und seine Beobachtungen über Völker und Sprachen in umfassenden Bänden niederlegte, 1687—92. Mit den beiden zuletzt genannten stand Leibnitz in Verbindung, und bekanntlich auch mit vielen andern Gelehrten und Reisenden, mit Missionaren, mit Gesandten und Fürsten. Da bot er alles auf, sie

für solche und andere wissenschaftliche Dinge zu interessieren, ihre Aufmerksamkeit besonders auf die sprachlichen Verhältnisse der Bevölkerung zu lenken, etwaige Thätigkeit in dieser Richtung zu mehren und anzuspornen. Bekannt ist sein Verkehr mit den Jesuitenpatres Bouvet und Grimaldi in China, bekannt und berühmt sein Briefwechsel mit Job Ludolf, dem Verfasser einer grammatischen und lexicalischen Bearbeitung der aethiopischen und amharischen Sprache, dem ersten, beiläufig, welcher für Sprachverwandtschaft die grammatische Uebereinstimmung in Anspruch nahm, und auch sein Schreiben an den Czaar Peter und dessen Reichsvicekanzler vom Jahre 1713 ist bekannt. In diesem hat Leibnitz aufgefordert, des ungeheuren russischen Reiches „viele, großentheils bisher unbekannte und unausgeübte Sprachen schriftbar zu machen", Wörterbücher oder wenigstens kleine Vocabularien davon anzulegen, und etwa „die Zehen Gebothe Gottes, das Gebeth des Herrn oder Vater-Unser" als Sprachproben daraus mittheilen zu lassen. Diese Art Sprachproben zu sammeln, woraus nach und nach eine ganze und wuchtige Vaterunser-Literatur entstand, war bereits kurz nach Erfindung der Buchdruckerkunst noch im fünfzehnten Jahrhundert aufgekommen; ein Gefangener im Türkenkriege, Johann Schildberger mit Namen und aus München gebürtig, hatte nach einer dreißigjährigen Sclaven- und Wanderschaft in Kleinasien und der Türkei mit solchen Probestückchen den Anfang gemacht. Auch der genannte Nicolas Witsen hat auf Leibnitz Aufforderung diesem etliche Vaterunser-Proben zugesandt. Was aber die erwähnte an den russischen Czaren angeht, so kam es lange nachher unter einer zweiten Nachfolgerin und Testamentsvollstreckerin Peters des Großen dazu, etwas dergleichen in Vollzug zu setzen, aber etwas, was den Anforderungen und Absichten unsers Philosophen sehr wenig entsprach.

Gar nicht der größte Sprachkenner oder Sprachgelehrte seiner Zeit war doch Leibnitz unstreitig derjenige, welcher mit solcher Kenntniß größte Genialität verband und nüchternen Forschungstrieb und feinsten Sinn für Beobachtung. Das beweist sein erwähnter Briefwechsel mit Ludolf, dem allerdings größten Orientalisten und Sprachkenner seiner Zeit. Ferner beweisen

dies seine etymologischen Collectaneen, welche Johann Eccard nach Leibnitz Tode herausgegeben. Sie sind auch an sich weder eine größte noch mit Rücksicht auf die Ermunterung zu ähnlichen Versuchen eine verdienstvollste seiner Leistungen. Denn so lange da Gesetz und Regel fehlten, war und blieb alle Etymologie nichts andres denn müßiger Zeitvertreib, darin jedes Einzelnen Willkür uneingeschränkt schalten und walten und die lächerlichste Albernheit ihr freies Spiel haben konnte. Aber auch wohl im Spiel zeigt sich des einen vor des andern Mannes Wesen. So konnte auch hier sich zeigen, weß Geistes Kind der eine vor dem andern war. Und so sind die etymologischen Wörtersammlungen eines Leibnitz bemerkenswerth wegen ihres speciellen Gebietes, wegen des besonnenen Ernstes, womit sie gemacht sind, wegen manches Treffenden, das doch immer darin steckt. Sie begreifen nämlich unter andern neben romanischem und celtischem vornehmlich altdeutsches Sprachgut. Und dadurch und daß er zu weiterm Forschen hier veranlaßte und einreißenden Irrthümern entgegen trat, hat sich Leibnitz um unsere deutsche Muttersprache sehr verdient gemacht. — Für das Deutsche verlangte er Wörterbücher, „Nahm- und Deutungsbücher", — wie es bei ihm heißt, — diese, um zu wissen, was ein gegebenes Wort bedeute, jene, wie eine gegebene Sache zu benennen. Auch eines der „Grund-Wurtzeln" sollte verfaßt werden, darin der Sprache Reichthum nach Wurzeln, Stämmen und Sprossen zu verzeichnen. Und er gab auch an, wie dergleichen Bücher anzulegen, aber „was auch ein wohl ausgearbeitetes Glossarium Etymologicum, oder Sprach-Quell, vor schöne Dinge in sich halten würde, wo nicht zum menschlichen Gebrauch, doch zur Zierde und Ruhm unserer Nation und Erklärung des Alterthums und der Historien ist nicht zu sagen." Sonst bekanntlich schrieb Leibnitz selbst meist französisch, die Sprache des Hofes, der Akademie und des guten Tons, oder er schrieb lateinisch, die Sprache der Gelehrten. Die Schrift aber, worin diese Auseinandersetzungen sich finden, ist wie man bemerkt in gutem und kernigem Deutsch geschrieben. Man kann sie nicht lesen, diese seine „Unvorgreiffliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache" — denn so heißt die Schrift,

— man kann sie nicht lesen, ohne die Einsicht, den nüchternen und hellen Verstand zu bewundern, ohne sich über den hohen, patriotischen Sinn des Mannes zu freuen, der seiner Muttersprache ausgezeichnete „Kraft und Rechtschaffenheit" so brav und tüchtig herausstreicht.

Damals drohte unserm deutschen Spracheigenthum von entgegengesetzter Seite her nicht geringe Gefahr. — In Folge des dreißigjährigen Krieges und seines Völker- und Sprachenwirrwarrs, in Folge eitler Nachäfferei des Auslandes, besonders französischen Wesens, französischer Sitte- und Redeweise, hatte der Mischmasch fremden Ausdrucks dermaßen überhand genommen, daß — nicht allein aus den Büchern der Gelehrten — dort war Deutsch überhaupt noch nicht einheimisch geworden — nicht allein aus den Kanzleien der Beamten, sondern auch von den Kanzeln der Prediger (das deutsche Wort) immer mehr verdrängt ward, — daß es wirklich, wie Leibnitz sagt, den Anschein erhielt, als sollte „Teutsch in Teutschland nicht weniger als das Engelsächsische in Engelland verlohren gehen". Dagegen erschienen nicht minder gefährlich die maßlosen Bestrebungen der Reinsprachthümler, derer von der „deutschgesinnten Genossenschaft", der „fruchtbringenden" und dergleichen Gesellschaften, welche wie die Kleienakademiker, die „Gesellschaft der Cruska oder des Beuteltuchs" in Italien das Feinmehl der Sprache auszubeuteln und von unsauberm Anhängsel sie zu reinigen kamen, aber dabei das Kind wohl mit dem Bade auszuschütten oder — wie es bei Leibnitz wieder heißt — nichts übrig zu lassen drohten als eine Suppe von klarem Wasser ohne Unreinigkeit und ohne Kraft. Dieser gedoppelten Gefahr gegenüber sind die „unvorgreifflichen Gedanken" des Philosophen so maßvoll gehalten, so voll gesunden Verstandes und besonnenen Urtheils, sind seine Worte in manchen Stücken so gut und treffend, daß sie wohl heute noch Beachtung verdienen. Was lebendig und lebensfähig war, was unbeschadet ihres Vermögens und ihrer Eigenthümlichkeit gar unserer Sprache zum Vortheil gereichte, das sollte ihr bewahrt und erhalten bleiben, auch wenn es aus der Fremde stammte und eingebürgert war. — Man sieht, hier ist überall dasselbe Princip geltend gemacht, welches

in der Anschauung dieses Philosophen durchweg gilt, das Princip der berechtigten, innerlich begründeten Eigenthümlichkeit. Damit hängt zusammen, daß er auf volksthümliche Sprachweisen, auf den ältern Stand der Sprache und ihre Dialecte hinweist, auf Angelsächsisch und Nordisch, ganz besonders auf das nahe gelegene und verwandte Holländisch, um daraus unsere Sprache zu bereichern. Damit hängt weiter zusammen sein aufmerksames und gleiches Interesse für alles was Sprache heißt, für die, welche ihm nahe lag, wie die Sprache der slawischen Wenden im Lüneburgischen, wie für die fern gelegene der Hottentotten in Afrika, schließlich für Zeichen- und Fingersprachen. Und damit hängt endlich zusammen, daß er aus allen das innerste Wesen hervorzukehren geneigt ist, darin die individuelle Verschiedenheit ihren Grund hat, in jeder Sprache den Geist und Character des sprechenden Volkes. Denn „es ist bekannt — sagt er — daß die Sprach ein Spiegel des Verstandes, und daß die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben, welches der Griechen, Römer und Araber Beyspiele zeigen".

So hatte Leibnitz in aller Hinsicht Sprache betrachtet, im Allgemeinen, im Besonderen und im Einzelnen. Was er beginnt ist nicht neu, nicht entfernt vom Wesen und Wissen seiner Zeit — weder im Allgemeinen, da er sich John Locke gegenüberstellt, noch im Besonderen, da seine Betrachtungen über Ursprache, Sprachverschiedenheit und Vertheilung an die Polyglotten und Vaterunser-Sammlungen anknüpfen, noch auch in seiner etymologischen Thätigkeit, welche sich ähnlichen Versuchen seit von Alters her anschließt. Aber in allem ist ein Geist thätig voll origineller Frische und genialer Kraft, der über das Große das scheinbar Geringe und Kleinste nicht übersieht, nicht im Einzelnen, das er zu beobachten und zu ergründen sich gewöhnt hat, das Allgemeine der Idee aus den Augen verliert. — Wie die wissenschaftlichen Fäden einer großen und langen Vergangenheit in ihm gleichsam zusammen treffen, wie er selbst in seiner Zeit und über seine Zeitgenossen weit hervorragt, so haben seine Ideen auch das folgende Jahrhundert beherrscht, — eine Herrschaft freilich, wie sie unter Epigonen ausgeübt wird,

bald schwach und sinkend, bald in Verbindung und bald im Kampfe mit dem neu erwachten Geiste der Zeit. Aber geherrscht haben seine Ideen, in der Sprachforschung so gut wie in der Philosophie, Theologie, Politik und andern Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit. Denn Leibnitz war ein Universalgenie; aber die ihm folgten haben an den Universalia zwar festgehalten, doch das Genie und die Genialität war ihnen abhanden gekommen.

II.

Holländische und deutsche Philologenschulen.

> Sehr nothwendige und nützliche Leute! Sie können nicht umhin, sie müssen wo möglich alle Wurzeln und Adern jedes Baumes entblößen, selbst wo man nur seine Blüthen und Früchte sehen wollte. Herder.

Es gibt in der Geschichte deutscher Wissenschaft nichts Unerquicklicheres als das Zeitalter nach dem Hinscheiden des ersten deutschen Philosophen, da mittelalterliches Zopf- und Zunftwesen mit Wolfscher Schulweisheit und Gottschedscher Geschmacksrichtung um den Vorrang stritten. — „Leibnitz — hat Herder einmal gesagt — hatte überall nur die Risse verzeichnet und meistens in fremder Sprache; niemand ehrte den Scholasticismus mehr als er, — aber — niemand verwarf mehr und bestimmter als er dessen leere Wortformen. Daß Wolf, obwohl mit eingeschränkterem Geiste seine Philosophie in verständlichem Deutsch schrieb, gereicht zu seinem größten Verdienste; dadurch — fügt Herder hinzu — und durch Uebersetzungen aus andern Sprachen und durch Lehren fremder philosophischer Schriften ist der Geist der Deutschen etwas gelichtet worden, sonst . ." Wolfs große Verdienste in Ehren und auch diese Worte seines großen und geistvollen Nachfolgers in Ehren, — aber jenes Lichten des deutschen Geistes gleichet dem Lichten eines deutschen Eichenwaldes. Da wurde an die besten Bäume und knorrigsten Stämme die Axt gelegt, um breite Wege zu haben und anmuthige Pfade und einen zierlichen Park nach regelrechtem Schnitt und neuestem Geschmack. Auch die Sprache, darin Wolf lehrte und schrieb, war nicht die Sprache des Geistes und des Herzens sondern der Schule, ein verdeutschtes Gelehr-

tenlatein, dessen dürres Formelwesen darum nicht weniger den Verstand lähmte, weil es verstanden ward. Deutsch, das heißt auf deutschem Boden genährt und großgezogen, war allein der überschwängliche Pietismus jener Zeit, der auch an dem Philosophen sich versündigte, als Schwärmerei und Fanatismus sich der frommen Eiferer bemächtigt und aus den Lieder- und Hymnendichtern eifrige Sectierer geworden. Uebrigens ist sie oft und gut genug geschildert worden diese Zeit, da von Pietisterei und von Pedanterei die Köpfe und Herzen der Besten des Volkes eingenommen, aber ächte Kunst und wahre Wissenschaft nirgend zu finden waren. — Gemeiniglich pflegen beide einander auszuschließen. Je höher die dichterische Phantasie sich aufschwingt, je blütenreicher die Kunst, desto dürftiger und armseliger pflegt die Wissenschaft zu sein, desto geringer der Reiz zu nüchterner Beobachtung und Forschung. Aber damals war weder Kunst noch Wissenschaft, darin das geistige Leben der Nation pulsierte, sondern eine Moral — kann man sagen — eine geistliche und weltliche, religiöse und philosophische, poetische und politische Moral, von einer Literatur getragen, die eine zahllose Menge von Vereinen und Gesellschaften mit einer noch zahlreicheren Masse von Wochen- und Sammelschriften in allen Winkeln von Deutschland ausbildete und ausbreitete.

Wohl bekannt ist, wie inmitten der zwanziger Jahre in Leipzig, dem Ausgangspunkte jener Genossenschaften, der Wolfianer Gottsched aufstand, wie er gestützt auf das Ansehen seiner Schule sich alsbald zu einer Herrschaft erhub, mit seinen Schriften über Sprache, Dichtung und Weisheit aburteilte, mit seinen „Vernünftigen Tadlerinnen", seinem „Biedermann", den „Kritischen Beiträgen", dem „Neuen Büchersaal" und dergleichen andern ihm tributären und euphemistisch genannten Blättern über alles den Kunstrichterstab schwang, über alle den Stab brach, welche anders als er zu denken und zu dichten sich erkühnten oder seinem ideenarmen Kopfe gar ihre Huldigung versagten; bekannt ist ferner, welchen harten und langjährigen Kampf der Züricher Bodmer und seine Getreuen gegen den Leipziger Dictator und seinen Anhang kämpften, um deren Ansehn zu stürzen und seiner fast dreißigjährigen Herrschaft ein

Ende zu bereiten; und bekannt ist endlich, durch welche Mittel und Künste das alles zu Wege gebracht ward. Jene mit Gottsched an der Spitze machten ihre Regeln nach Wolfscher Schulgelehrsamkeit und setzten an Stelle des noch übrigen deutschen Volkswesens französische Muster und Geschmack; Anmaßung spreizte sich mit seichter Oberflächlichkeit, und gleißende Lobhudelei der großen und schalen Mittelmäßigkeit machte den einen herrschen und die andern ihm unterthan. Diese, die Schweizer mit ihrem Bodmer, Breitinger, Liskov u. a. kämpften mit den geschärften Waffen der Satire und des Spottes, hielten der oberflächlichen Theorie und den erbärmlichen Machwerken der Andern Tiefe des Gefühls und Schwung der Phantasie entgegen, ihren französischen Vorbildern ein älteres Deutschthum und englische Meister, deren Werke dem deutschen Geiste näher und verwandter waren. Aber beiden fehlte im Ganzen, was schon einmal die Macht der Scholastik gebrochen und noch einmal zu triumphiren bestimmt war, die humanistische Bildung aus gründlicher Kenntniß des klassischen Alterthums.

Die klassischen Studien in Deutschland standen über die Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem Einfluß der Holländer und der Richtung, welche sich dort Bahn gebrochen. Man führte sie auf die Casaubonus, Joseph Scaliger und Salmasius zurück. Ihren Urheber und Begründer aber hatte sie in Johann Friedrich Gronov, dem älteren, ihren Hauptvertreter in dessen Nachfolger Tiberius Hemsterhuis, dem Zeitgenossen Richard Bentleys. — Hemsterhuis starb 1766. Er hinterließ den Ruhm eines feinsten Kenners der griechischen Sprache, ihre Wörter und Formen bis zu ihren allerletzten Elementen zurückgeführt, und die eigentliche Natur derselben, die Urquellen der griechischen Sprache in Wahrheit entdeckt zu haben. Der ihm solches nachrühmt ist David Ruhnken (der noch mit Wolf in engem Verkehr gestanden), der ihm weiter folgte, Caspar Valckenaer, von Wolf „seit der Restauration der Wissenschaften der größte Grieche" genannt, beide wackere Gelehrte, übrigens ihrer alten Schultradition nachfolgend, wie Johann Daniel van Lennep, der 1715 geboren, mit Caspar Valckenaer in einem Alter stand. — Hemsterhuis, Valckenaer und Lennep galten ihren Jüngern und

den späteren Verkündigern ihrer Lehre als die ächten Nachfolger und Geisteserben jener großen Philologen, als die gelehrtesten Erforscher der beiden klassischen Sprachen. — Scheid — so hieß einer von diesen, Euerardus Scheidius mit latinisiertem Namen — bedauert es recht, daß die Meister kaum etwas selbst von ihrer Lehre der Nachwelt überliefert haben. In der That haben jene ihre Sprachweisheit als eine esoterische vor unberufenen Theilnehmern sorgsam bewahrt und nur in ihren Vorlesungen vor vertrauten Schülern daraus verkündigt. Man kann das Bedauern theilen, insofern wir jetzt auf die Mittheilungen der Schüler durchaus angewiesen sind. Doch hatten jene gar nicht unrecht. Denn waren die Perlen ihrer Weisheit echt, so konnte die Zeit an ihrem Glanze und Werthe nichts verderben. Waren sie unecht und unhaltbar, wie sie es wirklich waren, so bedurfte es auch nicht, daß sich noch immer mehre in die bodenlose Tiefe wagten, um die vermeintlichen Schätze heraufzuholen. Giebt es doch kein so verlockendes, so zeitraubendes, so nichtsnutziges und gefährliches Spiel, keines darin auch der beste weniger leicht seiner Natur und Leidenschaft mächtig bleibt, als das ist, welches unser großer Lessing einmal überaus treffend geschildert hat. Er gesteht nämlich seine Schwäche, und wie es ihm selten genug sei, daß er ein Ding kenne und wisse, wie dieses Ding heißt, sondern auch sehr oft gerne wissen möchte, warum es so und nicht anders heißt. „Kurz, sagte Lessing einmal, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern und so lächerlich vielen das etymologische Studium vorkommt, so geringfügig es mir selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabei in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugier keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht; man freut sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.“ Der so sprach war sich des Spiels als Spiel bewußt; das gerade Gegentheil, daß sie ihr offenbares Hazardspiel mit Ernst und Eifer betrieben, hat jene veranlaßt, sich selbst mit

einem Heiligenschein und ihre Weisheit mit einem Geheimnißschleier zu umgeben, den sie nur in den geweihten Räumen der Schule und vor den Augen eingeweihter Schüler zu lüften wagten. Ihre Weisheit aber — soviel ward von den Mysterien doch bald und wenn auch in der besten Absicht verrathen, um sie auch auf die semitischen Sprachen anzuwenden — ihre Weisheit also war eine Philosophie im Sinne Julius Cäsar Scaliger's des älteren, und seiner Bücher de caussis linguae latinae, da denn caussae nicht metaphysisch Ursachen und Gründe, sondern wie schon bei Cicero, Varro u. a. etymologisch soviel als radices bedeutet, ein Philosophiren, Forschen und Graben nach den Wurzeln und der letzten Bedeutung der Wörter, kurz ein Philosophiren, davon uns die Alten und Neuern seit dem platonischen Kratylus manches Beispiel hinterlassen haben. Nur eines machte einen Unterschied: das Spiel, die Wortklauberei, wurde in ein System gebracht. Und wie es dermalen, früher oder später wohl Philosophen gegeben hat, welche das Weltgebäude aus wenigen Elementen oder Gedankendingen in ihrer Idee aufzimmerten, so ließen jene vor ihren entzückten Zuhörern aus wenigen und den einfachsten Lautelementen durch weitere mechanische Zusammenstellung das Gebäude der herrlichen Sprache entstehen, darin die unsterblichen Gesänge Homers und die Dramen eines Sophokles gedichtet sind. Daher die Begeisterung der Schüler, ihr treues Festhalten an der alten Schultradition, daher die nachmalige Ausbreitung und Ausartung, daher der Hohn und die Verachtung der Ungläubigen und der Eifer und die Vertheidigung der gläubigen Anhänger noch in später Zeit. — Was diese dann für sich geltend machten, was sie zu einer Zeit noch geltend machten, als bereits eine andere Hälfte des Jahrhunderts das glänzende Gegentheil von der ersten geworden, das wurde im Allgemeinen freilich auch von ihren Gegnern und Verächtern nicht geleugnet. Daß die Sprachen die monumenta aeterna, wie es heißt, die ewigen Denkmäler der menschlichen Verstandesbildung sind; daß in ihnen „die Protokolle seiner Entwickelung liegen, welche dem gierigen Zahn der Zeit entgangen" sind; daß sie zu den merkwürdigsten Aufschlüssen in der Geschichte des menschlichen Geschlechts führen, das bezweifelte Niemand. Auch

dies nicht, daß einerlei Sinne, Organe, Gefühle und Triebe bei der Ausarbeitung der Sprache geschäftig gewesen, ja gar in diesen selbst einerlei Gang, einerlei Ausdruck und Abdruck des Denkvermögens, das sich unter dem Einfluß des jedesmaligen Himmels, der Luft, des Wassers u. s. w. nach eben so bestimmten und beständigen Gesetzen äußert — wie jede Krystallisation ansetzt, wie der Tropfstein sich bildet und das Silberbäumchen aufschießt — das alles bezweifelte noch niemand. Nur daß dies alles dem verhohlen und „ewiges Geheimniß" sei und bleibe, welcher „sich nicht in die verborgensten Tiefen der Sprachen hineinläßt", nicht „ihre Zerlegung und Zergliederung bis auf ihre letzten Bestandtheile und Monaden verfolgt", nicht so verfolgt wie es jene machten; nur daß die Thorheiten dieser Schule eher und mehr Glauben verdienten als die „Möglichkeiten", welche jeder andere auf eigene Faust und Auctorität hin aufstellte: das konnten wiederum nur diejenigen nicht bezweifeln, welche vom Glanze der Namen und eines Systems geblendet auch dem glänzenden etymologischen „Unsinn" das Wort redeten. Und daß endlich von solcher Weisheit, welche „centnerschwere Energie" in jedes Wort, jede Silbe, auf jeden Buchstaben legte, aber für den Gehalt und Inhalt eines Schriftstellers, für seine Erklärung Zeit und Lust und Sinn verlor, daß von solcher Weisheit nichts in die Schule und in Schulbücher gehörte, das mußten wohl die Gegner behaupten und die eifrigsten Anhänger und Apologeten konnten es nicht in Abrede stellen. Aus der Schule aber ist die deutsche Philologie empor gewachsen und mit ihr der Gegensatz gegen jene Richtung, ihre Freiheit und ihre Selbständigkeit.

Einer der ersten, welcher darauf ausging, daß seine Schüler „mit den Worten auch den Sinn richtig verstehen lernten, die Kraft der Worte und der Gedanken fühlten und sich Geschmack am Schönen und Edlen aneigneten", war Johann Mathias Geßner. Seine primae lineae isagoges — die Grundzüge zur Einführung in die allgemeine Bildung — zeigen mit der umfassenden Kenntniß des Gelehrten die wackere Trefflichkeit des Schulmannes. Er hat die klassischen Studien bei uns wieder in Aufnahme gebracht und zuerst als vornehmstes Bil-

dungsmittel der Jugend angewandt, ein Zeitgenosse von Tiberius Hemsterhuis, dem er als Siebziger um fünf Jahre im Tode voranging. — Sein Freund und Nachfolger an der Thomasschule in Leipzig war Johann August Ernesti, dessen College im Amte der um sechs Jahre ältere Friedrich Johann Christ, welcher 1701 geboren. Beider Thun und Wesen war verschieden, mehr ideal das des einen, mehr real das des andern; aber darin kamen beide überein, daß sie auch gegen den Strom ihrer Zeit zu schwimmen versuchten. Wie sich jener mit kritischem Sinn von den Regeln der Wolf'schen Schulweisheit lossagte, denen er zuerst gefolgt war, so dieser von der wässerigen Sprache und Manier Gottsched's, darin er anfangs gedichtet. Dieser, Christ, war ein vielgereister und erfahrener Mann von feinem Geschmack und feiner Bildung Er hatte die Kunstwerke der Alten gesehen und mit den besten der Neuern vergleichen und schätzen gelernt. Seine Erfahrungen, Sammlungen und Schriften auf diesem Gebiete haben ihn zu einem ersten Kunstarchäologen und zum Vorläufer Winckelmann's gemacht. — Und Ernesti war ein Mann von gründlicher klassischer Bildung, der einen vortrefflichen lateinischen Stil schrieb, aber höher zu schätzen wußte — „ein lebendiges Eindringen in den Geist und Sinn der antiken Literatur". Seine initia doctrinae solidioris waren eine Ausführung der encyklopädischen Grundlinien Geßner's. — Ernesti hat sowohl diesen als Christ — der 1756 starb — überlebt und in Denkschriften die Erinnerung und das Verdienst der beiden Männer gefeiert, mit deren Namen und Ruhm der seinige immer verbunden bleibt. Denn diese Männer legten den Grund zu einer bessern Bildung des Volkes; sie erzogen und bildeten die Lehrer eines künftigen Geschlechts. Beschränkt in ihrem Wirken auf die engen Räume der Schule, beschränkt auch vorab auf Latein und Griechisch, und auch in der Behandlung dieser Sprachen in so weit möglichst beschränkt, als sie zum Verständniß der Alten nöthig waren: hieße ihr Verdienst unterschätzen, wollte man die Bedeutung solchen Unterrichts verkennen und die Bedeutung der Ausbildung und Beachtung, welcher diese beiden Sprachen vor andern theilhaft wurden. Da wohl die eine mittels der andern aufzuhellen versucht, der Bildungs-

stoff der einen mit dem der andern in naher Beziehung gefunden und in noch nähere gesetzt ward, so bethätigte man was schon den Alten feststand, was die Erneuerer der Wissenschaft erneut und ihre Nachfolger im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert vielfach in Betracht gezogen hatten, — die enge Zusammengehörigkeit der beiden „klassischen" Sprachen. — Also war Vergleichung nicht ausgeschlossen. Doch auch diese galt nicht mehr sowohl dem Sprachlaute — wie das bei den Scaliger, Salmasius gewesen — als vielmehr dem Sprachinhalt. Denn Zweck der Erkenntniß waren nicht die klassischen Sprachen, sondern die klassische Literatur und das klassische Alterthum.

Nach dieser Richtung wandte sich im Allgemeinen der deutschen Philologen Streben und Wissenschaft. — Sprachforscher oder Sprachgelehrte hingegen waren die Philosophen oder Theologen, das Forschen der einen, der Philosophen namentlich, war auf das innere allgemeine Wesen gerichtet, teleologisch, — das der andern, der Gelehrten, auf die Verschiedenheit oder vielmehr auf die verschiedenen Sprachen, äußerlich, mechanisch. — „Allgemeine Sprachenkunde" war entweder Allgemeines ohne Kenntniß der Sprachen, oder ohne viel Rücksicht auf Allgemeines — eine Kunde von allen Sprachen. Theorie und Erfahrung blieben jede für sich und getrennt, was man sah, suchte und fand — war Phantasiegebild oder Wissenskram, aber nirgend Wissenschaft.

III.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Frage nach dem allgemeinen Wesen und Ursprung der Sprache wieder aufgekommen. — Die Akademie der Wissenschaften in Berlin hatte den Anfang gemacht. Ihr Präsident, der gelehrte Mathematiker M. de Maupertuis, sprach 1754 „über die verschiedenen Mittel, deren sich die Menschen bedienen, um ihre Ideen

auszudrücken" — oder mit andern Worten und im Sinne des Redners, um vom Geschrei thierischer Brunst und Begierde zu sprachlichem Ausdruck zu gelangen. Denn thierisches Geschrei und Gebehrde war nach seiner Meinung die erste Sprache der Menschen, bis man lange Zeit hernach daran dachte, auf andere und bequemere Weise zu schreien und sich zu gebehrden, und lange, lange nachher endlich darauf kam, auch ohne alles Hantieren und ohne die Anstrengung von Leib und Kehle durch bloßes Anschlagen mit der Zunge und den Lippen artikulirte Laute zu bilden. Der Vortheil dieser neuen Sprache war ersichtlich; alle Völker ließen sich dazu bestimmen; es war dies das Wort, und alles Uebrige — besonderes Uebereinkommen. — So sprach allen Ernstes der große Mathematiker. — Unter seinen französischen Landsleuten war damals alles was allgemeines Wesen der Menschen betraf an der Tagesordnung. — Bekannt und berühmt sind Etienne Bonnot de Condillac, der Nachfolger Lockes in Frankreich, und Jean Jaques Rousseau, der Philosoph und Bürger von Genf. Beide hatten über den Ursprung der Sprache geschrieben, der erstere schon 1746 in seinem „Versuche über den Ursprung der menschlichen Kenntniß", der letztere in seinen „Reden über den Ursprung und Grund der Ungleichheit unter den Menschen", 1755, und beide, wenn nicht viel weniger oberflächlich als Maupertuis, so doch viel weniger roh und viel mehr geistreich. — Jener, Condillac, wollte die Sprache wie den Staat ebenfalls durch gesellschaftliches Uebereinkommen, de convention, und nach Art eines contrat social entstanden wissen; dieser, Rousseau, hingegen war bei seinem Versuch über den Ursprung der Sprache auf so viel Schwierigkeiten gestoßen und am Ende gar von der „fast erwiesenen Unmöglichkeit", daß Sprache jemals einem „Naturzustande des Menschen" durch bloß menschliches Vermögen habe entwachsen können, so stark überzeugt, daß er jedem, der es versuchen wollte, die Auflösung des Dilemmas überließ, ob eine bereits gestiftete Gesellschaft nothwendiger zur Erfindung der Sprache erfordert werde, oder Erfindung der Sprache zur Stiftung gesellschaftlicher Gemeinschaft. — Moses Mendelssohn, der diese Schrift Jean Jaques übersetzt hat, meinte in seinen Bemerkungen und

in einem Schreiben dazu an seinen Freund Lessing, daß es nun darum doch wohl nicht nöthig sei, den Ursprung der Sprache von Gott abzuleiten, auch nicht so gar unmöglich, daß der Mensch sich seine Sprache habe allmählich erfinden können.

Dies der Gegensatz, um den sich nach wie vor die zahlreichen Behandlungen einer Frage drehten, welche sich von jeher und wie ein rother Faden durch alle Sprachbetrachtung hindurch zieht — als wäre sie dazu gemacht, ein ständiges Tentamen des Witzes zu bleiben und in ihrer stets erneuten Behandlung die Anschauung, die Bildung und Richtung der Zeit und Menschen wieder zu spiegeln. Wie die Alten, die Platon und Aristoteles, die Demokrit und Epikur, die einen auf ihre Physis — Naturnothwendigkeit aus der Bedingtheit des Lautes durch den Begriff — die anderen auf ihre Thesis — Willkür und Satzung durch Uebereinkunft — bauten: so die nächsten und fernsten Nachfolger, so die neuern bei den Engländern, bei den Franzosen und bei den Deutschen. — Durch Naturnothwendigkeit und menschliches Zusammenleben hatte seiner Zeit der Engländer Thomas Hobbes, der Freund Bacos gesagt; durch Vertrag und Uebereinkunft — by compact — meinte ein Jahrhundert später wieder sein Landsmann, der Aristoteliker James Harris in seinem Hermes. Aus Uebereinkunft — de convention — hatten jene französischen Gelehrten behauptet; ohne alle Uebereinkunft und ohne alle Willkür, allein aus einer physischen Nothwendigkeit durch die Construction der Sprachorgane und die Natur und Eigenthümlichkeit der zu benennenden wirklichen Dinge bestimmt, sagte ihr Landsmann de Brosses und nach ihm Court de Gébelin in seiner Naturgeschichte des Wortes. Jener mit viel schärferem Geiste als dieser, hatte sogar eine Art von instinctivem Vermögen, einen sprachlautlichen Mechanismus angenommen, „unabhängig von der Macht und Wahl der Intelligenz, welche denselben ins Spiel setzt“. Indessen haben beide die Sache mit ziemlicher Leichtigkeit behandelt. — Wesentlich nicht anders stellte sich der Gegensatz bei den streitenden Parteien der Deutschen. Denn während die einen, die Frommen, als Streiter für die Ehre Gottes, den Geber alles Guten auftraten, kämpften die andern, die freier Gesinnten und Rationalisten, für die Würde

der Menschheit und ihre Vernunft, Einsetzung oder Erfindung blieb das Losungswort, jene göttlich, diese menschlich; aber gar nicht immer war der Vorzug auf Seiten derer, welche den lieben Gott aus dem Spiel ließen. — So bei Johann Peter Süßmilch in seinem „Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen sondern allein vom Schöpfer erhalten", 1766, ein Jahr nach der Abhandlung von de Brosses erschienen. Nach diesem Versuche, der sich, kurz angedeutet, um das Widerspiel von Vernunft und Sprache dreht, und nach des Verfassers Ansicht gebührt dem Schöpfer mit allen Zungen und in allen Sprachen dafür Preis, weil nur durch sein Geschenk die Menschen aus dem Stande eines mutum et turpe pecus, aus dem Stande des lieben Viehs zum Adel sprechender Wesen erhoben worden. Nicht wenige huldigten dieser Ansicht, derer zu geschweigen, welche, wie die halbgeneigten Lehrhauswände in der Legende, auch hier einen Mittelweg fanden und die Sprache lieber nicht durch Adam ursprünglich erfinden, aber doch ausbilden und vermehren lassen wollten, — wie unter andern Carpov, der Lehrer Süßmilch's, sich herausgeholfen. Andere urtheilten entschiedener und anders. So die Philosophen Tetens und Tiedemann, deren Abhandlungen „über den Ursprung der Sprache und Schrift" und „Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache", beide im Jahre 1772 erschienen. In der letzteren, welche anonym auftrat, ist es die Noth, die Mutter aller Erfindung, welche zur Ueberlegung führte und den Menschen, da er „nach einer bessern Lebensart begierig" ward, aus ursprünglich thierischem Zustand sich zu erheben antrieb und ihn lehrte, Vorstellungen mit Tönen zu verbinden und sich Sprache und Grammatik zu schaffen; denn nur so müssen wir nach Tiedemann da, wo alle Urkunden uns fehlen, die Geschichte durch Muthmaßungen ergänzen. Das beständige Bewußtsein, mit seinem Versuche über die Grenzen historischer Ueberlieferung hinaus zu gehen und nicht — wie dies die Franzosen thaten — mit gewohnten neuern Sprachformen den Vermuthungen eine Art realer Unterlage zu geben, — dies darf man als einen Vorzug des deutschen Philosophen ansehen. — Doch schon hatte die Berliner Akademie das Problem wieder da aufgegriffen, wo

es der Genfer Bürger stehen gelassen, und eine Antwort halb voraus nehmend, hatte sie die Preisfrage gestellt: „Wie ist es zu erklären, daß die Menschen, ihren Fähigkeiten überlassen, sich eine Sprache bilden?“ — Durch Reflexion, durch „Besonnenheit“ antwortete zu deutsch der damals sechsundzwanzigjährige Johann Gottfried Herder, da er eben mit dem um fünf Jahre jüngeren Goethe die erste Bekanntschaft in Straßburg gemacht, — und seine Antwort erhielt den Preis.

Gewiß verdient die preisgekrönte Abhandlung Herder's „über den Ursprung der Sprache“, 1770, noch heute mehr als all die andern gelesen und beachtet zu werden, denn sie ist mit jugendlichem Feuer, mit glühender Begeisterung für Menschenwürde und Adel, dabei anmuthig, glänzend und geistvoll geschrieben. — Thierischem Instinct, thierischer Empfindung und thierischer Sprache hat der Verfasser „wie als Ersatz und Schadloshaltung“ für den Menschen die Eigenheit des menschlichen Wesens, den Character seiner Gattung, Vernunft gegenüber gestellt — „die gänzliche Bestimmung seiner denkenden Kraft im Verhältniß seiner Sinnlichkeit und Triebe“ — mit einem Worte „Reflexion“ oder „Besonnenheit“, und hat darin analog den „nothwendigen, genetischen Grund“ zur Entstehung menschlicher Sprache gefunden. „Lasset uns — sagt Herder an einer bekannten und oft citirten Stelle — lasset uns beide Begriffe entwickeln, Reflexion und Sprache. — Der Mensch beweiset Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei wirket, daß sie in dem ganzen Ocean von Empfindungen, der sie durch alle Sinnen durchrauschet, Eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten, und sich bewußt sein kann, daß sie aufmerke. Er beweiset Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traum der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammeln, auf Einem Bilde freiwillig verweilen, es in helle, ruhige Obacht nehmen, und sich Merkmale absondern kann, daß dies der Gegenstand und kein anderer sei. Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht bloß alle Eigenschaften lebhaft und klar erkennen, sondern eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich anerkennen kann: der erste Actus dieser Anerkenntniß gibt

deutlichen Begriff; es ist das erste Urtheil der Seele, und . . Wodurch geschah diese Anerkennung? Durch ein Merkmal, das er absondern mußte, und das, als Merkmal der Besinnung, deutlich in ihm blieb. Wohlan — dies erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele. Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden". — Herder gebraucht ein Beispiel, das schon der Uebersetzer der Rousseau'schen Schrift gebraucht hat, das Beispiel vom blöckenden Schaf. Der Mensch sieht und hört es, sieht und hört es wieder, erkennt und benennt es nach seinem Merkmal. — „Der Schall des Blöckens von einer menschlichen Seele, als Kennzeichen des Schafes wahrgenommen, ward kraft dieser Bestimmung Namen des Schafes, und wenn ihn nie seine Zunge zu stammeln versucht hätte. Er erkennt das Schaf am Blöcken: es war ein gefaßtes Zeichen — was ist das anders als Wort? Und was ist die ganze menschliche Sprache als eine Sammlung solcher Worte?" — Das wissen wir nun freilich, was sie andres ist; und mancher wußte schon damals so gut wie heute, auch Herder konnte und mußte es wissen, daß Sprache noch etwas sehr anderes ist. — Gesetzt aber, sie war und ist nichts anderes denn eine Sammlung schallnachahmender Lautzeichen, — wer maß und erfüllte die Kluft zwischen der Sinne und Seele Empfindung und Wahrnehmung und dem verständlichen und verstandenen Sprachlaut? — Herder führt uns durch einen weiten, dichten Wald. Wir lassen es uns gefallen, denn seine Führung ist angenehm. Er jagt das Gethier des Waldes auf und vor uns her, und räumt das Gestrüppe möglichst aus unserm Weg. Noch ahnen wir nichts nach langer Wanderung, da wirds mit einem licht, wir stehen am Saume des Waldes, und vor uns der Mensch — stumm, aber sinnig und besonnen. In seinem Ohr hallts etwa wie Blöcken des Schafs; in seinem Innern — denn wohl schon irgend hat er den Schall vernommen — blöckts, hallts und schallts wieder. — Unser Führer ruft ihm sein Heureka! zu — und siehe! der Mensch spricht, nennt das Ding, das er gesehen, gehört, erkannt, mit rechtem, verständlichem Namen. — „Die Sprache ist erfunden — sagt Herder — eben so natürlich und dem Menschen nothwendig erfunden, als der Mensch ein Mensch

war? Natürlich nothwendig, denn nach Herder ist eines — Mensch, Besonnenheit und Sprache. Und erfunden — bricht diese mit einem hervor, wie ein deus ex machina, noch ehe man weiß, woher sie gekommen. Der Triumph war leicht, selten war einer leichter errungen. Wirklich schien mit der Abhandlung auch bald niemand weniger zufrieden als — Herder selbst und sein Freund, Hamann, der „Magus des Nordens". Herder fürchtete in seiner krankhaften Stimmung „vielen Widerspruch, Fragen und Streitschriften". Denn das Ding, meinte er, sei voll von neuen Sätzen, werfe ganze „Wissenschaften von Lieblingsideen" über den Haufen, und da es die neunundzwanzigste Schrift gewesen, die gewetteifert, so müsse es viele Neider geben, und die Aussicht war ihm unangenehm. Seine Abhandlung vom Ursprung der Sprache, erklärte er Hamann, 1772, wollte eigentlich als „Schrift eines Witztölpels" erscheinen; die Denkart dieser Preisschrift solle keinen Einfluß auf ihn haben, und eine Schrift über die älteste Urkunde der Menschheit das gerade Gegentheil zeigen. — Schärfer, in der That, wenn auch nicht besser als dies Rud. Wilh. Zobel — Gedanken über die verschiedenen Meinungen der Gelehrten vom Ursprung der Sprachen, 1773 — gethan, schärfer, gewaltiger und auch von einem höhern Standpunkt als dieser suchte Herder sich selbst zu widerlegen. — In der verheißenen und, wie verheißen war, anonym erschienenen Schrift „älteste Urkunde des Menschengeschlechts", 1774, heißt ihm Besinnung „kalte, unwirksame Kraft" und Sprache „allwaltender Unterricht Gottes für sein Bild, den Liebling seines Herzens! seine sichtbare Aehnlichkeit in der Natur!" Sprachlehre, fragt Herder, — „wovon konnte sie handeln als von allem, wozu dies Götterbild bestimmt war? Religion und Naturlehre ward seine erste Sprache". — Und wozu die „Urkunde" als Vorläufer erschien, in seinen berühmten „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" ist Sprache — „Wunder einer göttlichen Einsetzung . . außer der Genesis lebendiger Wesen vielleicht das größeste der Erdschöpfung". Und — „alle liefen wir noch in Wäldern umher, wenn nicht dieser göttliche Athem uns angehaucht"; daher nicht anders, — „die Gottheit hat das Problem thäig aufgelöst". — Reicher an Fülle der

Ideen und an Kraft des Ausdrucks, bleibt doch die Widerlegung hinter der Abhandlung zurück; was sie an poetischem Glanze und mystischem Schimmer gewonnen, das hat sie verloren an Licht, Klarheit und Wahrheit. Aber der Vergleich ist wohl gar nicht einmal gestattet. Herder hat sich ausgesöhnt mit sich selbst, mit seinen Freunden, ist ausgesöhnt auch mit der Nation, die ihn mit Recht für einen ihrer besten, genialsten und verdienstvollsten Schriftsteller hält, schon darum ausgesöhnt, weil im farbenreichen Glanze der Poesie uns im mystischen Halbdunkel die Gegensätze verschwinden. — Herder's Erklärung und Bekehrung hatte indessen seinen Freund und Landsmann nicht abgehalten, den „platonischen" und „übernatürlichen" Beweis vom menschlichen Ursprung der Sprache nach seiner Weise herb und derbe zu verspotten. Denn Hamann war ein gar frommer, wunderlicher Mann, im Ganzen wohl besser als er scheint, aber in seiner gedrungenen und barocken Manier, darin sein Leben und Leiden sich wiederspiegelt, auch ein besserer Kritiker als Selbstschöpfer. Was er selbst vom Ursprung der Sprache erzählt, die er als „unmittelbares Gnadengeschenk des großen Allgebers" bezeichnet, wie er nach Lactantius, Deus et mentis et vocis et linguae artifex — Gott als den „Lehrmeister des Menschengeschlechts" darstellt, das ist auch alles wohl voll von eigenthümlichen, ja fruchtbaren Gedanken, aber „unaussprechlich", wunderbar, mystisch. — „Alles, was der Mensch am Anfange hörte, mit Augen sah, beschaute, und seine Hände betasteten — war ein lebendiges Wort, denn Gott war das Wort".

Man weiß oder weiß es auch nicht, wie die ersten Lehrer der Christenheit, auf deren einen sich da Hamann beruft, vor Alters für und wider die göttliche Urheberschaft der Sprache stritten, aber beidemal — zu Ehren Gottes. Der strenge Arianer Eunomius leitete den Ursprung der Sprache von Gott ab, weil dieser, wie er sagte, doch vor der Schöpfung des Menschen geredet. Solcher Grund ließ sich hören und — annehmen, es sei denn, daß man lieber seinem frommen und platonischen Gegner, dem Gregorius von Nyssa Recht gab, der — zwar nicht wie der Neuplatoniker Philo „die menschliche Weisheit" als Urheberin pries — aber eine vernünftige Fähigkeit, Dynamis, dem

Menschen anerschaffen wissen wollte, weil er es für Gott nicht anständig hielt, „einen Sprachlehrer abzugeben". — In den Prolegomenen zur Biblia sacra polyglotta des Brian Walton aus dem siebzehnten Jahrhundert wird gezeigt, daß Adam wie mit aller Vollkommenheit so auch mit Vernunft und Sprache uranfänglich ausgerüstet dastand, denn er war im Ebenbilde Gottes erschaffen, und wie hätte er anders — was die heilige Schrift bezeugt — die rufende Stimme seines Schöpfers im Garten verstanden? — Nun entkleide man jene Darstellungen aus dem vorigen Jahrhundert, Hamann's und Herder's, ihres poetischen Schmuckes und mystischen Beiwerks, — entkleide sie, wie man doch wohl muß, alles dessen, was nicht sieht, wer mit nüchternem, prosaischem Sinn an die Frage herantritt, wem jenes dritte Auge und Ohr fehlt, womit höher Begabte den Urgrund kabbalistischer Weisheit erschauen, den Himmel offen sehen und der Engel Hallelujah vernehmen; man entkleide sie aller jener überschwänglichen Pracht und Herrlichkeit, und übrig bleibt — der einfältige Glaube von vor hundert und tausend Jahren. Denn der Glaube bleibt aller Zeit unwandelbar, ohne Fortschritte, wie ihn die Wissenschaft kennt, und ohne Beweis, wie ihn die Wissenschaft verlangt; sein besserer und bester Beweis ist Mangel alles Beweises, denn Glaube ist keine Wissenschaft.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache blieb auch ferner aller Welt Räthsel und Problem. Ein Jahr um das andere brachte einen neuen Lösungsversuch. — Versuche eines Fulda, Adelung u. a. aus dieser Zeit gehören in einen andern Zusammenhang. — Der geistvolle Engländer, James Burnett, Lord Monboddo schrieb ein Werk „über den Ursprung und Fortgang der Sprache", darin wieder der menschlichen Erfindung das Wort geredet, doch im Verlauf einer zwanzigjährigen Arbeit, 1773—94, auch gelegentlich übermenschliche Hilfe angesprochen war. Herder, der zu der deutschen Uebersetzung, 1784—85 ein Vorwort schrieb, empfahl das gelehrte Werk seinen Landsleuten. Die Deutschen aber griffen noch immer gern zu der Preisschrift vom Jahre 1770, die zuerst 1772 und dann in zweiter Auflage 1789 gedruckt erschien.

Syntaktische Lesefrüchte aus dem classischen Altindisch*)

von

Franz Misteli.

Uebereinstimmungen auf entfernten Gebieten beweisen noch nicht das Geringste für eine thatsächliche Beziehung derselben, sondern sind oft Spiele des reinen Zufalls, oft Folge der gleichmäßigen Entwicklung des menschlichen Geistes. Im sechsten Buche der Ilias beendet der Dichter die Klagen Hektors und Andromaches; das Ganze in ruhige Heiterkeit auflösend, mit eben so natürlicher als feiner Wendung so, daß die eitle Furcht des Söhnchens vor dem wallenden Helmbusche des Vaters beiden ein Lachen abzwingt. Ganz ähnlich schließt auch die schöne Episode des Mahābhārata, des Brāhmanen Klage; auch dort soll ein Mitglied einer Brāhmanenfamilie sich freiwillig dem Riesen zum Fraß anbieten, und der Reihe nach sind Vater, Mutter, Tochter dazu bereit, ohne sich einigen zu können, als das Söhnchen, das, einen Grashalm in den Händen, den Riesen zu erschlagen verspricht, in die düstere Stimmung einen Strahl der Freude wirft (harṡa: samadhavad mahān). Der Gedanke als das schnellste wird zur Vergleichung herangezogen nicht bloß Odyssee VII 36 für die Schiffe der Phäaken: ὠκεῖαι ὡς εἰ πτερὸν ἠὲ νόημα, sondern auch in Benfeys Chrestom. p. 25 çl. 56 für Pferde: mano-māruta-rāhasa: „gedanken-wind-schnell"; ja schon aus den Veden citirt Delbrück in seiner Schrift „Ablativ, Localis, Instrumentalis" (1867) p. 21 manaso ǵāvīyān „schneller als ein Gedanke".**) Das vergilische non

---

*) In der Umschreibnng der altindischen Citate vertritt ḱ tsch, ǵ dsch, ṡ sch; Anusvāra (z. B. ā) am Ende der Wörter vor folgendem Vocal zu setzen, konnte ich mich nicht entschließen.

**) Charakteristisch, daß Homer bei der großen Zahl seiner Gleichnisse nur an jener einen Stelle nicht mit Sichtbarem vergleicht, der Inder bei

omnia possumus omnes erhält sein wörtliches Gegenbild in Nala XX 6 (Böhtlingk's Chrestom., 8 Bopp): sarva: sarvā na ǵānāti, sarvaǵno nāsti kaçḱana „Jeder weiß nicht Jedes, allwissend ist Niemand".

Wer wird bei alledem eine Entlehnung annehmen und nicht vielmehr überzeugt sein, daß der dichterische Sinn in entlegenen Gegenden auf dieselben künstlerischen Mittel verfallen kann, allgemeine Wahrheiten sich dem Menschen überall gleicherweise aufdrängen? Leichter läßt sich eine solche Annahme bei gemeinsamen religiös-sittlichen Vorstellungen befürchten, wo confessionelle Beschränktheit sofort mit Entlehnung bei der Hand ist. Man kennt die Vorschrift, die Feinde zu lieben, aus dem neuen Testament; allein unzweideutig spricht denselben Grundsatz der Dichter der Sāvitrī-Episode aus V 35 (Ausgabe von Kossowicz 1861): santas te kāpy amitrešu dayām prāptešu kurvate „und die Guten beweisen Liebe auch denen, die sie zu Feinden bekommen". Und dieser Grundsatz scheint um so eher echt einheimisch zu sein, als er einem allgemeineren entfließt, der Güte gegen alle Wesen, der sich schön kurz vor der eben angezogenen Stelle offenbart: adroha: sarvabhūtešu karmaṇā manasā girā | anugrahaçḱa dānāḱa satā dharma: sanātana: „Liebe gegen alle Wesen in That, Sinn, Wort und Wohlwollen und Geben ist der Guten beständige Pflicht", und der dem Inder vollkommen geläufig ist, wie denn in der Kaṇḍu-Episode in den ersten vier Strophen (Lassen Chrestom. 1. Ausg. p. 49, 2. p. 48) die Attribute wiederkehren sarva-sattva-sukhāvaha- „aller Wesen Glück herbeiführend", sarva-bhūta-hite rata: „an aller Wesen Wohl sich freuend", sarva-bhūta-hita- „allen Wesen nützlich". In Benfeys Chrestom. p. 26, çl. 62 heißt die Gangā sarva-bhūta-hitäishiṇī „aller Wesen Wohl wünschend" und im Pantschatantra p. 165, 9 (Ausg. v. Kosegarten 1848) führt eine als Büßer sich gebärdende Katze das Prädicat

---

ungleich weniger Gleichnissen dies mehrmals und in seinem ältesten Denkmal thut! Freilich ist die Phantasie dessen, der z. B. den sprungbereiten Löwen so meisterhaft geschildert (Ilias 20, 165 sqq.), eine andere als dessen, der die confuse Beschreibung von Indra's Wagen ersonnen (Ardschuna's Himmelsreise sub init.).

sarva-sattva-ǵātānukampa- „die mit allen Wesen Mitleid fühlt". Ja diese Güte gegen alles Gewordene (bhūta-) schont selbst das Ungeziefer, was l. l. p. 166, 21 vorgeschrieben wird: ahīsā pūrvako dharmo yasmād sadbhir udāhṛta: | yūka-matkuṇa-dāçādīs tasmāt tānapi rakšayet „weil Enthaltsamkeit vom Morde als erste Pflicht die Guten aussprechen, so möge man selbst Läuse, Wanzen, Bremsen u. s. w. schonen". Daneben erwäge man, daß im neuen Testament keine Vorschriften für das Verhalten gegenüber Thieren ertheilt werden, im alten allerdings z. B. befohlen wird, dem Ochsen, der drischt, das Maul nicht zu verbinden.*) Merkwürdig ist auch folgende Stelle l. l. p. 166, 11: çrūyatā dharma-sarva-svā çrutvā ḱāivāvadhāryatām | ātmana: pratikūlāni parešā na samāḱaret „man höre den vollen Inhalt der Pflicht und beherzige ihn dann: was dir selber zuwider ist, füge nicht andern zu". Es wäre culturhistorisch interessant, den Beweis gegenseitiger Unabhängigkeit stricter geführt zu sehen.**)

Während also religiös-sittliche Vorstellungen, allgemeine Wahrheiten, dichterische Bilder und Kunstgriffe in den verschiedensten Köpfen unabhängig entspringen können — ich erinnere noch an das Bild vom breiten und schmalen Weg im neuen Testament und bei Hesiod — steht es anders mit Uebereinstimmungen auf einem andern Gebiete, dem der Syntax. In der Syntax bethätigt sich die eigene Denkform und geistige Durchbildung eines Volkes, spricht sich seine Individualität ganz besonders aus, so daß Völker, die sonst sprachlich nahe verwandt sind, nach dieser Seite bedeutende Unterschiede aufweisen. Denn Wörter und Formen sind ein Erbe, mit dem die einzelne Sprache haushälterisch oder verschwenderisch, feinsinnig oder groblogisch umgehen kann; man denke an den Unterschied griechischer und altindischer Syntax: dort kunstvoller Periodenbau, hier gehäufte

---

*) Worauf zwar Paulus 1. Korinth 9, 9 ff. sich bezieht, aber mit den charakteristischen Worten: μὴ τῶν βοῶν μέλει τῷ θεῷ; ἢ δι' ἡμᾶς πάντως λέγει; δι' ἡμᾶς γὰρ ἐγράφη u. s. w. Auch Matth. 6, 26; 12, 11, Luc. 14, 5 wird nur gleichnißweise der Thiere gedacht.

**) cf. im „Magazin für die Literatur des Auslandes" 1871 No. 33 den Aufsatz „der Buddhismus und das Christenthum".

Gerundia und schwerfällige Composita; dort bedeutsame Verwendung auch des Einzelnen und Reichthum ohne Prunk, hier ungeordnete Fülle und Dürftigkeit bei allem Ueberfluß! und wieder an den Unterschied griechischer und lateinischer Syntax: jene z. B. gestattet ὥστε nach der Absicht des Sprechenden oder Schreibenden verschieden zu construiren, aber diese schreibt unweigerlich ut mit Conjunctiv vor. Wo nun aber dennoch syntaktische Uebereinstimmungen hervortreten, lassen sie von vornherein einen Zusammenhang vermuthen, zumal bei ohnehin verwandten Sprachen. Auch tragen Uebereinstimmungen dieser Art nicht den Charakter des Vereinzelten, wie die oben beispielsweise angeführten, sondern die verschiedenen syntaktischen Regeln sind Theile eines zusammenhängenden syntaktischen Systems oder der alle Eigenschaften ergreifenden, individuell gearteten Denkform, so daß, wo diese grundverschieden, auch die Syntax selbst im Unbedeutenden diese Verschiedenheit wiederspiegelt.

Nun suchte namentlich Schleicher das Bild der indogermanischen Ursprache vom etymologischen und lautlichen Standpunkte aus genauer zu zeichnen, ja gewissermaßen sie uns leibhaftig vor Augen zu führen, so daß er z. B. in seinen „Beiträgen" V 206 und flgd. eine Fabel in der indogermanischen Ursprache componirte. Wenn die Forschung so weit gediehen, mag auch noch mancher einzelne Zug undeutlich bleiben, das Bild im Ganzen und Großen steht von dieser Seite aus klar vor uns, und nicht mehr verfrüht ist es, dasselbe von einer andern Seite aus ins Auge zu fassen, der syntaktischen. Auch hier wird die Aufgabe sein, eine Syntax der indogermanischen Ursprache, wie dort Formenlehre und Wörterschatz, zusammenzustellen, eine Aufgabe, die bereits von mehreren Seiten rüstig in Angriff genommen wurde. Einen kleinen Beitrag soll auch das Folgende bilden, indem ich gemeinsame syntaktische Eigenheiten zwischen dem classischen Altindisch und namentlich den beiden classischen Sprachen par excellence sammelte und davon behaupten möchte, daß sie auch die Grundsprache charakterisirt hätten. Ich scheue mich nicht, zu gestehen, daß ich mich auf das classische Altindisch beschränken mußte, weil ich in den Veden

noch nicht so heimisch bin, um sie mit Nutzen beiziehen zu können, und durfte das um so mehr, als es nicht in meinem Plane liegt, die angeregten Punkte historisch zu verfolgen.

I.

Bekannt sind die Betheuerungsformeln des Lateinischen mit sic ... ut, denen die Deutschen mit „so wahr ... so" gegenüberstehen, so daß, was dort als Hauptsatz erscheint, hier Nebensatz wird und umgekehrt. Beispielshalber führe ich an aus Ovid's Metamorph. VII 868 (nach Bach's Ausg. 1836): sic has deus aequoris artes | adjuvet, ut nemo jamdudum litore in isto, | me tamen excepto, nec femina constitit ulla „so wahr der Gott ... fördern möge, niemand ist ... gestanden". Dieselbe Wunschformel ist auch schon Homer geläufig: Ilias VIII 538: εἰ γὰρ ἐγὼν ὣς | εἴην ἀθάνατος καὶ ἀγήρως ἤματα πάντα, | τιοίμην δ' ὡς τίετ' Ἀθηναίη καὶ Ἀπόλλων, | ὡς νῦν ἡμέρη ἥδε κακὸν φέρει Ἀργείοισιν „So wahr ich unsterblich sein möchte ..., dieser Tag bringt Verderben den Argeiern"; XIII 825: εἰ γὰρ ἐγὼ οὕτω γε Διὸς παῖς αἰγιόχοιο | εἴην ἤματα πάντα ..., ὡς νῦν ἡμέρη ἥδε κακὸν φέρει Ἀργείοισι | πᾶσι μάλ' ... „So wahr ich Zeus Sohn zu sein wünschte ..., dieser Tag bringt ..." Odyssee IX 523: αἲ γὰρ δὴ ψυχῆς τε καὶ αἰῶνός •σε δυναίμην εὖνιν ποιήσας πέμψαι Ἄιδος εἴσω, | ὡς οὐκ ὀφθαλμόν γ' ἰήσεται οὐδ' ἐνοσίχθων „So wahr ich dich in den Hades senden zu können wünschte, die Augen wird dir selbst der Erderschütterer nicht heilen"; XVII 251: αἲ γὰρ Τηλέμαχον βάλοι ἀργυρότοξος Ἀπόλλων | ... ὡς Ὀδυσῆΐ γε τηλοῦ ἀπώλετο νόστιμον ἦμαρ „So wahr ich wollte, daß den Telemach ..., so wird Odysseus nicht zurückkehren". Aber auch das Altindische weist sie in derselben Eigenthümlichkeit auf, indem dem ὣς und sic tathā, dem ὡς und ut yathā entspricht, z. B. Nala XII 98 (nach Böhtl., 130 bei Bopp): ṛte tvā̃ mānushī̃ martyā̃ na paçyāmi mahāvane | tathā no yakšarāḍ adya maṇibhadra: prasīdatu „Außer dir, einem Weibe, sehe ich keinen Sterblichen im großen Walde, so wahr uns der Jakschaherrscher Maṇibhadra heute gnädig sein möge". So antwortet der Karawanenführer auf Damajantis Frage, ob er ihren Gatten gesehen, so daß auch

die Situation der Ovidischen in der oben citirten Stelle gleicht. Auch die Verse aus Benfey's Chrestom. p. 7, 16 gehören hierher, wo Ambā ihrem Bräutigam, dem Çālverfürsten, gegenüber ihre Treue so versichert: yathā çālvapate nānyā varā dhyāyāmi kākana | tvām ṛte puruša-vyāghra tathā mūrdhānam ālabhe „an keinen andern Bräutigam, Çālverfürst, denk' ich als an dich, Männertiger, so wahr ich das Haupt berühre". Nur insofern weichen diese Beispiele ab, als der Gegenstand der Versicherung vorausgeht, in den übrigen nachfolgt, zudem im ersten yathā fehlt. Mit dieser Ellipse vergleiche man, daß auch im Lateinischen statt ut ein Hauptsatz eintreten kann, wofür ich aus Ovid's Tristien (Ausg. von Merkel 1837) II 155—180 citire: Sic tibi, quem semper factis animoque mereris, | reddatur gratae debitus urbis honor | ... Parce, precor, fulmenque tuum, fera tela reconde (179) statt: ut parcas ... recondas, und IV 5, 25 [-remis ad opem luctare ferendam (19) ... et tutare caput nulli servabile (21) ...] sic tua processus habeat fortuna perennes etc., wo wie Nala XII 98 der statt ut eingetretene Hauptsatz vorangeht: „Schütze mich, so wahr dein Glück beständigen Fortgang haben möge!" Ganz so noch V 3, 35 flgd.

In diesen Fällen wird entweder die Wahrheit einer Behauptung gemessen an der Intensität eines Wunsches: „das ist eben so wahr ... als ich wünsche, daß ...", oder wie in den letzten ovidischen die Intensität eines Wunsches an der Intensität eines andern. So kann auch in der aus Benfey's Chrestom. citirten Stelle nicht das der Sinn des Nachsatzes sein „als es wahr ist, daß ich das Haupt berühre", sondern etwa: „so wahr mir die Götter helfen mögen, auf die ich mich berufe". Weil aber so von der Dringlichkeit des zur Vergleichung herangezogenen Wunsches der Werth des andern Gliedes ganz und gar abhängt, suchen sie die drei Sprachen auch in der äußern Redeform darzustellen, indem sie den Wunsch aus der untergeordneten Rolle eines Nebensatzes zum Hauptsatz erheben, und so feiner logisch verfahren, als die deutsche, die einfach das zu messende als Hauptsache, den Maßstab als Nebensache behandelt.

Anders verhält es sich, wenn der Maßstab nicht aus einem

Wunsche, sondern einer unbezweifelten Thatsache besteht, an der entweder die Dringlichkeit eines Wunsches oder die Wahrheit einer Behauptung gemessen wird. Denn es ist klar, daß durch energischere Redeform die Thatsache an Wahrheit nicht gewinnen kann, sondern bloß ihr Inhalt überzeugende Kraft haben muß; denn das Objective kann durch Steigerung des subjectiven Ausdrucks sich nicht ändern, während im ersten Falle der subjective Maßstab der Dringlichkeit eines Wunsches in der ebenfalls subjectiven Redeform sich darstellen konnte; d. h. während im ersten Falle eine Umkehrung von Haupt- und Nebensatz im Verhältniß zum Deutschen erfolgt, tritt eine solche in diesem Falle nicht ein, und der Maßstab erscheint, wie er logisch untergeordnet ist, auch sprachlich als untergeordnet; yathā ... tathā stimmen jetzt mit unserem „so wahr ... so". Einleuchtende Beispiele bietet Nala V 17—20 (nach Böhtl., 18 bis 21 nach Bopp), wo Damajantī, nicht im Stande, Nala aus den Freiern herauszufinden, da auch die Götter seine Gestalt angenommen, so sie beschwört: hāsānā vakanā çrutvā yathā me nāišadho vṛta: | patitve tena satyena devās tā pradiçantu me „So wahr ich, als ich die Rede der Gänse vernommen, den Nischadher zum Gatten mir erwählt, auf das hin sollen die Götter ihn mir zeigen", nur daß hier und in den folgenden Strophen statt tathā „so" tena satyena „auf diese Wahrheit hin" eingetreten ist. Ferner XXI 8: yathāsāu ratha-nirghoša: pūrayann-iva medinī | mamāhlādayate keto nala eša mahīpati: „so wahr dies Wagengerassel, das gleichsam die Erde füllt, meinen Sinn ergötzt, so ist das Nala der Fürst", mit fehlendem tathā des Nachsatzes, was vielleicht Bopp bestimmte, den ersten Satz als für sich bestehenden Ausruf zu fassen. Der Çloka ist aber nicht anders aufzufassen als Nala XI 38 (Bopp): yathāhā naišadhād anyam manasāpi na kintaye | tathāyam patatā kšudra: parāsur mṛgagīvana: „so wahr ich an keinen andern als den Nischadher auch nur im Geiste denke, soll dieser gemeine Jäger leblos niederfallen". Regelrechte Beispiele stehen auch in der Sāvitrī (Kossowicz.) VI 10, 14—18, von denen ich den 10. Çloka hersetze: Yathāsya bhāryā sāvitrī tapasā ka damena ka | ākārena ka sāyuktā

tathā ǵīvati satyavān „So wahr dessen Gattin Sāvitrī Buße und Kasteiung und Vorschrift übt, so lebt (ihr Gatte) Satjavān". Aus Lateinisch und Griechisch wüßte ich diesen Fall in dieser Form nicht zu belegen. Doch meine ich sein Analogon in den häufigen Gebetsformeln gefunden zu haben, von denen ich als Muster Ilias I 37 hersetze: κλῦθί μευ ἀργυρότοξ' . . . εἴ ποτέ τοι χαρίεντ' ἐπὶ νηὸν ἔρεψα | ἢ εἰ δή ποτε . . . τόδε μοι κρήηνον ἐέλδωρ κτλ., deren Sinn das Schema enthält „so wahr ich dieß gethan, so möge mir das zu Theil werden". Daß diese Wendungen mit „wenn" in der That zu den so eben gebrachten Beispielen stimmen, wo yathā . . . tathā steht, beweist, daß Sāvitrī V 97 und 98 die Form mit yadi von der andern fortgesetzt wird: yadi me 'sti tapas taptā yadi dattā hutā yadi | çvaçrū-çvaçura-bhartṝṇā mama kšemāstu çarvarī. || Na smarāmy uktapūrvā vāi svāirešv apy anṛtā girā | tena satyena tāv adya dhriyetā çvaçurāu mama „Wenn ich Buße gebüßt, wenn ich Almosen gegeben, wenn ich geopfert, so möge meinen Schwiegereltern und dem Gatten die Nacht gedeihlich sein; so wahr ich früher, auch im ledigen Zustande, nie ein unwahres Wort gesprochen zu haben mich erinnere, so wahr mögen heute meine Schwiegereltern noch leben", bloß daß yathā, wie es kann, fehlt und statt tathā das erklärende tena satyena eingetreten ist.

Den ersten Fall trage ich kein Bedenken wegen der vollkommenen Uebereinstimmung der drei Sprachen schon der indogermanischen Ursprache zuzuschreiben, muß es aber unentschieden lassen, welche Formen für „wie . . . so" angewendet worden sein mögen. Der zweite Fall ist in der Formel mit „wenn" überall so verbreitet, daß ich weder Beispiele dafür anführen will, noch es für zu kühn halte, sie ebenfalls den Indogermanen in den Mund zu legen, wobei ich die Wahl für „wenn" wieder frei gebe, während allerdings derselbe Fall in der Formel „wie . . . so" ein eigenthümlich altindisches Produkt scheint. Am wahrscheinlichsten sind freilich Conjunctionen von den Stämmen ya und ta. Denn wenn das Altindische, das Nebensätzen sonst so abgeneigt ist, doch die verwickeltsten Relativsätze bildet, erklärt sich dies nur daraus, daß schon die indogermanische Periode es

zu Relativconstructionen gebracht hatte, woneben der von Windisch als ursprünglich erwiesene anaphorische Gebrauch ebenso fortbestanden haben kann, als unser „der die das" oder bei Herodot το- einen doppelten Gebrauch zuläßt. —

II.

Hie und da wird im Altindischen ein Particip in männlicher statt weiblicher Form gefunden. So heißt es von Sâvitrî (IV 32), als sie ihren Gatten an seinem nur ihr bekannten Todestag in den Wald begleitete: nirîkšamāṇā bhartārā sarvāvastham aninditā | mṛtam evahi tā mene kāle munivaka: smaran, für smarantī „wie sie ihren Gatten in voller Gesundheit bemerkte, die untadlige, hielt sie ihn doch schon für todt, zur Zeit des Wortes des Muni gedenkend". Ebenso Nala VII 12: Vāršṇeyā tu tato bhāimī sāntvayā çlakšṇayā girā | uvāka deça-kāla-ǵnā prāpta-kālam aninditā für sāntvayantī „Zu Värschneja jedoch sprach darauf die Tochter Bhîmas, schmeichelnd mit zarter Stimme, die sich auf Ort und Zeit verstand, wie sich ihr ein schicklicher Zeitpunkt bot, die untadlige". In Benfey's Chrestom. p. 26, 64: māmāivā (= mā mā evā) putra nirbandhā kuru vipreṇa pārthiva | ǵāmadagnyena samare yoddhum ity avabhartsayan für -sayantī „Sei nicht so hartnäckig, Sohn, um mit Dschamadagnis Sohn, dem Brâhmanen, Fürst, im Kampfe zu streiten, so scheltend" sc. sprach zu mir die Göttin mām abravīd devī.

Wenn in diesen Stellen, die sich ohne Zweifel noch vermehren ließen, die männliche statt der weiblichen Form steht, so veranlaßt mich gerade das Sonderbare einer solchen Construction, den Rest eines älteren Zustandes darin zu erkennen und nach Analogien zu spähen. Da zeigt gleich das Lateinische, das hier als sonderbare Ausnahme erscheint, als ausschließliche Regel in seinen Participien auf ans und ens, die einer eigenen Femininform *) entbehren, und Participien des Präsens sind es

*) Daß das den beiden persönlichen Geschlechtern zukommende s mißbräuchlich auch auf das Neutrum übertragen wird, hindert am Räsonnement nichts.

ja, die in obigen Beispielen auftreten. Auch verdient Beachtung, daß im mini der 2ten P. Pl. = μενοι die männliche Form die weibliche mit vertritt und daß die männliche Endung tar auch in soror (= indog. svastar) und uxor vorkommt, welches auch die Ableitung des zweiten Wortes sein mag. Bei den Verwandtschaftsnamen erregt auch im Altindischen tar des Feminin keinen Anstoß, während die Nomina agentis trī bilden (mātar-, aber dātrī). Ja im sogenannten Participialfuturum verwenden auch letztere die männliche für die weibliche Form z. B. hantā „er, sie wird tödten". Ueber den Unterschied der Verwandtschaftsnamen und der Nomina agentis bei Bildung des Feminins und in der Declination kann man doch nur so denken, daß jene aus einer älteren Periode als diese stammen und ursprünglich auch Nomina agentis waren, aber wie diese Bedeutung sich verdunkelte, von den anderen sich dadurch abschieden, daß sie der Sprachentwicklung nicht mehr folgten und nunmehr Spuren eines älteren Zustandes aufweisen. Sie sind, meine ich, gute Zeugen für eine Periode, wo jedenfalls die Nomina auf tar noch keine Femininform besaßen, wenn gleich diese wegen der Uebereinstimmung von altindischem trī, lat. trī-c- und griech. τρι-δ- auch schon in die indogermanische Zeit hinaufreicht. Warum sollte man nun nicht auch dasselbe vom Particip des Präsens behaupten dürfen und in jenen altindischen Eigenheiten und im lateinischen ans und ens Reste aus einer Zeit sehen, die ein antī oder antyā noch nicht kannte, obschon auch dieses unbezweifelt der indogermanischen Sprache angehört? Man wird eben in der indogermanischen Ursprache selbst verschiedene Perioden unterscheiden müssen, und in diesem Falle führen verschiedene Anzeichen auf eine Zeit, die überhaupt bloß den Gegensatz der Person und des Neutrums kannte. Oder lassen sich die häufigen zweiendigen Adjective, wie die Comparative auf ior ius*), ίων ιον, Wörter wie τλήμων σώφρων, brevis levis u. s. w. anders verstehen, bei denen die Ausscheidung des Neutrums auch so noch eine unvollständige ist? Daß anfänglich

*) Im Altlateinischen galt or (ōs) der Comparative für alle drei Geschlechter nach Bücheler Grundriß der lat. Decl. p. 4 unt.

selbst Formen auf as asya āi am u. s. w. als Feminine verwendet wurden, lehrt das Griechische mit seinen zahlreichen weiblichen Wörtern auf os, zusammengesetzten Adjectiven zweier Endung, selbst einfachen Adjectiven dieser Art, die Kühner griech. Gramm. (Ausführl. 2te Ausg. 1ster Theil. 1869) p. 412 anführt. Namentlich bemerke man die vereinzelten Fälle in Anmerk. 1 p. 413, die völlig den obigen altindischen gleichstehen. Auch hat Windisch in Curtius Stud. II. p. 228 gewiß Recht, den altindischen Ausgang ayā für Instr. Sing. Fem. als Beweis anzusehen, „daß das Femininum nicht von allem Anfang an und durchaus stammhaftes langes a beanspruchte", was durch die Altbaktrischen Ausgänge aya des Instr., ayāi des Dat., ayāṭ des Abl., ayao des Gen. Sing. noch bestärkt wird; denn mit Spiegel (Altbaktr. Gramm. §. 123, p. 127) von durchgängiger Verkürzung des Vocals zu reden erklärt wohl nichts. All das bleibt vollkommen unverständlich, wenn man es nicht als Rest der ältesten Periode indogermanischer Zeit ansieht; und warum sollte die Einzelsprache gerade bloß Bildungen der jüngsten Periode des indogermanischen gewahrt haben? Was läßt sich gegen ein indogermanisches Feminin sada-s „Weg" einwenden, als eben der Glaube, a-s komme nur dem Männlichen zu? Ob auf dem Gefühle des ursprünglichen Verhältnisses auch der so häufige Gebrauch des Griechischen beruht, daß bei allgemeinen Sentenzen das Masculin steht, wo wir durchaus das Feminin erwarten, wie z. B. in der Electra 770: δεινὸν τὸ τίκτειν ἐστίν· οὐδὲ γὰρ κακῶς | πάσχοντι μῖσος ὧν τέκῃ προςγίγνεται im Mund der Klytämnestra, lasse ich freilich unentschieden.

Meiner Ansicht stellen sich jedenfalls die Feminin-Endungen nicht entgegen, die sich leicht als bloße Erweiterungen der männlichen verrathen, geschaffen nicht sowohl im Streben, durch ihre größere Fülle den Unterschied der beiden Geschlechter zu symbolisiren, als weil dies die einfachste Art war, die dem Sprachbewußtsein neu aufgegangene Unterscheidung am alten Stoffe zu bezeichnen. Was ganz eigenthümliches vorkommt wie z. B. die altind. Locativ-Endung ām, gehört bloß einzelnen Sprachen an und verliert als räthselhaft alle Beweiskraft. Viel-

mehr sprechen die Pronomina der 1sten und 2ten Person, die auch sonst viel alterthümliches erhalten haben, durch ihre einheitliche Form für beide Geschlechter unbedingt dafür. Daß das Feminin nur allmählich ausgebildet wurde, zuerst und am selbstständigsten bei den a-Stämmen, zeigen innerhalb des Altindischen die Feminine auf ĭ und ŭ, die in einigen Casus des Singulars männliche oder weibliche Form annehmen können, d. h. der letzteren war es nicht gelungen, die ursprünglich männlich-weibliche Form zu verdrängen. Dagegen beweist der uralte Gegensatz von sa(s), sā und tad, daß wir die Trennung des Persönlichen und Sächlichen zu den ersten Thaten des indogermanischen Sprachgeistes zu rechnen haben.

Als Sonderbarkeit, die ich nicht zu verwerthen wüßte, will ich nur noch erwähnen, daß Nala 19, 22 (Böhtl., 24 nach Bopp): te nodyamānā vidhivad vāhukena hayottamā: | samutpetur athākāçā rathinā mohayann-iva „die, angetrieben kunstgerecht von Vāhuka, die trefflichen Pferde, flogen drauf durch die Luft hin, den Wagenlenker gleichsam betäubend" der Singular mohayan für den Plural steht, und daß in der Anmerkung zu VIII 12 Bopp an adverbialischen Gebrauch des männlichen Nom. Sing. denkt. Im Anschluß an obiges könnte ich dieß so auffassen, daß spätere Dichter nicht begriffen, wie neben einem Feminin eine Form, die ihnen lediglich als männliche, nicht ursprünglich persönliche erschien, stehen könne und auf die Meinung kamen, in gewissen Fällen dürfe der benannte Casus des Part. Präs. adverbial gebraucht werden; äußere aber das bloß als unmaßgebliche Meinung, da ich andere ähnliche Stellen nicht beizubringen vermag *).

III.

Es ist bekannt, daß der deutsche Infinitiv, in ältester Form auf an ausgeht und mit den indischen Verbalsubstantiven auf ana zusammengestellt wird, wovon er den Nomin. oder Accus.

*) Prof. Schweizer erinnert mich daran, daß episch das Augment oft fehlt, wonach mohayann Imperfect wäre. Allein wäre dann nicht eine verbindende Partikel zu erwarten?

darstellen könnte, da nach gotischen Auslautsgesetzen die Schluß-silbe am völlig eingebüßt wird. Auch hat Bopp in seiner vergleichenden Grammatik III p. 260 (2te Ausg.) das Beispiel der Verbalconstruction eines solchen Abstractums auf ana aus Nala VII 10 (nach Böhtl. 9) angeführt. Ich führe noch einige andere Beispiele dieser Art an: Pantschat. (nach Kosegarten 1848) p. 78, 25: kurute na khalu svayekkhayā çalabhān indhanam iddha-dīdhiti: „es versengt fürwahr nicht mit Absicht die Heuschrecken der Heißstrahlende“ (= Sonne). Lassen's Chrestom. 1ste Ausg. p. 24, 9: anyedyu: pariṇīta-bhartā bhāryām utthāpanāya svaçura-gṛhe samāyāta: „Eines Tages kam der rechtmäßige Gatte in das Haus des Schwiegervaters, um die Gattin zum Fortgehen zu bewegen“, wo Gildemeister's 2te Ausgabe p. 19, 12 bhāryām utkalāpanāya liest „um die Gattin loszubitten“ nach der Erklärung im Glossar. In der 1sten Ausgabe p. 25, 15, in der 2ten 21, 3: mṛtakam ālinganā karoti „umarmt den Leichnam“. In der 1sten Ausg. p. 42, 18, in der 2ten p. 36, 3: purušāntarā guṇakandra-sanǵnā ramaṇāya svāgārā vihāya yāvak kalati „während sie, um einen anderen Mann Guṇatschandra mit Namen zu erfreuen, ihr Haus verläßt und hingeht“ (die 2te çṛngārā vidhāya „Liebesschmuck anlegt und ..“). Dazu kommt in der 2ten Ausg. noch p. 17, 3: sa ka svaçura-gṛhe bhāryām utkalāpanāya gata: „und dieser ging in's Haus des Schwiegervaters, um seine Gattin loszubitten“, während die 1ste ein Compositum gibt bhāryā-nikšepanāya „zum Anvertrauen der Gattin“. In der Kaṇḍu-Episode çl. 69 gamanāya mahābhāgo deva-rāǵa-niveçanā | prokta: proktas'tayā tanvyā sthīyatām ity abhāšata „immer und wieder von diesem Mädchen gebeten, sie nach der Wohnung des Götterkönigs zurückkehren zu lassen, sprach der Hochbeglückte, sie solle noch bleiben“, wo gamanāya niveçanam wörtlich stimmt mit domum reditionis (spe sublata) Cäs. bell. gall. I. 5. Doch ist der Accus. des Zieles in den letzten zwei Beispielen immerhin eine leichtere Construction als der des Objectes, und gewiß ist es nicht zufällig, wenn im Altindischen und Lateinischen mit Verbalsubstantiven auf ana und tio der erstere sich noch in der classischen Sprache verbinden

durfte, während der letztere größtentheils in Literatur-Gattungen vorzukommen scheint, die der Conversationssprache näher stehen, dort in Fabelsammlungen, hier bei Plautus. Wenigstens weiß Gildemeister p. 108 außer Nala VII. 10 nur noch zwei Beispiele beizubringen aus dem Mahābhārata. —

Der deutsche Infinitiv unterscheidet sich aber immerhin dadurch wesentlich von diesen Bildungen auf 'ana, daß diese der reinen Wurzel entspringen, jener sich an die Präsensgestalt des Verbums anschließt, vergl. bandhanam, aber Präs. badhnāmi, binden und binde und Bopp's vergleich. Gramm. III. §. 874. p. 309 u. folgd., stimmt aber darin wieder mit jenen überein, daß er auch als Substantiv behandelt, d. h. mit dem Genetiv verbunden und abgeändert werden kann, z. B. Nibelungen 463, 4 (nach Bartsch) der held in werfennes pflag. Während Römer und Griechen nichts von der Dativ- und Locativ-Natur ihrer Infinitive wußten, erstere selbst ihre Supina nicht mehr als Verbalsubstantive der vierten erkannten, weil die ausschließlich verbale Construction sie von den Substantiven trennte, schwankt der deutsche Infinitiv noch heut zu Tage im Sprachbewußtsein zwischen Verb und Substantiv. Daß er aber mehr zum ersteren hinüberneigt, thut sich, abgesehen von seiner Präsensgestalt, darin kund, daß der Dativ, der noch im Alt- und Mitteldeutschen auf enne, ene gebildet werden konnte, dem Nomin. und Accus. gleichlautet: dem Binden, aber: dem Wolfe und dem Wolf; der Genet. ebenfalls noch, wiewohl seltener als der Dativ, gefunden wird (Bopp vergl. Gramm. III. §. 877. p. 315), so daß unser Genetiv auf ens doch wohl eben so eine Neubildung ist, als Herzens, Felsens u. s. w., Formen, die die Sprache mit dem Infinitiv zusammenwarf, obschon dieser im Stamme ursprünglich auf ana, jene auf an enden. Freilich geräth sie aber durch diese substantivische Natur des Infinitivs mit seiner Präsensgestalt in Widerspruch, ähnlich wie das Griechische in den vereinzelten Formen πεφυζότες λελειχμότες*) die Grenze beider

*) Auch bei χραισμέω wird man trotz des Aoristes ἔχραισμον wegen χρήσιμος kaum über obige Ansicht wegkommen (lautlich cf. ἐξαίφνης neben ἐξαπίνης), wozu die Bedeutung stimmt nach Buttmann's Lexilog I. 5, der in Anm. 5 noch auf homer. θέρμετε θέρμετο wegen θερμός hinweist.

Gebiete verwischt hat, und wollen wir uns nicht bloß gelehrt an Antiquitäten freuen, die die Sprache entweder von jeher beibehalten oder frisch nachgemacht hat, sondern es auf die Klarheit bei Unterscheidung der Kategorien, hier des Nomens vom Verbum, absehen, so müssen wir gerade jene Ausschließlichkeit des lateinischen und griechischen Infinitivs als einen Vorzug, die Zweideutigkeit des deutschen als Anzeichen betrachten, daß die in Rede stehende Unterscheidung beim Germanen nie zu voller Deutlichkeit gelangte, und Bildungen wie: die Inangriffnahme, Nichtwiederwahl, Infragestellung u. s. w., wirkliche Zwitterdinge von Substantiv und Verb, veranschaulichen dasselbe Schwanken in der Gegenwart. Um aber zum Anfang dieses Artikels zurückzukehren, so meine ich, daß schon die indogermanische Sprache außer jenen Abstracten auf tu und as auch solche auf ana infinitivartig gebraucht habe, ein Gebrauch, der im germanischen Stamme zum ausschließlichen wurde und geringe Reste noch im gewöhnlichen Altindisch zurückließ; und Beachtung verdient es allerdings (Bopp II. p. 259), daß hier nur noch das Suffix a — denn as in solcher Verwendung ist vedisch — in die Functionen des Infinitivs eingreift. Ich benutze die Gelegenheit, um zu den von Bopp gebrachten Beispielen, wo Bildungen auf a einen Accusativ regieren, noch eines hinzuzufügen, das mir aufgestoßen ist: Benfey's Chrestom. p. 23 çl. 35: tatrāiśyami mahābāho yuddhāya tvā tapodhana „dorthin werde ich gehen, Großarmiger, dich zu bekämpfen, Bußreicher", und in der Episode vom Viçvāmitra (Böhtl. Chrestom. III. 12, nach Schlegel's Rāmāy. I. 53, 12): na parityāgam arheyā mat-sakāçād arindama „nicht verdient diese, von mir wegzukommen, Feindebezwinger", wo mat-sakāçād „aus meiner Nähe= von mir weg" abhängt von parityāga „Entlassung" und dieser Accus. von arhā = digna, cf. poena dignus.

Ich muß hier aber noch einer Vermuthung erwähnen, die, sollte sie begründet sein, die Beispielsammlung zu Anfang dieses Artikels nutzlos für den deutschen Infinitiv machen würde. Schon Bopp fiel es Vergleich. Gramm. III. §. 877 auf, daß der Genet. und Dat. des Infinitivs nn zeigt. Es ließe sich nun diese Doppelung so verstehen wie bei küneginne und ähnlichen

Femininen, deren Ausgang dem uralten nyă = altind. nī entspringt und wie y einen vorhergehenden Buchstaben auch im Deutschen sich assimilirt, davon gibt „mitten" = got. midjan- u. a. Zeugniß. Sollte nicht auch nn des Infinitivs aus ny entstanden sein und derselbe dem Partic. Fut. Pass. auf anīya entsprechen, wo ī eine bloße phonetische Entwickelung aus y darstellt, wie in der Comparativendung īyās- īyas- u. s. w.*)? Bloß die Bedeutung der Formen auf anīya scheint eine nähere Beziehung zu verbieten. Aber zunächst kann diese Bedeutung jedenfalls nicht in den Buchstaben liegen, die vielmehr kaum was anderes als eine Fähigkeit zu etwas bezeichnen, da ja anīya deutlich von den Bildungen auf ana adjectivisch abgeleitet ist. Das zeigt pānīya „Wasser", von pāna „Trinken, Trank", d. h. das zum Trinken geeignete. Das substantivirte Neutrum als Abstractum gefaßt konnte aber leicht dem Sinne nach mit der Grundform auf ana zusammenfallen. Man erinnere sich, daß auch im Lateinischen das sogen. Gerundium nur die Handlung als solche vertritt und die fehlenden Casus des Infinitivs ersetzt, aber seine adjectivische Form, das Gerundiv, die Bedeutung eines Partic. Fut. pass. hat, daß auch im Altindischen einzelne Participien des Fut. als abstracte Substantive verwendet werden, wofür ich Manu I. 94 havya-kavyābhivāhyāya und 98 brahma-bhūyāya (eigentlich wäre -bhavyāya zu erwarten, aber cf. Bopp's Sanskrit-Gramm. §. 560) pour l'accomplissement des offrandes aux Dieux et aux Mânes und à s'identifier avec Brahme (nach Loiseleur des longchamps) anführe, dann Benfey's Chrestom. p. 246, çl. 17: sādhu bhūpeti vaktavye haršān nirgāuravā dviǵa: | sādhv avantinn iti vadann eka: prāpāngalīn bahūn „wenn freudig ohne Stolz ein Brahmane: Schön Fürst! sagte, Schön Avantin! sprach, erhielt der eine viele Hände voll", wo vaktavye = uktvā in noch genauerer Parallele zum Lateinischen. Wenn aber Bopp durch deutsches chunni künne die Verdoppelung von nn des Infinitivs als unorganisch zu erweisen sucht, so könnte es eher von den übrigen

*) Eine klare Andeutung dieser Ansicht findet sich von Schweizer schon im 3ten Band von Kuhn's Zeitschr. (1854) S. 368.

Casus aus, wo nn gotischem nj von kunjis kunja des Sing. und kunja kunje kunjam des Plur. gegenübersteht, in den Nomin. und Accus. Sing. gedrungen sein, um eine Gleichmäßigkeit herzustellen, und hätte dann seinen besonderen Grund. Sonst freilich läßt sich Verdoppelung des n zwischen zwei Vocalen nicht in Abrede stellen nebst ufmunnan, ufarmunnōn, kinnus für minniza, minnists, innuma. —

IV.

In der Episode von Kaṇḍu Lassen's Chrestom. p. 49—59 (2te Ausg. p. 48—58) finden sich zu wiederholten Malen Zahlwörter nach einem Comparativ nicht in den Ablativ gesetzt, sondern derjenige Casus beibehalten, den die Construction des Satzes verlangt, z. B. Str. 62: evā kaṇḍus tayā sārddhā varšāṇām adhikān çatam atišṭhat „so lebte Kaṇḍu mit dieser mehr als hundert Jahre", Str. 65: evam uktā tatas tena sāgrā varsaçatā puna: | bubhuǵe višayās tanvī tena sārddhā mahātmanā „so angeredet drauf von ihm, genoß das Mädchen wiederum mehr als 100 Jahre mit diesem Hochherzigen die Welt", und gleich in der folgenden Str. punar gate varšaçate sādhike sā . . . āha „als wieder mehr als hundert Jahre vergangen waren, sprach diese". Für Raumbestimmungen setze ich her Nala XXI. 25 (Bopp): rāǵāpi ḱa smayā bhīmo manasā samaḱintayat | adhikā yoǵana-çatā tasyāgamanakāraṇam „Auch der König Bhima sann lächelnd über den Grund seiner Herkunft mehr als hundert Jodschana weit nach", wo die Zahlbestimmung zum Compositionsglied āgamana gehört. Für bloße Zahlen eben da XX. 7 (Böhtl., 9 Bopp): vṛkše 'smin yāni parṇāni phalāny api ḱa vāhuka | patitāni ḱa yāny atra tatrāikam adhikā çatam „welche Blätter und auch Früchte noch an diesem Baume sind, Vāhuka, und die, welche hier herabgefallen sind, betragen (je?) eins über hundert". Kaum wird man in den drei mittleren Beispielen varša-çatam, varšaçate, yoḱana-çatam adjectivisch als besitzanzeigende Composita fassen wollen „ein aus hundert Jahren, hundert Jodschana bestehendes Mehr", was der Form nach geschraubt und dem Sinne nach falsch wäre und bei den beiden anderen Stellen doch keine

Anwendung fände; man wird auch nicht für alle Stellen die Wörter adhikam und agram als Adjective ansehen und von einem „vermehrten Jahrhundert, Jodschana-hundert, einem um eins vermehrten Hundert" reden wollen, weil man nicht einsieht, was sie als Adverbien Anstößiges an sich tragen. Zwar fasse ich nun auch nicht mit Bopp im Glossar (1847) s. v. adhikam sie als Präpositionen mit Accus., wogegen Str. 66 der Kaṇḍu-Episode spricht, sondern die Sprechweise ist keine andere, als wie auch im Lateinischen Zahlwörter oder Maßbestimmungen nach minus plus amplius trotz des ausgelassenen quam nicht in den Ablativ gestellt zu werden pflegen: Quintius tecum plus annum vixit; milites romani plus dimidiati mensis cibaria ferebant u. a. Man nehme noch hinzu, daß auch im Französischen in diesem Falle statt que de eintritt, z. B. cela ne vaut pas plus d'un écu; il a fait plus de six lieues à pied u. s. w. Diese Uebereinstimmung weist darauf hin, daß es sich um einen andern Fall handelt als bei gewöhnlichen Vergleichungen und etwas in der Verbindung stecken muß, das den Ablativ zu setzen verbietet.

Aeußerlich genommen sind es immer die Verhältnißwörter „mehr" und „weniger" mit folgenden Zahlen und Maßen, die so gebraucht werden und der Unterschied dieser Sätze erhellt schon daraus, daß das Glied vor „als" eben nur aus „mehr" und „weniger" besteht, in den anderen Vergleichungssätzen den Hauptbegriff bildet, hier also nur ein Gegenstand oder eine Handlung sich vorfindet, in den anderen zwei, die mit einander verglichen werden. Es soll nämlich hier eigentlich gar nicht verglichen, sondern in Form der Vergleichung eine Zahl oder ein Maß bezeichnet werden, so daß „mehr als" so viel bedeutet als „über" und „weniger als" so viel als „unter". Der Zweck des Satzes „Kaṇḍu lebte mehr als hundert Jahre mit der Nymphe" ist nicht der, ernsthaft die Zahl der Jahre von Kaṇḍu's Liebesleben in Vergleich zu bringen mit der Zahl hundert, sondern annähernd eine Zahl zu bestimmen. Dieser untergeordneten Rolle der Vergleichung entsprechend tritt dieselbe auch in der Form nicht zu auffallend hervor, indem die dem „mehr" oder „weniger" folgende Zahl in den Ablativ gesetzt würde,

denn das darunter zu verstehende oder dabei stehende Wort stellt immer irgend ein Satzglied dar und muß demgemäß in irgend einem Casus stehen; in den Ablativ gesetzt müßte es diese Stellung einbüßen und seine syntaktische und concrete Bedeutung auf die Verhältnißwörtchen übertragen und diese zu bedeutsamen Satzgliedern und Substantiven erheben, die doch nur wie Präpositionen erscheinen sollten: aus einem plus centum hostes ceciderunt entstände ein plus centum hostibus cecidit. Auch können diese Verhältnißwörtchen um so eher vor das unveränderte Zahlwort treten, als hier keine Zweideutigkeit, wie bei derselben Behandlung bei Adjectiven, erwächst: ein plus amans könnte „liebender“ und „mehr als liebend“ bedeuten; beim Zahlwort ist der erste Sinn wegen seiner ausschließlich quantitativen Bedeutung verwehrt. Weniger Schwierigkeit verursacht die Construction mit quam dem Lateinischen, weil das Zahlwort in dem Casus verbleibt, den die Stellung im Satz erfordert, die daher auch hie und da eintritt. Immerhin wird auch so die bloß als Mittel zum Zweck dienende Vergleichung zu scharf hervorgehoben und fällt somit quam gewöhnlich weg. Auch im Altindischen kann statt obiger Construction Composition eintreten wie Hidimbabadha IV. 49 çataguṇādhikā „mehr als hundert Mal“, so daß wohl auch varšaçatādhikā „mehr als hundert Jahre“ erlaubt wäre, Compositionen, die ich wegen des präpositionsartigen Gebrauches von adhikam in der Auflösung wie pratidinam „täglich“ u. s. w. auffasse.

Weil nun die Ausdrücke für „als“ nach Comparativen in den einzelnen Sprachen so sehr abweichen und das Altindische gar keinen solchen besitzt, muß man ihn des bestimmtesten der indogermanischen Ursprache absprechen. Aber dann hätten sich bei vorliegender Art von Zahlbestimmungen durch die Verwandlung in den Ablativ für sie dieselben Schwierigkeiten eingestellt, wie sie sich für das Altindische ergeben. Ich glaube daher mit Grund die Construction, wie sie die zu Anfang gebrachten Beispiele veranschaulichen, schon der Ursprache zuweisen zu dürfen. Anders verhält es sich mit Kaṇḍu Str. 68: tathā pratītā *)

*) So Gildem., der es im Wörterbuch erklärt durch persuasus, confisus;

suçronī saha tenāršiṇā puna: | çatadvayā kīk̓id-ūnā varšāṇām anvatišṭhata „so angegangen verblieb die schönhüftige bei dem Weisen wieder etwas weniger als zweihundert Jahre", wo kīk̓id-ūnam als adjectivisches entweder Bahuvrīhi „etwas weniger habend" oder Tatpuruscha „um etwas vermindert" zu çatadvayam gelten muß, wie Sāvitrī IV. 26 beweist: sāvatsara: kīk̓id ūno na niškrāntāham āçramāt „es ist etwas weniger als ein Jahr, daß ich nicht aus der Einsiedelei gekommen", wörtlich „ein etwas weniger habendes Jahr" als Bahuvrīhi oder „ein um etwas vermindertes Jahr" als Tatpuruscha.

V.

Es wird schon von Bopp im Glossar (1847) und von Lassen-Gildemeister im Wörterbuch zur Chrestom. s. v. yat auf den Gebrauch dieses Wortes hingewiesen, wornach es directen Reden eben so vorgesetzt wird wie das Griechische ὅτι, jedoch von Bopp bloß auf neuere Schriften beschränkt. Die Stellen aus Lassen's Chrestom. (1ste Ausg.) sind: p. 45, 5: he çaṭha tvā mamāgra iti ǵalpasi yat tvā vinā mamānyā vallabhā nāst „ei Schurke, du sprichst in meiner unmittelbaren Gegenwart: ohne dich habe ich keine andere Geliebte" = (außer dir). Die beiden anderen in der ersten Ausgabe verzeichneten Stellen stehen im späten (Ende des 15ten Jahrh.) Dhūrtasamāgama, von denen mir aber keine hieher zu gehören scheint. Denn was p. 66, 13 anlangt yad adya u. s. w., mit welchen Worten der Schauspiel-Direktor die Ankündigung des Stückes eröffnet, so erscheint mir der ganze Prolog, der übrigen künstlichen Schreibart gemäß, als **eine** Periode, deren Gerippe, d. h. mit Auslassung der verschönernden adjectivischen Composita, ich hersetzen will: **yad** adya . . . asti çrī-narasīha-deva-nṛpati: . . . tasya (p. 67, 1) . . . rānga: . . . tasya çrī-kavi-çekharasya kavitā mak̓-k̓ittam ālambate: **tad** anena . . . virak̓itā (p. 67, 12) dhūrta-samāgama-nāma prahasanam abhinetum ādišṭo 'smi

---

auf meiner Uebersetzung „angegangen" will ich nicht bestehen. Die erste hat praṇītā.

„Weil heute — es gibt nämlich einen Götterfürsten Navasînha ... und zwar hatte dieser einen Minister (?) ... — eben dieses erlauchten Dichters Çekhara Dichtung mir im Sinne steht, so sehe ich mich veranlaßt, das von diesem ... verfaßte Lustspiel, Zusammenkunft der Schelme betitelt, zur Aufführung zu bringen", so daß yad dem tad entspricht. Auch die zweite Stelle, p. 88, 4 verstehe ich so, daß ǵā ... tā sich aufeinander beziehen: „Verehrter, weil auch durch den Umgang mit fremden Frauen, obschon man die Vereinigung im fremden Hause vollzieht, der Zweck erreicht wird, eben deßwegen ist's die Essenz der Dreiwelt" sc. der Sinnengenuß, wie auch in der vorhergehenden Strophe die Satzbildung eine ganz ähnliche ist, als deren komisch übertreibende Bestätigung wohl die citirten Worte des Vidûschaka zu fassen sind. Doch ein Urtheil über beide Stellen muß ich einer Autorität wie Lassen gegenüber natürlich Kundigeren überlassen. Dagegen glaube ich im Gegensatz zu diesen späteren Erzeugnissen altindischer Literatur doch auch aus dem Pantschatantra einige Belege für yat vor directer Rede beibringen zu können: p. 66, 4, wo der Schakal Damanaka dem Stier Sandschîvaka fälschlich mittheilt, daß der Löwe Pingalaka ihm nach dem Leben strebe: kathitā ḱādyānena matpurataç katuškarṇatayā yat prabhāte sāńǵīvakā hatvā samastā mṛga-parivārā ḱirāt tṛptī nešyāmi „und heute äußerte dieser in meiner Gegenwart, unter vier Ohren (Augen), er wolle morgen den Sandschîvaka tödten und das ganze Thiergefolge nach langer Zeit wieder einmal sättigen"; p. 76, 1, wo das Vogelweibchen, dem das Meer die Eier weggespült, sein Männchen folgendermaßen schilt: mūrkha kathitā te mayā pūrvam āsīt, yat samudra-velayāṇḍānā vināço bhavišyati, tad dūratarā vraǵāva: „Thor, schon früher hatte ich dir gesagt, daß durch die Fluth des Meeres die Eier zu Grunde gehen würden und daß wir deßwegen ausziehen sollten"; p. 160, 24 beschließen den Elephanten gegenüber die Hasen: tat prešyatā kaçḱin mithyā-duto yūthādhipa-sakāçā vaktavyāḱa yaḱ ḱandras tvām atra hrada āgaḱḱhantā nišadhayati *)

*) Wohl Druckfehler für nišedhayati von ni-šidh.

„deßwegen sende man irgend einen als täuschenden Boten zum Heerdenfürst und lasse ihm sagen, der Mond verbiete ihm, zu diesem Teiche heranzukommen“, p. 172, 7: tat sarvā meghavarṇasyāmātyasya vyasanam ulūkarāǵno niveditā yat tavāri: samprati bhīta: kvaḱit praḱalita: saparivāra iti „dieser ganze Unfall des Ministers von König Wolkenfarb wurde dem Eulenkönig hinterbracht, daß sein Feind jetzt aus Furcht irgendwohin sammt dem Gefolge aufgebrochen sei“. Wenn nun aber auch yat vor directer Rede bloß in der späteren Literatur vorkäme, so wäre doch nicht außer Acht zu lassen, daß auch das Altbaktrische dieselbe Partikel yaṭ häufig so verwendet nach Spiegel's Grammatik p. 335, wiewohl Brockhaus im Index zum Vendidad Sade (Leipzig 1850) dessen nicht erwähnt, und daß auch im Altpersischen das verwandte tya-tyad in diesem Gebrauche gefunden wird nach Spiegel's „Keilinschriften“ im Glossar s. v. Kommt auch noch das Griechische mit dem verwandten ὅτι hinzu, so ist die Erscheinung verbreitet genug, um genauere Erwägung zu verdienen *).

Was zunächst ὅτι anlangt, so ist es Neutrum von ὅστις und die Scheidung von ὅ τι „was“ und ὅτι „daß“ um nichts begründeter als im Neudeutschen zwischen „das“ und „daß“, also wie yat Relativpronomen und die Aehnlichkeit mit yat wird noch größer, insofern auch das einfache ὅ = jot bei Homer nicht selten „daß“ bedeutet wie Ilias XIX. 144, 421 und XX. 122, so daß ὅ, hätte es diese Bedeutung nicht ganz an ὅτι abgetreten, ebenfalls vor directer Rede stände. Daß ὅτι in diesem Falle unsere Interpunctionen ersetze, erklärt natürlich nichts und wäre falsch, wenn man dächte, aus Bedürfniß nach Unterscheidung wäre der Grieche zu seinem ὅτι vor directer Rede gekommen; mindestens hätte er es dann vor jeder directen Rede setzen sollen. Interessanter zugleich und begreiflicher stellt sich die Sache dar, wenn man diese Construction als Uebergang zur indirecten Rede auffaßt, die doch kaum mit einem Schlage zu Tage trat. Dann deutet yat ὅ(τι) yaṭ tya an, daß der Sprach-

*) Aus unserer Zeit bietet etwas Aehnliches das Französische mit Je dis que oui, je dis que non; ich sage ja, ich sage nein; cf. Xenophon Anabasis I, 6, 6 ὁ δὲ ἀπεκρίνατο ὅτι οὔ.

geist bereits das untergeordnete Verhältniß des Folgenden zu fühlen begann, und es bedurfte nur einer Kräftigung dieses Gefühls, um in der folgenden Rede zuerst durch Veränderung der Personen, dann der Modi diese Unterordnung ganz durchzuführen, d. h. die directe Rede in die indirecte zu verwandeln. Homer bietet weder nach Verben der Wahrnehmung noch nach solchen einer Aeußerung noch nach Ausdrücken eines Affectes eine indirecte Rede gewöhnlichen Sinns mit Optativ, sondern setzt stets den Indicativ, so daß die Stufen folgende sind: 1) directe Rede allein wie im Altindischen, das die indirecte Rede gar nicht kennt; 2) mit vorgesetztem „daß" im späteren Altindisch und Griechisch; 3) indirecte Rede bloß mit Umwandlung der ersten und zweiten Person in die dritte im homerischen Sprachgebrauch; 4) indirecte Rede mit Verwandlung auch der Modi, des Indicativs und Conjunctivs in den Optativ im späteren Griechisch. Eine Construction, die im Altindischen bloß Ansätze machte, ohne zum eigentlichen Ziele, der indirecten Rede, zu führen, behält das Griechische noch als Rest einer früheren unvollkommneren Ausbildung bei. Die Schwierigkeit bleibt allerdings für das Griechische, warum denn das Epos keine Spur von ὅτι vor directen Reden aufweist; ich wüßte bloß zu sagen, daß das Epos überhaupt die directe Rede vorzieht als anschaulichere Darstellungsform, dann vorliegende Construction speciell mit dem abgerissenen ὅτι fast algebraisch aussieht und aller poetischen Sprache widerstrebt. Wenn auch im Altindischen yat vom Epos nie so verwendet wird, so bildet das hier keinen Einwand, weil diese Construction als bloßer Ansatz nicht früher angenommen zu werden braucht als sie wirklich vorkommt. Eben deßwegen bin ich dies Mal ferne davon, von indogermanischem Alter zu sprechen trotz der Uebereinstimmung dreier Sprachen im Wort und von vier im Gebrauch, die vielmehr unabhängig dazu gelangt sein können. —

Zum Schluß spreche ich Herrn Prof. Schweizer und Georg Steiger, stud. phil. in Zürich, die für mich einschlägige Artikel im Petersburger Wörterbuch nachzusehen die Güte hatten, ersterer auch anderweitige Bemerkungen mir zukommen ließ, den gebührenden Dank aus. —

Der Dual im Semitischen

von

Th. Nöldeke.

Mit der größten Theilnahme habe ich die beiden bedeutenden Werke von Ludwig Geiger, „Ursprung u. Entwicklung d. menschl. Sprache u. Vernunft, Bd. 1, Stuttg. 1868" und „Der Ursprung d. Sprache, eb. 1869", gelesen und verdanke ihnen eine Fülle von Belehrung und Anregung. Aber freilich habe ich beim Lesen mich auch oft zum Widerspruch gereizt gefühlt. Wenn ich es nicht wage, dem Verfasser (welcher bekanntlich zur Trauer der Wissenschaft vor etwa anderthalb Jahren gestorben ist) in die dunkeln Regionen des Uranfangs aller Sprache zu folgen, so ist das wohl ein Fehler meines zu sehr auf das Greifbare gerichteten Sinnes und meiner Scheu vor dem Phantastischen in der Wissenschaft: aber über gar manche große und kleine Frage der Sprachwissenschaft getraue ich mir allerdings eine der seinigen entgegengesetzte Ansicht zu erhärten. Namentlich beurtheile ich manches Einzelne in den semitischen Sprachen wesentlich anders als er. Doch war offenbar die Kenntniß des Semitischen nicht seine Hauptstärke; sonst wäre neben so feinen Bemerkungen wie der über die aramäische Veränderung des qt in qṭ nicht die Verwechslung des aus ā verfärbten hebräischen ō mit dem aus au entstandenen oder die Verkennung ziemlich ausgedehnter Bildung secundärer Nomina im Hebräischen *) möglich gewesen. Auch hätte Geiger wohl noch mehr Belege und Parallelen aus den semitischen Sprachen gegeben, wenn er sich auf ihrem Gebiet recht heimisch gefühlt hätte. Vielleicht hätte er bei vollständigerer Uebersicht über die Thatsachen auch nicht die kühne Ansicht aufzustellen gewagt, daß das Aramäische näher mit dem Arabischen als mit dem Hebräischen verwandt sei; ich hoffe noch einmal Gelegenheit zu haben,

*) Gleich das erste Wort der Genesis ist eine solche secundäre Bildung.

den Satz näher zu begründen, daß vielmehr das Nordsemitische (Hebräisch, Aramäisch) dem Südsemitischen (Arabisch, Himjarisch, Geez) gegenüber eine Einheit bildet.

Für diesmal erlaube ich mir auf Veranlassung seiner Untersuchungen eine einzelne Frage zu behandeln, die aber auch für die allgemeine Sprachwissenschaft einige Bedeutung hat. Betrachtet man das Abnehmen und schließliche Verschwinden des Dualis in den verschiedensten Sprachen, so liegt es nahe, auch den umfangreichen Gebrauch dieses Numerus im Arabischen, seine auf gewisse Fälle eingeschränkte Anwendung im Hebräischen und das Vorkommen nur geringer Spuren von ihm im Aramäischen und Aethiopischen durch ein Beharren des Arabischen auf dem ursprünglichen Standpunkt und ein stufenweises Abweichen davon bei den Schwestersprachen zu erklären; eine solche Ansicht scheint um so berechtigter, als in andern Fällen deutlich ein ähnliches Verhältniß zwischen diesen Sprachen Statt findet. So sieht denn auch L. Geiger die Entwicklung des semitischen Dualis an. Aber dennoch muß ich dieser Ansicht widersprechen und behaupten, daß vielmehr das Hebräische hier den ursprünglichen Gebrauch am treusten bewahrt hat, während er im Arabischen außerordentlich erweitert, in den beiden andern Sprachen aber beschränkt ist*). Das Letztere wird jeder unbedenklich zugeben. Sichre Spuren vom Dual haben wir im Aramäischen und Aethiopischen nur beim Zahlwort; bei einigen biblisch-aramäischen Formen wie bīdayin „mit zwei Händen" ist uns die Bürgschaft der Punctation nicht sicher genug, daß wir uns auf die völlige Uebereinstimmung mit dem hebräischen Gebrauch berufen dürften**). Wichtiger scheint mir allerdings, daß die von Dillmann (äthiop. Gramm. 226 Anm.) zu kel·ē „zwei" (hebr. kil·ayim) noch aufgefundene Dualform dēdē „Thür" wieder ganz dem hebräischen Gebrauch

*) Kurz habe ich diesen Gegenstand früher behandelt im Orient u. Occ. I, 760 und Gött. gel. Anz. 1868, S. 1137 ff.

**) Bēϑ nahrīn scheint eine bloße Uebersetzung von Μεσοποταμία, und ist die Ursprünglichkeit des pluralischen ī daher nicht anzuzweifeln trotz des hebr. ăram nahărayim. (Bēϑ ist hier nicht etwa der St. constr. von bait, Haus, Gegend, sondern die Femininform zu bēn „zwischen".)

entspricht; es wäre = dәlāϑayim (st. constr. dalәϑē) „Doppelthür". Doch ist allerdings auf eine solche einzelne Form nicht viel zu geben, da sie sich zur Noth auch noch anders erklären ließe. Dagegen ist es immer sehr zu beachten, daß das Aussterben des Duals im Aethiopischen nicht grade zu Gunsten der Ursprünglichkeit seines ausgedehnten Gebrauchs in dem mit jenem doch so eng verwandten Arabischen spricht.

Auch im Hebräischen schwindet aus rein lautlichen Gründen der Dual stark zusammen, da seine Endung im st. constr. und vor Possessivsuffixen nicht von der des Plurals zu unterscheiden ist. Ebendasselbe mußte auch im Aram. Statt finden. Vielleicht wäre es jedoch nicht unmöglich, daß man grade umgekehrt die Dualendung hier auf den Plural übertragen hätte *).

Im Hebräischen bedeutet bekanntlich der Dual nicht schlechthin die Zweiheit, sondern die Doppelheit, die paarweise Verbindung (vergl. Ewald, hebr. Gramm. §. 180) **), und wenn einmal ein Wort wie ;ēnayim „2 Augen", auch mit der Zahl 7 verbunden wird, so sehen wir, die Richtigkeit der Punctation vorausgesetzt, daran nur, daß bei solchen Wörtern, die eben nur paarweise gedacht werden, die Fähigkeit der Pluralbildung vollständig verloren ist. Natürlich muß so im Hebräischen der Dual auf Substantiva beschränkt sein und kann sich höchstens einmal im Scherz auf Adjectiva erstrecken, welche ihr Substantivum vertreten, wie ;aṣaltayim „die 2 faulen (Hände)".

Dagegen bedeutet der arabische Dual die bloße Zweiheit und wird derselbe folgerichtig in allen flectierbaren Wortklassen gebildet. Während in den andern semitischen Sprachen die Endung den Diphthong ai oder einen Reflex desselben zeigt, hat das Arabische hier ein ā und nur beim Casus obliq. des Nomens im engern Sinn ein ai ***). Dem im st. absol. aus-

*) Zur Unterstützung dieser Vermuthung darf aber nicht die auf ganz speziellen, späten Lautregeln beruhende Aussprache der hebräischen Plurale bei den Samaritanern benutzt werden.

**) Auch das phönic. QRNJ „Hörner" Mass. 5 dürfte hierher gehören und etwa qarnai = hebr. qarnayim zu sprechen sein.

***) Mundartlich bleibt das ā auch im cas. obliq., wie auch umgekehrt ai vereinzelt im Nominativ vorkommt.

lautenden m, n der andern Sprachen steht ein nach einer weitgreifenden Regel aus na verfärbtes ni *) gegenüber. Mit āni, aini; ā, ai werden nun auch nicht bloß von Substantiven und Adjectiven aller Art, sondern auch vom Pronomen und Verbum Dualformen gebildet. Beide letztere Fälle sind im Grunde identisch, da ja im Verbum nur der pronominale Bestandtheil als Vertreter des Subjects in den Dual tritt (auch wo er, wie in der 3. Pers. nur implicite vorhanden ist). Nur die 1. Person, welche ja auch kein besonderes Femininum hat, bildet im Arabischen keinen Dual, und die 2. Person hat wenigstens für das Femininum keine eigne Form ausgeprägt. Betrachten wir nun diese speziell arabischen Duale, so finden wir, daß sie erst aus den entsprechenden Pluralen oder Singularen gebildet und mithin als jüngere Formen anzusehn sind. Die große Aehnlichkeit dieser Duale entweder mit den entsprechenden Pluralen oder den Singularen gegenüber der oft starken, altbegründeten Verschiedenheit zwischen diesen beiden selbst in allen semitischen Sprachen ist hier ganz deutlich. Ich will zunächst eine Uebersicht über die wichtigsten hierher gehörigen Formen des Verbums geben und wähle zu Paradigmen KTB „schreiben" und QWL „sprechen":

Perfectum.

	3. Pers. masc.	3. Pers. fem.
sg.	kataba . qāla	katabat . qālat
pl.	katabū . qālū	katabna . qulna
du.	katabā . qālā	katabatā . qālatā

	2. Pers. masc.	2. Pers. fem.
sg.	katabta . qulta	katabti . qulti
pl.	katabtumū, katabtum . qultumū, qultum	katabtunna . qultunna
du.	katabtumā . qultumā	

*) So wird selbst das aus na entstandene na des Modus emph. nach ā zu ni in Fällen wie yaktubnānni, und der Accus. des Plur. fem. ātan wird zu ātin, obgleich er so mit dem Genit. zusammenfällt.

Imperfectum Indicativi:

	3. Pers. masc.	3. Pers. fem.
sg.	yaktubu . yaqūlu .	taktubu . taqūlu
pl.	yaktubūna . yaqūlūna	yaktubna . yaqulna
du.	yaktubāni . yaqūlāni	taktubāni . taqūlāni

	2. Pers. masc.	2. Pers. fem.
sg.	taktubu . taqūlu	taktubīna . taqūlīna
pl.	taktubūna . taqūlūna	taktubna . taqulna
du.	taktubāni . taqūlani	

In den andern Modi fällt wie das na von ūna, īna so auch das ni von āni ab. Ebenso heißt es im

Imperativ:

	masc.	fem.
sg.	uktub . qul	uktubī . qūlī
pl.	uktubū . qūlū	uktubna . qulna
du.	uktubā . qūlā	

Dazu halte man die Personalpronomina (ich schließe die suffigierten, soweit sie von den selbständigen abweichen, in Klammern):

		masc.	fem.
3. Pers.	sg.	huwa (hū)	hiya (hā)
	pl.	humū, hum	hunna
	du.	humā	

		masc.	
2. Pers.	sg.	anta (ka)	anti (ki)
	pl.	antumū, antum (kumū, kum)	antunna (kunna)
	du.	antumā (kumā)	

Man sieht, mit Vorliebe folgt die Form des Duals der des Plurals. Wo dieser ūna hat, lautet jener auf āni, aber wo dieser ū, ist die Endung des Duals ā. Dies wird streng durchgeführt sogar bei den Personalpronomen, bei denen doch eben so gut z. B. humāni hätte gesagt werden können. Dagegen war eine ähnliche Bildung nicht wohl möglich von den

auf na auslautenden Pluralen des Femininums, denn diese erst neuerdings aus nā verkürzte Endung hätte das ā des Dualis doch nicht deutlich hervortreten lassen, und im Imperf. wären Formen wie etwa yaktubnāni wenigstens mißtönend gewesen. Man griff also hier bei der wichtigsten Person, der 3ten, zum Singular und bildete so von katabat, qālat: katabatā, qālatā, Formen, die auch genau ebenso im Nomen möglich waren, und machte im Imperf. aus taktubu . taqūlu nach Analogie der beiden andern Dualformen taktubāni . taqūlāni mit anlautendem t, so daß hier die 3. fem. und die 2. zusammen fallen wie im Sing., während der Plural ganz verschiedene Formen hat (taktubūna, taqūlūna gegenüber yaktubna, yaqulna). Die Formen der 2. Pers. fem. waren aber durch ihre Endungen*) wenig zur Basis einer Dualbildung geeignet; hier verzichtete daher die Sprache darauf ganz wie bei der 3. Pers. fem. des Personalpronomens, welches lautlich dieselben Schwierigkeiten bot.

Ich denke, Formen wie katabatā neben katabat zeigen sich deutlich als abgeleitete Bildungen. In einem Falle können wir das nun aber völlig erweisen. Ein arabisches Lautgesetz verlangt die Verkürzung eines langen Vocals in geschlossener Silbe im Wortauslaut nach dem Ton; so muß daher aus rámāt (für dessen ursprünglichere Aussprache ich ramát halte; aram. und theilweise auch hebr. rᵉmāð) rámat werden. Wäre nun die Endung des Duals selbständig atā, so hätte kein Hinderniß bestanden, ramátā zu bilden; daß man rámatā sagt, beweist, daß diese Dualform erst gebildet ist, nachdem jene doch erst auf spezifisch arabischem Boden erfolgte Verkürzung eingetreten war. Vergl. dagegen die Intransitivformen raẓiyat, raẓiyatā, beide ohne Zusammenziehung. Der Einwand, daß in jener Dualform nur nach Analogie des Singulars die Verkürzung geschehen sein möchte, wäre nicht stichhaltig; man beachte nur die Bewahrung so starker Vocalwechsel in diesen Perfecten wie ramā, mat, maita, mau.

*) ti im Perf. ist aus tī verkürzt, welches sich mundartlich daneben immer erhalten hat und jetzt allein üblich zu sein scheint. Aehnlich ist es mit anti, ki neben dem ursprünglichen antī, kī.

Ebenso finden wir nun bei den arabischen Demonstrativ- und Relativpronomen durchweg Duale, bald aus dem Singular, bald aus dem Plural gebildet. Das Demonstrativum ðā, welches sonst auch im Arabischen wie in allen semitischen Sprachen, abgesehen von der Femininbildung, unflectierbar ist und selbst zur Pluralbildung eine ganz andere Wurzel zu Hülfe nehmen muß, hat im Dual ðāni; denn hier bei der Nominalflexion hat die Anhängung der Endung an ein ā keine Schwierigkeit, da das ni stets die Form deutlich kennzeichnet; in den st. const. kann das Wort ja seinem Begriff nach nicht treten. Von dem Fem. tā heißt ebenso der Dual tāni. Während nun Plural und Singular unflectierbar, ist hier bei der bequemen Endung die Bildung eines Cas. obliq. selbstverständlich: ðaini, taini. Es kann aber wohl nicht zweifelhaft sein, daß hier die sonst im Arabischen so seltne und leicht vermeidbare Flexionslosigkeit der Rest eines alterthümlichen Sprachzustandes ist, die flectierten Formen im Dual dagegen jünger sind. Wie ðāni u. s. w. werden auch aus den Zusammensetzungen hāðā, ðāka u. s. w. Duale wie hāðāni, ðānika u. s. w. gebildet. (Die Plurale hā'ulāi u. s. w. sind communia.)

Das mit dem demonstrativen ðā eng zusammenhängende relative ðū, fem. ðātu „der von" (die Uebersetzung „Besitzer" beruht auf einer Verkennung des Ursprungs und hätte L. Geiger nicht in Versuchung führen sollen) hat zwei Plurale, einen alten von der Wurzel, die überall im Semitischen die Plurale der Demonstrative hergiebt, ulū, fem. ulātu*), und einen jungen vom Singular ðū direct hergeleiteten, ðawū, fem. ðawātu. Der Dual lautet nun nach der jungen Form ðawā, fem. ðawātā. Bei der letzteren Form ist sogar das āt des Plurals mit in den Dual herübergenommen; daß hier eine sehr secundäre Bildung vorliegt, kann Niemand verkennen. Während alle diese Formen nothwendig im st. constr. stehn, da ihnen stets ein Genitiv folgt, ist dagegen das gewöhnliche Relativ allaðī, fem. allatī, pl. al'ulā und häufiger in jüngerer Form allaðīna (das

*) Das u ist in allen diesen mit ul anlautenden Formen stets kurz, obwohl die herrschende Orthographie es plene schreibt.

Femininum hat sehr verschiedene Formen) immer im st. absol. zu denken; so lautet hier der Dual ganz in Uebereinstimmung mit dem von ðā: allaðāni, fem. allatāni, cas. obl. allaðaini, allataini. Hiervon gilt dasselbe wie vom eigentlichen Demonstrativ.

Das Arabische giebt auch dem Fragewort man „wer?" zuweilen Plural- und Femininendungen; doch herrscht das unflectierte man vor; und dies ist wie im Einklang mit dem gemeinsemitischem Gebrauch, so auch sicher das alterthümliche; die Dualbildung ist hier natürlich eben so wenig ursprünglich. Bei mā „was" hat dagegen nicht einmal das für die arabische Sprache charakteristische gewaltige Streben nach Flectierung eine solche hervorbringen können; die Bedeutung war dafür zu wenig geeignet, wenn sie auch kein absolutes Hinderniß gewesen wäre (vrgl. die Plurale quae τίνα neben quid, τί, und so wäre auch ein Dual „welche beiden Sachen?" denkbar; ob τίνε neutrisch gebraucht werden kann, weiß ich nicht).

Müssen wir somit in der Erscheinung, durch welche sich der arabische Dual am auffallendsten vom hebräischen unterscheidet, der Anwendung desselben beim Pronomen und Verbum, eine erst auf dem Boden des Arabischen geschehene Neubildung sehen, so werden wir auch den häufigeren Gebrauch beim Nomen im engern Sinn nicht für ursprünglich halten; denn unzweifelhaft hängt ja eben jene Bildung beim Verbum und Pronomen mit der Ausdehnung des hebräischen Dualbegriffs auf den der bloßen Zweiheit zusammen. Wir können uns daher ein näheres Eingehn auf die Bildung des Dualis beim eigentlichen Nomen ersparen, obgleich wir hier in den Lautformen auch noch einige Spuren von dem theilweise jüngeren Alter dieser Bildung finden würden.

Alles weist uns also darauf hin, daß der hebräische Gebrauch des Dualis der frühere ist. Der Uebergang von demselben zu dem arabischen ist ja aber gar nicht so schwierig, zumal das Zahlwort zwei selbst mit seiner Dualform dazu aufforderte. Und grade im Gebrauch der Numeri hat eben das Arabische sehr viele Neuerungen eingeführt; man denke an die so überaus weite Anwendung des Pluralis fractus, an die

theilweise Ausdehnung des weiblichen Plurals (āt) und die Beschränkung des männlichen (ūn). Auch nach der Abtrennung des Aethiopischen hat das Arabische auf diesem Gebiet noch mancherlei Neues geschaffen, wie eben der Vergleich der äthiopischen mit den arabischen Pluralformen zeigt. Es kann daher nicht auffallen, wenn sich das Arabische auch beim Dual selbständig entwickelt hat, während wir diesen bei der Abtrennung des Aethiopischen noch etwa auf dem hebräischen Standpunkt voraussetzen müssen, da sich so das Verschwinden in dieser, die Ausbildung in jener Sprache am besten erklärt. Man scheint mir überhaupt oft die ungemeine flexivische Kraft des Arabischen zu übersehen, wenn man möglichst alle grammatischen Formen desselben schon aus dem Ursemitischen herleiten möchte.

Unser Ergebniß wäre also folgendes: Der Dual bedeutete, und zwar noch zur Zeit, da sich Nord- und Südsemiten schieden,. die paarweise Verbindung; diese Bedeutung hat sich im Hebräischen klar erhalten, obwohl der Gebrauch des Duals auch hier schon im Schwinden ist; im Aramäischen hat sich der Dual fast spurlos verloren; ebenso im Aethiopischen, während derselbe im Arabischen nach der Trennung von jenem die Bedeutung der Zweiheit schlechthin angenommen und sich über alle flectierbare Redetheile ausgebreitet hat.

Ob nun aber jener letzterreichbare Dualbegriff auch der uranfängliche der Semiten ist, wie das Suffix des Duals ursprünglich lautete, und was seine Grundbedeutung gewesen, das sind Fragen, an deren Beantwortung ich mich nicht zu wagen bekenne. Noch viel weniger will ich jedoch behaupten, daß der Dualbegriff auch in andern oder gar in allen Sprachfamilien denselben Entwicklungsgang genommen hätte wie im Semitischen.

Die Redlichkeit nach dem Römischen und Preußischen Landrecht*)

von

Prof. **Baron.**

Darf man eine specifisch juristische Frage in einer Zeitschrift für Völkerpsychologie erörtern? Daß die Erörterung bedeutende psychologische Momente zur Sprache bringt, wird manchem nicht-juristischen Leser nicht genügen. Aber in die Wagschaale fällt, daß die Anschauungen zweier Völker gegenüber gestellt werden sollen, zweier Völker, die sich darin ähneln, daß sie bedeutende politische Gestaltungskraft besitzen und im Adlerfluge den Gipfel ihrer Macht erreicht haben. Entscheidend endlich ist es, daß die Frage gerade in den letzten Tagen Gegenstand einer parlamentarischen Debatte an einem Orte war, und in den nächsten Tagen einer neuen Debatte an einem andern Orte unterliegen wird; dadurch ist sie landläufig geworden; wir müssen leider sagen: sie ist zur Parteisache geworden, es ist leider gelungen, in einer rein psychologischen Frage einen liberalen und reactionären Standpunkt zu entdecken, und man hat bereits angekündigt, daß alle Hebel, welche die Verfassung darbietet, angesetzt werden müssen, um der liberalen Anschauung zu ihrem Recht zu verhelfen.

Lassen wir uns durch den Dunst der Parteireden den Blick nicht trüben; prüfen wir unparteiisch.

Ich nehme den einfachsten Fall zur Illustrirung des in Frage stehenden Princips. A ist der Eigenthümer eines Grund-

*) Es kann selbstverständlich nicht die Absicht dieser, der wissenschaftlichen Forschung gewidmeten, Zeitschrift sein, in politische Tages- und Gesetzgebungsfragen discutirend eingreifen zu wollen. Es ist aber auch kein Grund vorhanden, eine rein wissenschaftliche Untersuchung deshalb auszuschließen, weil deren praktische Bedeutung ihr in der Zeit oder als Anlaß vorangeht. Daß unsere Blätter einer weiteren Untersuchung der Sache auch aus anderen Gesichtspunkten wieder geöffnet sind, bedarf wohl keiner Versicherung. Die Red.

stücks und verkauft solches an B; die Uebergabe des Grundstücks an B soll nach vier Wochen erfolgen, dann soll auch das ganze Geschäft in's Hypothekenbuch (Grundbuch) eingetragen werden. Ein Dritter, Namens C, hat von all dem Kenntniß erhalten, nichtsdestoweniger weiß er den A zu bewegen, ihm dasselbe Grundstück (wahrscheinlich für einen höheren Preis) zu verkaufen; er erhält es auch sofort übergeben, und das ganze Geschäft wird in's Hypothekenbuch eingetragen.

Daß A durch ein solches Verfahren seine Verpflichtungen gegen B verletzt hat, und daß er ihm dafür aufkommen muß, ist außer Zweifel (sowohl nach Römischem als nach Preußischem Recht). Aber das steht in Frage, ob B dem C nichts anhaben kann? Kann er ihm nicht direct zu Leibe gehen, seinen Erwerb anfechten und von ihm die Herausgabe des Grundstücks verlangen?

Diese Frage verneint das Römische Recht, das Preußische bejaht sie. Auf wessen Seite steht die Wahrheit?

Die Preußische Regierung hat nun dem gegenwärtigen Landtage einen Gesetzentwurf über den Eigenthumserwerb der Grundstücke vorgelegt, und in demselben das Princip aufgestellt, daß zum Erwerb von Grundstücken die Uebergabe nicht nothwendig sein soll, sondern daß dazu die Auflassung (d. h. die Erklärung des bisherigen Eigenthümers, daß er die Eintragung des neuen Erwerbers in's Hypothekenbuch bewillige) und die hierauf erfolgte Eintragung genüge. Zugleich hat die Regierung die Gelegenheit ergriffen, um die Vorschriften, nach denen der obengedachte Rechtsfall zu entscheiden ist, abzuändern; sie will das bisherige Preußische Recht abgeändert, und das Römische Recht hergestellt wissen; der § 4 des Regierungsentwurfs lautet:

> Die Kenntniß des Erwerbers eines Grundstücks von einem älteren Rechtsgeschäft, welches für einen Anderen ein Recht auf Auflassung dieses Grundstücks begründet, steht dem Eigenthumserwerb nicht entgegen.

Diesen § hat das Herrenhaus in seiner Sitzung vom 6. Februar gestrichen, und zu einem späteren § einen Zusatz beschlossen, wonach derjenige, welcher durch ein älteres Rechtsgeschäft ein Recht auf Auflassung erworben und den Besitz erlangt hat, in

einer Klage gegen den späteren, das ältere Rechtsgeschäft kennenden Erwerber, der in's Grundbuch eingetragen worden ist, die Ungiltigkeitserklärung dieser Eintragung beantragen dürfe.

Daß diese Beschlüsse unabhängig vom politischen Standpunkt der einzelnen Mitglieder des Herrenhauses gefaßt worden sind, geht unbestreitbar daraus hervor, daß die Herren v. Goßler, v. Kleist-Retzow, v. Bernuth und Dr. Dernburg allesammt gegen die Regierung stimmten. Nichtsdestoweniger behauptet eine Zeitung vom 7. Februar, daß die Herrenhausabstimmung wieder einmal bewiesen habe, daß Reformen lediglich von der Reichsgesetzgebung ausgehen können, über das Herrenhaus aber zur Tagesordnung übergegangen werden müsse. Auf wessen Seite steht die Wahrheit?

Bei einer rein und streng juristischen Beurtheilung der Sache wird man unbedenklich zu der Römischen Vorschrift gelangen. Denn wer ein Grundstück verkauft, verspricht eine Handlung: nämlich die Leistung des Grundstücks an den Käufer; aber bis er den Kaufvertrag erfüllt, hat er noch nicht die Disposition über das Grundstück verloren; also ist er noch immer in der Lage, das Grundstück einem Anderen zu verkaufen und es ihm zu leisten; freilich liegt darin ein Contractbruch gegenüber dem ersten Käufer, und der Römische Gesetzgeber ist keineswegs gewillt, diesen Contractbruch ungesühnt hingehen zu lassen; aber er legt die Sühne darein, daß der Verkäufer dem ersten Käufer den Schaden, der ihm aus dem Vertragsbruch erwuchs, ersetzen muß; dem zweiten Käufer läßt das Römische Recht das Grundstück, denn er hat es von Jemandem erworben, der das Dispositionsrecht über die Sache hatte.

Ein bedeutender Lehrer des Römischen Rechts unserer Zeit hat die Behauptung aufgestellt, daß durch das Privatrecht ein Zug des Egoismus hindurchgehe. Nun, in der Römischen Lehre vom Eigenthum ist dieser egoistische Zug leicht erkennbar; es ist dort sehr selten etwas von Redlichkeit zu lesen; das Eigenthum wird erworben, gleichviel welche Mittel zum Erwerbe geführt haben; das Eigenthum wird ausgeübt, gleichviel welches Resultat eintreten möge: qui jure suo utitur, neminem laedit. Es giebt keine Gesetze über Vorfluth, keine Bestimmungen über

Waldkultur, keine Bergwerksordnungen, keine Verordnungen über das Maß des Grundeigenthums (trotzdem, wie Plinius sagt, latifundia perdidere Italiam) u. s. w. Alles erledigt sich nach dem Grundsatz der rein formalen Freiheit; der Eigenthümer kann mit seiner Sache machen, was er will, Niemand hat ihm darein zu reden; rücksichtslos darf er sein Recht ausbeuten, nur da hat es seine Grenze, wo es auf das Recht eines Anderen stößt. Deshalb empört sich das moderne Rechtsbewußtsein gegen das Römische Recht namentlich auf dem Gebiete des Eigenthums; der egoistische Zug in der Römischen Eigenthumslehre ist zunächst unserem Gefühle zuwider, und von da aus hat ein bedeutender Einfluß auf die rechtlichen Anschauungen unserer Zeit stattgefunden.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, das Römische Recht gegen sich selbst aufzurufen. Im Obligationenrecht nämlich (dem Recht der Forderungen und Schulden) legt das Römische Recht selbst das größte Gewicht auf Treu und Glauben, auf Redlichkeit, auf bona fides, auf id quod aequum et bonum est; es belastet den Gläubiger und Schuldner in unzähligen Fällen mit Pflichten, an die sie bei Abschließung des Vertrages nicht gedacht haben — bloß deshalb, weil Treu und Glauben es verlangt, weil redliche Menschen redlich handeln müssen. Wie markig lautet die alte Rechtsformel: uti inter bonos viros bene agier oportet! Und wie reizend ist die Geschichte von dem Weinbauern, der seinen Wein ohne die Fässer, abzunehmen vor der Erndte, verkauft hatte, und den der Käufer im Stiche ließ; als er sich Raths bei einem Juristen erholte und er bemerkte, daß er seine Fässer zur neuen Erndte brauche, so ward ihm die Antwort, er solle zunächst fremde Fässer miethen. „Aber wie, wenn es keine zu miethen giebt, weil alle Welt die Fässer braucht?“ Dann sollst Du (meinte der Jurist) dem Käufer androhen, Du werdest den Wein ausgießen. „Aber wie, wenn diese Drohung keinen Effect auf den Käufer macht?“ Dann hol' Dir Zeugen, und in ihrer Gegenwart gieße den Wein aus.

Darum scheint es mir, daß das Römische Recht in seiner Entwicklung stehen geblieben, als seine Meister und Jünger es unterließen, seine Anschauungen über Treu und Glauben von

den Obligationen auf das Eigenthum zu übertragen. Der Rechtshistoriker trauert über die allzulangsame Bewegung der Rechtsidee; den modernen Weltbürger erhebt es, daß das bedeutendste Rechtsvolk der Geschichte den späteren Zeiten noch Manches zu schaffen und zu bessern gelassen hat.

Ein Kaufvertrag ist geschlossen worden; ein Dritter verlangt vom Verkäufer, daß er diesen Vertrag nicht halte, und vielmehr ihm die Sache verkaufe. Ist das redlich? Ist das mit Treue und Glauben zu vereinbaren? Das Beste, was zu Gunsten dieses Dritten gesagt werden kann, ist Folgendes: er ist nicht Willens, den ersten Käufer um den Gewinn zu bringen, welchen letzterer aus dem Kaufgeschäft erwartet; er weiß vielmehr, daß der Verkäufer dem ersten Käufer den Schaden ersetzen muß, welchen letzterer durch die Nichterfüllung des Vertrages erleidet, und er will, daß dies geschehe. Aber selbst, wenn wir diese Gesinnung in dem Dritten voraussetzen, so begeht er ein doppeltes Unrecht. Einmal darin, daß er aus selbstischem Interesse verlangt, daß dem ersten Käufer *in einer anderen Form* Genüge geschehe; der erste Käufer soll den Ersatz seines Schadens, d. h. *Geld* erhalten, er wollte aber vielmehr das *Grundstück* erwerben. Sodann darin, daß er die Befriedigung des ersten Käufers nicht abwartet, sondern sich selbst das Grundstück sofort leisten läßt; ein redlicher Mann hätte den ersten Käufer von seinen Intentionen benachrichtigt, und ein gütliches Abkommen zwischen ihm und dem Verkäufer herbeizuführen getrachtet.

Anders, wenn der Dritte, der dem Verkäufer ein neues Kaufgeschäft anbietet, von dem ersten Kauf nichts weiß. Zwar seine That ist dieselbe: er hat eine bereits verkaufte Sache gekauft; aber diese That kann, wenn er den ersten Kauf nicht weiß, ihm nicht zugerechnet werden, er hat sich nicht gegen Treu und Glauben vergangen, er braucht nichts zu sühnen und nicht zu büßen.

Und so hat es längst Juristen gegeben, welche das Preußische Landrecht ein „moralisches Gesetzbuch" genannt haben, weil es dem moralischen Princip *überall* zur Anerkennung verholfen hat; es hat den Grundsatz aufgestellt, daß man Redlich-

keit nicht bloß Demjenigen schuldig ist, mit welchem man einen Vertrag abgeschlossen hat, sondern aller Welt. Denn das bedeutet der Satz: die bona fides ist nicht bloß in Obligationen, sondern auch beim Erwerb des Eigenthums zu wahren, und das ist der Fortschritt, welchen das Privatrecht nach den Römern bei den Preußen gemacht hat. Vielleicht war der Fortschritt schon im Volksbewußtsein geschehen, als im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts das Preußische Landrecht abgefaßt wurde, so daß ihn die Redactoren aus dem Volke genommen haben; vielleicht geschah er erst in den Köpfen der Redactoren und er ist durch die fast achtzigjährige Geltung des Gesetzbuchs ins Volksbewußtsein eingedrungen. So ist denn allerdings eine Differenz zwischen dem Preußischen und dem sog. Gemeinen deutschen Recht eingetreten, und hier wie sonst ist das Bedürfniß der Zeit die Herstellung der Rechtseinheit; in welchem Sinne diese zu geschehen habe: das kann nach dem Vorstehenden nicht zweifelhaft sein.

Zum Schluß die Bemerkung, daß das Herrenhaus das bisherige Preußische Recht nicht in seinem ganzen Umfange gewahrt hat; es soll nämlich der erste Käufer nur dann, wenn er bereits in den Besitz des Grundstücks gesetzt worden ist, die Eintragung des zweiten Käufers in das Grundbuch anfechten können. Das ist eine Concession, welche nicht den Namen eines Compromisses verdient; es ist ein Rückschritt.

Die Sprache als Kunst von G. Gerber.

Wer den ersten Band eines systematischen Werkes zu beurtheilen unternimmt, läuft Gefahr, unrichtig oder ungerecht zu urtheilen; jedenfalls muß er sich vorbehalten, nach dem Abschluß des Werkes sein Urtheil berichtigen zu dürfen. Unterdessen kann es dem Verfasser erwünscht sein, vorläufige Urtheile zu vernehmen; er wird darauf hin zwar seinen zweiten Band schwerlich ganz umarbeiten, aber Manches darin vielleicht etwas anders fassen als sonst geschehen wäre. Daß er erscheine, und zwar bald, wünschen wir aufrichtig, theils eben um unser Urtheil über den ersten Band daran zu bewähren, theils im Interesse der Sache und Wissenschaft, denen der Verfasser jedenfalls mit seinem Werke einen nicht nur negativen Dienst leistet. Es wäre um so mehr zu bedauern, wenn dieses Werk unvollendet bleiben sollte, da wir vor Kurzem das in der Anlage ähnliche, ebenfalls von einer eigenthümlich hohen Auffassung der Sprache ausgehende und viel versprechende Buch von L. Geiger „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft" (s. diese Zeitschr. Bd. VI, 465) durch den allzu frühen Tod des Verfassers jenem Schicksal unterliegen sahen. Wir sprechen sogar schon hier die Erwartung aus, daß der zweite Band uns mehr befriedigen werde als der erste; denn wenn er auch manche Hauptsätze des ersten und den Titel des Ganzen schwerlich rechtfertigen, sondern einen Fehler in der Grundansicht noch offenbarer machen wird, so wird er doch ohne Zweifel Gegenstände enthalten (besonders die Formen der bisher sogenannten didaktischen Poesie), die eine Behandlung nicht nur in hohem Maße verdienen und bedürfen, sondern auch ohne strenge Abhängigkeit von den Grundsätzen des ersten Bandes behandelt werden können. Kommt damit allerdings ein Mißverhältniß zwischen den beiden Bänden in Aussicht, so glauben wir um so mehr den ersten als ein gewissermaßen für sich bestehendes Werk schon jetzt besprechen zu

dürfen, wenigstens in seiner allgemeinen Hauptansicht eben von der „Sprache als Kunst", während in dem „besonderen Theil" auch Gegenstände behandelt werden, welche mit jener Hauptansicht nicht zusammenhängen und auch sonst weniger die Kritik herausfordern. Wir werden also unsere Besprechung zunächst und hauptsächlich auf das Verhältniß der Sprache zur Kunst richten, resp. auf die Möglichkeit und Nothwendigkeit der vom Verfasser aufgestellten „Sprachkunst" als einer besonderen Art oder Sphäre der Kunst neben den bisher angenommenen Künsten. Wenn wir diese Auffassung principiell glauben bestreiten zu müssen, so ist damit über den Werth des Buches im Uebrigen und auch im Ganzen keineswegs schon ungünstig abgeurtheilt, denn es bleibt ja möglich, was nicht selten vorkommt, daß vom Verfasser nur der Titel unrichtig gewählt und das unstreitige Verdienst der Arbeit nur an einem falschen Orte gesucht wurde. Jedenfalls bleibt dem Verfasser das Verdienst, die wissenschaftliche Bearbeitung eines Gebietes unternommen zu haben, welches bisher zwar nicht ganz brach lag, aber meistens nur oberflächlich behandelt wurde, ohne rechten Zusammenhang in sich selbst und mit anderen: das Gebiet, welches Bestandtheile der Etymologie und Onomatik, der Syntax, Rhetorik, Stylistik und Poetik umfassend, die Sprachwissenschaft mit der Aesthetik verbindet und allerdings reich genug ist, um eine besondere Wissenschaft auszumachen (vergl. diese Zeitschr. Bd. IV, S. 470. Steinthal, Abriß d. Sprachw. I, S. 34). Aber der Verf. will eine besondere Kunst daraus machen, die „Sprachkunst", entsprechend der Tonkunst, aber verschieden von der Dichtkunst, gerade weil nicht für diese, wohl aber für jene, die Sprache als solche das Material sei, und er meint, die Sprachkunst sei nur darum bisher übersehen worden, weil sie allerdings schwer abzugränzen, ihre Produkte zum Theil nur von flüchtigem, unselbständigem Dasein oder nur allzu nahe liegend seien, und die Sprache daneben im Dienst des alltäglichen Bedürfnisses allerdings ihre künstlerische Natur leicht vergessen lasse (S. IV und 43 ff.). Uns scheinen diese Gründe, welche bisher die Aufstellung einer selbstständigen Sprachkunst sollen verhindert haben, in der That so triftig, daß sie auch Herrn G. von seinem Versuch hätten ab-

halten sollen. Eine Vergleichung der Sprache mit der Kunst liegt zwar nahe und ist jedenfalls fruchtbar, aber sie wird trotz einiger unverkennbarer Berührungen zwischen den beiden Gebieten doch zu dem Ergebniß führen, daß die bisher festgehaltene Unterscheidung derselben nothwendig und heilsam ist. Eine wirkliche Erweiterung der wissenschaftlichen Erkenntniß führt meistens auch neue Namen mit sich und vollzieht sich oft geradezu auf diesem Wege, aber bedenklich ist es immer, einen neuen Terminus einfach durch Bildung eines zusammengesetzten Wortes wie „Sprachkunst" zu gewinnen, da dergleichen zwar eine bildliche Anschauung, aber keineswegs einen klaren Begriff ergeben, so daß man im vorliegenden Fall immer wieder fragen muß, ob es sich um eine dauernde Verbindung von Sprache und Kunst zu einer neuen Einheit oder nur um eine vorübergehende Vergleichung beider handelt. In der That scheint der Verf. in seinem eigenen Sprachgebrauch sich zu verwirren, indem er einerseits sein ganzes Werk, die Sprache als „Kunst" nennt, andererseits eben diesen Ausdruck für eine bloße Unterart braucht, coordinirt mit „Sprachkunst", und „Sprachkunst im Dienste der Sprache", weiterhin von der „Sprache als Kunst" eine „Kunst der Sprache" (nicht „Kunstsprache") unterscheidet und endlich sogar noch von einer „Technik der Sprachkunst" oder „Kunsttechnik der Sprache" redet. Indessen wollen wir auch diese Uebelstände nicht zum voraus und über Gebühr geltend machen, da die Sprache (wie Herr G. zur Genüge nachweist) ihre angestammte bildliche Natur nie ganz abzustreifen, also für die Wissenschaft nie ganz zutreffende Bezeichnungen herzustellen vermag (wie denn z. B. auch der Name „Völkerpsychologie" manchen Bedenken unterliegt); es kann ja auch eine an sich ungenügende oder verfehlte Benennung nothdürftige Dienste leisten, wenn sie klar definirt und in dem einmal angenommenen Sinne festgehalten wird: die Frage wird also nur sein, ob die „Sprache als Kunst" und die „Sprachkunst" in sachlicher Hinsicht sich als haltbar erweisen.

Um seine Grundanschauung durchzusetzen, muß der Verf. einerseits Zugehörigkeit der Sprache zur Kunst im Allgemeinen behaupten, andrerseits die Sprachkunst möglichst von der Dicht-

kunst unterscheiden, um eben für sie einen besonderen Platz im System der Künste zu gewinnen. Es ist einleuchtend, daß diese doppelte Aufgabe nicht leicht zu lösen ist; wir wollen aber Schritt vor Schritt dem Versuche des Verf. folgen. Zunächst also stellen wir alles Wesentliche zusammen, was er für den Kunstcharakter der Sprache anzuführen weiß, und erlauben uns dabei nur, wie auch bei unserer weiteren Darstellung, zusammen zu fassen, was Herr G. theilweise zerstreut oder auch wiederholt vorbringt.

Eine auffallende und unbestreitbare Verschiedenheit zwischen Kunst und Sprache besteht nach gewöhnlicher Ansicht darin, daß die Sprache Gemeingut aller Menschen, die Kunst aber, wenigstens was das Vermögen zu schöpferischen Leistungen betrifft, nur Wenigen verliehen zu sein scheint. Um diese Scheidewand umzustoßen oder zu durchbrechen, macht Hr. G. natürlich von Seite der Kunst geltend, daß im Grunde doch auch sie in ihrer geschichtlichen Erscheinung vom Gesammtgeist der Völker und Zeitalter getragen und auch bedingt werde, noch mehr aber betont er die unleugbar mehr oder weniger allgemeine Fähigkeit zum Genuß der Kunstwerke und die ziemlich verbreitete Anlage auch zu künstlerischem Schaffen, welche freilich selten zu förmlicher Ausbildung und Ausübung gelangt, sondern meistens bei gelegentlichen Versuchen stehen bleibt (S. 10—15. 104. 133. 190. 275). Nun wird am allerwenigsten vom Standpunkt der Völkerpsychologie aus bestritten werden, was Wahres zunächst in der ersteren Auffassung liegt, um so weniger als dieses Wahre bereits so ziemlich in der neueren Kunst- und Litteraturgeschichte anerkannt und angewandt, ja durch sie auch schon in weiteren Kreisen verbreitet ist. Aber man mag den Einfluß des Volksgeistes und Zeitalters auf die einzelnen Künstler noch so hoch anschlagen, man mag sogar die größten unter ihnen noch so sehr nur als Organe der Gesammtheit ansehen: es bleibt doch noch immer zwischen ihnen und der Masse ein gewaltiger Unterschied, der nicht verwischt werden darf, wenn nicht Consequenzen angenommen werden sollen, die denn doch theilweise zu offenbaren Absurditäten führen würden. Man kann nie genug betonen, was Herr G. in seiner Grundansicht und durch sein ganzes Werk hindurch mißachtet (obwol er sonst durchaus richtige

und würdige Ansichten über die höchsten Zwecke der Kunst ausspricht) daß „Kunst" in unserer deutschen Sprache, viel zutreffender als in anderen, von „Können" benannt und daß eigentlich schon mit dieser Etymologie von ihrem Begriff a priori Alles ausgeschlossen ist, was nach Halbheit und Ohnmacht bloß dilettantischer Versuche aussieht. Allerdings hat sich die Kunst geschichtlich aus sehr unvollkommenen Anfängen von Cultur überhaupt herausgearbeitet, aber schon hier müssen sich Einzelne vor den Uebrigen hervorgethan haben und Niemand wird, wenn die Kunst auch in ihrer weiteren Entwicklung noch durch manche Versuchsstationen hindurchgegangen ist, die vielleicht ihr anhängenden Spuren davon als Merkmale in ihren vollendeten Begriff aufnehmen, der wesentlich die erwachsene Meisterschaft verlangt. Der Künstler mag sein persönliches Vermögen aus noch so vielen Quellen, die rings um ihn fließen, geschöpft haben und diese mit Anderen theilen: daß sie in ihm zu Einem Quell schöpferischer Begeisterung zusammenrinnen, daß er sie faßt, hegt und nutzt, das eben ist der „springende Punkt" seiner eigenthümlichen Natur und Berufung, das ist und bleibt sein persönliches Werk, Verdienst und Eigenthum; wer mit unberechtigter Freigebigkeit dieses Eigenthum von Personen an die Gesammtheit verschenken will, greift in die Sphäre göttlicher Vollmacht ein und reicht überdieß dem Durchschnitt der Menschheit eine Gabe von für ihn sehr zweifelhaftem Werthe. Es scheint uns klar, daß politisches und sittlich-religiöses Leben, ja auch die Wissenschaft, weit eher dem Gesammtgeiste zugeeignet werden können und müssen, als die Kunst. Herr G. hat übrigens in das Wesen der letzteren zu tiefe Blicke gethan, um zu verkennen, daß die Abstände unter den Menschen in Bezug auf künstlerische Begabung und Schöpfung größer sind als die in Bezug auf Sprachfähigkeit, aber um sein Princip zu retten, also um Sprache und Kunst einander möglichst nahe zu bringen, übertreibt er die muthmaßliche Verschiedenheit des Antheils der einzelnen Menschen schon an der ersten Schöpfung der Sprache, und die unbestreitbare, aber doch wenig auffallende Verschiedenheit der Individuen in Hinsicht auf gewandten Gebrauch der fertigen Sprache, ungefähr ebenso stark, als er auf

dem Gebiet der Kunst die Unterschiede abschwächt, und so kann denn freilich zuletzt ein Gleichgewicht hergestellt werden. Aber offenbar geschieht dieß auf Kosten der Kunst, so daß der Begriff der Sprache übermäßig erhoben, der der Kunst verhältnißmäßig herabgedrückt oder so erweitert und verflacht wird, daß am Ende allerdings die Sprache ihm Genüge leistet, dann aber gewiß auch noch manche andere Fähigkeiten und Fertigkeiten, die man bisher nur mit einem ironischen Seitenblick oder Beigeschmack „Künste" zu nennen pflegte. In der That, was kann nicht Alles — aber was soll am Ende dabei herauskommen, wenn man Begriffe so verzerrt, wie es der Verf. thut, indem er (S. 133) Stellen von Böckh und Göttling anführt, wonach „jede Aeußerlichmachung eines Innern", jedes „Schaffen einer Form für einen Gedanken" „Kunst" zu nennen wäre? Und wenn der Verf. mit bewunderungswürdiger Consequenz nun auch den Begriff einer einzelnen Kunst, der Poesie, so erweitert, daß einerseits „die meisten sogenannten Lügen der Kinder" andererseits „Hegel's Logik" Werke der Poesie genannt werden können (S. 136—7), so kann man in der That nur noch fragen, ob denn dieser Begriff von Dichtkunst nicht weit genug sei, um auch die ohnehin doch so nahe verwandte „Sprachkunst" nach bisherigem Sprachgebrauch in sich aufzunehmen und dadurch die ganze Mühe und Gefahr einer Revolution im Reich der Künste unnöthig zu machen! Weit eher können wir manche einzelne Züge von Uebereinstimmung zwischen Kunst und Sprache zugeben, so z. B. den daß die Schöpfung der Sprache auf die Seele eine befreiende Kraft ausüben mußte ähnlich wie die Erschaffung eines Kunstwerks sie auf den Künstler übt (S. 189); ferner, was damit zusammenhängt (vergl. S. 159), daß die Sprache in ihren Lautbildern eben auch nur einen „Schein" der Dinge erzeugt wie das „Schöne" in der Kunst (S. 250); aber alles das und noch Anderes kann man ja einräumen ohne darum die Sprache zur Kunst zu erheben, da neben jenen Aehnlichkeiten auch ebenso große und viele Verschiedenheiten stattfinden — wie wir noch zur Genüge darthun werden — und zwar theilweise mit den Aehnlichkeiten selbst unmittelbar verbundene; denn jene Scheinbilder z. B. werden, nach des Verf. eigenen Worten

(a. a. O.) von der Sprache „absichtslos“ (unbewußt) geschaffen und können nur „Materialien zu Werken der Kunst“ werden, was doch einen Unterschied ausmacht, vielleicht so groß wie der zwischen Natur und Kunst überhaupt oder der zwischen Naturschönem und Kunstschönem.

Die Vergleichung zwischen Sprache und Kunst ist aber trotz dem Widerspruch, den wir gegen die Gleichsetzung der beiden erheben, so unvermeidlich und fruchtbar, daß wir sie noch weiter verfolgen müssen. Wir bemerken zunächst, daß man bei jener Vergleichung unter „Kunst“ immer vorzugsweise die „bildende“ Kunst im Auge hat. Das erklärt sich freilich zunächst aus dem herrschenden Sprachgebrauch, der das Wort „Kunst“ oft in jenem engeren Sinne nimmt, dann wol auch daraus, daß die bildende Kunst durch die unmittelbare Anschaulichkeit ihrer Werke einen schärferen Gegensatz gegen die den zeitlichen Künsten sich zuneigende Sprache zu bilden und eben darum zu jenem Zwecke dienlicher zu sein scheint als die Musik und besonders die Poesie, welche, indem sie selbst der Sprache bedarf, die Vergleichung eher zu verwirren scheint. Daß aber Plastik und Malerei das Wesen der Kunst im Allgemeinen etwa vollkommener darstellen als Musik und Poesie, kann doch nicht der endgültige Sinn jenes Sprachgebrauches sein, zumal in einer Zeit, wo wenigstens die Musik (freilich mehr in Aufführung und Verbreitung als in Schöpfung von Meisterwerken) eifriger betrieben wird als jemals. Aber gerade das theilweise Uebermaß und die Ausschreitungen, die wir auf diesem Gebiete erleben, würden vielleicht weniger stattfinden, wenn auch der Sprachgebrauch dazu beitrüge, uns das einheitliche Gesammtwesen aller Künste stets gegenwärtig zu erhalten; so lange zwar der ausübende Musiker, sogar der Virtuos von gewöhnlicher Sorte, „Künstler“ genannt wird wie der Bildhauer und Maler und etwa noch der Schauspieler, dem Componisten aber und dem Dichter jener allgemeine Name nicht ebenso gut zukommen soll, so lange leiden wir an einer Entartung des Geschmackes und Kunstbetriebes im Ganzen und haben uns nicht zu verwundern, wenn die einzelnen Künste (auch die Malerei in der überwuchernden Illustration!) fortwährend krankhafte Erschei-

nungen zu Tage fördern, weil ihnen eben die heilsame Wechselwirkung, der bald beruhigende, bald anregende Einfluß auf einander, kurz das gemeinsame Grundmaß mangelt. Diese Betrachtung ist insofern keine Abschweifung von unserem Gegenstande, als eben unter der ungleichen Schätzung und der fortwährenden Verrückung der Grenzen der einzelnen Künste auch die Vergleichung der Sprache mit der Kunst im Allgemeinen leiden muß, und es ist jedenfalls fraglich, ob nicht eine scharfe Vergleichung der Sprache mit den ihr am nächsten verwandten Künsten noch rathsamer wäre als die mit den bildenden. Indessen kommen wir auf die erstere nachher noch zu sprechen und die letztere ist nun einmal die vorherrschende, auch bei unserem Verfasser, der daraus geradezu eine seinem System wesentliche Parallele zwischen „Sprachkunst" und Plastik abgeleitet hat. Die Vergleichung im Allgemeinen hat übrigens schon Heyse angestellt, aber nicht im Sinne des Herrn G., der daher gegen ihn zu Felde zieht. Wir können nun zwar die Heyse'sche Darstellung nicht in allen Punkten gegen Herrn G. in Schutz nehmen, aber in der Hauptsache scheint sie uns doch Recht zu behalten. Wir verzichten übrigens darauf, diesen Streit hier zu referiren und unsererseits fortzusetzen, da an eine Erledigung desselben kaum zu denken ist, so lange man sich nicht vorher verständigt hat über die Bedeutung der darin eine Hauptrolle spielenden Wörter „Form" und „Stoff" in der Kunst überhaupt, da insbesondere „Stoff" bald gleich „Material" genommen, bald davon unterschieden aber wieder mit „Inhalt, Gegenstand" verwechselt wird. Wir verweisen für die Dialektik dieser Begriffe auf die Erörterungen von Steinthal in dieser Zeitschr. Bd. IV, 473 ff., VI, 285 ff. und für die Analogie von Kunst und Sprache auf des Genannten neustes Werk „Abriß der Sprachwissenschaft" Bd. I, S. 57—59. Nach Steinthal fallen Sprache und Kunst unter den gemeinsamen Begriff von „Darstellung" und er sagt (in dieser Zeitschr. IV, 479) die Sprache stelle noch reiner dar als jede Kunst, weil sie die Form fast stofflos hinstelle (worin sie doch von der Musik wol übertroffen wird, vergl. VI, 297), während nach VI, 291 der Unterschied von Sprache und Kunst darauf beruhen soll, daß die erstere auf Erkenntniß und Mit-

theilung sich richte, was die Kunst nicht thue. Diesen Unterschied, der allerdings bedeutend, aber doch nicht erschöpfend ist, macht auch Heyse geltend, nur mit etwas anderen Worten, und wenn Herr G. dagegen behauptet, auch die Kunst stelle für den Verstand dar wie auch die Sprache für die Phantasie, so schiebt er offenbar dem ersteren Worte die Bedeutung von „Verständniß“ unter, welches allerdings den Genuß der Kunstwerke vermitteln muß, aber doch eben durch die Phantasie vermittelt wird. — Ob die Laute bloßes „Mittel der Aeußerung“ genannt werden können oder aber „Stoff“ im Sinne des Materials der bildenden Kunst, wird auch davon abhängen, ob man die Sprache in ihrer Schöpfung oder in ihrem späteren Gebrauch im Auge hat, denn daß diese beiden Perioden unterschieden werden müssen, sieht Herr G. richtig, wenn auch die Richtigkeit seiner denselben theilweise entsprechenden Benennungen „Sprache als Kunst“ und „Sprachkunst“ noch fraglich bleibt. Recht haben mag er gegen Heyse darin, daß der Stoff eines Kunstwerkes nicht ein rein Natürliches, an sich Geistloses und Todtes sein müsse, also die Sprache nicht darum nicht Kunst sein könne, weil ihre Laute schon an sich etwas Bedeutsames seien; aber Unrecht müssen wir ihm wieder geben — wie bei der Behauptung allgemein menschlicher Fähigkeit zur Kunst, welche Heyse ebenfalls bestreitet — in einem damit zusammenhängenden weiteren Hauptpunkte, der nach unserer Ansicht die Unvereinbarkeit von Sprache und Kunst in's hellste Licht setzt.

Man kann die Kunst von der subjektiven Seite betrachten, die das Wort zunächst bedeutet, von Seiten des spezifischen Vermögens des Künstlers, der schöpferischen Phantasie, wie wir es bereits gethan haben; aber eben weil jenes Vermögen wesentlich ein produktives ist und nur in wirklichen Schöpfungen sich bewährt und beruhigt, ist das objektiv gewordene, vollendete Werk als solches erst die Erfüllung des Wesens aller Kunst und darauf beruht ja auch der einzige Vorzug der Kunst vor allen anderen Sphären geistiger Thätigkeit, daß sie fertige Werke zu Stande bringen kann, weil sie eben nur den Schein der Vollkommenheit zu erzeugen braucht. Wie verhält sich nun zu dieser Hauptforderung die Sprache? thut sie ihr Genüge? Natürlich

handelt es sich hier nicht darum, ob es in Sprachform erscheinende Kunstwerke der Dichtkunst oder am Ende auch einer besonderen „Sprachkunst" gebe, sondern ob die Sprache selbst, an sich schon, ein Kunstwerk sei. Sie müßte dann vor Allem ein in sich abgeschlossenes Ganzes sein. Ist sie dieß? Heyse leugnet es mit Recht, und was Herr G. (S. 106) dagegen bemerkt, ist mehr Ausrede als Einrede. Allerdings „bietet die lebendige Sprache nur Ganzes", nämlich Sätze (nicht zerstreute Wörter und Formen, wie sie in Grammatik und Lexikon behandelt werden) und man kann sogar mit Herrn G. sagen, daß schon die Wurzel ein Satz (natürlich in zusammengedrängter oder noch nicht entwickelter Gestalt) sein mußte. Aber folgt daraus, daß die Sprache selbst, als Ganzes betrachtet, ein Kunstwerk sei? Herr G. behauptet dieß freilich auch nirgends geradezu mit diesen Worten, und an vielen Stellen spricht er vielmehr die richtige Ansicht aus, daß die Sprache überhaupt nie als fertiges Produkt, sondern nur als der immer erneute Akt und Versuch zu betrachten sei, durch Sprechen den Gedanken darzustellen, was doch eben nie ganz gelingen könne. So spricht er denn allerdings auch (S. 274) nur von einem „Kunsttriebe" und „Kunstsinne", aus welchem die Schöpfungen der Sprache quellen, aber gleich nachher führt er eine Stelle von Leo an, wonach die Sprache „das erste Kunstwerk ist, was der zum Bewußtsein kommende Mensch schafft", und in der That kann ja Herr G. dieser Consequenz nicht wohl ausweichen, wenn die Sprache „durch und durch Kunst" sein soll (S. 312). Aber ein bloßes Wollen, wie es in den stets sich erneuenden Akten des Sprechens sich kund gibt und nie zu fester Gestaltung gelangt, ist und bleibt das gerade Gegentheil von aller Kunst, und auch eine fertige Sprache als solche, läßt sich höchstens als Inbegriff der zum Gebrauch bereiten und geeigneten Wörter und Satzformen betrachten, also höchstens als ein Mechanismus; zu einem Organismus (den Becker in der Sprache sehen wollte) fehlt ihr das selbsteigene seelische Leben, das auch dem Kunstwerk innezuwohnen und zu entströmen wenigstens scheinen muß. So stoßen wir mit der uns vom Verf. zugemutheten Auffassung der Sprache

als Kunst beim besten Willen allenthalben auf Unzulänglichkeiten, und er selbst verräth vielfach in den wechselnden Ausdrucksweisen, die er für seinen Hauptgedanken sucht, die Unhaltbarkeit desselben.

Es ist bereits bemerkt worden, daß er einerseits den Begriff der Kunst und der einzelnen Künste möglichst abzuschwächen und besonders auf die bloßen Anfänge und Anhänge derselben auszudehnen sucht, um dann innerhalb dieses erweiterten Bereiches auch der „Sprache als Kunst" eine Stelle zu sichern: ein anderes Hülfsmittel zum selben Zweck ist die ausdrückliche Unterscheidung von bewußter und unbewußter Kunstthätigkeit und die Zuweisung der Sprache an die letztere (S. 332—3); ähnlich soll sich Grammatik und Rhetorik als unbewußte Sprachkunst zu bewußter verhalten. Diese Unterscheidung ist wichtig und enthält auch etwas sachlich Richtiges, denn es kann und soll ja nicht geleugnet werden, daß bei der Vorbereitung des Kunstwerkes zunächst in der Phantasie des Künstlers unbewußte Elemente mannigfach mitwirken, wenn auch nicht in dem Grade wie bei der Schöpfung der Sprache, durch welche ja gewissermaßen das geistige Bewußtsein des Menschen erst zu Stande kam; aber bei der Ausgestaltung des Kunstwerkes ist das freie Walten klaren Bewußtseins wieder ein so wesentliches Merkmal, daß von „unbewußter" Kunstthätigkeit eigentlich nur mit contradictio in adjecto gesprochen werden kann.

S. 312—13 zieht der Verf. in einem „Anhang" eine Parallele zwischen den Entwicklungsformen der Sprache und der Schrift, welche sonst zutreffend ist, aber für seinen Zweck nichts beweist; denn wenn es auch richtig wäre, „daß die Schrift von Anfang an als Kunst auftrete", so würde daraus noch immer nicht das Entsprechende und Gewünschte für die Sprache folgen, schon darum nicht, weil ja die Schrift jedenfalls viel später entstand als die Sprache. Ueberdieß aber kann schwerlich behauptet werden, daß die ältesten Schriftzeichen oder Bilder zugleich Kunstcharakter haben oder auch nur nach der Intention der Erfinder haben sollten; die ägyptischen Hieroglyphen, auch die rein symbolischen, nicht zugleich phonetischen, unterscheiden sich immer noch von den daneben angebrachten und wieder mit

besonderer Absicht ausgeführten Malereien, schon durch ihre offenbar verkürzende, die Gestalten der Dinge nur andeutende Manier, und man kann und muß wol sagen, in sowol streng begrifflichem als geschichtlichem Sinne: je mehr die sogenannte Bilderschrift den Charakter von Kunst an sich trägt oder trüge, um so ferner steht oder stände sie noch dem eigentlichen Sinn und Zweck der Schrift als solcher, denn diese zielt wesentlich und in ihrer ganzen Entwicklung auf Bezeichnung der Elemente, nicht der Bedeutung der Wörter, zunächst also der Sylben und zuletzt der Laute, und je näher sie diesem Ziele kommt, um so weiter entfernt sie sich von Kunst, gerade wie die Sprache mit der fortschreitenden Annäherung an eine der Stenographie entsprechende, vom Verf. nicht unpassend so genannte „Stenolalie".

Aber wir wollen auch jetzt noch nicht die Geduld verlieren, sondern wenigstens noch einen Gang, den letzten allerdings, wagen. Wie? wenn die Sprache zwar an sich und von sich aus wenig Anziehung zur Kunst zeigte, aber umgekehrt die Künste das Bedürfniß und die lebhafte Neigung kund gäben, die Sprache in ihren Kreis aufzunehmen und ihn dadurch erst zu vollenden? Symmetrie ist bekanntlich ein Grundgesetz aller Kunst, also wird sie wol auch im System der Künste selbst herrschen. Nun hat Herr G. entdeckt, daß in der bisherigen Gestalt desselben eine Lücke klafft, oder vielmehr: er hat entdeckt, daß die Aesthetiker schon lange an einer gewissen Stelle einen Mangel, an einer anderen einen Ueberfluß bemerkten, aber diesem Uebelstand nicht abzuhelfen wußten, und nun tritt er in den Riß.

Nach der gewöhnlichen Eintheilung der Künste in räumliche und zeitliche stehen bekanntlich auf jener Seite die drei: Baukunst, Bildhauerei, Malerei, auf dieser aber nur die zwei: Tonkunst und Dichtkunst, da die Mimik als eine aus beiden Reihen gemischte Kunst sich nicht hier einschieben läßt. Aber wenn die Geberdensprache hier nicht hilft, so muß die Lautsprache eintreten, und zwar eben als von der Dichtkunst verschiedene „Sprachkunst", entsprechend der Bildhauerei wie die Tonkunst der Baukunst, die Dichtkunst der Malerei. Das ist in Kürze der Gedankengang der S. 34 ff. enthaltenen Darstel-

lung und es muß hinzugefügt werden, daß der Verf. weiterhin bei der „Gliederung der Sprachkunst“ (S. 97 ff.) noch Manches beibringt, was die schon in den ἀγάλματα φωνήεντα des Demokrit und in dem häufigen Anschluß antiker Epigramme an Bildwerke angedeutete Parallele der Sprachkunst mit der Plastik zu unterstützen oder gar zu bestätigen scheint. Aber prüfen wir nun unbefangen, ob das bisherige System der Künste diese Ergänzung bedarf und erträgt.

Die Dreiheit der räumlichen Künste ist glücklicher Weise nicht eine der hinfälligen Aufstellungen der Hegel'schen Philosophie, sondern durch Natur und Geschichte gegeben; Hegel'scher Sinn kommt in dieselbe erst dann hinein, wenn man, wie bei allen Eintheilungen nach jenem System geschieht, die Arten zugleich als aufsteigende Grade ideeller Wahrheit auffaßt und damit die nach den Grundsätzen der formalen Logik geforderte Coordination derselben aufhebt. Auch Herr G. huldigt dieser Auffassung, wonach denn also unter den zeitlichen Künsten die Musik die unterste Stufe einnimmt, weil sie nur die „Naturseele“ ausspricht (S. 27), eine Werthschätzung, welche im Hinblick auf Händel'sche Oratorien und Beethoven'sche Sinfonien entweder einen doch sehr hohen Begriff von „Naturseele“ oder einen sehr niedrigen von Meisterwerken wie die genannten verräth! Doch das kann uns hier gleichgültig sein: es fragt sich ja erst noch, wie Herr G. überhaupt zu einer Dreiheit auch der zeitlichen Künste komme, eben durch seine „Sprachkunst“, welche er dann so ungebührlich über die Musik erheben kann. Wenn ihn bloß oder hauptsächlich nur das Bedürfniß nach Symmetrie dazu trieb, so würde das zwar seinem künstlerischen Geschmack alle Ehre machen, weniger aber seiner Wissenschaftlichkeit, denn in der Wissenschaft kann zwar Symmetrie, wenn sie sich aus Erforschung der Gegenstände von selbst ergibt, aus ästhetischen oder mnemonischen Nebenrücksichten nur erwünscht sein, nimmermehr aber a priori als eine Forderung aufgestellt werden, der um jeden Preis, auch mit Gewalt gegen die Thatsachen, genügt werden müsse. Es können ja rein sachliche Gründe walten, warum in einem einzelnen Fall die sonst erwünschte Symmetrie sich nicht herstellen läßt, wenigstens nicht äußerlich,

während innerlich vielleicht doch ein dieselbe ersetzendes Gleichgewicht stattfindet. So haben Musik und Poesie bekanntlich einen verhältnißmäßig bedeutend größeren Spielraum als Architektur und Plastik: sollte nicht dadurch die scheinbar gestörte Congruenz zwischen den zwei Hauptgattungen der Künste von Seiten der zeitlichen, wenigstens in Absicht auf Leistungsfähigkeit und Mannigfaltigkeit im Ganzen, hergestellt sein? Aber auch das kann ja nicht verlangt werden, und das Entscheidende bleibt immer, ob es, ganz abgesehen von symmetrischem Verhältniß der bereits bestehenden Künste, Gegenstände und Formen genug für eine neue Kunst gibt, welche wir dann anerkennen müßten, auch wenn sie, statt eine auf Mangel beruhende Störung der Symmetrie zu heben, eine Störung durch Ueberschuß auf der andern Seite selber mit sich brächte.

Wir anerkennen aber bereitwillig, daß Herr G. nicht bloß weil er äußere Symmetrie im bisherigen System der Künste vermißte, sich zur Aufstellung einer neuen Kunst verleiten ließ, sondern auch weil er damit zugleich einem innern Uebelstand abzuhelfen hoffte, an welchem eine der bereits bestehenden Künste, und zwar die meistens als die höchste unter allen angesehene, wirklich leidet. Diesen Uebelstand mehr, als bisher geschah an's Licht gezogen zu haben, bleibt sein unbestreitbares Verdienst, wenn wir auch die von ihm versuchte Abhülfe nicht gutheißen können. Er weist nach (S. 79 ff.), daß unter dem Namen der Dichtkunst von Alten und Neuern eigentlich nur die epische und dramatische und höchstens etwa noch einzelne Formen der Lyrik als vollberechtigt und ebenbürtig anerkannt werden, während der Rest der Lyrik und die ganze sogenannte didaktische Poesie, als dem vollen und reinen Begriff der Dichtkunst nicht entsprechend, entweder bei Seite gelassen oder nur nothdürftig untergebracht werden, obwol doch auch diesen Formen ein ästhetischer Werth, nur von etwas niedrigerer Art, zuzuerkennen sei.

Nun läßt sich zwar aus dem vorliegenden ersten Bande noch nicht mit völliger Sicherheit und Klarheit entnehmen, was Alles Herr G. aus der Dichtkunst in seine Sprachkunst herüberziehen will, aber er nennt vorläufig und gelegentlich da und dort (S. 43 ff., 62 ff.) manche Bestandtheile derselben, als:

Räthsel, Fabel, Parabel, Epigramm, Gnome, Spruch und Sprüchwort, auch das Volkslied (?) und Texte für musikalische Composition. Dazu kommen dann, da die Sprachkunst im Ganzen nicht bloß selbständige, sondern auch bloß anhängende Formen erzeugen soll, aus der „Sprache als Kunst" (welche wir freilich bereits unhaltbar erfunden haben) als der ersten Erscheinung der gesammten „Sprachkunst", manche Erzeugnisse der Wortbildung und Wortbedeutung (etwa Wortzusammensetzungen und Tropen, wenn wir richtig verstehen und vermuthen) und aus der „Sprachkunst im Dienste der Sprache" (welche uns vollends schwer verständlich und von der „Sprache als Kunst" schwer trennbar erscheint) als der dritten Gestalt der Sprachkunst, die poetischen und rhetorischen Figuren (S. 113), welche doch nicht der Sprache selbst, sondern eben der Dichtkunst oder Redekunst „dienen", auch von den einfachen grammatischen Figuren (welche zur „Sprache als Kunst" gehören) nicht principiell verschieden sein sollen (s. nachher).

Der Dichtkunst nun wäre offenbar genügend gedient, wenn nur die zuerst genannten Formen ihr abgenommen und als Erzeugnisse einer besonderen Sprachkunst angenommen würden; aber diese wären doch zu wenig zahlreich und mannigfaltig, um für sich allein eine eigene Kunst auszumachen; man wird also die Erzeugnisse der beiden anderen Theile der Sprachkunst, trotz ihrer Unselbständigkeit und theilweisen Gleichartigkeit, hinzunehmen müssen, um auch nur einigermaßen den Ansprüchen an eine den übrigen ebenbürtige „Kunst" zu genügen; aber auch dann noch wird es sich fragen, ob die so nothdürftig ausgestattete Sprachkunst denn auch von der Dichtkunst genugsam unterschieden und ob sie in sich selbst einheitlich und reichhaltig genug sei, um sich als besondere Kunst neben den anderen aufzurichten und zu behaupten. Die letztere Frage läßt sich nicht wol definitiv beantworten, bevor der zweite Band erschienen ist; aber schon die oben beigebrachten Andeutungen des ersten Bandes lassen ziemlich sicher vermuthen, daß die Bestandtheile der Sprachkunst von sehr verschiedenem Charakter und Werth sein werden, mehr als die irgend einer anderen Kunst, und das Schlimmste dabei ist, daß man dieselben nicht einmal leicht alle zusammenbringen und

in vollständiger Uebersicht würdigen kann, weil es zum Wesen eines Theils derselben gehört, unselbständig, flüchtig und vergänglich zu sein. Das muß uns freilich von Neuem an ihrem Kunstcharakter zweifeln lassen; denn Vergänglichkeit mag immerhin „das Loos des Schönen auf der Erde" sein, aber daß sie zum Begriff desselben gehöre, ist damit nicht gesagt, und die Parallele, die der Verf. auch hier zwischen den Werken der Plastik und denen der Sprachkunst zieht (S. 99), setzt die Dauerhaftigkeit der ersteren, mehr als ihre Natur und Geschichte es verlangt, herab, nur um damit die Hinfälligkeit der letzteren zu beschönigen. Wenn wir bedenken, wie viel uns nicht bloß von Werken der bildenden Kunst, sondern auch der Litteratur der Griechen verloren ist, so könnten wir eben so gut die leichte Zerstörbarkeit der Handschriften zum Wesen der Litteratur zählen! Und wie wenig wissen wir etwa von den Melodien mittelalterlicher Volkslieder, so einfach sie gewesen sein mögen, vielleicht gerade darum! Man mag dergleichen Verluste als Ungunst des Schicksals beklagen, man wird sie begreifen als bei dem luftigen Wesen volksthümlicher Poesie und Musik sehr leicht mögliche Zufälle, aber Niemand wird sie zum Wesen der betreffenden Künste rechnen oder als unvermeidliche Folge daraus ableiten. Mit den unselbständigen Werken der Sprachkunst aber hat es eine andere Bewandtniß; da sie in dem ewigen Flusse des Sprachlebens nur gelegentlich auf- und dann wieder untertauchen, so gehört Vergänglichkeit und auch eine gewisse beständige Ungreifbarkeit wirklich zu ihrem Wesen. Aber eben solches Wesen widerspricht dem der anderen Künste und besonders der bildenden, welche alle darauf ausgehen, ihren Werken, von deren dauerndem Werth sie eben überzeugt sind, auch möglichst dauerhaften Bestand zu verleihen.

Wenn so die Sprachkunst mehr oder weniger als eine Kunst ohne nachweisliche Werke erscheint, so dürfen wir uns nicht verwundern, auch der Persönlichkeiten der Künstler nur schwer habhaft werden zu können. Doch das dürfte uns keine allzu großen Bedenken einflößen, da die Urheber volksthümlicher Poesie und Musik und auch die Werkmeister der Baukunst uns ja vielfach ebenfalls unbekannt bleiben; wichtiger ist es, von diesem

Punkt aus, schließlich das Verhältniß der Sprachkunst zur Dichtkunst, so wie der Verf. beide unterscheiden will, in's Auge zu fassen. Er geht davon aus, daß für die Dichtkunst die Sprache nicht das Material, sondern nur das Mittel der Darstellung sei, wie auch Vischer und Steinthal (Abriß 33—4) annehmen. Dadurch gewinnt man allerdings die Möglichkeit einer Kunst, für welche die Sprache das Material selbst wäre; aber daß es eine solche Kunst nun auch geben müsse, dießmal etwa wegen der nöthigen Symmetrie mit der Tonkunst und Dichtkunst (vergl. S. 26—34), ist natürlich wieder nicht a priori zu folgern. Sprachkunst soll die Seele darstellen, sofern sie nur in der Sprache oder in der Sprache als solcher, nicht als bloßem Mittel für die freie Phantasie, sondern als Selbstzweck, zur Erscheinung kommt; im Worte aber, und in dessen Erweiterung zum Satz oder Spruch, können nur einzelne Momente und nur die subjective Seite des Seelenlebens zur Darstellung kommen. Es wird für diese Begränzung der Sprachkunst wieder die Parallele mit der Plastik angeführt, welche doch, auch wenn wir in Relief oder frei dargestellte Gruppen bei Seite lassen und nur einzelne Figuren in's Auge fassen, in diesen meist den ganzen stehenden Charakter der Personen, und nicht nur, so wie er sich in einem Moment zusammenfassen und offenbaren kann, darzustellen sucht. Aber auch der Unterschied der Sprachkunst von der Dichtkunst ist in jenen Bestimmungen kaum zutreffend gefaßt, zumal da (S. 60, vergl. 32) die Gegenstände der Sprachkunst doch wieder „nur scheinbar bloß subjective" genannt werden, da auch die Bewegungen des persönlich individuellen Seelenlebens „das Wesen des Weltgeistes enthüllen" (?). Und wenn Sinnsprüche (wie etwa die Göthe'schen) fortan nicht mehr zur Dichtkunst, sondern zur Sprachkunst gehören sollen (wofür sich sonst Manches sagen ließe): ist denn die in ihnen niedergelegte Weltweisheit etwas bloß „Subjectives", etwa darum, weil sie zugleich persönlich erlebt ist und sich als solche gibt? und was ist im Räthsel Momentan-Persönliches?

Anders wird das Momentane genommen, wenn (S. 34. 82) als der Virtuose der Sprachkunst der Improvisator genannt wird; denn das Wesen seiner Kunst besteht doch nicht so fast

darin, daß er nur Momente des Seelenlebens darstellt, sondern daß er beliebige ihm einfallende oder gegebene Gegenstände im Momente in sprachliche Kunstform zu fassen weiß, wobei man von ihm weniger Reichthum und Tiefe der Gedanken als rasche und runde Gestaltung derselben verlangt. So wird denn (S. 111) von der Sprachkunst überhaupt gesagt, es handle sich in ihr weniger (als in der Dichtkunst) um den Gedankengehalt; aber auf Sinnsprüche u. dgl. paßt doch das auch wieder nur halb, so sehr dabei die treffende Form mit in Anschlag kommt. Auch was a. a. O. und schon S. 71 gesagt wird, daß Werke der Sprachkunst, eben weil sie am sprachlichen Ausdruck als solchem haften, schwerer aus der Originalsprache in eine andere zu übersetzen seien als (andere) Produkte der Poesie, gilt nicht von ihnen allen gleichmäßig. Ueber die Vereinbarkeit von Sprachkunst und Dichtkunst in einer Person spricht sich der Verf. (S. 83. 85. 87) wol richtig (vorausgesetzt seinen Begriff von der ersteren Kunst) dahin aus, daß der Dichter zwar auch zugleich Sprachkünstler sein könne, aber es keineswegs sein müsse, während der Sprachkünstler nicht auch zugleich dürfe Dichter sein wollen (vergl. auch noch S. 441). Daraus geht doch deutlich hervor, daß die Dichtkunst nicht nur etwas Allgemeineres, sondern auch etwas Höheres ist als die Sprachkunst, welche daher, auch wenn sie trotzdem eine besondere Kunst sein sollte, doch der Dichtkunst nicht coordinirt, und dann wol auch nicht mehr über die Tonkunst gestellt werden dürfte. Ebendasselbe ergibt sich aus dem geschichtlichen Verhältniß zwischen Poesie und Sprachkunst, wie der Verf. es darstellt (S. 74. 118 ff.). Die beiden Künste, ursprünglich noch ungeschieden in der „Sprache als Kunst", sondern sich erst allmählich und entwickeln sich dann periodisch alternirend neben einander. Aber zuerst kam die Sprachkunst (im semitischen Orient) zur Blüthe, als eine Art Vorschule für die freiere und vielseitigere Entfaltung der Poesie bei den abendländischen Culturvölkern, wo zwar auch die Sprachkunst wieder ihre Perioden erlebt, aber nur jeweilen nach den Blüthezeiten der Poesie, deren Früchte dann verarbeitet und gleichsam der Sprache einverleibt werden; das Eintreten einer wirklichen Wiedervermischung beider Künste wäre

ein Zeichen von Verfall. Wir lassen die Richtigkeit dieser Auffassung, weil sie nur durch weites Eingehen in die allgemeine Litteraturgeschichte könnte entschieden werden, dahingestellt; der Verf. führt dafür Mancherlei an, was man zugeben kann, ohne seine Prämissen und Consequenzen zu theilen. Dagegen heben wir aus der Gesammtansicht noch einen Punkt hervor, der auf eine neue Frage führt, nämlich das Verhältniß der Sprachkunst zu dem Gegensatz von Poesie und Prosa. Dieser berührt zwar, nach S. 51 ff. die Sprachkunst nicht näher, insofern wenigstens ihr erster Theil und Zeitraum, die „Sprache als Kunst", dem Auftreten jenes Gegensatzes vorangehen und die Mittel zu litterarischen Kunstformen überhaupt erst vorbereiten mußte. Indessen ist eben so klar, daß die Sprachkunst gegen den Unterschied von Poesie und Prosa, nachdem er dann einmal entstanden ist, nicht gleichgültig bleiben kann, indem einerseits wenigstens geschichtliche und rednerische Prosa die Mittel der Sprachkunst nicht verschmähen werden und andererseits die letztere in einzelnen ihrer selbständigen Erzeugnisse, z. B. der Parabel, selber die Prosa-Form anwendet. Ueberdieß setzt der Verf. selbst ausdrücklich die Prosa, freilich in einem anderen Sinne dieses Wortes (vergl. S. 49), in eine nähere Beziehung zur Sprachkunst, indem gerade jene Zeiten, welche auf die Blüthe und Erschöpfung der Poesie folgen, also „prosaische", der Sprachkunst günstig sein sollen (S. 121—2, während es nach S. 333 „eigentliche Worte", d. h. „Prosa" in der Sprache gar nicht gibt). Wieder anders und jedenfalls tiefer, nur in etwas unklarer Verbindung mit anderen Kategorien, sucht der Verf. S. 264 ff. den Unterschied von Poesie und Prosa zu bestimmen. Er sagt nämlich dort, die Sprache diene (obwol sie in der That zugleich als Macht herrsche) in vierfacher Richtung als Mittel: 1) für das Individuum als solches, welches sie zunächst für sich selbst schaffe, dann zur Mittheilung an seine Umgebung brauche, 2) für die Gattung oder zunächst für das Volk als solches (dessen Sprache durch Ueberlieferung auch wieder die des Individuums werde) und zwar in historischer Zeit durch litterarische Cultur („Kunst der Sprache" im Unterschied von der naturwüchsigen „Sprache als Kunst" in der vorhistorischen Zeit ihrer Schöpfung und un-

bewußten ersten Ausbildung) abermals in doppelter Richtung, auf die Individuen oder auf die Gattung. Nun wird zwar diese letztere Doppelheit nicht unmittelbar der von Poesie und Prosa gleichgesetzt, sondern diese werden in gewöhnlicher Weise als Richtung auf die Welt des Scheins (d. h. des Ideals) und auf die wirkliche Welt unterschieden, aber es wird dann doch beigefügt, die Poesie spreche die ursprüngliche, nur gehobene und veredelte, Sprache des Individuums, welche in der Culturepoche keineswegs untergehe, sondern im Gegentheil, eben durch die Dichter immer neu aufgefrischt, auch zur Erfrischung der Gesammtsprache dienen müsse. Daraus wäre zu folgern, daß die Prosa wesentlich Sprache der Gattung oder zunächst der Gesammtheit des Volkes als solcher wäre. Diese Combination würde zwar nicht unmittelbar einleuchten, auch mit dem Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit nicht übereinstimmen, und der Verf. selbst hat diese Consequenz nicht gezogen; aber er stellt (S. 272) doch wieder einen ähnlichen Gegensatz auf, zwischen der Macht der Convention, welche in der Prosa der Volkssprache Gewalt über den Einzelnen verschaffe, und der im Dichter wieder erwachenden Naturkraft, welche seine Besonnenheit und Verständlichkeit bedrohe. Dieser Gegensatz ist nicht wesentlich, aber der Grundgedanke, daß Poesie sich an das Individuum, Prosa an die Gesammtheit wende, scheint richtig. Wir verweisen übrigens betreffend den Unterschied von Poesie und Prosa auf die ausführlichen Erörterungen von Steinthal in dieser Zeitschr. Bd. VI, S. 318 ff. — Wir haben nun die systematischen und eigenthümlichen Grundgedanken des Werkes so vollständig dargestellt und beleuchtet als der vorliegende erste Band es gestattet; was uns noch zu besprechen übrig bleibt, betrifft die Durchführung derselben in der genaueren Darstellung der „Sprache als Kunst", welche von S. 332 an die ganze zweite Hälfte des Buches ausfüllt und mehr empirischen als philosophischen Charakter trägt, jedoch die Consequenzen der Grundanschauung durch die Masse des sprachgeschichtlichen Stoffes immer wieder durchscheinen läßt.

Die nächste Consequenz der Auffassung der Sprache als Kunst ist, daß schon in der Ausbildung der ersten Empfindungs=

laute zu Wurzeln und Wörtern ein künstlerischer Trieb gewaltet habe, welchem der Verf. schon S. 208 den mehr sagenden Namen „Technik der Sprachkunst“ beilegt, die er weiterhin (S. 289 ff.) in der ganzen Ausgestaltung der Sprache nach ihrer grammatikalischen und lexikalischen Seite ausgeprägt findet. Nach dem weiten Begriff von Kunst, den der Verf. zu Grunde legen muß, um ihn überhaupt auf die Sprache anzuwenden, dürfen wir uns natürlich nicht verwundern und widersetzen, wenn er ihn schon im Ursprung der Sprache geltend macht. Da aber die Geheimnisse der Sprachschöpfung dem Verf. eben so wenig als andern Forschern offenbart sind und auch er sich hier mit Andeutungen begnügen muß, die schon Andere versucht haben, so wollen wir auf diesem dunkeln und schlüpfrigen Gebiete uns nicht länger aufhalten. Fruchtbarer ist die Betrachtung der Ansichten, die er über die Entwicklung der Bedeutungen und die Gestaltung der Satzformen im Lauf der Zeit ausspricht.

Zunächst trifft er in bemerkenswerther Weise mit Geiger darin zusammen, daß er eine eigentliche Grundbedeutung der Wörter, die man sonst wenigstens als theoretisches Postulat aufstellt und annähernd zu fixiren sucht, geradezu principiell leugnet (S. 334 ff.). Folgerichtig gibt es also auch keinen Wandel der Bedeutung: alle Wörter sind von Anfang an, ihrem eigentlichen und ganzen Wesen nach, in ihrer Bedeutung tropisch (und zwar zunächst synekdochisch, S. 366), daher dann auch weiterhin zu allen möglichen Uebergängen geneigt und fähig (S. 337. 340. 358. 361. 386). Eine wissenschaftliche Bedeutungslehre ist noch immer Bedürfniß, aber nur möglich durch Abgränzung des „unorganischen“ Wandels der Bedeutung gegenüber dem, der im Wesen des Wortes liegt (S. 351). Die sogenannten „eigentlichen“ Wörter (Wortbedeutungen) sind nur in den usus übergegangene bildliche und man kann nur relativ unterscheiden: unbewußte Tropen, von Natur oder durch den usus, in der Sprache als Kunst, und bewußte, absichtlich und ausdrücklich von den Dichtern oder Sprachkünstlern neugeschaffene, in der Kunst der Sprache (S. 357—9); jene sind längst anerkannt und werden daher kaum mehr als Tropen erkannt, diese werden erst neu auf die Bahn gebracht und darum

zunächst noch als solche gefühlt, sie können aber werden, was die erstern jetzt schon sind. So sind denn auch die sogenannten „Figuren" im Grunde nicht verschieden von den Formen der regelrechten Rede (S. 391—2); denn schon die Grammatik ist ja eine „Kunsttechnik" (s. oben und S. 511), also auch von der Rhetorik nicht principiell oder materiell, sondern nur graduell verschieden, gerade wie eigentliche und uneigentliche Wortbedeutungen (vergl. S. 467. 495). Im engern Sinn heißen „Figuren" nur solche individuelle Redeformen, welche noch nicht allgemein usus geworden sind, und „Fehler" heißen eben dieselben, wenn und so lange sie es nicht zu werden vermögen (S. 393—4). Historisch vergleichend betrachtet erscheint also auch der Unterschied von Figuren und Fehlern als fließend; es haben sich ja aus lauter Barbarismen neue Schriftsprachen gebildet (S. 409--13). Nur wenn man den Standpunkt in einer bestimmten Zeit, von einem dann zumal vorherrschenden usus aus nimmt, unterscheiden sich von diesem Figuren und Fehler (S 408. 331. 449).

Dieser ganzen Theorie läßt sich Consequenz mit der Grundansicht von der Sprache als Kunst im Ganzen und auch innere Uebereinstimmung im Einzelnen nicht absprechen; auffallend ist nur, daß der Verf. nicht noch deutlicher und ausdrücklicher die Parallele nicht bloß zwischen den phonetischen, syntaktischen und rhetorischen Figuren, sondern auch die zwischen Figuren und Tropen hervorgehoben hat, da er sonst richtig das Wort als Keim des Satzes betrachtet und schon die (allerdings verworrene) Terminologie der Alten an einigen Stellen ihn darauf führen konnte. In der That enthält die bei ihnen gelegentlich vorkommende Verwechslung der Termini „Tropus" und „Figur" zwar zunächst einen Fehler gegen die sonst übliche Nomenclatur (S. 461), aber doch auch richtige Ahnung eines tieferen Zusammenhangs, und dasselbe gilt von der gelegentlichen Gleichsetzung der Hypallage mit Metonymie (S. 570). So erklärt denn auch der Verf. selbst, wie es scheint, ohne bewußte Absicht, S. 486 eine Form der Periphrasis als „synekdochisch" und S. 589 vergleicht er die Enallage der Satzformen mit der Synonymie der Wortbegriffe; nur sollte er dort, wie auch an

andern Stellen (vergl. S. 239. 462. 566) nicht von wirklicher Gleichheit des Gedankeninhaltes bei verschiedenen Ausdrucksformen sprechen, was ihn S. 566 zu der geistreichen aber doch unrichtigen Bemerkung veranlaßt, der Reichthum der Sprachformen scheine dazu geschaffen, die Menschen über die Armut ihrer Gedanken zu täuschen, eine Parallele zu dem geflügelten Wort von der Sprache als einem Mittel die Gedanken zu verbergen! — Was nun aber die oben angedeutete Parallele zwischen den phonetischen, onomatischen (so können wir die Tropen adjectivisch umschreiben) und syntaktischen Figuren betrifft (von welchen die onomatischen und syntaktischen zugleich mit den rhetorischen oder poetischen mehr oder weniger zusammenfallen), so ist sie freilich nicht durchgängig, aber doch theilweise unverkennbar und wohl einer besonderen näheren Betrachtung werth. Die Analogie der Attraktion zwischen Satzgliedern mit der Assimilation zwischen bloßen Lauten (beide sowol rück- als vorwärts wirkend) ist längst bemerkt und benutzt worden; mehr nur äußerlich ist die zwischen Prosthesis und Pleonasmus, Aphäresis oder Apocope und Ellipse, Metathesis und Inversion (ὕστερον πρότερον); unrichtig aber ist es, wenn der Verf. (S. 455 ff.) Erscheinungen wie die Zusammensetzung und die Wiederauflösung derselben, welche so wesentlich die Bedeutung der Wörter mitbetreffen und modificiren, als bloße Umstellung der Laute mit der Metathesis der letztern innerhalb eines Wortes zusammenfaßt. Dieser Fall erinnert uns übrigens, daß allerdings auch die Wortbildung ihre Figuren hat, z. B. Geminationen in der Zusammensetzung und Ableitung, auch Vertauschung oder Vertretung von Bildungsmitteln u. dgl., Erscheinungen, welche man nicht mit rein phonetischen vermengen darf, sondern eher mit den Tropen und auch mit den Fremdwörtern, Neologismen und Archaismen, Provinzialismen (welche der Verf. unpassend in das Capitel von den grammatischen Figuren hineingeschaltet hat) zusammenzufassen haben wird, etwa unter dem Gesammtnamen „etymologische" Figuren (den der Verf. für diesen Zweck wohl freigeben kann, da er S. 408 dafür „phonetisch-grammatisch" braucht, vergl. S. 442). Daß nun die drei Grundformen der phonetischen und syntaktischen Figuren: Vermehrung,

Verminderung und Umänderung (S. 462) ohne Weiteres auch durch das angedeutete mittlere Gebiet hindurch sich geltend machen, ist nicht zu behaupten; aber was insbesondere die bisher sogenannten und von den Figuren unterschiedenen Tropen anlangt, so ist bei den oben angeführten Berührungen der Namen von Tropen mit Namen von Figuren nicht zu verkennen, daß wirklich die Synekdoche an Ellipse, die Metonymie an Enallage gränzt (während allerdings die Metapher mit Pleonasmus nichts gemein hat) insofern die mit jenen beiden Figuren verbundene, überhaupt aber die ganze geschichtliche Entwicklung der Wortbedeutungen durchziehende Verengerung und Erweiterung der Begriffe als Verminderung und Vermehrung aufgefaßt werden kann. Uebrigens ist nicht gesagt, daß jene drei Grundformen, unter welche sich die gewöhnlich sogenannten Figuren allerdings vorläufig unterbringen ließen, die wirklichen Stammbegriffe auch des nach unserm Vorschlag zu erweiternden Gebietes sein und bleiben müssen; vielleicht lassen sich bessere finden, unter welche dann auch die Metapher sich fügt, die jetzt höchstens mit einigen Formen der sehr Verschiedenartiges und dieses eben auch nur locker umfassenden Enallage verglichen werden kann.

Abgesehen nun von diesen Berichtigungen und Erweiterungen der Theorie des Herrn G., was ist schließlich Neues und wissenschaftlich Werthvolles an der behaupteten Ursprünglichkeit der Tropen und principiellen Identität der grammatischen und rhetorischen Figuren? Neues im Grunde eben nicht viel, da schon die Alten da und dort auf diese Gedanken stießen und auch Neuere denselben nicht ganz vorbeigegangen sind. Gegenüber einer verknöcherten, Alles mechanisirenden Schulphilologie, wie dieselbe allerdings bis auf neuere Zeiten geherrscht hat und noch jetzt in einzelnen Grammatiken und Lexiken ihre Reste spüren läßt, ist die Hervorhebung jenes andern Standpunktes berechtigt und wohlthätig; aber die einfache Verwischung eines nicht ohne Bedacht und Grund aufgestellten Unterschiedes kann auch nicht unbedingt gut geheißen und jedenfalls keine Entdeckung genannt werden, sondern eher eine Uebertreibung nach der andern Seite. Man war von jeher geneigt, in der Poesie eine zweite Sprachschöpfung zu erkennen, daher auch die dazu

nöthigen Freiheiten ihr zu gestatten; aber daraus folgte nicht, daß die Sprachschöpfung ihrerseits die erste Poesie gewesen sei und daß sich beide nur der Zeit und dem Grade nach unterscheiden. Viele Tropen und Figuren hat die Sprache allerdings von Natur mit der Dicht- und Redekunst gemein und man kann die künstlerischen als Wiederholung, Auffrischung oder Nachahmung der natürlichen betrachten; aber der Unterschied zwischen unbewußt und bewußt, zwischen halber Naturnothwendigkeit und freier Wahl ist eben keine Kleinigkeit, und so wenig sich die Sprache mit der Zeit von selbst zu Dichtkunst (oder auch nur zu „Sprachkunst") erhob, eben so wenig gehen individuelle Redeformen mit der Zeit von selbst in den allgemeinen Gebrauch über. Man kann die Gränzen zwischen den beiden Gebieten verrücken, die Scheidewand erniedrigen, aber ganz niederreißen nicht; wer behauptet: alle Wörter sind Tropen! hebt den Begriff von Tropus überhaupt auf, und wer hinzufügt: kein Wort hatte eine bestimmte Grundbedeutung! hat zwar Recht gegenüber Einem, der eine solche Grundbedeutung mit irgend einem einzigen Worte der spätern Sprache glaubt genau angeben zu können, aber nicht gegenüber dem Versuch, die allerdings weite, jedoch nicht unbegränzte Bedeutungsfähigkeit der Wurzeln annähernd zu umschreiben. Herr G. glaubt (S. 334—5) nicht bloß aus den Homonymen, sondern auch aus den Synonymen der ältesten Zeit die Unbestimmtheit der Wurzelbedeutungen zu erkennen; aber in der That beweist die Synonymie eher das Gegentheil. Uebrigens bemerken wir bei diesem Anlaß, daß der S. 235 citirte Ausspruch von Curtius: „Die Differenzen der Synonyma sind älter als die der Begriffssphären" nicht ganz richtig gefaßt ist; er sollte offenbar lauten: die Differenzen der speziellen Begriffe sind älter als die der allgemeinen; denn die Synonyma haben oder constituiren eben auch Begriffssphären. — Wenn Herr G. (S. 351) einen „unorganischen" Wandel der Bedeutung unterscheiden will von dem, „der aus dem Wesen des Wortes hervorgeht, und für den Gebrauch jenes Wortes im Sinne von „fremdartig, äußerlich, zufällig" sich auf J. Grimm beruft, so ist leider wahr, daß dieser das Wort nicht selten so braucht, aber ohne es irgendwo zu defi-

niren; die Benennung ist unpassend und unklar, so lange nicht bewiesen ist, daß die Sprache ihrem Wesen nach „organisch“ sei oder verfahre und in welchem Sinne dieß von ihr gesagt werden könne. Uebrigens hat unsers Wissens J. Grimm den Ausdruck nirgends von der Bedeutung der Wörter gebraucht, sondern immer nur von unregelmäßigen Erscheinungen in Lauten und Formen.

Doch hiemit sind wir bereits zur Besprechung von Einzelheiten übergegangen, die mit der Grundansicht des Buches in keinem Zusammenhang mehr stehen. Solcher Punkte hätten wir nun allerdings noch eine Menge vorzubringen, aber wir müssen uns auf eine Auswahl von nur wenigen beschränken, welchen ein etwas allgemeineres sprachwissenschaftliches Interesse zukommt.

S. 148 tadelt der Verf. den von Lazarus aufgebrachten Ausdruck „Verdichtung des Denkens“ als mißverständlich, und in der That hat er selbst ihn mißverstanden. Zur Aufklärung empfehlen wir ihm zu lesen, was Lazarus (d. Zeitschr. Bd. II, 54) über „Verdichtung des Denkens in der Geschichte“ sagt; es läßt sich daraus abnehmen, in welchem Sinne und mit welchem Rechte man von „Verdichtung des Denkens durch die Sprache“ reden kann. An „Zusammenpressung“ ist dabei allerdings nicht zu denken, sofern sich damit die Vorstellung von irgend welcher Gewaltübung verbindet; sondern eher, wenn ein Bild durch ein anderes erklärt werden darf, an die Ersetzung einer Kraft, die sonst nur in einer Reihe von Wiederholungen und dann durch Vertheilung auf die einzelnen Momente verhältnißmäßig schwächer und langsamer wirken würde, durch ein concentrirtes Extrakt oder Sublimat nach Art eines chemischen Mittels in diätetischer oder pharmazeutischer Anwendung, oder an eine allerdings durch Druck angesammelte und gesteigerte Elasticität, welche aus ihrem latenten Zustande jeden Augenblick frei und zu irgend einem Zwecke wirksam werden kann.

S. 192 findet der Verf. einen Ausdruck, den ich in meiner Abhandlung über Wortzusammensetzung gebraucht habe, „unklar und schief“. Es ist allerdings richtiger, die Thatsache, daß die Sprache, auf einem gewissen Punkt ihrer Entwicklung angelangt, keine neuen Wurzeln oder auch nur Stämme mehr schafft, statt

aus einem eingetretenen „organischen Unvermögen“ derselben vielmehr daraus zu erklären, daß sie eben in dem bereits geschaffenen Vorrath von Wurzeln und Stämmen und in der Fähigkeit derselben zu Ableitung und Zusammensetzung (vergl. S. 340, wo nur Kraut nicht mit kriechen und machen nicht mit mögen zusammengestellt werden sollte) Mittel genug besitzt, um allen weitern Bedürfnissen zu genügen. In der That stirbt im Haushalt der Natur und Menschenwelt eine produktive Kraft meistens erst dann oder nur darum ab, weil bereits ein Ersatz für sie erwachsen ist, und dieses Gesetz gilt auch im Leben der Sprache; aber ebenso wahr ist ja, daß eine Kraft, die nicht mehr geübt wird, in ein wirkliches „Unvermögen“ übergeht, und so habe ich eben nur metonymisch Wirkung für Ursache gesetzt und fühle mich in der Hauptsache mit Herrn G. einig.

S. 193 ff. verwirft der Verf. mit Recht die Anwendung des Darwin'schen Terminus einer bloß „natürlichen Auswahl“ auf die Festsetzung der Sprachwurzeln, aber, daß die anzunehmende selbstthätige und mehr oder weniger bewußte Wahl unter der Ueberfülle der Wurzeln sich unter Anderm von der Rücksicht auf Wohllaut leiten ließ, ist doch wohl nur dann anzunehmen, wenn man Wohllaut von Bequemlichkeit nicht scharf unterscheidet. In der That ist diese Unterscheidung nicht leicht und dem Verf. auch später, wo er davon ausdrücklich handelt (S. 327 ff.) nicht gelungen, wenn er sie wirklich versucht hat.

Eine ursprüngliche symbolische Bedeutungskraft der einzelnen Laute ist zur Erklärung des Ursprungs der Sprache fast unentbehrlich, aber an der heutigen Sprache natürlich noch viel schwerer nachzuweisen als eine Grundbedeutung der ganzen Wörter. Der Verf. beruft sich besonders auf die zur Erweckung einer allgemeinen Stimmung mehr oder weniger bewußt dienenden Lautmalereien der Dichter, sollte aber in den zu jenem Zweck ausgewählten Dichterstellen, z. B. die Vokale in Vorsylben, Endungen und unbedeutenden Partikeln und die consonantischen Anlaute von Fürwort und Artikel nicht mitzählen (S. 222 ff.). Indessen scheint er doch ein fortdauerndes Gefühl für Lautsymbolik nicht bloß bei Häufung derselben Laute etwa innerhalb eines Verses oder einer Strophe, sondern auch bei einzelnen

Wörtern anzunehmen, und die Einwendung, daß jenes Gefühl auf bloßer Täuschung beruhen könnte, indem wir die Bedeutung der einzelnen Laute nicht mehr von der längst bekannten, aber vielleicht nur zufällig mit ihnen verwachsenen Bedeutung des Ganzen zu trennen vermögen, glaubt er (S. 228 vergl. 221) damit abzuweisen, daß wir nicht bloß gewisse Laute in gewissen Wörtern als bezeichnend, sondern auch eben dieselben in andern Wörtern als nicht bezeichnend empfinden.

Aber abgesehen von hundert Beispielen, über die man streiten könnte, beweist jene Thatsache, daß wir die Laute auch als nicht bezeichnend empfinden, daß unsere Empfindung im positiven Falle richtig und echt ist? zumal da Herr G. selber sagt, daß die Bedeutung nicht bestimmte Laute verlange, sondern nur dulde. Ein gewisses Lautgefühl wird zwar auch so nicht ganz zu bestreiten sein, aber es ist dann doch so schwach und immerhin höchst subjectiv, daß es kaum mehr zur Erklärung des viel entschiedeneren und mächtigeren dienen kann, das bei der Sprachschöpfung gewaltet haben muß. Es wird also wol dabei bleiben, daß unser heutiges Lautgefühl wesentlich, und mehr als wir ahnen, durch die überlieferte fertige Sprache bedingt und bestimmt ist; und wie sollten wir uns darüber allzusehr wundern oder ärgern, da am Tage liegt und sich neulich in dem Streit über die Echtheit der Holbein'schen Madonnen deutlich genug bewährt hat, wie sehr auch unser Urtheil über Schönheit von historischer Autorität abhängt!

Zwischen Wörtern und Dingen, wenn wir die letztern unabhängig von unsern Vorstellungen denken, gibt es eigentlich kein unmittelbares Verhältniß; die Sprache hat es zunächst, und im Grunde immer, nur mit Vorstellungen zu thun, für die am Ende auch die Wörter selbst wieder Dinge sind, sinnlich äußere wie andere, nur daß die Eigenschaft, Vorstellungen von bereits angeschauten oder gedachten Gegenständen zwar nicht eigentlich zu ersetzen oder auch nur zu vertreten, aber doch zu erwecken, ihnen allerdings eine ganz eigenthümliche Doppelbedeutung verleiht. Wenn ein gerades Verhältniß zwischen Wörtern und Dingen stattfinden sollte, so daß je einem Dinge ein Wort und den wirklichen oder möglichen Beziehungen der Dinge

auf einander die ebenso mannigfaltigen Satzformen entsprächen, so wäre das Dasein von Synonymen und die Möglichkeit mannigfacher Paraphrasen oder Periphrasen desselben Gedankengehaltes ein unauflösliches Räthsel, ebenso die Incongruenz zwischen gedachter Einfachheit eines Dinges und seinem sprachlichen Ausdruck etwa durch ein zusammengesetztes Wort wie „Regenbogen", während umgekehrt für höchst complicirte Begriffe wie „Welt" ein einfaches Wort dient. Diese Incongruenzen werden bei Vergleichung mehrerer Sprachen so multiplicirt, daß der bloß subjective, heuristische oder symbolische Charakter der Sprache überhaupt klar werden muß. Herr G. betont wiederholt die unausfüllbare Kluft zwischen Wörtern und Dingen, auf der andern Seite aber nicht minder die Thatsache, daß die Sprache dennoch eine reale Macht nicht über die Natur, aber über den menschlichen Geist ausübt (S. 274), und die Wörter faktisch und praktisch vielfach die Geltung der Dinge selbst annehmen. Diese Doppelnatur der Sprache würde noch besser in's Licht getreten sein, wenn der Verf. die äußere Welt ausdrücklich unterschieden hätte von der spezifischen Sphäre des Geistes, abstrakten Begriffen und reinen Gedankendingen der wissenschaftlichen, sittlichen und ästhetischen Welt, zu welcher die Wörter offenbar ein anderes Verhältniß haben als zu den sinnlich warnehmbaren. Für die erstere Sphäre gelten so ziemlich die Bemerkungen des Verf. S. 251 (mit einiger Unklarheit in den Beispielen) über das Fehlen von Namen für manche Dinge und über die bald einseitigen, bald wechselseitigen Veränderungen von Namen und Dingen im Laufe der Geschichte, welche zur Lockerung oder Lösung eines bisherigen Bandes zwischen beiden führen können, doch meist ein neues mit sich bringen und ohne gefährliche Krisen verlaufen, da es sich hier um an sich indifferente Gegenstände handelt. Ernsthafter ist das Verhältniß in der andern Sphäre, wo die Namen viel mehr die Stelle der Dinge selbst einnehmen und ihnen oft auch der Zeit nach gewissermaßen vorauszueilen scheinen. Andeutungen hierüber finden sich S. 272. 284 u. a.; ich verweise im Uebrigen auf meine Abhandlung in dieser Zeitschr. Bd. VI, 385. — Nicht mehr eingehen können wir auf offenbar unrichtige Ansichten,

wie daß die Präsensformen ursprünglich keine Zeitbestimmung enthalten (S. 552; der Gebrauch des Präsens für das Futurum und Präteritum beweist keine Indifferenz); daß die Modi ursprünglich nur „Abänderungen" der Tempora seien (S. 557), daß Verba intransitiva und transitiva als „besondere Wortarten" von einander zu scheiden seien (S. 519—20, da doch viele Verba beides zugleich sind!). Auch ein reichliches Verzeichniß falscher oder schiefer Beispiele kann hier keine Stelle mehr finden. Die Oekonomie des Buches im Ganzen leidet an manchen Wiederholungen, und den ganzen mittleren Theil hätte der Verf. um so eher verkürzen können, da er dort viele ohnehin ziemlich bekannte Ansichten Anderer nur citirt. Verdienstlich bleibt dagegen die Darstellung der Lehre der Alten von den Tropen und Figuren und die Sammlung von Beispielen dazu aus alten und neuen Sprachen; ebenso die geschichtliche Zusammenstellung der philosophischen Ansichten über die Macht und Ohnmacht der Sprache (S. 279 ff. 291 ff.). Eine „Kritik der unreinen Vernunft" (S. 262) bleibt allerdings noch zu schreiben, und wenn sie auch für die Philosophie nicht so grundlegend sein wird wie das Werk von Kant, so scheint sie doch nöthiger als die Aufstellung einer Sprachkunst, in welcher wir lieber eine Vorarbeit und auch einen Beitrag zur Lösung jener Aufgabe erkennen.

Ludwig Tobler.

Eduard Lübbert, Die Syntax von Quom und die Entwickelung der relativen Tempora im älteren Latein. Auch unter dem Titel: Grammatische Studien. Eine Sammlung sprachwissenschaftlicher Monographien. In zwangloser Folge. Zweiter Theil. Breslau 1870. VI S. u. 255 S.

Diese Arbeit Lübbert's ist nicht minder als die vor drei Jahren erschienene: „Der Conjunctiv Perfecti und das Futurum exactum im älteren Latein“ ein Muster geschichtlicher Forschung auf dem Gebiete der lateinischen Syntax. Auch hier wird auf Grund einer statistischen Sammlung des in Betracht kommenden Materials die Geschichte einer Spracherscheinung, ihr wirkliches Werden entwickelt und begründet oder doch zu begründen versucht. Während jedoch der Verf. dort der Bedeutungsentwickelung zweier einzelnen grammatischen Formen nachgeht, versucht er hier über ein Satzgefüge Licht zu verbreiten. Worin hat die Verbindung von quom temporale mit dem Conjunctiv der Nebenzeiten ihren Grund und warum wird dasselbe bald mit dem Conjunctiv, bald mit dem Indicativ derselben verbunden? Diese Fragen sind oft aufgeworfen und — nach Lübbert's Ansicht, der (S. 8—27) die verschiedenen Erklärungsversuche der neueren Grammatiker durchgeht — bis in die neueste Zeit nicht genügend beantwortet worden. Die letzte ausführliche Behandlung derselben durch E. Hoffmann (Die Construction der lateinischen Zeitpartikeln. Wien 1860. Besonderer Abdruck aus der Zeitschrift für österr. Gymnasien. 1860. Heft VIII u. IX) hat zwar den Weg, der zum Ziele führt, gezeigt, nicht aber dies selbst erreicht. Hoffmann zeigt nämlich, daß quom temporale mit dem Conjunctiv immer dann verbunden sei, wenn die ihm angeschlossene Zeit eine relative ist,

d. h. — um Lübbert's Worte anzuführen — wenn das Ereigniß „von der Zeit eines anderen Ereignisses, des Hauptfaktums, abhängig dargestellt und diesem gleichzeitig oder vorzeitig gedacht wird. Ist aber die Zeit absolut, d. h. „versetzt der Redende von dem Zeitpunkt seines Sprechens aus direkt und unmittelbar das erzählte Ereigniß in die ihm zugehörige Zeitsphäre, so wird quom mit dem Indicativ verbunden" (S. 19). Diese Scheidung von absoluten und relativen Zeiten kennt aber die lateinische Sprache nur für die Vergangenheit. Innerhalb dieser sind streng relative Zeiten nur das Imperfectum und Plusquamperfectum, aber auch diese nicht immer. Vielmehr haben auch sie die Bedeutung von absoluten Zeiten, wenn sie ein zuständliches Sein bezeichnen; diese Bedeutung kann nicht blos dem Imperfectum, sondern auch dem Plusquamperfectum eigen sein insofern es als das Imperfectum eines Perfectum praesens aufgefaßt werden kann (z. B. consueverat er pflegte, collegerat er hatte beisammen). „Der Inhalt des von Hoffmann gefundenen Gesetzes ist jedoch zunächst ein rein faktischer" (S. 23); dies selbst ist gegen manche Einwände, die man dagegen machen kann, ebensowenig geschützt, als die Versuche, die H. macht, um es zu begründen, ausreichend sind. Vor allem haftet seiner wie allen anderen Erklärungen der Fehler an, „daß sie von dem in der Zeit des goldenen Latein fertigen Idiom abstrahirt sind, ohne daß man dabei der geschichtlichen lebendigen Entwickelung desselben seit den frühesten uns durch die Litteratur zugänglichen Zeiten die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt hätte" (S. 26). Deshalb stellt sich Lübbert die Aufgabe, der Entstehung jenes Idioms — der Verbindung von quom temporale mit dem Conjunctiv — Schritt für Schritt nachzugehen, sein Werden zu belauschen und hofft auf diese Weise den Grund der Erscheinung zu finden.

Zu diesem Behufe hat er alle durch quom — sowohl durch das temporale wie durch das explicative und das causaladversative quom — eingeleiteten Sätze, die bei Plautus und Terenz vorkommen, gesammelt und je nach den Tempora des Vorder- und Nachsatzes und deren mannigfachen Bedeutungen sorgfältig in Gruppen getheilt. Diese gründliche Untersuchung

(S. 42—142) lehrt uns zunächst die bedeutsame Thatsache, daß weder Plautus noch Terenz die Verbindung des temporalen und des explicativen quom mit dem Conjunctiv kennen, daß dem Plautus auch die Verbindung des causalen quom mit dem Conjunctiv unbekannt, bei Terenz jedoch diese durch zwei Beispiele vertreten ist. Wo bei Plautus und Terenz nach quom temporale und bei jenem auch nach quom causale in direkter Rede der Conjunctiv steht, da ist er, wie Lübbert nachweist, nicht in dem Zeit- oder Causalsatze, sondern in der besonderen Auffassung gerade der durch den Conjunctiv ausgedrückten Thätigkeit begründet. Der erste, der quom temporale mit dem Conjunctiv verbindet, ist, wie wenigstens aus einer Stelle mit Sicherheit hervorgeht, Ennius (S. 145). Dagegen wird die Stelle des Livius Andronicus (bei Priscian VIII. S. 817), die bisher als das älteste Beispiel der Conjunctiv-Structur von quom temporale galt, von L. (S. 36) als fehlerhaft erwiesen. Daraus, daß Plautus weder quom temporale noch quom causale, Ennius aber schon jenes mit dem Conjunctiv verbindet, geht die Unhaltbarkeit der Annahme einer Uebertragung der Conjunctiv-Structur von quom causale auf quom temporale hervor. Eine solche Uebertragung einer sprachlichen Darstellungsform setzt immer ein höheres Alter ein tieferes Eingelebtsein der letzteren im Sprachbewußtsein voraus (vgl. S. 149). Aus jener Untersuchung ergiebt sich aber ferner, daß in zeitlichen Vordersätzen, in denen das spätere Latein nur das Imperfectum geduldet hätte, Plautus auch und zwar mit Vorliebe das Perfectum anwendet, sowie umgekehrt, daß er im Vorder- wie im Nachsatze momentane Ereignisse durch das Imperfectum ausdrückt.

Das Nebeneinander dieser beiden in den plautinischen Temporalsätzen sich darbietenden Erscheinungen, die im späteren Latein wieder nebeneinander sich verändert zeigen, bezeugt auch ihren inneren Zusammenhang. Die Conjunctiv-Verbindung von quom temporale ergiebt sich als die Folge einer bestimmten Entwickelung der Nebentempora, die Plautus' Zeit noch nicht kannte. Diese lehrt uns vielmehr der Gebrauch des Perfectum und des Imperfectum in den

Temporalsätzen als eine Uebergangszeit kennen. Sie zeigt zwar noch entschiedene Vorliebe für die selbständige Auffassung der Nebenereignisse, insofern sie dieselben hauptsächlich durch das Perfectum bezeichnet, aber sie „kennt schon die Entwickelung des Imperfectums", das ursprünglich nur absolut zur Bezeichnung eines Zustandes gebracht wurde, „zum Ausdruck der Gleichzeitigkeit des einen momentanen Ereignisses mit einem anderen" (S. 165). Nicht minder wird das Plusquamperfectum zum Ausdruck der Vorzeitigkeit der einen Handlung vor der anderen gebraucht, wenn schon die Anwendung desselben als eines selbstständigen Tempus oft begegnet.

Ueber diese „inhaltliche" Relation aber der einen Handlung auf die andere gelangt das Bewußtsein der plautinischen Zeit nicht. Erst später „wird die Beziehung der Nebenzeit auf das Hauptfactum eine so innerliche und wesentliche, daß das Hauptfactum allein als der durch selbständige Zeitgebung fixirte Punkt der Erzählung erscheint und daß ihm die Nebenfacta zeitlich untergeordnet werden" (S. 170). Hier „verliert das Nebenereigniß seine eigene Zeitgebung an das Hauptereigniß und nimmt statt absoluter Zeitgebung eine relative an. Diese Art der Zeitlage-Bestimmung tritt unter allen Gattungen der Nebensätze nur im Temporalsatz" (S. 159), jedoch nicht in allen Gattungen von Temporalsätzen ein. So ist in einem Temporalsatz, dessen Handlung eine momentane ist und der zu einem Nachsatze in Beziehung steht, dessen Handlung ebenfalls momentan ist „wo also ein Zeitpunkt durch einen Zeitpunkt zu bestimmen ist" (S. 202) „die Relativität das natürliche und nächstliegende Verhältniß" (ebds.), während in „derjenigen Verbindungsform von Vorder- und Nachsatz, in welcher der Vordersatz das momentane, der Nachsatz das dauernde Ereigniß enthält, eine Relativität des Nebenereignisses nicht stattfinden kann, denn es kann ein Zeitpunkt (als welcher der Zeitsatz hier sich darstellt) nicht in seiner Zeitlage durch einen Zeitraum bestimmt werden, da er innerhalb desselben hin und her schwanken würde" (ebds.). Wo aber immer dieser „höchste und letzte Grad der Relativität eintritt", da ist Zeichen und Folge von ihm der Conjunctiv. Weil nun die plautinische Sprachperiode diesen Grad von Re-

lativität noch nicht kennt, kann sie sich des Ausdrucks desselben, des Conjunctivs, in den Temporalsätzen noch nicht bedienen.

Die spätere Zeit aber gebraucht deshalb nur in denjenigen Temporalsätzen, die durch quom eingeleitet sind, den Conjunctiv, weil von allen zeitangebenden Conjunctionen gerade quom mit den Tempora verbunden wurde, durch die die Zeit-Relativität ausgedrückt wurde. In einer eingehenden Untersuchung (S. 172 bis 196), die alle durch Zeitconjunctionen eingeleiteten Sätze, die bei Plautus und Terenz vorkommen, berücksichtigt, zeigt L., daß schon bei diesen Schriftstellern quom vorwiegend sich mit jenen Tempora verband. „Diese Sonderstellung von quom gegenüber den anderen Zeitpartikeln beruht vielleicht auf einem mehr oder weniger zufälligen Grunde, da die Sprache auch wohl ubi und simul zu dieser bevorzugten Anwendung hätte auswählen können" (S. 173). Daß der Conjunctiv Zeichen und Folge der Relativität ist, findet L. in dem Wesen des Conjunctivs und der relativen Zeitgebung begründet. „Zu einer streng objectiven Darstellung der Ereignisse gehört offenbar auch ihre selbständige Zeitgebung. Die Denkform der Zeit ist ein Grundbedingniß für die Vorstellung der Existenz eines Seienden. Ist nun ein Nebenumstand nicht allein inhaltlich auf ein Hauptereigniß bezogen, sondern auch in der Art, daß sein Eintreten in der Zeit abhängig ist von einem anderen, seinerseits fixirten Ereigniß, so fehlt jenem Nebenereigniß ein Attribut der vollen Objectivität: die Vorstellung des Redenden hat einen wesentlichen Antheil an seiner Darstellungsform; es ist dem Gebiet der realen Wirklichkeit entrückt und tritt in den Modus, der das mögliche, vorgestellte Sein ausdrückt, den Conjunctiv" (S. 205).

Dies ist in knappen Zügen der Inhalt der reichhaltigen Lübbert'schen Abhandlung, in knappen Zügen, die von der Gelehrsamkeit, von der peinlichen Sorgfalt, von dem bei der Behandlung der zahlreichen angeführten Stellen zu Tage tretenden scharfen Scheidungssinn des Verf. keine Vorstellung gewähren und manche treffliche Erörterung (wie z. B. die über den ursprünglich absoluten Gebrauch der Nebentempora S. 165 ff.) unberücksichtigt lassen.

Was unsere Ansicht über die Abhandlung betrifft, so sind wir von der Richtigkeit der Thatsachen, die zu erweisen sie sich vorsetzt, vollkommen überzeugt. Nicht überzeugt hat uns die Begründung des Fortschritts vom Indicativ zum Conjunctiv in den durch quom eingeleiteten Temporalsätzen, ja an einigen Stellen nahm uns hiebei die Schwäche der Beweisführung Wunder, die uns mit einem Mangel an Entwickelung wesentlicher Momente verknüpft schien.

Lübbert stimmt Hoffmann darin bei, daß die Relativität durch den Conjunctiv ausgedrückt werde, er wird jedoch durch den Umstand, daß das Verbum der einfachen Relativsätze im Indicativ steht und dadurch, daß Plautus, der auch im Temporalsatze eine gewisse Relativität kennt, in diesem dennoch immer den Indicativ gebraucht, zu der Annahme eines Unterschiedes von Relativitätsgraden gedrängt. Er fühlt nun mit Recht das Bedürfniß und macht den Versuch, diesen Unterschied zu entwickeln und zu begründen — aber über den Versuch kommt er unserer Ansicht nach nicht hinaus. So heißt es in dem Abschnitt, der begründen soll, warum der Begriff der Relativität nur im Zeitsatz durch den Conjunctiv ausgedrückt wird (§ 11. S. 155—160) und den wir, um unsere Ansicht darzulegen, hier großentheils wiedergeben müssen, folgendermaßen: „Die Beziehung und Hinweisung auf eine Haupthandlung kann zunächst eine sehr allgemeine und unbestimmte bleiben. Oft ist das schildernde Imperfect gebraucht, ohne daß der bestimmte, feste Begriff einer Haupthandlung im Zusammenhange vorläge: ein solcher wird nur in den allgemeinsten Zügen gedacht und schwebt unbestimmt dem Geiste des Erzählenden vor. So z. B. bei der Erzählung eines geschichtlichen Vorgangs, welchem Schilderungen voraufgehen wie Stichus 539: ei filiae duae erant. eae erant duobus nuptae fratribus ...... Erat illorum uni ... tibicina. Peregre advexerat ... set ille erat caeleps. Nachher folgt 545 Deinde senex ille ... dixit. In solchen Imperfectis ist die Beziehung auf das Hauptereigniß sehr locker und lose. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß diese Beziehung in unendlich mannigfachen Graden gesteigert werden, bald eine nähere, bald eine ent-

fferntere sein kann. Ein solches Verhältniß ist sehr dehnbar. Es kommt viel darauf an, ob der Begriff der Haupthandlung klar und deutlich hervortritt, ob ein realer Zusammenhang ein bestimmtes Verhältniß mit und zu der Nebenhandlung vorhanden ist. Das zeitliche Verhältniß, Gleichzeitigkeit oder Vorzeitigkeit wird durch die losere Beziehung zunächst nicht weiter afficirt. Die verschiedenen Arten der Nebensätze im Imperfect und Plusquamperfect zeigen solche bald nähere bald entferntere Beziehungen auf das Hauptfactum. Im Relativsatz ist die Beziehung schon eine verhältnißmäßig innige. Rud. 956: furtum ego vidi qui faciebat. Hier ist faciebat deshalb imperfectisch gefaßt, weil es Gleichzeitigkeit mit vidi ausdrückt. Pseud. 718 eius servo qui hunc ferebat cum quinque argenti minis, tuam qui amicam hinc arcessebat, ei ego os sublevi probe ..... Cist. 4, 2, 56 set inter rem agendam istam erae huic respondi quod rogabat ..... In Fällen dieser Art ist eine bestimmte Beziehung auf ein Hauptereigniß da. Wie können also hier eine Relativität der Nebenhandlung nicht verkennen und eben deshalb heißen ja Plusquamperfect und Imperfect „relative" Zeiten in weiterem Sinn, weil in ihrer Bedeutung ein solches Hinweisen auf eine Haupthandlung liegt. Allein diese Relativität ist noch keine Relativität der Zeitlage. Das Nebenereigniß wird als ein solches bezeichnet, in dessen oder nach dessen Zeitgrenzen das Hauptereigniß fällt, oder welches mit dem Hauptereignisse coincidirt, doch ist die auf's Hauptereigniß bezogene Zeit hier die der Handlung an sich zukommende Zeitausdehnung, nicht ihre Zeitlage innerhalb der Vergangenheit. Diese letztere, die Zeitlage, bleibt in jenen Verbindungen durchaus absolut. Das Nebenereigniß empfängt vom redenden Subject noch unmittelbar seine Zeitansetzung in der Sphäre der Vergangenheit. Alle Sätze im Imperfect und Plusquamperfect, welche irgend eine Beziehung auf ein Hauptfactum ausdrücken, theilen natürlich die Eigenschaft einer solchen Relativität, die in einer Seins-Beziehung der Neben- zur Haupthandlung besteht. Der Grad dieser Beziehung aber kann ein sehr verschiedener sein. Es liegt eben in dem Wesen dieses Verhältnisses, daß es eine reiche

Scala verschiedener Annäherungsgrade umfaßt. Der niedrigste Grad derselben ist die rein inhaltliche Beziehung des Nebenfactums auf das Hauptfactum. Als der höchste und letzte Grad dieser Relativität ist nun diejenige Beziehung anzusehen, worin das Nebenereigniß seine eigene Zeitgebung an das Hauptereigniß verliert und nun statt absoluter eine relative annimmt. Diese Art der Zeitlage=Bestimmung tritt unter allen Gattungen der Nebensätze nur im Temporalsatz ein, in welchem ein Nebenereigniß in die unmittelbarste Zeitbeziehung zu einem Hauptereigniß gesetzt ist" (S. 157 ff.).

Hat hier der Verf., was er darlegen will, entwickelt, hat er seine Behauptungen begründet? Zuvörderst erwartet man nach der Schilderung des Relativitätsgrades der relativen Nebensätze, die mit den Worten „Das Nebenereigniß empfängt .... noch unmittelbar seine Zeitansetzung in der Sphäre der Vergangenheit" schließt, im Gegensatz zu jenem eine Darlegung des Relativitätsgrades der Temporalsätze. Statt aber diese zu geben, wiederholt der Verf. in etwas anderen Worten als vorher (wir haben die einander entsprechenden Stellen unterstrichen), daß die Beziehung eine mannigfache sein kann, und schließt dann kurz: „Als der höchste und letzte Grad dieser Relativität ist nun" u. s. w. Er setzt ferner nicht auseinander, weshalb denn die relativen Nebensätze des niedrigeren Grades der Relativität theilhaftig seien, woraus denn (anders als aus dem Conjunctiv, der als Ausdruck des höchsten Relativitätsgrades doch erst erwiesen werden soll) hervorgehe, daß die Relativität der Zeitlage hier nicht stattfinde. Man sollte meinen, daß gerade im relativen Nebensatz, der eigentlich nichts weiter denn als Satz ausgedrücktes Attribut eines Gliedes des Hauptsatzes ist, das zeitlich natürlich durch das Prädicat des Hauptsatzes bestimmt wird, daß in einem solchen Nebensatz das Verbum jeder zeitlichen Selbständigkeit bar sei — L. berücksichtigt dies nicht. Oder fordern nicht Sätze wie die in der oben (S. 454) angeführten Erörterung erwähnten furtum ego vidi qui faciebat Rud. 956: set inter rem agendam istam erae huic respondi quod rogabat Cist. 4, 2, 56 zu einer solchen Erwägung auf? Endlich läßt L. wenigstens in diesem Abschnitt, der doch erörtern

soll, weshalb nur im Zeitsatz der Begriff der Relativität durch den Conjunctiv ausgedrückt wird, unerörtert, weshalb gerade im temporalen Nebensatz der höchste Grad von Relativität stattfindet. Denn nachdem er an das oben angeführte den Satz gereiht: „Im Temporalsatz wird zunächst eine Zeitordnung angegeben", fährt er fort: „Es ist hier vor Allem wichtig, einer Verwechselung vorzubeugen, welche wohl freilich nur bei einer exoterischen Kenntniß dieser Fragen möglich ist, die aber doch der Vollständigkeit wegen hier berücksichtigt werden muß. Nämlich in Temporalsatz-Gefügen ist ja das Zeitsatz-Glied sachlich das Zeitbestimmende; durch seinen Inhalt wird die Zeit des Hauptereignisses fixirt, z. B. Cic. Cato maior § 14 (Ennius) autem Caepione et Philippo . . . consulibus mortuus est, quom ego quinque et sexaginta annos natus legem Voconiam magna voce suasissem. Also sachlich ist der Vordersatz das zeitbestimmende Glied: in dem reflectirenden Denken des Verstandes ist dieses also das determinirende Moment. Allein vom Standpunkte der grammatischen Zeitgebung (der Denkform nach) ist vielmehr umgekehrt das Prädicat des Vordersatzes das zeitlich durch's Hauptereigniß bestimmte .... Schon in jenen vorhin erwähnten Sätzen, an denen die Relativität des Imperfects und Plusquamperfects nicht so scharf und genau, sondern nur lose gefaßt ist" (auf der vorgehenden Seite wird die Beziehung im Relativsatze eine „verhältnißmäßig innige" genannt) ... „drückt das imperfectische Prädicat ein durch das Hauptereigniß zeitlich bestimmtes, nicht aber das letztere bestimmendes Sein aus. Somit „(womit denn?)" ist es klar, daß auch im Zeitsatz das Prädicat des Vordersatzes das bestimmte, nicht das bestimmende Glied ist, so weit es sich um Fixirung der subjectiv-grammatischen (nicht objectiv-sachlichen) Zeit handelt. Im Temporalsatz ist nun also die Beziehung des Nebenereignisses auf das Hauptereigniß die innigste und nächste". Ein „nun also" das sich auf eine unbegründete Behauptung bezieht. Der Mangel an Begründung, der in diesem Abschnitt obwaltet, ist um so auffallender als in dem unmittelbar folgenden (§ 12, S. 160—172) eine Begründung versucht wird, die sich auf die eben angeführten Sätze stützt. Der Verf. will hier die Frage

beantworten, worin es begründet ist, daß das ältere Latein den später so gebräuchlichen Conjunctiv der Nebenzeiten nach quom in directer Rede noch nicht kennt, obschon dieselben als im allgemeinen relative Tempora ihm schon bekannt sind, und beantwortet sie so: „Das ältere Latein kennt eben noch nicht diejenige Relativität der Zeit, welche in der späteren Sprache allgemein gebräuchlich geworden ist; die Relativität der Zeit ist, wie oben gezeigt ward, ein dehnbarer und zunächst nicht fest bestimmter Begriff. Die einfache Hinweisung des Nebenereignisses auf ein Hauptereigniß genügt noch nicht, um ersteres als relativ im engsten und strengsten Sinn des Worts erscheinen zu lassen. Eben deshalb stehen ja auch Nebensätze, welche nicht Temporalsätze sind, wenn Nebenzeiten ihr Prädicat bilden, gleichwohl indicativisch und nicht conjunctivisch. Erst im Zeitsatz tritt eine ganz strenge zeitliche Hinweisung des Nebenfactums auf's Hauptfactum ein. Das Nebenfactum bestimmt seinerseits die Zeit des Hauptfactums objectiv: es ist in Bezug auf die Zeitordnung der Ereignisse der bestimmende Factor. Das Hauptfactum dagegen bestimmt seinerseits die grammatische Zeitlage des Nebenfactums: es ist in Bezug auf die subjective Zeitgebung der Ereignisse der bestimmende Factor. Dieses gegenseitige Zeitbestimmungsverhältniß bringt die Relativität des Nebenfactums im eigentlichsten und strengsten Sinne des Wortes hervor" (S. 163 f.). Man sieht, daß die Sätze, die L., um einer Verwechselung von sachlicher und sprachlicher Bestimmung vorzubeugen, oben (S. 159) anführte, hier zur Begründung eines Satzes dienen, der oben unmittelbar vor diesen Sätzen zuerst ausgesprochen wurde und dessen Begründung oben erforderlich war. Freilich eine eigentliche Begründung kann man auch das eben citirte nicht nennen. Denn nun harrt die Frage, weshalb denn durch dies gegenseitige Bestimmungsverhältniß die strengste Relativität hervorgebracht werde, ihrer Beantwortung. Man sieht nicht, in welcher Weise die sachliche und die sprachliche Bestimmung in ein Verhältniß zu einander treten, welches jene Wirkung verursacht.

Nicht minder als die Erörterung über die Verschiedenheit der Relativitätsgrade hat uns die oben (S. 452) schon an-

geführte Begründung des Ausdrucks der Relativität durch den Conjunctiv unbefriedigt gelassen. Der Verf. beginnt mit zwei Sätzen, von denen der eine offenbar den andern stützen soll. „Zu einer streng objectiven Darstellung der Ereignisse gehört offenbar auch ihre selbständige Zeitgebung. Die Denkform der Zeit ist ein Grundbedingniß für die Vorstellung der Existenz eines Seienden". Wird denn aber, wenn etwas nicht in selbständiger Zeitform gedacht wird, in gar keiner Zeit gedacht? Werden nicht auch die Handlungen der streng relativen Temporalsätze in einer Zeit, nämlich in der des Hauptfactums, gedacht? Der Verf. fährt fort: „Ist nun ein Nebenumstand nicht allein inhaltlich auf ein Hauptereigniß bezogen, sondern auch in der Art, daß sein Eintreten in der Zeit abhängig ist von einem anderen, seinerseits fixirten Ereigniß, so fehlt jenem Nebenereigniß ein Attribut der vollen Objectivität: die Vorstellung des Redenden hat einen wesentlichen Antheil an seiner Darstellungsform"; — wann ist denn dies nicht der Fall, etwa bei der selbständigen Zeitsetzung des Factum? Giebt es überhaupt eine Form der Darstellung, an der die Vorstellung des Redenden keinen Antheil hat? — „es (das Nebenereigniß) ist dem Gebiet der realen Wirklichkeit entrückt" — welches Dargestellte ist denn dies nicht? — „und tritt in den Modus, der das mögliche, vorgestellte Sein ausdrückt, den Conjunctiv". Ist denn dazu, daß der Conjunctiv gesetzt werde, nur dies erforderlich, daß „die Vorstellung des Redenden einen wesentlichen Antheil an seiner Darstellungsform hat", „daß das Ereigniß dem Gebiet der realen Wirklichkeit entrückt ist? Oder soll durch „wesentlich" der Unterschied hervorgehoben werden, der zwischen dem die conjunctivische Darstellung bewirkenden und dem sonstigen Antheil des Redenden an seiner Darstellungsform herrscht, wie auch weiterhin (S. 206) von dem „bedeutsamen Antheil des Subjects an der Darstellung des Ausgesagten" die Rede ist, den die relative Zeitgebung nöthig macht? Ich meine aber, L. braucht sich von uns nicht darüber belehren zu lassen, daß der Conjunctiv nur dasjenige vorgestellte Sein bezeichnet, dessen als eines vorgestellten der Redende sich bewußt ist, das er als ein vorgestelltes bezeichnen will. Dennoch ist es möglich ja

wahrscheinlich, daß L., so genau er sonst in seiner Darstellung ist, oben nicht deutlich genug sich ausgedrückt hat, daß er vielmehr meint, der Redende habe ein Bewußtsein von dem wesentlichen Antheil, den seine Vorstellung an der Darstellungsform hat, und deshalb stehe der Conjunctiv. Läßt sich dies aber in der That annehmen, daß der Römer sich des mit und in der Relativität gegebenen Mangels an Objectivität bewußt war? Hieße dies nicht, dem Redenden statt seines „intuitiven Denkens“, das L. als den Urquell aller Spracherscheinungen bezeichnet, ein „reflectirendes Denken“ zuweisen, annehmen, daß der Redende sich der während des Sprechens in seinem Inneren vorgehenden Processe bewußt sei, kurz den Sprechenden zum Sprachforscher machen? Ueber diese unsere Bedenken hebt uns auch der Umstand nicht hinweg, daß die Unregelmäßigkeit, die in der Verbindung von quom temporale mit dem Conjunctiv und Indicativ der Nebenzeiten im classischen Latein bisher zu herrschen schien, nach Lübbert's Erklärungsversuch, wie er allerdings nur an einzelnen Beispielen zeigt (S. 198—203), sich als Aeußerung von verschiedenen Auffassungsweisen, nämlich der relativen und nicht-relativen Beziehung des Nebenereignisses auf das Hauptfaktum ergiebt.

Uns scheinen die Fragen, weshalb nur im Temporalsatz der höchste Grad der Relativität erscheint und weshalb der Ausdruck desselben der Conjunctiv ist, nicht beantwortet, also das Problem, dem die Lübbert'sche Abhandlung gewidmet ist, nicht gelöst zu sein. Daß wir aber der Lösung desselben durch die gründliche Untersuchung der plautinischen Temporalsätze, die L. uns bietet, um ein gut Stück näher gebracht sind, unterliegt keinem Zweifel.

Dr. M. Holzman.

Institutiones fundamentales linguae Arabicae in usum juventutis academicae ed. ab Hermanno Zschokke. Vindobonae 1869. 8vo. p. XXII u. 201.

Von Prof. Zschokke, einem den Freunden der semitischen Philologie wohlbekannten Gelehrten, liegt uns eine Grammatik der arabischen Schriftsprache nebst Anhang über das heutige Idiom des syrisch-ägyptischen Küstenlandes vor. Das Buch soll, wie es in der Vorrede heißt, die vollständig vergriffene Oberleitner'sche Grammatik ersetzen und die engen Gränzen, welche sich diese gesteckt hatte, möglichst inne halten; es beschränkt sich also auf das Unentbehrlichste, alles Uebrige der viva vox magistri vorbehaltend. Daher vermissen wir in ihm Vieles, worüber bereits die Caspari'sche Schulgrammatik genügende Auskunft gibt. Dagegen finden wir in ihm Ansichten und Urtheile über die semitischen Sprachen im Allgemeinen ausgesprochen, welche zeigen, daß sich der Verfasser auf diesem Gebiete ganz heimisch fühlt.

Die Prolegomena, welche die Geschichte der arabischen Sprache und Schrift behandeln, bezeichnen (p. XVI), nach dem Vorgange älterer Gelehrten, die beiden Dialekte der *Ḥ'imyar* und *Qoreiš* als die vornehmsten der Halbinsel zur Zeit *Muḥammed's*. Aber die Qoreisch, obwohl in und um Mekka zahlreich, bildeten als Festgesessene keinen abgeschlossenen Verband, so daß sich bei ihnen, wie bei einem Wanderstamme, eine eigene Mundart hätte ausbilden können. Sie sprachen vielmehr gerade so, wie die übrigen Mekkaner, und da diese ihrer Masse nach — einschließlich der Familie Qoreisch — zum Stamme *Kinâna* gehörten, welcher die Hauptbevölkerung des dortigen Küstenstrichs ausmachte, so war die Mundart der *Kinâna* die Allen gemeinsame Sprache, locale Idiotismen natürlich nicht ausgeschlossen. Sie wird von den Korancommentatoren viel genannt und scheint wegen der Vermischung der Völkerschaft mit jemanischen Stämmen und wegen des lebhaften Fremdenverkehrs an der Küste

ziemlich verderbt gewesen zu sein. Fanden also die Zeitgenossen *Mukammed's* wirklich viel sprachlich Schönes im *Korān* (was sich jetzt nicht mehr beurtheilen läßt), so mag das stark auf Rechnung der Bekanntschaft des Propheten mit den Idiomen der centralen Stämme kommen. Er rühmte sich dieser Bekanntschaft oft und in Mekka konnte er sie sich auf eine leichte Weise verschaffen, ohne daß man anzunehmen braucht, er habe mit den *Saʿd*, einem Zweige der *Hawāzin*, dauernde Beziehungen unterhalten (vergl. Sprenger, Leben Muhammed's. Bd. I. p. 173). Die Mundart der Kināna bildete mit einer Menge anderer, deren bedeutendsten die der *Hoδeil*, *Hawāzin*, *Qeis*, *Asad*, *Rebīʿa* und *Temīm* waren, zusammen den großen nordarabischen oder *ʿadnān*'schen Dialekt, und will man dem *Himyar*'schen das wirklich Entsprechende gegenüberstellen, so kann das nur der *ʿadnān*'sche sein.

P. XVIII äußert sich der Verfasser über den Verfall der Sprache: praecipuum, quod inde a saeculo post Ch. decimo linguae detrimentum intulit, hoc erat, quod vocales rapidius confusiusque pronunciari vocemque finientes breves prorsus abjici coeperunt. Will dieser Satz sagen, die arabische Literatur bediene sich vom 10 Jahrhundert ab nur noch eines verkommenen Idioms, so ist er irrig, denn nach wie vor und bis auf den heutigen Tag ist die Schriftsprache unverändert dieselbe geblieben und ihre Vocalisation weicht von der koranischen nicht um ein Haar breit ab. Will aber der Satz sagen, daß sich von jener Zeit ab die lebende Sprache des Volks verschlechtert habe, daß sie von da ab namentlich viele Nominal- und Verbalflexionsendungen verloren habe, so hat er nur den Werth einer subjectiven Vermuthung des Verfassers und seiner Gewährsmänner, denn Andere setzen diese Veränderung der Sprache in die Zeit der großen Evacuation der Halbinsel im 7. und 8. Jahrhundert. Man kann noch weiter gehen und sie schon in vorislamischer Zeit stattfinden lassen, so daß sich jene Flexionsendungen nur noch in der Nomadenpoesie erhalten hätten und aus dieser in den Korān übertragen worden wären, welche Uebertragung verbunden mit der Anwendung des Reimes dem Propheten vielleicht den ärgerlichen Spottnamen „Dichter“ ein-

gebracht haben konnte, und welche ihm zu sagen gestattete, daß der Korān im Beduinenidiome geoffenbart worden sei. Ja es könnte Jemand sogar behaupten, ein Wegfall der Endvocale in der Volkssprache habe niemals stattgefunden, da es völlig unerweißbar, daß dieselben jemals aus dem *Dīwān* der Zeltlager, aus dem Gebiete der Kunst, in die Umgangssprache der Stadt- und Dorfbewohner übergegangen sei; eine Hypothese, für welche der Ausdruck *I'rāb* (إِعْرَاب) sprechen würde, welcher wörtlich die Beduinisirung, aber als philologischer Kunstausdruck die Nominal- und Verbalflexion bezeichnet, so daß sich wohl annehmen ließe, der Ausdruck habe ursprünglich nur diejenigen Wortanhängsel umfaßt, durch welche eine Form der Volkssprache das beduinische Colorit erhielt, sei aber dadurch, daß diese Zuthaten zum größten Theil für die Wortflexion verwerthet wurden, leicht erklärlich zur Bezeichnung für die Gesammtheit der Letzteren geworden.

Wenn nun jede dieser Annahmen als möglich gelten kann, während vielleicht keine das Richtige trifft, so beweist dies nur, daß wir vom Entwickelungsgange des Arabischen als einer lebenden Sprache wenig wissen. In den ältesten, von den Arabern selbst herrührenden Schriften (meist Nachrichten aus dem Leben der Propheten) spiegelt sich wohl die Volkssprache noch zum großen Theil wieder, jedoch nur ihrem consonantischen Gerippe nach, denn für die Vocalisation war im Korān eine Schablone für alle Zeiten geliefert. Aber schon kurze Zeit später hörte aller Connex zwischen der Büchersprache und der des Lebens auf; die erstere wendete sich von den Veränderungen, welche mit der Formenlehre, der Syntax und dem Lexicon der letzteren im Laufe der Zeit vorgingen, mit Verachtung ab.

Nach dem Gesagten ist die Uebertragung eines goldenen, silbernen und ehernen Zeitalters (p. XVII) von der lateinischen Sprache auf die arabische geeignet, mißverstanden zu werden, und es möchte dort eher eine andere Angabe am Platze sein, die in der Einleitung auch der kleinsten Grammatik nicht fehlen sollte, nemlich, daß sich eine Grammatik des Altarabischen keineswegs mit derjenigen des Altgriechischen oder Lateinischen ver-

gleichen lasse, da sie nicht, wie diese beiden, die Formen der wirklichen Volkssprache gewisser Zeitperioden lehre, sondern nur die der alten Beduinenpoesie (*aś;är el-;arab*) und deren Imitationen in der ersten Zeit des Islam einschließlich des mit dem poetischen Colorit übertünchten Korāns, während sie die Sprache des gemeinen Lebens (*el-kelām* „die Umgangsprache" oder *kelām el-;āmma* „Volkssprache" genannt) ignorire, ja perhorrescire.

Das Wort Araber führt der Verfasser (p. XIX) mit Recht auf das altsemitische עֲרָבָה „die Wüste" zurück. Dieses bildet sein nomen relat. *;arabī* deserticola, dessen schwerfälliger Plural *;arabīyūn* frühzeitig der Collectivform *;arab* weichen mußte; man verfuhr hier wie beim Gentile, bei welchem diese Bildung Regel ist, z. B. *Aramī* und *Aram* der und die Aramäer. Völlig analog nimmt man heutigentags das Wort *bedu* als Collectiv von *bedawī*, und dieses als nom. rel. von *bādia* „die Wüste"; so heißt es in einer Elegie des Phylarchen *Ibn Dūchī* auf den Tod seines Bruders:

يا غمّ كبدى اثقل من الطار بىّ ، واثقل من الّى فَوْقَهَ البَدْو يمشون ،

O Kummer meines Herzens, schwerer auf mir lastend als ein Berg,
Und schwerer als die (Erde), auf welcher die *Bedu* wandern!

Manche werden das Wort *;arab* lieber als ursprüngliches Collectiv oder Synonym von עֲרָבָה nehmen wollen und für die Bedeutung deserticolae (اهل العربات) eine Uebertragung statuiren, die allerdings im Semitischen nicht ungewöhnlich ist. Als vollkommene Parallele böte sich hier außer *Bedu* das Wort *H'azar* (حضر), welches 1) die feste Ansiedlung, 2) die festgesessene Bevölkerung eines Landes bedeutet und heutigentags der constante Gegensatz von *Arab* und *Bedu* ist; vergl. DMZ Bd. XXII, 190. Andere versuchten andere Erklärungen des Wortes Araber, weil das Wort עֲרָבָה in der arabischen Sprache längst seine appellative Bedeutung verloren und nur als Eigenname verschiedener Wüsten sich erhalten hat; aber *Yāqūt el-H'amawī* giebt uns in seinem geographischen Lexikon u. d.

W. sichere Belege für die alte appellative Bedeutung, z. B. den Vers:

Jach zur Gewaltthat sind die Bewohner der *ʿaraba*,
Wie jach zum Trinken des kühlen Wassers die Durstigen.

ferner den Ausspruch: „Die *ʿaraba* ist der Tummelplatz der Nomaden und der Wohnsitz Ismaels, des Vaters der schwungreichen Sprache"; endlich noch das entscheidende Zeugniß des alten Philologen *ṯaʿālibī*: „die Araber haben ihren Namen von ihrer Heimath, den Wüsten" (العرب سموا عربا باسم بلدهم العربات). Als die Muselmänner anfingen, sich mit griechischer Literatur zu beschäftigen, wendete man das Wort *ʿaraba* an, um das griech. Ἀραβία wiederzugeben, weil die Halbinsel im Ganzen und Großen wirklich nur ein Complex von Wüsten ist. So finden wir das Wort in der Encyclopädie der *Iχwān eṣ-ṣafā*; aber in diesem geographischen Sinne hat es sich aus sprachlichen Gründen (insofern die Bildung des Wortes der collectiven Bedeutung widerstrebt) nicht halten können. Dagegen ist dem Worte *el-ʿarab* bis auf den heutigen Tag seine appellative Bedeutung niemals verloren gegangen. Prof. Zschokke wird aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß die Bewohner Palästinas und Syriens unter *ʿarab* ausschließlich die Beduinen, niemals die Stadt- und Dorfbewohner verstehen. Die letzteren nennen sich selbst *aulād el-ʿarab* „die Abkömmlinge der Nomaden". Die Beduinen, die sich nur *ʿarab* nennen, verbinden damit keineswegs einen Nationalitätsbegriff, denn die nomadisirenden Kurden- und Turkmanenstämme nennen sie *ʿarab el-ekrād* und *ʿarab et-turkmān*. Mit ihrer gewöhnlichen Frage an einen Europäer: ob es in Europa auch *ʿarab* gebe? wollen sie sich nicht erkundigen, ob es bei uns Araber, oder arabisch sprechende Menschen, sondern, ob es bei uns zeltbewohnende Wanderstämme gäbe. So war es immer. Die ältesten griechischen Schriftsteller nennen die mesopotamischen Nomadenstämme Ἄραβες zu einer Zeit, wo es dort nur Aramäer und noch keine Araber gab und wahrscheinlich nannten sich jene nomadischen Aramäer selber *ʿarab*. Auch das biblische עֲרָב bedeutet nur *deserticolae* und niemals *Araber* im ethnographi-

schen Sinne. Ebenso versteht der Korān unter *ʿarab* und *aʿrāb* (dem pl. fr. von *ʿarabī*, nicht von *ʿarab*) nur die Zeltbewohner, desgl. die Philologen unter *aśʿār el-ʿarab* die Nomadenpoesie und unter *kelime ʿarabīye* ein beduinisches Wort. In Gegensätzen wie *el-ʿarab wal-ʿagem* „die Araber und Perser" bezeichnet es für uns die Nation, während für den Araber selbst nur durch den Gegensatz das Nationale beigemischt wird, und jene häufigen Bezeichnungen العرب العاربة والمستعربة sind nicht zu übersetzen: Arabes genuini et Arabes facti (p. XIX), sondern: „der Wüste ursprünglich angehörige Nomaden und zum Wüstenleben erst übergegangene (Einwanderer oder Flüchtlinge aus den Culturländern Syrien oder Babylonien)".

Daß der Verf. als Director eines östreichischen Instituts in Jerusalem selbst unter dem arabischen Volke gelebt hat, gereicht dem Buche zu nicht geringer Empfehlung, da der Leser anzunehmen berechtigt ist, daß wenigstens die im phonetischen Theile der Sprachlehre aufgestellten Regeln ganz zuverlässig sind. Wenn nun diese Ansprüche in einzelnen Fällen nicht befriedigt werden, so mag das daher kommen, daß der Verf. die Pietät gegen seine früheren Lehrer zu weit getrieben hat; denn seit Hammer-Purgstall, dem für das Arabische das unbeholfene Organ des Osmanli maßgebend war, ist bei den Wiener Orientalisten eine ungenaue Aussprache des Arabischen traditionell geworden. Bekanntlich bezeichnet das *Fatḥ* zwei Vocale: den *a*-Laut in Verbindung mit den sogenannten حروف مستعلية, nemlich den Buchstaben صضطظقغخ, zu denen man noch ع und ح zählen kann, und den *e*-Laut in Verbindung mit den übrigen. Dieses Sprachgesetz ist nicht etwa ein nur der Vulgärsprache angehöriges, denn schon die ältesten arabischen Orthoëpisten und alle Schriften über den *Tegwīd*, d. h. den kunstgerechten Vortrag des Korān, stellen es auf; man spricht also وَزِير *wezīr* und nicht *wazīr* (p. 17), was وَظِير zu schreiben wäre, und بَنِينَا *benīnā*, nicht *banīnā* (p. 9). Ferner ist das *ẓamm* ein *u*, nicht ein *o* und das *kesr* ein *i*, kein *e*; man spricht also أَبُوكُم *ebūkum*, nicht *ebūkom* (p. 9), كِتَاب *kitāb*, nicht

ketāb (p. 9), was nur bei einem *Fatḥ* in der ersten Silbe möglich wäre; desgl. اِبْن *ibn* nicht *ebn*. Man halte die richtige Aussprache ja nicht für etwas Unerhebliches. Spricht Jemand das Wort كَلْب „Hund" *Kalb* aus, so unterstellt jeder Araber das Wort قَلْب „Herz". Ebenso ist ihm سِكَّة „Pflug" *sekke* ausgesprochen = سَكَّة „Poststation" und سُلِبَ „es wurde geplündert" *soliba* ausgesprochen = صُلِبَ „es wurde gekreuzigt". Sodann lautet die Nunation *un*, *in*, *an* und nicht *on*, *en*, *an*, wie p. 10 gelehrt wird. Selbst in der Verbindung mit den حروف مستعلية, welche bekanntlich das *ẓamm* und *kesr* für unser Ohr oft annähernd wie *o* und *e* klingen lassen, wird in der Nunation die Aussprache eines reinen *u* und *i* durch das schließende *Nūn* ermöglicht, z. B. ضَبْطٌ *ẓabṭun*, صَاعِقٍ *ṣāʿiqin*.

In der Lehre vom Ton (p. 18) ist die folgende Regel zu beseitigen: Si duae voces per Waṣla conjunguntur, ibi est tonus, ubi conjunctio, v. g. عَمُودُ ٱلْبَيْتْ. Es mochte hierbei dem Verf. die von ihm in Jerusalem oft gehörte beduinische Aussprache vorschweben, nach welcher diese Wortverbindung allerdings wie עֲמֻידַלְבֵּית, mit dem Accente auf *dal*, lautet; aber der *Ḳazarī* und Koränleser betont nur den Diphthong in *beiti*, nicht den Vocal des *Waṣl*.

Der Abschnitt über die Verwandlungen der schwachen Buchstaben (p. 25 ff.) ist mit vielem Fleiße ausgearbeitet. Zu p. 30 lit. *α* ist zu bemerken, daß die Verwandlung von Formen wie سُوء in سُوّ in der Schriftsprache nicht Regel, sondern Ausnahme ist; und zu lit. β über die Fälle, wo sich die Schrift statt der scriptio plena (أ ؤ ئ) mit dem bloßen Hamz-Zeichen (ء) be-

gnügt, möchten einige Bemerkungen über den Grundsatz, nach welchem die ältesten Handschriften in dieser orthographischen Frage verfuhren, nicht überflüssig sein, da der Gegenstand bisher ungenügend behandelt worden ist. Nach jenem Grundsatze war hier nur die Sprache des Lebens maaßgebend. Gleichwie man die Femininalendung in المدينة, durch ein ه wie im Hebräischen, und nicht durch ت wiedergab, weil das Wort in der lebenden Sprache nur *medīna* lautete, diesem ه aber in den beiden Punkten gleichsam ein ت überschrieb, um anzuzeigen, daß beim *Iʿrāb* das alte Femininal-*t* (المَدِينَةُ) wieder zum Vorschein komme, ebenso schrieb man das Wort السُّوءُ nicht السُّوأُ, weil das Elif hamzatum — wie überall am Wortende nach einer gedehnten Silbe — in der lebenden Sprache nicht gehört, das Wort also שׁוּ *sū* nicht שׁוּא *sūʾa* gesprochen wurde; und das Hamz-Zeichen fügte man hinzu, um anzuzeigen, daß der *Iʿrāb* den dritten Radical (السُّوءُ) wieder hörbar mache. Dagegen ist, als diesem Grundsatze widersprechend, die Orthographie بَدْءٌ, بُرْءٌ, ظِمْءٌ, verwerflich; denn dergleichen Wörter wurden in der lebenden Sprache niemals *bed, ḏim, bur*, sondern nur *bedʾa*, *ḏimʾa, burʾa* (בֶּדְא, טֶמְא, בֻּרְא) ausgesprochen bis auf den heutigen Tag; sie sind also بَدْأً, ظِمْأً, بُرْأً zu schreiben und keine alte Handschrift schreibt anders. Die Orthographie der späteren Bücher, welche von persischen und andern nichtarabischen Gelehrten ausgegangen ist, überhaupt aus einer Zeit stammt, wo aller Connex zwischen der Schrift- und Volkssprache aufgehört hatte und man die Motive der alten Schreibweise nicht mehr zu würdigen verstand, diese spätere Orthographie sollte in keiner Grammatik angewendet, sondern nur in einer Anmerkung veranschaulicht und als unberechtigt bezeichnet werden. In dieselbe Kategorie fällt die Schreibart يَسْـَٔلُ, خاطِـِٔين u. dergl.; auch hier ist die Scriptio plena يَسْأَلُ, خاطِئِين die allein zu-

läſſige, da die Wörter יְשַׁאֵל und חַאטָאאַן geſprochen werden. Hier können freilich die kufiſchen Korāne leicht irre führen, denn, da der Dialekt von *Medīna* das Hamz haßt (noch jetzt gilt er dieſer Eigenthümlichkeit wegen für ſchlecht), ſo ſprach man dort ſolche Formen يَسَل und خاطين (wie von einem ZW. tert. quiesc.) und ſchrieb ſie auch meiſtens ſo; nur zeichneten die Copiſten ein rothes Elif ein, oder ein Hamz drüber, was den Leſer warnen ſoll, falſch zu leſen. Dadurch entſtehen zufällig oft monſtröſe Formen, wie يَسْأَل (p. 30) und خاطئين, die, wenn ſie einmal in einer Grammatik erwähnt ſein ſollen, auch erklärt werden müſſen, damit ſie den Anfänger nicht verwirren. Dieſe Andeutungen mögen hier genügen; das Nähere (z. B. über die Formen فعالة, فعولة und فعيلة tertiae hamz.) findet ſich in jeder grammatiſchen Abhandlung der Araber unter dem Capitel القَلْب والادْغام.

Schon in den Prolegomenis (p. XVI) hatte ſich der Verf. in der alten Streitfrage, ob das Hebräiſche oder das Arabiſche das alterthümlichere Gepräge habe, für das Hebräiſche ausgeſprochen, ohne indeß den Gegenſtand eingehender zu behandeln, wie wünſchenswerth auch die Wiederaufnahme einer Discuſſion iſt, in welcher die früher aufgeſtellten Beweiſe pro und contra unzureichend waren. Im Capitel über die Declination (p. 80) kommt er bezüglich der Caſusendungen auf dieſe Frage mit den Worten zurück: constat, priscam Semitarum linguam casuum nominis, quas indogermanicae ingenium fert, prorsus fuisse ignaram. Dem Nachweiſe des Verf., daß die Caſusbezeichnungen entbehrlich waren, wird man allerdings zugeſtehen können, daß bei ihrem urſprünglichen Vorhandenſein das künſtliche und in ſeinen Conſequenzen höchſt unbequeme Annexionsverhältniß (der Status constructus) unnöthig geweſen wäre. Bekanntlich iſt die früher von den bedeutendſten Semitologen getheilte Anſicht des Verf. in unſerer Zeit viel ange=

fochten worden. Man statuirt jetzt ziemlich allgemein eine semitische Ursprache mit stark ausgeprägten Casusendungen, welche sich einem bei den indogermanischen Sprachen wahrnehmbaren Processe analog allmählig bis zur Dürftigkeit der arabischen Casuszeichen abgegriffen hätten. Da man indessen zur Zeit noch beschäftigt ist, das Material zu suchen, aus welchem ein genialer Kopf die Tabelle jener Urkasus reconstruiren soll, so wird die ältere Annahme wohl noch lange ihre Berechtigung haben.

In der Nominaldeclination schlägt der Verf. seinen eigenen Weg ein; unter *diptoton* versteht er etwas Anderes, als z. B. die Caspari'sche Grammatik, aber die räthselhaften *diptota invariabilia* (p. 82) getraut er sich doch nicht auszumerzen. Bekanntlich theilen die Araber ihre Nomina in *munṣarifāt* und *γeir munṣarifāt*, welche Bezeichnungen unsere Grammatiken entweder durch declinabilia und indeclinabilia, oder durch variabilia und invariabilia wiedergeben; jene nennt man gewöhnlich *triptota*, diese *diptota*; jene die erste, diese die zweite Declination, als ob sich unter einer declinatio indeclinabilium noch etwas denken ließe! Diese Gruppirung hat viel Irriges. Deckt sich denn *munṣarif* und *triptoton?* Nein, denn Formen wie جَنَّاتٌ sind keine *triptota* und dennoch *munṣarifāt*; die vorliegende Grammatik stellt sie insofern auch richtig unter die *diptota*. Ebensowenig deckt sich *γeir munṣarif* und *diptoton*, denn jedes determinirte Nomen, z. B. الرَّجُلُ ist *γeir munṣarif* und zugleich *triptoton*, selbst wenn es ursprünglich ein *diptoton* war, wie الأَسْوَدُ. Es wird daher nicht überflüssig sein, diese Veranlassung für einige Bemerkungen über den Gegenstand zu benutzen.

Der bisherigen Uebersetzung des Wortes *munṣarif* liegt die irrige Unterstellung des ZW.'s *ṣaraf* „wechseln" zu Grunde; dadurch wurde man bewogen, den Ausdruck auf die Declination der Casusendungen zu beziehen, womit er absolut nichts zu schaffen hat. Die Wurzel *ṣaraf* bedeutet im Hebräischen wie im Arabischen „reinigen von falscher Beimischung", *eṣ-ṣarf*

ist die sprachliche Reinheit, *;alāmet es-sarf* das Zeichen, Gepräge, woran man eine ächt arabische, d. h. eine dem altbeduinischen Sprachgute angehörige Nominalform erkennt und eine *kelime munsarife* ist ein Wort, welches sich mit diesem Zeichen verbindet. Dieses ist das *tenwīn* und die arabischen Grammatiker sagen: صَرْفُ الكلمة اجراؤها بالتنوين „einem Nomen den *sarf* geben, ist so viel als ihm die *Nunation* geben". Es braucht kaum erst bemerkt zu werden, daß sich die *Nunation* auf das bloße *nūn* beschränkt und die vorhergehenden Casusvocale *u*, *i*, *a* völlig ausschließt, und wenn man in der Schrift für beide zusammen die Zeichen ـٌ ـٍ ـً hat, so ist der Grund davon ein rein graphischer, wenn man will stenographischer, aber kein sprachlicher. Sicherlich war der *sarf* lange vor den drei Casusendungen in Gebrauch *).

Das Zeichen des *sarf* wurde der gegebenen Definition gemäß verweigert: 1) dem Fremdworte; 2) dem größten Theile der Eigennamen, welche viel gewaltsame, selbst barbarische Bildungen enthalten, einschließlich der Form فعلان, welche durch den *sarf* für ihre gewöhnliche Verwendung als Männername zu schwerfällig geworden wäre; 3) mehreren einer spätern Sprachperiode, vielleicht auch einem nicht-*;adnān*'schen Idiome ursprünglich angehörigen Nominalformen, neimlich den Adjectiven أَفْعَلُ**) und فَعْلَاءُ, den gebrochenen Pluralen فَعَالِلُ أَفَاعِلُ مَفَاعِلُ

*) Nur machte der *sarf* in jenem früheren Stadium der Sprache bei consonantisch schließenden Formen einen Bindevocal nöthig, welcher bei den *;adnān*-Stämmen wahrscheinlich durchgängig das *Fatḥ* war; dafür spricht einmal das anders völlig unerklärliche *Elif* am Accusativ des nunirten Wortes, sodann auch die Thatsache, daß seit dem Wiederverschwinden der Casusendungen bei allen Stämmen des *Negd* und der syrischen Wüste auch wieder das *Fatḥ* die Function des Bindevocals verrichtet, vgl. DMZ. Bd. XXII, p. 187. Die *Mimation* der *H'imyar* bedurfte keines Bindevocals, wenn diese, wie es scheint, dem consonantisch schließenden Nomen ein unveränderliches *u* anhängten, vgl. DMZ. Bd. XX, 232, wornach die betreffende Stelle (Bd. XIX, 213) so zu punctiren wäre: אֻלָדֻם אֲדְכָּרוּם הֲנָאֻם d. h. (da die Wörter im Accusativ stehen) أَوْلَادًا أَذْكَارًا هَنَاءً.

**) Auch im Himyarischen finden wir die häufig als Eigennamen vor-

فَعَائِلُ und den noch jüngeren Participialpluralen فَوَاعِلُ und مَفَاعِيلُ, ferner den Formen فُعَلَاءُ und أَفْعِلَاءُ, der Distributivzahl فُعَالُ und noch einigen Formen, welche die arabischen Grammatiker bei Besprechung der العلل المانعة من الصرف aufzählen. Weshalb man denselben den *ṣarf* verweigerte, deshalb versagte man ihnen auch den vollen *Iʿrāb*, so daß sie, anstatt die normalen drei Casusendungen zu erhalten, wie der Dual. und Pl. san. als *diptota* erscheinen*). Mußte man ihnen aber den Artikel (den man jedoch einem Theile der Eigennamen con-

---

kommenden Formen أَفْعَلُ und فَعْلَانُ stets ohne die *Mimation*, deren Gebrauch also mit dem der nordarabischen *Nunation* vielfach übereinstimmte. Daß er kein so ausgedehnter war, wie der der *Nunation* bei den heutigen *Aneze*, welche nicht nur أَسْوَدًا „ein Schwarzer", sondern auch رِجَالًا كَثِيرِينًا „viele M." sagen, zeigt DMZ. Bd. XIX, 285 die Stelle אִוְלָדִם הַנְאַן = أَوْلَادًا هَنِيئِينَ „gesunde Kinder".

*) Vielleicht waren auch ihre beiden Endungen ursprünglich gar keine Casusbezeichnungen. Sind diese Nominalbildungen, wie man annehmen möchte, dem himyarischen Boden entsprossen, so gehörte ihr Final-*u* wohl zum Wortbau (البناء), und gelangte mit den Wörtern selbst zu den nördlichen Völkerschaften. Dort aber fand es Concurrenz am *a*-Laute, welcher als der *Ḥarf el-istiḥsān* (d. h. der aus euphonischen, prosodischen und metrischen Gründen mit Vorliebe am Wortende angewendete Vocal) bei den Dichtern der *ʿadnān*-Stämme war. Hatten diese nun damals die Casusbezeichnungen schon, so wird sich auch der Gebrauch des *u* und *a* in jenen *Diptotis* nach dem Gesetze der sprachlichen Oekonomie im Anschluß an die Casusendungen geregelt haben. Uns scheint es zwar, als eigne sich das *Fatḥ* schlecht zur Genetivbezeichnung, besäßen wir aber Gedichte der *Qeis* oder *Temīm*, deren ursprüngliche Vocalisation nicht unter der Schablone der Muselmänner verwischt worden wäre, so würden wir vielleicht finden, daß die Functionen des *Fatḥ* am Wortende ausgedehnter waren, als die arabische Grammatik lehrt. So endigten nach *Taʿālibī* die Adverbia حَيْثُ, قَبْلُ, بَعْدُ, قَطُّ u. A. nur bei den *Kinānа* auf *u*, bei den übrigen *ʿadnān*-Stämmen auf *a*.

sequent entzog) oder ein Suffix geben, so erhielten sie auch den vollen *Iʿrāb* und wurden *triptota*; dasselbe geschah, wenn man Einigen (meistens der Form فعلى) das Feminin al-ة anhängte. Durch die Verbindung mit dergleichen Prä- und Affixen erhielten sie zugleich die übrigen Vorrechte des altarabischen Nomens.

Am Schlusse dieser Bemerkungen über den *ṣarf* ist noch auf einen, wenn auch an sich unwesentlichen Uebelstand in unsern Grammatiken aufmerksam zu machen, ich meine die unrichtige, ja verwirrende Weise, dem Schüler die arabische Declination zur Anschauung zu bringen. Je weniger nemlich der *ṣarf* sachlich mit der Casusendung zu thun hat, je weniger er sie auch ihrem Laute nach irgendwie alterirt, je zahlreicher andererseits die Nomina sind, die den *ṣarf* gar nicht erhalten, desto weniger qualificirt sich die nunirte Form zum Paradigma der ersten Declination. Dafür eignet sich nur die determinirte, weil in ihr der ganze Nominalschatz der Sprache als *Triptoton* erscheint resp. gilt. Man hat dann etwa vier der Hauptnominalklassen (z. B. الكاتِبُ, الجَنَّةُ, الأَكْبَرُ, السَّمْرَاءُ) nebeneinanderzustellen und im Sing. Dual. Pl. san. und Pl. fr. (الأَكَابِرُ, السُّمْرُ, الكُتَّابُ, الجِبانُ) durchzudecliniren. Wenn man will, kann man dieselbe Tabelle zur Veranschaulichung der nicht determinirten Form wiederholen, obschon eine Anmerkung zur Angabe der Veränderungen, welche eine Form durch die نكرة erleidet, genügt.

p. 84 heißt es, daß die Dichter die nicht nunirbare Form nuniren können, der umgekehrte Fall aber nicht stattfinde. Doch kommt auch dieser vor, und das *Kitāb el-ʿain* (Berl. HSS. W. II; No. 32 f. 39b), das älteste arabische Lexicon, motivirt dann die Unterdrückung des *ṣarf* mit dem beschränkteren Gebrauche desselben in einer früheren Sprachperiode (فى اللغة العادية القديمة), und fügt hinzu, der bekannte Philolog *Ibn ʿabbās* (im ersten Jahrhundert der Higra) habe sich über solche Fälle dahin geäußert, daß, gleichwie die *Nunation* in der

Umgangssprache wegfallen könne, dies auch im Gedichte gestattet sei (تَرْكُ الصرف جائز فى الكلام فكيف فى الشعر).

Die Syntax (p. 97 ff.) stellt sich eine bescheidene Aufgabe, und die Kürze beeinträchtigt nicht selten die Vollständigkeit einer Regel. So heißt es p. 100, daß im Relativsatze das determinirte Nomen immer اَلَّذِى nach sich habe. Hierzu müßte einschränkend bemerkt werden, daß da, wo dieses Nomen nichts persönlich Bestimmtes (معيَّن), sondern ein individualisirtes Genus bezeichnet, اَلَّذِى nicht gesetzt wird z. B. حالُهُ كحال الغَرِيب مَرِضَ بالغُرْبة „er glich dem (d. h. einem) Fremden, welcher in der Fremde erkrankte", oder: „er warf seine Sorgen von sich كالكارة أَثْقَلَتْ بِهِ oder كالكارة ثقلته, wie den (d. h. einen) Bündel, der ihm drückend wurde," oder: المقرى الموضع يجتمع فيه الماء „*Miqrâ* heißt der (d. h. jeder) Ort, an welchem sich das Wasser sammelt."

Die Lehre vom Satzbau zeigt uns selten eine jener sprachlichen Feinheiten, an denen das Arabische im Gegensatze zu seinen Schwestern, dem Hebräischen und Aramäischen, so reich ist. Das Gegebene ist indessen meistens zuverlässig. Ueber Lücken dürfen wir uns nicht beklagen, denn über den Umfang dessen, was der viva vox vorzubehalten sei, läßt sich mit dem Verf. nicht rechten.

Der Neuarabische Anhang (von p. 158 an) soll dem Anfänger eine oberflächliche Anschauung von demjenigen Idiome geben, welches seit der Publication von Caussin de Perceval's Grammaire de la langue arabe vulgaire das „Vulgärarabische" heißt, nemlich von dem verkommenen, wort- und formenarmen Dialekte, welcher in den Seestädten des syrisch-ägyptischen Littorals von einer aus Arabern und Fremden aller Länder gemischten Bevölkerung gesprochen wird. Diese Sprache hat für den Semitologen wenig Reiz, und auf gewisse locale Eigen-

thümlichkeiten, wie diejenige, daß der eingeborne Sidonier noch heutigentags, wie der Hebräer im Alterthume, das *Nūn* assimiliren, oder, wie man in *ṣaidā* sagt, „essen“ muß [er spricht عد statt عند, أنّ statt أنتى „du“ fem., عكّبوت statt عنكبوت, بدّوك statt بندوك „der Bastard“, كتّم statt كنتم, ja er sagt sogar *ye-ūf* statt ينوف, oder er verwandelt das *n* in *m*, wie هام oder هامت oder هامتى „hier“ statt هنا ägypt. oder هون syr.], ferner auf diejenige, daß der eingeborne Einwohner von *Beirūt* (im Gegensatz zu den während der letzten 20 Jahre zahlreich gewordenen Ansiedlern aus dem Libanon) weder ein ق, noch ein ك auszusprechen vermag, weshalb das Wort قتلى bei ihm *Oton*, كلب *elb*, ما كسرته „ich habe es nicht zerbrochen“ *mā esertū* lautet — auf dergleichen Dinge, die noch einiges Interesse bieten, ist bei der bisherigen Behandlung jenes Küstenidioms wenig oder gar nicht aufmerksam gemacht worden.

Wir tadeln den Verf. nicht, daß er sich hier sehr kurz faßt, aber auch an dem Wenigen ist Manches zu bemäkeln. In dem § de literis heißt es p. 160: „ه effertur ut *h*“, aber der Verf. weiß, daß das Suff. ه wie *û* lautet und vom gemeinen Volke auch in der Schrift, wie im Hebräischen, durch ein و wiedergegeben wird; im *Mauwāl*, für welches der لحن Gesetz ist, schreibt es selbst der Gebildete so, z. B. بيتو „sein Haus“ شربتو *sirbetu* „sie trank es“ — p. 162 werden zu den beiden Demonstrativen هاذا und هاذاك nur die jetzt völlig außer Gebrauch gekommenen alten Plurale هاؤلاء und هاؤلائك gegeben anstatt der heutigen, nemlich: هاذول *hāδōl* masc. und هاذولى *hāδōli* fem. „diese“ und هاذولاك *hāδōlāk* masc. und

هاذولِيكى *hāδōlīkī* fem. „jene" oder mit Weglassung der ersten Silbe ها: ذَوْل, ذَوْلِي u. s. w. — p. 164 war zur Verbalflexion ausdrücklich zu bemerken, daß das Bildungspräfix des Aorist der 1. Conjug. wie im Hebräischen das *Kesr* habe, also: *yif;al*, *tif;al* u. s. w. Die Umschreibung *yeqtol* ist in beiden Vocalen irrig, desgleichen *yktol*, wenn *y* den bloßen *i*-Laut ausdrücken soll. — p. 169 heißt es, daß das Verbum med. quiesc. in der 4. Conjug. oft das Elif praefixum abwerfe, „ita ut forma quarta non distinguatur a prima, v. g. دار pro أدار". Statt dessen könnte es geradezu heißen: die Verba med. quiesc. bilden keine 4. Conjug. mehr; denn das Verb. med. ى begnügt sich mit der 2ten, und das Verb. med. و bildet statt ihrer ein neues transitives Zeitwort med. ى, welches auch ganz wie ein solches conjugirt wird, denn statt أَدَار أَدَارَتْ أَدَرْت sagt man دار دارت دِرْت دِرْتِى دِرْت الخ, im Aorist يَدِير تَدِير الخ, im Impérativ دِير دِيرِى دِيرُوا. Nur im Infinitiv und Partic. haben sich Formen der 4. Conjug. erhalten, wie مُدِير مُدَار ادارة und اقامة مُقِيم; wiewohl auch hier die Neubildung allenthalben durchschlägt; man sagt قائم الصلوة statt مُقِيم, صائب صَيْب statt اصابة مُصِيب, شايل شَيْل statt اشالة und مُشِيل. Ebendaselbst (§ 99) wird von den Verb. tert. و und ى gesprochen; aber eine solche Scheidung kennt das Vulgärarabische ebensowenig wie das Hebräische: alle sind tertiae ى und flectiren sich so. Nur bei dem nom. act. der Form فَعْل und dem nom. vicis فَعْلَة unterscheiden sie noch häufig den dritten Radical, z. B. غَزْو *γazu* und رَمْى *remi*, غَزْوَة *γazwe* und رَمْيَة *remye* „ein einmaliger Raubzug oder Wurf". Dagegen

hätten die Verba med. Kesr nicht völlig übergangen werden sollen, da sie von der alten Flexion abweichen; man sagt nicht mehr رَضُوا, sondern رَضِيُوا oder richtiger رِضْيُوا *riẕyū*.

In der Lehre vom Nomen heißt es p. 170, daß das *Nūn* des Dual (und Plural) in der Annexion wegfalle, während doch gerade das Gegentheil die Regel ist, denn man sagt: *weledēni* „meine 2 Kinder" und *muslimīn el-belde* „die Muselmänner der Stadt". Diese Eigenthümlichkeit des Vulgäridioms ist etwas sehr Auffälliges und hätte wohl eine Bemerkung verdient. Daß sie aber weder etwas Neues ist, noch sich auf Syrien und Aegypten beschränkt, erfahren wir aus der um das Jahr 1000 n. Chr. in Jerusalem publicirten Geographie des *Ibn el-Bennā el-Maqdisī*, in welcher es heißt (Berl. HS. p. 49): „Die Bewohner von *ʿAden* (in Jemen) sagen *riglēnuh* „seine 2 Füße" statt *riglēhi* und *yedēnuh* „seine 2 Hände" statt *yedēhi* und so bei allen analogen Verbindungen".

Mit Bedauern haben wir schließlich noch der Druckfehler zu erwähnen, von denen die Corrigenda auf S. 202 nur einen kleinen Theil beseitigen. Wir fügen ihnen aus der Mitte des Buches nur einige der störendsten hinzu: p. 68 u. 69 l. دمشقُ und مكّةُ ohne *ṣarf*. p. 70 l. قَرَوِى ohne *ǵezm*. p. 83 l. مُوَحّدٌ. p. 84 l. قاضِيًا statt قاضًا, desgl. خَفْشٌ und جَرٌّ. p. 86 l. sechsmal آلَافٌ. p. 92 l. مَرَّةً أُخْرَى altera statt مَرَّةً أُخْرَى una. p. 100 l. ملكٌ يعدل und رجلٌ قتلوه, beidemal mit *ṣarf*.

Wetzstein.

Ernst Brücke, Die physiologischen Grundlagen der neuhochdeutschen Verskunst. Wien 1871. 86 S. 8vo.

Die Metrik schließt sich an die Lautlehre an und sucht wie diese ihre rationale Begründung in der Physiologie. Ich kann es also nicht auffallend finden, daß der Grammatiker, der durchaus historisch verfährt, der nur Gegebenes darlegt, die physiologischen Gründe der Metrik nicht untersucht. Dichter haben Sylben Kunstwerke geschaffen, wie andre „Macher" Werke der Baukunst; diese liegen dem Kunst-Historiker, jene dem Grammatiker vor; wie letzterer versteht auch jener nichts von Mechanik. Worauf es beruht, daß Steine einen Bogen bilden, weiß jener nicht; Kreisabschnitte messen, ist seine Sache nicht. Wer unterschiede nicht eine gerade Linie von einem Bogen? und einen Rundbogen von einem Spitzbogen? dies, was jeder mit gesundem Auge vermag, genügt dem Kunsthistoriker. Nun, was eine Sylbe ist, lernt jeder leicht, und lange und kurze Vocale unterscheiden kann jeder: mehr braucht auch der Grammatiker nicht für seine Metrik. Also nichts natürlicher, als daß er „in der Metrik, der Wissenschaft, die ihren Namen vom Messen herleitet, so wenig daran gedacht hat, auch wirklich genau zu messen". Genau messen hat kein Grammatiker gelernt, ist ihm kein Gedanke. Wir mußten also sehr natürlicherweise warten, bis ein Mann, der im Rechnen, Wägen und Messen geübt ist und die Metrik des animalischen Lebens studirt, darauf geraten würde, nachdem er das Stehn und Gehn, Tanzen und Schwimmen berechnet hat, auch einmal die Articulationen zu berechnen, zuerst nach ihrer Form, dann nach ihrer Zeit. Brücke ist bekanntlich der Mann, dem wir vorzugsweise für die Geometrie der Sprache verpflichtet sind; er hat uns jetzt auch über das sprachliche Zeitmaß belehrt. Dafür werde ihm unser voller Dank. Der beste Dank wäre gewiß der, daß wir ihn verständen und philologisch zu verwerthen wüßten. Statt einer Inhalts-Angabe, die kaum nötig sein dürfte, erlaube ich mir folgende Bemerkung.

Der Verfasser berücksichtigt nur unsere neudeutsche Vers-

kunst: eine Beschränkung die keiner Entschuldigung bedarf. Wir aber können, selbst wenn speciell von deutschem Metrum die Rede ist, das antike nicht vergessen. Der allbekannte Grundsatz lautet, der antike Vers sei quantitirend, der moderne accentuirend. Dieser Gegensatz, durch welchen wir die alte und neue Welt zu charakterisiren pflegen, ist stumpf oder unklar. Wo liegt das Tertium? Es kann nur gemeint sein: der Fuß, als das erste metrische Ganze (denn die Sylbe ist das metrische Element), wird bei den Alten durch Längen und Kürzen, bei den Neuern durch betonte und unbetonte Sylben gebildet. Wenn man nun unter Rhythmus die Ordnung der Accente, der Hebungen und Senkungen, versteht, unter Metrum aber die Ordnung der Längen und Kürzen, der Zeitteile: so müßte man sagen, in unsern Versen herrsche Rhythmus, aber kein Metrum. Was hätten wir also zu messen? So hat man auch gemeint, in der Metrik der neuern Völker (die eigentlich bloß eine Rhythmik heißen sollte) gebe es nur hochtonige Sylben zu zählen, wozu allerdings noch die Trennung derselben durch die dazwischen liegenden tieftonigen und unbetonten Sylben mit in Betracht kommt. Zeitmaß ward in dieser Lehre nicht abgehandelt.

Nun ist es Brücke's specifisches Verdienst, ich meine dasjenige, welches er sich nur als Physiologe erwerben konnte (seine Schrift enthält auch sonst viele richtige Bemerkungen), uns gezeigt zu haben, daß auch die deutschen Verse (ich vermute: die Verse aller Völker) auf einem Zeitmaße beruhen: unsere Füße bezeichnen eine bestimmte Dauer der Zeit; Trochäus und Daktylus sind verschiedene Quantitäten Zeit, alle Daktylen haben gleiche Dauer, alle Trochäen wieder eine andre gleiche Dauer u. s. w. Dazu kommt der Rhythmus. Jambus und Trochäus sind metrisch gleich, aber rhythmisch verschieden; ebenso Daktylus und Anapäst.

Gibt es nun aber etwa keinen Unterschied mehr zwischen antikem und modernem Verse? Das nicht; er liegt nur an einem andern Punkte, als der oben angeführte übliche Ausdruck angibt. Er liegt darin, daß bei den Alten, die rhythmische Hebung, die Arsis, auf jede Sylbe des Wortes fallen konnte, bei uns aber allemal auf der betonten Sylbe des Wortes liegt; und

dies wiederum hängt damit zusammen, daß die Alten Längen und Kürzen an sich unterschieden, während wir im Allgemeinen jede betonte Sylbe auch als Länge und jede unbetonte Sylbe als Kürze sprechen: für die Alten waren Länge und Accent der Sylben verschiedene und trennbare Momente, deren jedes für sich bestand; bei uns fallen sie, obwohl dem Wesen nach immer noch verschieden, dennoch allemal auf derselben Sylbe zusammen. Gebundene Rede ist heute wie im Altertum eine Rede, welche „gleichmäßige oder doch nach einem bestimmten Maße geregelte Zeit-Abstände von Arsis zu Arsis" (S. 22) enthält; während aber bei uns diese Abstände der Arsen mit denen der Accente zusammen fallen, war dies ehemals nicht der Fall, und es konnte zwischen zwei Arsen auch ein Accent liegen, die Arsis aber auf einer unaccentuirten Sylbe, da die Dauer der Zeit gar nicht vom Accent berührt ward. Steinthal.

L. Steub, Die oberdeutschen Familiennamen. München 1870. 216 S. 8vo.

Was mich an Steub's Arbeiten eigentümlich berührt, ist der Verein von Wissenschaft und Gemüt: seine wirkliche Forschung wird liebenswürdig, und Anhänglichkeit an das kleine, Hingabe an das große Vaterland, Wärme für Humanität gewinnen historischen Inhalt und logische Form. Bei Steub ist Humor in der Wissenschaft, nicht bloß in der Darstellung, sondern auch, und vorzugsweise, in der Sache; und so kräftig ist er, daß ich meine, jeder Leser müsse in des Verfassers Kreis gebannt werden. Das Buch ist systematisch geordnet, so daß ihm sogar ein alphabetisches Register der erklärten Namen angehängt ist. Was glaubt der Leser, welche zwei Namen ich in demselben nachschlug? Zuerst Humboldt und dann Fiebel.

Der Gebrauch, einen Zunamen zu führen und diesen auf die Kinder zu übertragen, sich also mit zwei Namen zu benennen, einem Personen- und einem Familien-Namen: dieser Gebrauch kam in Deutschland etwa im 13. Jahrhundert auf.

Es wäre vielleicht lohnend, dem Grunde nachzuspüren, warum weder die Griechen noch die Deutschen (auch die Juden nicht) ursprünglich Familien-Namen hatten, aber die Römer?

Daß der Verfasser die Arbeiten seiner Vorgänger kannte, namentlich Pott's umfassendes Werk „die Personennamen, insbesondere die Familiennamen" versteht sich von selbst.

Er bringt die von ihm berücksichtigten Namen in vier Classen. Die erste, schwierigste und deswegen auch anziehendste bilden diejenigen deutschen Familiennamen, die von den uralten Mannsnamen herrühren, welche die Deutschen schon in des Arminius Tagen geführt, teils (wenn auch immer mit allerlei Lautwandlungen) unversehrt erhalten, teils zerstückelt und durch verschiedene Ansätze vermehrt haben. Diese Namen sind es eigentlich, welche die antiquarische und linguistische Untersuchung herausfordern. Wie die Eigennamen nach ihrer Bedeutung eine besondere Stellung im Wortschatze einnehmen, so erfahren sie auch besondere Schicksale. Einerseits wohnt ihnen eine sehr conservative Macht oder große Trägheitskraft inne; andrerseits aber müssen sie sich dafür die ärgsten Entstellungen gefallen lassen. Außerdem daß sie das allgemeine Schicksal der Laut-Elemente einer Sprache teilen, erleiden sie noch ganz besondere Verstümmlungen. Liefern sie insofern dem Etymologen, der seine größte Freude an klarer Gesetzlichkeit hat, einen unangenehmen Stoff, so bieten sie doch andrerseits den Vorteil, daß ihre Wandlungen vermittelst der parallelen Formen in ihren stufenweisen Uebergängen verfolgt und durch Documente aus den Haus-Geschichten beglaubigt werden. Uebrigens geschieht nichts in der Welt ohne Ursach; weder fällt dem Menschen ein Haar, noch dem Worte ein Laut ohne Veranlassung aus. Wo aber Ursach, da ist auch Gesetz; und Gesetz gibt sich kund in gleichmäßiger Wirksamkeit, welche viele analoge Fälle hervorbringt. So zeigen auch die ärgsten Verstümmlungen der alten Namen eine bestimmte Analogie; und kann nicht alles gewiß gemacht werden, so muß wenigstens jede Vermutung ihren Grund haben.

Wer hat nicht seine Freude daran, wenn sich Todtes belebt? wenn Sinnloses Sinn bekömmt. Diesen Reiz hat vorzugsweise die bezeichnete erste Classe der Namen. Ein paar

Beispiele: Weimar aus Winimar Freundesruhm, Luther aus Lutheri Lautheer oder Lautheld, Haupt aus Hugipoto Geistesbote. Wir fühlen in des Verfassers Seele die Freude, als sich ihm Atzl, Datzl, Hutzl, Seißl aufklärte.

Schon öfter ist die Bemerkung gemacht, die aber doch nicht übergangen werden mag, daß die deutschen Personennamen meist Composita sind; und so schließen sich die Deutschen auch in dieser Hinsicht an die Griechen an, und stehn im Gegensatze zu den Römern mit ihren einfachen Namen.

Die zweite Classe der Namen geht von Eigenschaften des Leibes oder der Seele aus; die dritte beruht auf Gewerbe, Stand und Würde; die vierte bewahrt das Gedächtnis an eine frühere Heimat, an Hof, Dorf, Stadt oder Stammesland. Zur zweiten Classe bemerkt der Verfasser (S. 124), sie umfasse „jene Geschlechtsnamen, die einfach den Eindruck wiedergeben, welchen der Urvater nach Gestalt und Aussehen oder nach Gemütsbeschaffenheit und Charakter auf seine Umgebung gemacht hat. So bezeichnen ja auch, wie man sagt, unsre Schenkinnen zu Stadt und Land, wenn ein Trupp unbekannter Touristen sich zur Labung niederläßt, die neuen Gäste nach Weise der Väter, indem sie auf die schwarze Tafel kunstlos notiren: der roth, der lang, der glatzet, die Nase u. s. w." Steinthal.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47

Zeitschrift

für

Völkerpsychologie

und

Sprachwissenschaft.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. **M. Lazarus** und Prof. Dr. **H. Steinthal.**

Achter Band.

Berlin,

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

Harrwitz & Gossmann

1875.

Inhaltsverzeichnis.

Drittes Heft.

Seite.

Viertes Heft.

Der Ursitz der Indogermanen.

Von

Hans von Wolzogen.

Asien heisst die Wiege des Menschengeschlechtes. Diese Wiege ist freilich sehr gross, und das Menschengeschlecht war doch wohl jedenfalls noch sehr klein, als es erst in der Wiege lag. Jener Grundsatz steht aber fest, seit wir auch nur erst mit einem flüchtigen Gedanken um den Ursprung unseres Geschlechtes uns bekümmert haben. Wir haben uns mit der Zeit viel ernstlicher darum bekümmert, und aus dem Bekümmern ist für Manchen Bekümmerniss erwachsen. Denn man stiess auf wunderliche Vergangenheiten und eigenthümliche Voreltern. Asien blieb dennoch die Wiege des Menschengeschlechtes. Allerdings hatte man niemals recht an stichhaltige Gründe für solche Behauptung gedacht, denn Niemand dachte daran, dergleichen zu verlangen. Noch nicht vor langer Zeit unsere älteste Geschichtsquelle, der man schon um ihrer selber willen nur unbedingten Glauben schenken durfte, war die heilige Schrift alten Testamentes. Deren semitische Stammtafel haftete naturgemäss an asiatischem Boden. Adam und sein verlorenes Paradies wurden an den Ufern des Euphrat und Tigris geglaubt. Dorther musste das Menschengeschlecht stammen. Kein guter Christ bezweifelte seine jüdische Abstammung zu den Zeiten der wildesten Judenverfolgungen.

Heute helfen uns geistvolle Juden unsere indogermanische Abstammung mehr und mehr zu enthüllen. Die Zeiten ändern sich. Die Menschen ändern sich. Aber der Glaube an die asiatische Wiege hat sich nicht geändert. Man fand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts historische Quellen in altasiatischer Litteratur, welche jene semitische Quelle verdrängen mussten. Im Sanskritam Indiens und im Zend der alten ost-eranischen Religionsbücher trat aus längst versunkener Zeiten-Ferne eine ungeahnte Welt vor uns hin, die wir der unsern doch innig verwandt erkennen mussten. Die Sprache der indischen Veden und der grossen Epen von den erobernden Kämpfen jenes alten Arja-Stammes, sowie des weisen Baktrers Zarathustra heilige Schriften wiesen nicht nur die Wortwurzeln für die ursprünglichsten Begriffe als dieselben auf, deren wir noch heute uns zur Bezeichnung jener Begriffe oder abgeleiteter bedienen. Auch die Abwandlung der Worte liess bald dieselben Mittel erkennen, deren wir uns in früherer Zeit noch unverstümmelter als jetzt bedient hatten. Es war nicht an zu nehmen, dass eine blos äusserliche Berührung des germanischen Stammes mit dem arischen der Inder und Perser in unvordenklicher Zeit solche Uebereinstimmung habe bewirken können. Nicht gerade die ursprünglichsten Begriffe würde das eine Volk mit abgeborgten Worten des andern bezeichnet haben. Man nimmt nur solche Worte aus andern Sprachen auf, für deren Begriffe die eigene Sprache keine Bezeichnungen hat. Erwies uns der neue Fund aber die einstige Einheit der nun so weit getrennten Stämme, so bestärkte er doch uns zugleich in unserer Gewohnheit das Menschengeschlecht aus dem Lande des jüdischen Paradieses stammen zu lassen. Auch er stammte aus demselben Asien. Er bot uns eine Sprache, deren Formen die älteste europäische an Alterthümlichkeit übertrafen. Musste nicht im Heimatsorte jener Sprache der älteste Sitz unseres Stammes gewesen sein? Man hielt zunächst Indien, das Land des reichen Fundes, fest. Aber bald belehrten die indischen Dichtungen den sonst quellenlosen Historiker, dass auch die Inder erst von Nordwesten her in die Halbinsel eingewandert seien. Jetzt blieb man bei den

Sitzen des verwandten Zendvolkes, der alten Baktrer, stehen; denn weiter hinauf versiechte jede historische Quelle. So blieb Asien wiederum die Wiege des Menschengeschlechtes wenigstens für den bedeutendsten Stamm desselben. Man nannte denselben verschieden: japhetisch, arisch, ario-europäisch, indogermanisch immer mit deutlichem Hinweis auf Asien als eigentliche Heimat. In Deutschland beliebt man den national anklingenden Namen der Indogermanen allen andern vorzuziehen. Er bezeichnet das nördlichste und südlichste Volk der grossen Sprachfamilie und stimmt vorzüglich zu der Art des ihr gewidmeten Studiums, das an der Fundgrube Indien von Anbeginn zumeist die Gelehrten germanischen Stammes, Briten und Deutsche beschäftigt hat. Auf die Frage nach dem Ursitz der Indogermanen schien aber auch dieser Name — durch den Vortritt des asiatischen Volkes in demselben — die alte Antwort zu wiederholen. Wenn auch nicht Indien selbst, so doch das nördlichere Land, etwa um den Hindukusch und Belur: damit trösteten sich auf Grund der neuen Quellen die von der alten semitischen abgedrängten Forscher. Hatten sie damals nur nach der etwaigen Lage des Paradieses geforscht, so jetzt nach der etwaigen Lage des asiatischen Ursitzes nördlich von Indien. Dass aber nun wirklich Asien der Ursitz sei, dies zu behaupten hatten sie eben nur natürliche Ursachen, eine durch die Nationalität neuer Quellen bestärkte alte Gewohnheit, nicht aber durchdachte Gründe, auf welche sie sich berufen konnten. Denn, was man etwa einzig doch für nöthig fand an zu führen, war das ein Grund? Weil aus jener uralten Quelle, in asiatisch ferner Abgeschiedenheit entstanden, uns eine Sprache entgegentrat deren Alterthümlichkeit selbst das Griechische des Homer weit übertraf, deshalb sollte der Grieche, und wir Europäer alle — ausser Finnen, Türken und Magyaren — sollten deshalb aus jenem fernen Asien stammen. Das alte Veda-Indisch war aber die Sprache des Cultus, die stets schon an und für sich alterthümlich, dem gewöhnlichen Volksdialecte entzogen, eine Art priesterlicher Kastensprache zu sein pflegt. Das jüngere Sanskritam ward wirklich im Schosse einer abgetrennt ihren heiligen Gebräuchen und Studien lebenden Priesterschaft aus

1*

jener Vedasprache rein litterarisch entwickelt. Ueber den lebendig fortwachsenden Prakrita- und Pehlvi-Dialekten des Volkes blieb es die einmal sanctionirte Cultur- und Litteratur-Sprache. Wie anders, in lebhafter Fortentwickelung ihrer Dialecte, unter regsamen, wandernden, kämpfenden Völkerschaften, gelangte die griechische Sprache zu den Formen der homerischen Zeit. Je lebendiger das Volk, desto wandlungsreicher die Sprache. Bei der bald auf die Festsetzung in Indien folgenden Stagnation der indischen Volkszustände, bei dem Kastenleben der schreibenden Priester, konnte keine solche frische, freie Sprachentwickelung stattfinden. Nun aber darf man wohl annehmen, dass zwischen der Abfassung des Rig-Veda und der Ilias — nicht nur räumlich eine ganze Welt, vom Indus bis zum Maiandros — sondern auch zeitlich eine Reihe von etwa 5—600 Jahren liegt. Man glaubte das von Homer besungene an 2—300 Jahre vor seine eigene Zeit setzen zu müssen. Sicherer als diese Bestimmung eines Mythos durch einen Mythos dünkt es das in dem Rig-Veda Erwähnte, dessen Zeit zwischen 1400 und 1500 v. Chr. fallen dürfte, als um 1300 – 1200 schon in jener Vedasprache nicht nur gesungen, sondern auch bereits niedergeschrieben anzunehmen. Setzen wir nun die erste schriftliche Fesselung der iliadischen Lieder selbst noch vor 700 — in der Gestalt, wie sie uns vorliegen, stammen sie bekanntlich gar aus dem sechsten Jahrhundert, — so bleibt zwischen dem 1200 und 700 doch noch ein Zeitraum von 500 Jahren. Bedenkt man dazu die verschiedenen Bedingungen der Sprachentwickelung bei Indern und Griechen, wie ich sie vorhin angedeutet, so kann man sich fast nur wundern, dass nicht das homerische Griechische noch weit „moderner" klingt. Es war eben auch schliesslich eine geheiligte Rhapsoden-Sprache geworden. Jedenfalls ist es kein Grund für die asiatische Herkunft, wenn man auf die Alterthümlichkeit einer Sprache sich stützte, die zum homerischen Griechischen sich etwa so verhält, wie das isländische Germanische der Eddalieder von 1200 zum italiänischen Romanischen des vorigen Jahrhunderts. Soll nun ein späterer Sprachforscher aus diesem Vergleiche entnehmen, dass die Italiäner aus Island

stammen, weil die 500 Jahre ältere Sprache der abgeschiedenen nordischen Insel „alterthümlicher" sich ausnimmt als die flinke Conversationssprache des lebhaften Italiäners. Dieser Grund ist also kein Grund, sondern nur eine mit jener Verstärkung der alten Gewohnheit implicite aufgedrängte Täuschung. So lernte man denn ein „Wie" der menschlichen Entwickelung vor Jahrtausenden kennen und entbehrt doch noch der Sicherheit des „Wo?" —

Vereinzelt treten allerdings Gegner der bislang unbegründeten asiatischen Annahme auf, die aber eben nur, weil sie jene nicht besser zu begründen wissen, für eine andere Hypothese nach Gründen suchen. Da an Specialisirung hier nicht ernstlich zu denken ist, so ist die Alternative einfach: Asien oder Europa? Für Europa plaidirte nun am beredtesten der zu früh gestorbene Laz. Geiger in seinem Aufsatze: „über den Ursitz der Indogermanen." (Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Stuttgart bei J. G. Cotta. 1871. Aufsatz VI. S. 113.) Aber zu zeigen, wie auch dessen Gründe nicht stichhaltig sind, wird zunächst meine hier freilich nur in Andeutungen zu lösen versuchte Aufgabe sein. — Geiger führte eine Ansicht des Briten Latham an, die ihm und Anfangs wohl auch uns Deutschen besonders wohl gefällt. Latham hatte es natürlicher gefunden, dass die Species vom Areal des Genus, d. h. der kleinere Zweig von der grösseren Gruppe, ausgegangen sei. Die grössere Gruppe ist allerdings die europäische. Nur seltsam blieb es bei Annahme einer Auswanderung der Arier von Europa nach Asien, wie dieser einzige Zweig einen so ausserordentlich weiten Weg sich gewählt haben sollte, während alle Brüder beisammen blieben. Zwischen ihn und sie legte sich die ganze semitische Welt. Andrerseits ist es aber auch erklärlich, wie dieser kleinere Zweig, wenn er einmal nach dem grösseren Erdtheil aus gewandert war, so getrennt von den Brüdern, um so eher durch das zwischendrängende Semitenthum ganz nach Süden verschlagen werden oder zwischen Semiten und Mongolen im Süd-Osten eingekeilt sitzen bleiben konnte, bis Persermuth frische Bahn — heimatwärts — zu brechen wagte. Lathams Ansicht hat noch

immer das Meiste für sich. Geiger knüpft daran, Farbenliebhaber wie er ist, die Bemerkung: dass der reine indogermanische Typus, der diesen Stamm vom semitischen besonders unterscheidet, das blonde Haar, die helle Haut, das blaue Auge sei. Es ist — nach seiner Meinung — nicht anzunehmen, dass bei der Auswanderung aus Asien das germanische Volk allein mit blauem Auge und blondem Haar durchgekommen sein, während alle Andern, sei's durch Mischung mit Semiten oder Aethiopen, schwarzhaarig geworden sind. Weit naturgemässer blieb der reine Typus (der angenommene „reine Typus!") im Ursitz gewahrt, und die Auswanderer mischten sich danach auf den südlichen Halbinseln Europas mit früher dort ansässigen untergehenden Völkern fremden Stammes und zumal in Indien mit den Ureinwohnern äthiopischer Raçe zu ihrer jetzigen Haut-, Haar- und Augenfarbe. — Aber diese Mischungen dünken doch sehr zweifelhaft. Auf europäischem Boden fehlt uns der eine Mischfactor ganz, da er untergegangen sein soll. Auf asiatischem bildet das schwarze Volk den entschiedenen Gegensatz zu den relativ lichteren eingewanderten Indern. Es ist bei alledem zu bemerken, dass nicht das Blut allein uns so oder so färbt, sondern vor Allem die Sonne so zu sagen das Blut. Klimatisch betrachtet, und das muss hier doch maassgebend sein, bleibt es wieder ganz hypothetisch, ob der blonde Typus der ursprüngliche oder der dunklere. Diese Annahmen bedürfen der Begründung erst aus den Grundhypothesen. Ein europäischer Stamm verdunkelte seinen blonden Typus im Süden, ein asiatischer blasste seinen dunkleren im Norden ab. Es heisst also: Europa oder Asien? wie zu Anfang. Aber — der lichte dunkelt bekanntlich weit schneller, als der dunkle abblasst. Für so grosse Zeiträume, wie hier in Betracht kommen, empfiehlt sich also doch wohl der langsame Process. Ausser dem klimatischen Einfluss ist allerdings noch eine individuelle grössere Influenzirbarkeit des germanischen Zweiges zu bemerken, die ihn z. B. selbst dem nahe verwandten slavischen gegenüber so specifisch nördlich gefärbt werden liess. Diese individuelle Schwäche gegen das Klima ist aber das gerade Gegentheil zu

einer urtypischen Eigenschaft des ganzen indogermanischen Stammes. Was also einzig gegen die Bedeutung der die Hypothesen völlig gleichstellenden klimatischen Rücksicht erwidert werden könnte, wendet sich nur entschiedener gegen die Voraussetzung Geigers. —

Schwächer noch scheinen mir seine stärksten Gründe, die sprachlichen. Ich kann natürlich nur Einzelnes berühren. Dass die Sprache des Urvolkes, wie man sie aus den gemeinsamen Wurzeln der verwandten Sprachen wieder bilden kann, das Meer nicht kennt, beweist gar nichts. Geiger hat sein europäisches Urvolk freilich möglichst fern vom Strande, hierher nach Thüringen, wo ich dies schreibe, placirt. Aber die alten Baktrer oder, wenn man will, die Bewohner des Thales von Kaschemir waren fast noch einmal so weit vom Rande des Aral-Sees, etwa 150 geographische Meilen vom kaspischen Meere entfernt. Der Mangel des Meer- oder besser Salz-Begriffes spricht daher noch entschiedener als vorher die blonden Haare der Deutschen für die asiatische Wiege. Beweise sind es damit aber noch nicht; der specifisch asiatische Stempel fehlt. — Ferner wird sehr verwunderlich gefunden, dass die Worte für Tiger und Kameel, also Thiere, welche ein asiatisches Urvolk gekannt haben musste, in den europäischen Töchtersprachen nur als entlehnte Fremdworte sich finden. Benfey habe auf diesen Mangel gemeinsamer Namen für asiatische Thiere bereits treffend aufmerksam gemacht. Mit der grössten Achtung vor Benfeys anerkannter Trefflichkeit muss ich da doch fragen: hätte er sich diesmal nicht selber darauf aufmerksam machen sollen, dass, wenn Völker Jahrhunderte lang keinen Tiger und kein Kameel mehr zu Gesicht bekommen, sie die alten heimatlichen Namen endlich vergessen müssen? Lernen sie dann später das „ausländische“ Gethier als zoologische Objecte wieder kennen, so werden sie dieselben nunmehr natürlich mit den entlehnten Fremdworten bezeichnen, die ihnen als Namen der unbekannten Geschöpfe mitgetheilt werden. Ganz so gieng es den Zigeunern, auch einem ursprünglich indischen Stamm, Sinte genannt, die ebenfalls die heimatlichen Thiere später nur noch mit der in jenen

Ländern gebräuchlichen Namen bezeichneten, in welchen sie gerade „ziehgaunerten." —

Aehnlich wie mit dem Thierreiche verhält es sich auch mit den Pflanzen. War ein Baum einmal als der „dunkle" der „lichte," der „fruchttragende," bezeichnet, so blieb ihm dieser Name, so lange das Volk ihn kannte. Verlor es diese Bekanntschaft in Folge seiner Wanderungen, so gingen alle jene Bezeichnungen mit verloren, die entweder ihrer ursprünglichen Bedeutung nach gar nicht mehr verstanden wurden, oder die schon zu bestimmt specialisirt waren für eben nur dieses Gewächs. Die meisten Pflanzen lernte jedoch der einzelne Zweig des auseinanderwandernden Stammes erst nach der Trennung unterscheiden. Also nur die allgemeinsten Bezeichnungen nahmen sie mit auf die Reise. Traf nun ein solches Wandervolk im fremden Lande fremde Bäume, die es aber doch insofern bekannt däuchten, als auch sie ihm bald licht, bald dunkel, bald fruchttragend erschienen, so nannte es sie auch mit den alten Namen. Dagegen musste es die ihm nach Jahrtausenden wieder bekannt werdenden Gewächse der Urheimat dann mit Fremdworten benennen. Nur der Birkenname ist übrigens nachweislich urgemeinsam, da ihn sowohl Inder als auch Slaven und Germanen besitzen. (Skr. bhûrǵa-s; lit.: bérza-s; ahd: pircha). Aber auch der Lateiner kannte diesen Namen, nur bezeichnete er damit nicht die Birke, sondern die Esche (fraxinus). Die Wurzel *bharg* (*frag*) bedeutet „glänzen." Der asiatische Lichtbaum (ursp. *bharga*) blieb also in seiner neuen Heimat dem Nordeuropäer die Birke; der Südeuropäer verstand die Esche darunter. Die helle Farbe ist das Gemeinsame beider Bäume. Die Rinde der Birke ist weiss die der Esche graugrün, abstechend gegen ihre dunkelgrünen Blätter. —

Der Name der Buche ist zwar nicht als urindogermanisch nach zu weisen, jedenfalls aber gemeineuropäisch. Das altdeutsche puocha, gotisch boka, stimmt zum lateinischen fagus. Es ist möglich, dass den auswandernden Zweigen erst auf der Scheide Asiens und Europas der Baum mit der essbaren Frucht bekannt ward. Klar zeigt die Bedeutung des

Namens die griechische phêgos; aber gerade phêgos bezeichnet nicht die Buche, sondern Speis-Eiche. Der Hellene wandte also den europäischen Namen für einen Baum mit essbarer Frucht auf diesen neuen Baum seiner Heimat an, indes Germanen und Italiker die Buche daran erkannten. — Die Eiche endlich ist nur germanisch. Die vermuthliche Wurzel *ai* (davon altnord: eik, gebildet wie ask, Esche) kann: dunkel bedeuten. Der Grieche nennt verschiedene „dunkle" Bäume mit Worten, die solches *ai* wurzelhaft enthalten. — Wieder also beweist der Verfechter des europäischen Ursitzes gegen sich selber, wenn er diese drei Baumnamen als Namen „echt deutscher" Bäume für indogermanisches Gemeingut und somit für eine Mitgift aus der Urheimat, nämlich Deutschland erklärt. Erstens sind sie gar nicht urgemeinsam. Zweitens zeigt er in jedem einzelnen Beispiele gerade, wie diese allgemeinen Namen bald den, bald jenen Baum bezeichnen mussten, ursprünglich also höchstens die Birke etwa gleichbenanntes Gemeingut gewesen zu sein scheint. Drittens ist es natürlich, dass wir Lotos und Bambus nicht mit ursprünglichen Namen nennen, weil wir sie zu Hause nicht in Fluss und Wald haben.

Was beweist also Geiger mit bestem Willen und reichem Wissen?

Dass er uns weder beweisen kann „Europa sei der Ursitz des indogermanischen Stammes gewesen" noch Beweise kennt für die asiatische Ansicht, der er sich desshalb um so leichter entgegen stellen konnte.

Ich habe bisher nur den europäischen Anspruch abgewiesen, weil die angeführten Gründe eher für, als gegen Asien sprachen. Dennoch steht noch immer Hypothese gegen Hypothese, solange Asien aus eigenstem Besitz nicht bessere Gründe vorzubringen vermag, als Europa, Gründe, welche Europa für sich absolut nicht anwenden kann. Die Erledigung der Frage ist so wichtig für den Ausgangspunkt der Sprachwissenschaft unseres Stammes und mittelst ihrer für die Urgeschichte Asiens und Europas, für die Culturgeschichte der Menschheit, dass ich glaube nur Recht zu thun, wenn ich meine Begründung, die einzige mir bisher bekannt gewordene

stichhaltige, auch nicht aus der hier Auskunft versagenden Sprache, sondern aus der Mythologie schöpfe. Wie die Sprachwissenschaft die Urgemeinsamkeit unseres Stammes aus einer Zahl von Wurzeln deutlich nachweist, so die Mythologie in einer Zahl zweifellos ursprünglicher, nicht etwa nach demselben menschlichen Entwickelungsgesetze gleichförmig erst bei getrennten Völkern entstandener, mythischer Vorstellungen. Jeder Zweifel schwindet besonders da, wo ein Volk eine Vorstellung beibehielt, die auf das, was das mythische Bild ihm bezeichnen soll, gar nicht mehr passt. Hier ist das Gut ein uralt ererbtes, und wo das Bild passt, da ist seine und des Volkes wahre Heimat. Uebrigens stehen Mythologie und Sprachwissenschaft auch in enger innerer Verwandtschaft. Der sprechende Mensch zeigt der Welt das geistige Abbild ihrer Wirklichkeit in seiner Welt der Begriffe. Die mythisch vorgestellte Welt zeigt dagegen dem Menschen seines Wesens, Lebens und Strebens verwirklichtes Abbild in den vermenschlichten Bewegungen ihrer Erscheinungsformen. Der Mensch bemächtigt sich der Welt in seiner Sprache, wogegen im Mythos er sich seiner selbst bemächtigt. Der Mythos, das Bild des menschlichen Selbstbewusstseins, beginnt das Werk der Philosophie, das Wissen des Selbstbewusstseins, noch unbewusst. Die Sprache aber bildet den Anfang der Geschichte, ihr aufsteigendes Leben wird von deren Leben abgelöst, sie verfällt mit Beginn der historischen Zeit. In der Geschichte wie in der Sprache, schafft sich der menschliche Wille fort und fort ihm gemässe ideelle Formen. Objecte menschlichen Begehrens wurden in den Wortbildungen der Sprache zu logischen und grammatischen, sie werden in den Staatenbildungen der Geschichte zu politischen und socialen Begriffen. Die Wissenschaften der Sprache und der Mythen-Bildung, beide sind Zweige der psychologischen Anthropologie. — Auf diesen Zusammenhang wollte ich nur hindeuten, um meinen mythologischen Beweis in einem vielmehr sprachwissenschaftlichen Aufsatze zu entschuldigen. Ich hatte ja auch nicht ein sprachwissenschaftliches Resultat im Auge, als ich daran gieng über den Ursitz der Indogermanen einige Klarheit und vor Allem

für eine alte Hypothese eine Begründung zu gewinnen und mitzutheilen. Klarheit und Begründung versagte vielmehr die Sprachwissenschaft, so viel man sich Mühe gab, und auch ich in dieser Arbeit noch einmal mitversuchte ihr die genügenden Mittel abzugewinnen, welche jene Hypothese zu ihrer Fundamentirung und Illustration bedurfte. Klarheit und Begründung soll nun erst, so hoffe ich behaupten zu dürfen, die Mythologie bringen, aus welcher hier zum Schlusse folgendes Capitel, zu unserem Zwecke bearbeitet, mitgetheilt sei. —

In der indischen Mythenwelt spielt der Kampf des Gewittergottes Indra gegen die bösen Dämonen, welche den Regen rauben und das Land ausdörren, die bedeutendste Rolle. Bald ist es Vritra, die einhüllende Wolke, welchen der Gott mit seinem Blitze zu zerschmettern hat; bald Ahi, der feuerspeiende Drache, die dörrende Gluthhitze, welcher die milchgebenden Kühe, die Regenwolken, geraubt und in den Bergen eingeschlossen hält. Dieser Drachenkampf vor Allem ist internationales Gut geworden; die Mythen der bedeutendsten indogermanischen Völker weisen ihn auf. Er wuchert geradezu in Persien. Hier ist Veretraghna, Vritratödter, Beiname des höchsten Geistes der lichten Seite, des Ahuramazda. Hier fesselt Thraetaona, Triton der Wasser- d. i. Regen- oder Gewittergott, als Heros die böse Feuerschlange; oder, wie Firdusi sagt: Feredun besiegt den Zohak. Ebenso erschlägt Held Kereçaspa einen gehörnten Drachen, immer die Gluthhitze bedeutend; und in der Volkssage vollführt sein Nachkomme Rustem ähnliche Thaten, wobei natürlich jene mythische Bedeutung schon vergessen ist. Die Griechen kannten ebenfalls die Gewittergottheit als Tochter jenes Thraetaona, nämlich Athena Tritogeneia. Das Meer, wo man sodann noch die Tritonen sich vergnügen liess, war ursprünglich, das Wolken-Meer, der Gott also der regenbringende Gewittergott gewesen. Der keltische Gralsheld Paradur (Parcival), dessen Name an denselben Feredun der Perser erinnert, und sein Sohn Lohengrin, der Schwanenritter, stimmen übrigens in Wesen Amt und Handlung ebenfalls nicht übel zu jenem Erlösung schaffenden Gotte. Den Griechen aber ging es bei der Mitaufnahme des uralt

indogermanischen Drachenkampfes wie so häufig mit einzelnen Worten der Sprache. Das Object, das sie einst bezeichnet, fehlte nun; es musste für etwas ungefähr Aehnliches gelten. Die indische Gluthhitze war nicht mehr das grösseste Schrecken des Hellenen. Nun erklärte er sich den feuerspeienden Drachen theils aus localen Zufälligkeiten wie den Python, welchen der Sonnengott Apollon erlegt, aus den Schwefeldämpfen der delphischen Kluft. Theils schlüpfte die Schlange ohne weiteren mythischen Pass in die vielfach erzählten Sagen der Heroen als ganz genehmes Unthier mithinein, wobei bemerkenswerth, dass doch der alte Zusammenhang mit dem Wasser nicht ganz vergessen war. So tödtet Perseus einen Wasserdrachen und befreit die Andromeda. Der alte Mythos ist in dieser heroischen Form zerstört. Perseus vielmehr ist der Wassergott mit der Blitzwolke, der Aigis. So überwindet Herakles die lernäische Hydra; ein Name, welcher, mit hydor, Wasser, und unserm Otter zusammenhängt, also wieder die Wasserschlange bezeichnet. Ganz verschleiert lässt sich der alte Gewittermythos doch noch merken; aber die Gluthhitze ist gekühlt im noch besser bewahrten Element des Wassers. Zwei griechische Heroen haben sogar die Namen jener beiden indischen Dämonen behalten, des Vritra und des Ahi. Ahi meldet sich im Achilleus, welcher ganz richtig als Tritogenes, Meer-Sohn, auftritt. Sein Name wäre wol aus Achilavas, d. i. Drachenzerschläger, zu erklären. Der Drachenkampf fehlt freilich der griechischen Sage vom Achilleus; dafür spielt er um so interessanter mit in der Sage des andern Helden, dessen Name den Vritra oder Veretra noch bewahrt hat, des Bellerophontes. Dies heisst Tödter des Belleros, und Belleros ist lautlich gleich Veretra. Der indische Einhüller ist hier so dem hellenischen Bewusstsein entschwunden, wie dort der Gluthdrache Ahi. Dafür hat der Grieche den Bellerophontes nun aber die Chimaira erlegen lassen. Chimaira ist ein erfundenes Fabelthier, und ihr Name ebenso künstlich gemacht: die Winterliche. Also aus der indischen Gluthhitze, welche der Gewittergott besiegte, ist der Wintergott geworden, welchen der junge Sonnengott im wiederkehrenden Frühling überwindet.

Wie viel mehr musste diese Umdeutung in **Germanien** Platz greifen. Hier konnte nur der Winter als grössestes Schrecken unter dem Unthier gemeint sein, das der Sonnenheld erlegte. Aber nichtsdestoweniger blieb das Unthier ein feuerspeiender Drache, gewiss kein echtes mythisches Bild für den Winter. Solchen Drachen erschlägt vor Allen Siegfried im Fafner. Fafner ist ein verwandelter Riese. Die Riesen entsprachen den Felsen und Bergen des Nordens. Sie werden selbst von der Sonne in Felsen verwandelt. Die Berge sind die Heimat des Winters. Reifriesen bewohnen den gebirgigen Rand der Erde. So könnte man entschuldigen, wenn Siegfried den Winter in Drachengestalt erschlägt: der Reifriese steckt eben darin. Aber wesshalb in der fremden Drachenhaut? Sie war mit der uralten mythischen Garderobe einmal überkommen; der Gluthdrache musste den Winter spielen, wie der griechische Belleros-Tödter die Chimaira tödtete. Wenn nun gar Siegfried die schlummernde Brunnhilde aus ihrem Zauberschlaf wach küsst, was doch einzig und allein den Bruch des Winters, das Erwachen der jungen Erde unter dem Frühlingskuss der Sonne bedeuten kann, und auch da muss er noch die alten Flammen der Gluthhitze, die Waberlohe, durchbrechen; was soll man da denken? Soll man sich dabei beruhigen, dass man wie die nordischen Skalden diese Lohe für ein friedlich flackerndes Winterfeuer nimmt? Denn so liessen sie den Odhin im Winter zwischen zwei Feuer gebannt sitzen nach dem Eddaliede Grimnismal. Nein, das Feuer flammt aus der Heimat der Feuerverehrung her, wo das Feuer selbst heilsamer Gott und Götterbote, Agni, aber auch verderblicher Dämon und Regenräuber, Ahi, war. Der Kampf mit dem Gluthdrachen ist mit nach Germanien, bis nach Island gewandert. Oben auf der eisigen Insel konnte er nur noch den Winter bedeuten, den der Frühling besiegt. Dies bedeutete er auch schon in Deutschland; dies schon sogar in der hellenischen Chimaira. Die Gestalt ist also echt asiatisch; aber die Umdeutung des Begriffs, den sie bezeichnen soll, fängt mit dem Betreten des europäischen Bodens an und feiert ihren radicalsten Sieg im germanischen Norden, wo endlich Gestalt

und Begriff sich geradezu widersprechen. Nicht aus germanischem Boden ist also eine der bedeutendsten indogermanischen Mythengestalten erwachsen, sondern aus asiatischem. Der Ursitz der Indogermanen war also nicht Germanien, überhaupt nicht in Europa, sondern in Asien. —

Ueber den Stammbaum der indogermanischen Sprachen.

Von

Dr. I. Jolly,
Privatdocent in Würzburg.

Wie die Entdeckung des Zusammenhangs der indogermanischen Sprachen den ganzen historischen Gesichtskreis ausserordentlich erweitert hat, so hat sie auch eine Reihe neuer ebenso anziehender, als bis jetzt ungelöster Aufgaben in den Kreis der historischen Wissenschaft eingeführt, unter denen wir besonders die Frage nach der inneren Gliederung des indogermanischen Sprachen- und Völkerstammes ihren eigenthümlichen Reiz in immer erneuten, theils auf das Ganze, theils auf Bruchtheile dieses vielumfassenden Problems bezüglichen Discussionen sich bewahren sehen. Hängt es ja doch von der Feststellung des Stammbaumes der Indogermanen ab, welche Vorstellung wir uns von der unmittelbaren Vorgeschichte jedes einzelnen Stammes, von derjenigen Periode zu bilden haben, in der die europäischen und die arischen Culturvölker ihre nationale Unabhängikeit und Eigenart gewannen, während davon zugleich die Entscheidung in einer anderen nicht weniger interessanten Frage der Geschichtswissenschaft bedingt ist, derjenigen nach der Urheimat der Indogermanen. In den neueren Ansichten hierüber scheint eine skeptische Strömung die Oberhand zu gewinnen; während man früher die asiatische Herkunft der Indogermanen für selbstverständlich hielt und nur in der genaueren Bestimmung der Localität die Meinungen auseinander gegangen waren, haben sich in den letzten Jahren namhafte Forscher theils entschieden für Europa als den Ausgangspunkt der indogermanischen Völkerwanderung erklärt,

theils dieser Annahme wenigstens dieselbe Berechtigung wie der älteren vindicirt, theils das ganze Problem als ein der Natur der Sache nach unfruchtbares bezeichnet.*)

Auch das Problem, welches den Gegenstand dieser Erörterungen bildet, hat in der kurzen Zeit seines Bestehens in der Wissenschaft schon eine Reihe verschiedener Stadien von der grössten dogmatischen Bestimmtheit bis zur äussersten Skepsis durchlaufen. Nachdem Bopp und die andern Begründer der indogermanischen Sprachwissenschaft, mit dem Nachweis der allen verwandten Sprachen gemeinsamen Spracherscheinungen vollauf beschäftigt, sich nur gelegentlich auf die specielleren Beziehungen eingelassen hatten, die zwischen mehreren dieser Sprachen bestehen, gestaltete sich bei Schleicher die Genealogie der indogermanischen Sprachen zum Mittelpunkt der Forschung. Das Ziel der Vergleichung war für ihn bei jedem Wort und jeder Form die genaue Ermittelung derjenigen Gestalt, welche sie in der Grundsprache gehabt hatten. Aber verhältnissmässig wenige Wörter gibt es, die sich übereinstimmend in allen indg. Sprachen vorfinden; welche und wie viele Sprachen nun sind es, die durch ihre Uebereinstimmung einem Worte den „urindogermanischen Adel“ zu verleihen vermögen? Können hiebei wie man die Dialekte für die Hauptsprache eintreten lässt, so auch mehrere der idg. Hauptsprachen zu einer Gruppe vereinigt und demnach bei der Vergleichung der Wörter ein oder zwei Mitglieder einer Gruppe als Repräsentanten für die übrigen angesehen werden? Die Bejahung dieser Frage führte Schleicher darauf, seinen bekannten Stammbaum der idg. Sprachen zu entwerfen, welcher sich, da ja damit zugleich etwas über die Völker ausgesagt ist, welche dieselben gesprochen haben, etwa folgendermassen in historische Thatsachen übersetzen lässt. Zuerst hat sich nach der von Schleicher in allen seinen Schriften vertretenen Ansicht die aus Deutsch und Slavolettisch bestehende nord-

*) Die Ansichten von Latham, Benfey, Lazar Geiger, J. G Cuno und Spiegel über die Heimat des indogermanischen Urvolkes finden sich zusammengestellt und besprochen von A. Höfer in Kuhn's Zeitschrift XX Seite 379—384.

europäische Grundsprache aus der indogermanischen Urpsrache ausgeschieden. Der Beweis für diese Annahme beruht darauf, dass die nordeuropäischen Sprachen von der idg. Grundsprache weiter abgewichen sind, als sämmtliche übrigen Sprachen (also auch das Keltische nicht ausgenommen!) Von dem so übrig bleibenden Complex von Sprachen, für den sich somit die Annahme einer ariograecoitalokeltischen Grundsprache einstellt, habe sich zunächst das Graekoitalokeltische oder Südeuropäische ausgesondert, das sich zunächst in Griechisch und Italokeltisch, dieses dann wieder in Italisch und Keltisch spaltete. Während auch die nordeuropäische Grundsprache zunächst in Deutsch und Slavolitauisch, letzteres viel später in Slavisch und Litauisch aus einander ging, trat desgleichen in Asien lange nach der Auswanderung der Gräcoitalokelten eine Spaltung der arischen Grundsprache in Iranisch und Indisch ein.

Diese die Verwandtschaftsgrade der idg. Sprachen haarscharf feststellende Theorie fand zwar durch ihre Popularität der Sch.'schen Schriften und durch ihre grosse Bestimmtheit rasch allgemeine Verbreitung, forderte aber eben durch die letztere Eigenschaft den Widerspruch der Mitforscher heraus, der sich theils, von der Seite der Einzelforschung kommend, gegen einzelne Theile von Schleichers Stammbaum richtete, theils in encyclopädischen Werken den ganzen Stammbaum durch andere Annahmen über die Verwandtschaft der idg. Sprachen zu ersetzen suchte. Ich erwähne von der ersten Classe gegnerischer Ansichten einstweilen nur die Ebel's, der seine entscheidende Stimme über die verwandtschaftliche Stellung der keltischen Sprachen in einem zu Schleicher's Urtheil ganz entgegengesetzten Sinne abgab. Nicht nur über die Genealogie einer einzelnen Sprache, sondern über das ganze Problem hatte schon etwas früher Max Müller in den „Vorlesungen“ eine durchaus abweichende Ansicht aufgestellt. Er vertheilt dort den ganzen Sprachstamm in zwei Gruppen: eine südliche, welche die indischen und iranischen Dialekte und Sprachen umfasst, und eine nördliche oder nordwestliche, welche alle übrigen enthält. Gegen Schleicher richtet sich die ebenda

vorkommende Bemerkung: Ob es nun möglichst, ausser dieser Eintheilung in einen südlichen und nördlichen Zweig, durch dieselbe Probe (Gemeinschaftlickeit besonderer Wörter und Wortformen) auch die auf einander folgenden Perioden ausfindig zu machen, in welchen sich die Germanen von den Slaven, die Kelten von den Italikern, oder diese von den Griechen trennten, erscheint mehr als zweifelhaft." Noch früher 1853 hatte Max Müller in dem Essay „The Veda and Zend-Avesta"*) die von ihm angenommene frühe Scheidung zwischen der europäischen und der asiatischen Abtheilung des indogermanischen Stammes in einer pragmatisirenden Weise dahin ausgeführt, dass die Arier (d. h. Indogermanen) die nach Nordwesten zogen, die Rolle in dem Drama der Weltgeschichte übernommen haben, dass sie den Arier in seinem historischen Charakter darstellen, während die südlichen Arier bloss eine religiöse Entwicklung durchgemacht haben. Ausführlich hat sich dann Whitney in seinen „Lectures"**) auf die Stammbaumfrage eingelassen, aber auch er wesentlich nur, um die Ansichten Schleicher's einer negierenden Kritik zu unterziehen. Zwar sei es allgemein anerkannt, dass die Trennung der Inder und Perser am spätesten erfolgt sein müsse, und fast ebenso einstimmig (dies ist nicht richtig) sei man in der Annahme einer engeren Verwandtschaft zwischen Latein und Griechisch, obschon hier die Sachen viel zweifelhafter stünden, theils wegen der verhältnissmässig doch nur entfernten Beziehungen, theils wegen des Verlustes von Mittelformen. Aber noch viel weniger kann Whitney eben deshalb die von Schleicher dem Keltischen angewiesene Stellung billigen: diese Gruppe von Sprachen, in denen die ursprünglichen indogerm. Charakterzüge am meisten unter den mannigfachen Einwirkungen des lautlichen Verfalls und grammatischer und lexicalischer Neubildungen verwischt, deren Zugehörigkeit zum indog. Sprachstamm daher am allerspätesten entdeckt worden

*) Wieder abgedruckt in dem I. Bande der Chips from a German workshop, p. 65.

**) 3. édition (London 1870), p. 203 f.

sei, deren Abzweigung von dem ursprünglichen Grundstock man eben desshalb sonst gemeinhin als den Ausgangspunkt der weiteren Trennungen betrachtet habe, sie sollten nun als die nächsten Verwandten des Latein figuriren! Mit richtigem Blick hat Whitney den schwächsten, schon wie erwähnt von Ebel bekämpften Punkt in Schleicher's Beweisführung herausgegriffen, um, freilich in der Negation viel weitergehend, seine ganze Theorie für hinfällig zu erklären; doch hält sich sein Skepticismus in engeren Grenzen, als der Max Müller's; die Mittel zur Lösung dieser Streitfragen, sagt Whitney, are doubtless contained in the linguistic facts which lie within our reach, and a more thorough study and closer comparison will one day bring them to light.

Viel nachhaltiger, als dies auch Whitney's triftigen jedoch über die Negative nicht hinausgehenden Einwendungen gelingen konnte, ist die Theorie Schleicher's, um hier von den nur auf einzelne Punkte bezüglichen Erörterungen Lottner's, Ebel's, Sonne's, Grassmann's u. A. abzusehen, durch die Untersuchung von G. Curtius über die Spaltung des A-Lautes aus dem Jahre 1864*) erschüttert worden. Schon durch die richtige Wahl des Ausgangspunktes; denn es war ein ebenso wichtiger als bis dahin vielfach übersehener Gesichtspunkt, dass es zur Constituirung eines näheren Verwandtschaftsverhältnisses zwischen zwei indogermanischen Sprachfamilien vor Allem darauf ankomme „diejenigen Seiten des Sprachlebens genauer zu untersuchen, welche in einer der ersten Trennung des gesammten Stammes nachfolgenden Zeit sich ausgebildet haben.“ Eine der durchgreifendsten solcher Erscheinungen ist nun die Spaltung des ursprünglichen A-Lautes in den europäischen Sprachen. Während das Zend und noch mehr das Altpersisch, am durchgängigsten das Sanskrit das alte *a* sowohl in Stamm- als Ableitungssilben unangetastet gelassen habe, ist es in den europäischen Sprachen zwar auch in vielen Fällen bewahrt, weit häufiger aber entweder in die helleren Vocale *e i*, oder in die dumpferen *o*, *u* ausgewichen. Man braucht z. B. nur Sanskrit

*) Verhandl. d. k. Sächs. Ges. d. Wiss., phil. hist. Cl. XVI, S. 9 ff.

und Zend *daçan* mit gr. *δέκα*, lat. *decem*, got. *taihun* (ahd. *zehan*), Ksl. *desęti*, lit. *dészimtis*, andrerseits Sanskrit und Zend *mar* sterben mit der Gestalt dieser Wurzel in den europäischen Sprachen: gr. *μορ* (z. B. mit Metathesis in *βροτός* sterblich), lat. *mor* in *morior*, got. *maur* in *maurthr* (= nhd. *Mord*) zu vergleichen um für die Vertheilung des ursprünglichen und arischen *a* im Europäischen das Bild a $\frac{e}{i}$ $\frac{o}{u}$ zu erhalten. Dasselbe Verhältniss zwischen der asiatischen und der europäischen Färbung der Vocale wiederholt sich in hunderten von Fällen, und so ist, wenn man von einer, wenn auch einzelnen, doch ungemein weitgreifenden Erscheinung des Sprachlebens aus Schlüsse auf die gesammte Geschichte der betr. Sprachen ziehen darf, die Annahme nicht abzuweisen, dass die indogermanischen Sprachen sich zunächst in zwei grosse Abtheilungen gespalten haben, die asiatische und die europäische. Nun giebt aber die Betrachtung des A-Lautes und seiner Vertreter *e*, *i*, *o*, *u* in den europäischen Sprachen noch zu weiteren genealogischen Schlüssen Veranlassung. Nicht in gleichem Maasse haben alle europäischen Sprachen jene drei Vorgänge, die Bewahrung des A-Lautes, dessen Verdünnung zu *e* (*i*) und seine Verdumpfung zu *o* (*u*) eintreten lassen; sondern, stellt man Griechisch und Lateinisch den drei nordeuropäischen Sprachen als Einheit gegenüber, so gleichen sich beide Sprachgruppen in den beiden ersten Vorgängen, scheiden sich aber in Bezug auf den dritten.*) Freilich umfasst von den drei Tabellen, in welchen Curtius die gemeinsame Spaltung des *a* im Griechischen und Lateinischen, mit Vergleichung des Nordeuropäischen, S. 31—38 ziffermässig veranschaulicht, die dritte überhaupt viel weniger Wörter (56 zu 106, 102) als die erste und zweite; da nun die drei Tabellen den erwähnten drei Vorgängen entsprechen, so erhellt hieraus, dass die dritte, in welcher also die Verschiedenheit der nordeurop. Sprachen vom Südeurop. zur Anschauung gebracht werden soll, viel weniger beweist als die erste und zweite. Immerhin ist dieses Auseinandergehen der

*) Curtius a. a. O. S. 15.

nord- und südeuropäischen Sprachen in der Verdumpfung des A-Lautes eine hinreichend festgestellte und hinreichend wichtige Thatsache, um als eine neue Stütze für eine sehr alte, von Schleicher vorschnell umgestossene Annahme zu dienen, die gräcoitalische (pelasgische) Periode.

Die Curtius'schen Resultate, besonders das erste über die europäische Periode, haben sich rasch in der Wissenschaft Bahn gebrochen. Allgemeine, aus der Philosophie der Geschichte entnommene Gründe, wie sie z. B. Max Müller geltend gemacht hatte, wirkten dazu mit, die Annahme einer durchgehenden Scheidung zwischen europäischen und asiatischen Indogermanen auch für die vorgeschichtliche Zeit als die rathsamste erscheinen zu lassen; so trafen Scherer in seinem Werk „zur Geschichte der deutschen Sprache," Fick in seinem Wörterbuch der indg. Grundsprache mit Curtius in der Annahme einer europäischen Periode zusammen, und während freilich über die innere Gliederung der europäischen Grundsprache die alte Meinungsdifferenz nach wie vor fortbestand, konnte Delbrück constatiren: eine grosse Anzahl jetziger Forscher einigen sich in der Anschauung, dass die idg. Grundsprache sich zunächst in zwei grosse Abtheilungen, die asiatische und die europäische spaltete.*)

Aber wir sollten daran erinnert werden, dass die Periode des Skepticismus in dieser Frage, welche dem Schleicher'schen Dogmatismus auf den Fuss gefolgt war, noch lange nicht ihr Ende erreicht hatte; es geschah erst im vorigen Jahre, dass die skeptische Richtung in zwei Angriffen auf die Gesammtheit der bisher aufgestellten Ansichten an einem Punkte anlangte, der nun wohl ihr Höhe- und Wendepunkt bleiben wird. Max Müller, dessen ablehnende Worte gegen den Schleicher'schen Stammbaum ich oben angeführt habe, kam in der Strassburger Antrittsvorlesung „Ueber die Resultate der Sprachwissenschaft," von dem Verhältniss der Linguistik zur Ethnologie

*) Kuhn's Ztschr. XVIII, S. 74. Der von Delbrück gemachte Zusatz: „dass aber das Griechische zwischen den beiden Gruppen die Brücke bildet" hebt den Vordersatz erklärlich nicht auf, um so weniger da er Fick's und Scherer's Ansichten wenigstens nicht betrifft.

aus, (zwei Wissenschaften, die man viel strenger als bisher auseinander halten müsse) auch auf die Versuche zu sprechen „aus der grössern oder kleinern Anzahl von Uebereinstimmungen zwischen je zwei oder drei Sprachen der arischen (indogermanischen) Familie Rückschlüsse auf das frühere oder spätere Auseinandergehen der Völker zu ziehen, welche diese Sprache sprechen.“ (S. 18). Sie sind nach der Ansicht Max Müller's ebenso „der Natur der Sache nach fruchtlos (S. 20), wie er es kurz vorher für ganz verfehlt erklärt, von einem „Arischen Schädel oder einer dolichokephalischen Sprache zu sprechen.“ Eine Beweisführung freilich für diese negative Kritik liegt in dem die ganze Frage und gelegentlich berührenden Vortrag nicht vor, sie müsste denn darin gefunden werden, dass Max Müller auf die vielfach sich durchkreuzende Meinungsverschiedenheit hinweist, welche in dieser Frage zwischen den bedeutendsten Forschern bestehe. So sei nach Grimm und Schleicher Slavisch sehr eng mit Deutsch, nach Ebel und Lottner aber Deutsch sehr eng mit Celtisch, nach Newman und Schleicher Celtisch sehr eng mit Lateinisch, nach Mommsen und Curtius Lateinisch sehr eng mit Griechisch, nach Grassmann, Sonne, Kern Griechisch sehr enge mit Sanskrit, nach Burnouf Sanskrit sehr enge mit Zend verwandt.

Es liegt etwas Schlagendes in dem Argument, dass ein Problem, über dessen Lösung die Ansichten der Forscher sich so schnurstracks zuwiderlaufen, von vornherein unrichtig gestellt sein müsse; wir lernen aus diesen speciellen Uebereinstimmungen zwischen je zwei Sprachen am Ende nur, sagt M. Müller S. 21, das, was wir schon zu Anfang gewusst haben, nemlich, dass alle diese Sprachen eng mit einander verwandt sind. Aber sind denn diese Wiedersprüche, die hiernach zwischen Forschern wie Grimm, Schleicher, Curtius u. A. bestehen sollen, wirklich so unversöhnlich? Zuvörderst herrscht doch ganz allgemeine Uebereinstimmung erstens über die nahen Beziehungen zwischen Sanskrit und Zend, sowie zweitens, was zwar Max Müller nicht erwähnt, aber selbst J. Schmidt in der gleich zu besprechenden Schrift zugesteht, zwischen Slavisch und Litauisch. Eine kaum weniger vollständige Uebereinstimmung

stimmung der bedeutendsten Forscher konnte vorhin drittens in Betreff der europäischen Grundsprache constatirt werden, und viertens sind die besten Kenner über die Zusammengehörigkeit der deutschen mit den slavolettischen Idiomen zu einer besonderen Gruppe einig. Es sind somit doch wohl nur die südeuropäischen Sprachen, über deren verwandtschaftliche Stellung sich allerdings bis jetzt die Ansichten diametral gegenüberstehen, wobei indessen die Möglichkeit einer Vermittlung an sich nicht ausgeschlossen ist. Nun sind, was zunächst das Celtische betrifft, die Gründe, welche Schleicher (Beitr. I., 437) dazu veranlassten, diese Sprachfamilie dem Latein so nahe zu rücken, durchaus der Grammatik entnommen; es ist der Bau des keltischen Verbums, die keltisch-lateinische Uebereinstimmung in der Tempus- und Genusbildung (Neubildung der Passivs durch Anhängung des Reflexivums z. B. in altir. *bertar* = *fertur*; die Bildung des Futurums und Perfectums mittelst der Wurzeln *bu* und *as* z. B. altir. *karu-b* ich werde handeln, vgl. *ama-bo*, altgall. Perf. *gap-si* = *cepi* vgl. *dic-si*), welche Schleicher zu der italokeltischen Gruppe gelangen liessen. Dagegen gehören die vorhin verschobenen Details der Ebel'schen Untersuchung (im II. Bande der Beitr.) vornemlich dem Wortschatz an; auf Grund einer ausgedehnten Vergleichung der Wortstämme ist Ebel darauf hinausgekommen, dass das Keltische den nordischen Sprachen, insbesondere dem Deutschen, am nächsten stehe. Und hat denn nicht auch auf jene Meinungsdifferenzen in Betreff des Latein und Griechisch, auf welche Max Müller ein so grosses Gewicht legt, vor Allem auch die Verschiedenheiten der Ausgangspunkte einen grossen Einfluss geübt? Während, um nur einige Hauptvertreter einer jeden Ansicht zu erwähnen, Curtius an der Spaltung des A-Lautes die enge Verwandtschaft zwischen Griech. und Latein zu erweisen gesucht hat, während schon früher Mommsen in seiner römischen Geschichte das Bild der gräcoitalischen Culturperiode auf Grund der nur den Griechen und Italikern gemeinsamen Wörter und Begriffe mit den detaillirten Zügen ausgestattet dem grossen Publicum vorgeführt und Leo Meyer auf dieselbe Voraussetzung hin, seine vergleichende Grammatik

des Griech. und Latein. geschrieben hatte, waren allerdings andere Forscher zu abweichenden Resultaten gelangt. Aber es war doch auch hier wieder die Verschiedenheit des Ausgangspunktes, welche namentlich von der vergleichenden Durchforschung der Syntax aus dazu gelangen liess das Griech. dem Arischen näher als dem Latein zu rücken, während die von Grassmann und Sonne geltend gemachten griechisch-arischen Uebereinstimmungen: das Augment, die tonlosen Aspiraten, das alpha privativum, das *μή* und mà prohibitvum, das *tara* und *τερο* als Zeichen des Comparativs und andere specielle Berührungspunkte zwischen dem Formenbau des Griech. und Arischen als gemeinsame Ueberreste aus der indogermanischen Ursprache wenig genealogische Beweiskraft haben. Doch wie es sich auch hiermit verhalten mag, im Ganzen sieht man schon, dass die von Max Müller so stark betonten Meinungsdifferenzen in Betreff der Gruppirung der indogerm. Sprachen theils nicht soweit greifend, theils nicht so unversöhnlich sind, um den Schluss zu rechtfertigen, dass alle diese Untersuchungen unter einer falschen Voraussetzung gemacht seien. Und giebt denn nun Max Müller eine neue Erklärung für die doch auch von ihm anerkannten (Vorl. I, 181) speciellern Uebereinstimmungen, welche zwischen den slavischen und germanischen Sprachen bestehen? Nach einer Aeusserung auf. S. 20 seiner Rede gewinnt es den Anschein, als wolle er dieselben wie schon früher (a. a. O.) aus dialektischen Verschiedenheiten, die schon in der indogerm. Ursprache bestanden hätten, erklären: gemäss der eigenthümlichen, wohl von keinem andern Forscher ausser E. Renan getheilten Ansicht, dass die Dialekte überall vor der Sprache da seien, während doch die in den älteren Sprachstufen immer zunehmende Convergenz verwandter Sprachen die Annahme einer ursprünglichen Einheit und Gleichheit, kurz einer eigentlichen Grund- oder Ursprache unabweisbar macht, Aber gleich auf der nächsten Seite sagt Max Müller von der Verbreitung der indog. Sprachen, dass sie „nach lang gehegter Gemeinschaft langsam, und in einigen Fällen selbst wohl gleichzeitig, aus dem alten Familienzusammenhang heraustraten und ihre eigene nationale Unabhängigkeit er-

langten." Ich begnüge mich damit, dieses Zugeständniss an die Stammbaumtheorie zu constatiren und wende mich direkt zu dem zweiten viel mehr ins Einzelne und zugleich viel weiter gehenden Angriff auf dieselbe, welcher in der schon kurz erwähnten Schrift von Joh. Schmidt „über die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen" *) enthalten ist.

Auch Schmidt hat früher mit der Mehrzahl der Forscher eine europäische Grundsprache angenommen; er bekennt jetzt, dass er sich geirrt habe. Es hat keine europäische Grundsprache gegeben; aber noch mehr, alle die in neuerer Zeit construirten Grundsprachen überhaupt, also auch die nordeuropäische, slavodeutsche so gut als die südeuropäische, gräcoitalische, italokeltische fallen sammt und sonders dem Reich des Mythus anheim (S. 28). Und Schmidt geht noch weiter, indem er sogar die Existenz einer indogermanischen Ursprache in Abrede stellt; Schleicher's indogermanische Fabel war eine Chimäre, denn wenn wir auch nur einen Satz in der Ursprache schreiben wollen, so wird derselbe so wenig indogermanisch sein, als die Uebersetzung eines Verses der Evangelien deutsch sein würde, deren einzelne Worte man theils aus Ulfila, theils aus des sogen. Tatian's, theils aus Luther's Uebersetzung entnommen hätte (S. 36.). Endlich wird uns als Perspective in die Zukunft der Sprachwissenschaft die Aussicht auf den Nachweis eröffnet, dass auch das Arische, Slavolettische, Griech. u. s. w. nicht mehr je als Ganze zu betrachten seien, und z. B. eine griechische Grundsprache als Mutter des Aeolischen, Ionischen, Dorischen ebenso eine Fiction sei wie die europ. Grundsprache als die den stammverwandten europ. Sprachen zu Grunde liegende Einheit.

Doch bleiben wir zunächst bei Schmidt's Negation der europäischen Grundsprache stehen, um die Beweise zu prüfen, welche in der Reihenfolge angeführt werden, dass zuerst für die Sprachen des Nordostens, (Slavisch, Litauisch) dann für die Sprache des Südostens von Europa (Griechisch) der enge

*) Weimar 1872; sie ist den Mitgliedern der sprachwissenschaftlichen Section der Leipziger Philologen-Versammlung von 1872 ihrem allgemeinen Theile nach schon durch einen Vortrag des Verf.'s bekannt.

Zusammenhang mit den beiden orientalischen Sprachen, dem Sanskrit und dem Zend nachzuweisen versucht wird. Zwar die von Schleicher hervorgehobenen Coincidenzpuncte zwischen Deutsch und Slavolettisch bekämpft Schmidt*) nur, um sie durch andere, nach seiner Ansicht massgebendere zu ersetzen, und hier sind die speciellen Uebereinstimmungen in Betreff der Zahlwörter, worauf wegen des Zahlworts tausend schon Schleicher hingewiesen hatte, in der Verwendung der Präsensbildungen mittelst Nasalsufixes oder -infixes zum Ausdruck inchoativ-passiver oder intransitiver Beziehung, in den kulturgeschichtlich bedeutsamen Namen für Silber, Roggen, Weizen, Mühle, Bier u. a. in der That recht instructive Thatsachen, für deren Nachweis wir dem trefflichen Kenner der deutschen und slavolettischen Idiome zu Dank verpflichtet sind. Nimmt hiezu die in der Note erwähnte Uebereinstimmung in der Declination, die bloss im Deutschen und Slavolettischen bekannte Zweiheit der sogen. bestimmten und unbestimmten Adjectiva: „langer Weg" und „der Weg ist lang," von der L. Meyer neulich gesagt hat,**) dass sie allein ausreichend sei, um die slavodeutsche Einheit zu erweisen, endlich die Uebereinstimmungen in den Auslautgesetzen der drei nordischen Sprachen, welche Leskien in seinem Vortrag darüber in der germanistischen Section der Leipziger Philologenversammlung ausführlich dargelegt hat, so wird man Schmidt nur beistimmen können, wenn er es als ein zweifelloses Resultat der Forschung bezeichnet, dass das Slavolettische keiner der europäischen Sprachen so nahe verwandt ist wie dem Deutschen. Aber

*) Abgesehen von der übereinstimmenden Wandlung des *bh* der Casussuffixe *-bhi*, *-bhis*, *-bhya*(*m*)*s* in *m* z. B. got. *vulfa-m*, altbulg. *vlŭko-mŭ*, lit. *vilká-mus*, *vilká-ms*, die Schmidt mit Recht als ein sehr schwer in die Wagschale fallendes grammatisches Argument bezeichnet.

**) In einer Besprechung der Schmidt'schen Schrift Gött. Gel. Anz. vom 29. Jan. 1873. Während Schmidt jene Uebereinstimmung auf die innere Sprachform einschränken will, führt dort selbst L. Meyer aus, dass sie sich ebensogut auf die äussere erstrecke, doch ist damit in dieser schon viel hin und her gewendeten Frage (vgl. auch Steinthal, Charakteristik S. 303—11, der im Gegentheil die Verschiedenheit der deutschen und slavischen Adjectivdeclination betont) bas letzte Wort nicht gesprochen.

kaum weniger oder ganz so enge Beziehungen sind es, Schmidt zufolge die sie dem Arischen verbinden. Freilich sind es Argumente von sehr verschiedener Art und von sehr verschiedenem Werthe, durch die nun diese Behauptung, der Angelpunkt der Schmidt'schen Untersuchungen, zu stützen gesucht wird. Neben dem Loc. plur. auf ursprünglich *sva*, dem partcp. perf. act. auf ursprünglich *vans*, die das Slavolett. nur mit dem Arischen, nicht auch mit seinem östlichen Nachbarn, dem Deutschen gemein hat, werden die Duale von Dvandva-Composita aufgeführt z. B. altbulg. *bratŭ-sestra* *ἀδελφὸς καὶ ἀδελφή*, dat. *bratŭsestroma*, welche das Slavolettische sogar mit keiner anderen europäischen Sprache, sondern nur mit dem Arischen gemein hat. Aber doch wohl nicht mit dem ältesten Arisch; denn dürfen wir auf die Uebereinstimmung zwischen Zend und Vedisch in diesem Punkte bauen, so möchte die älteste Flexionsweise dieser Duale die Flexion beider Substant. im Dual gewesen sein. Nicht nur das allein dem Altpers. und Altbulg. gemeinsame *radij* resp. *radi* wegen, die doch nur auf die drei Zahlen fünf, neun und zehn beschränkte Gleichheit im Ausdruck der Zahlcollectiva im Arischen und Slavolettischen wird ferner hervorgehoben, es wird auch das alte Hieb- und Stichwort, das Compositum lit. *vësz-patis*, *Z. viç-paiti* wieder aufgeführt, das sich doch als ein Ueberrest aus der alten Stammverfassung der Indogermanen gerade bei einem so zäh conservativen Volke wie die Litauer begreiflicher Weise auch am längsten erhalten konnte, also nicht das Geringste für intimere Beziehungen des Slavolett. zum Arischen beweist. Und wie man überhaupt aus dem bisher Mitgetheilten schon sieht, es sind die von Schmidt hervorgehobenen Berührungspunkte zwischen Slavolett. und Arisch theils, wo sie sich auf die Grammatik beziehen, meist von der Art, dass sie sich, wenn nicht im Deutschen, doch in anderen verwandten Sprachen wiederfinden, also der Ursprache angehört haben müssen und ebenso in der slavodeutschen Periode noch vorhanden, erst nach der Trennung des Slavolett. vom Deutschen aufgegeben worden sind; wo sie sich auf den Wortschatz beziehen, sind sie viel zu vereinzelt, um irgend eine Beweiskraft

zu haben, und widerspricht es denn nicht überhaupt dem was schon die Begründer der vergleich. Grammatik, was selbst der gern der Oberflächlichkeit geziehene Friedrich Schlegel über die Kriterien der Sprachverwandtschaft, ich denke für alle Zeiten, festgestellt haben, wenn hier mit einigen kahlen Verzeichnissen von gleichen und ungleichen Wörtern in einigen indogerm. Sprachen die grosse Frage nach den Verwandschaftsgraden derselben in ein neues Stadium gerückt werden soll.

Ein einziger Grund in der Schmidt'schen Beweisführung scheint durchschlagend zu sein.*) Die Spaltung des ursprünglichen A-Lautes in den sechs europäischen Sprachen beweist, dass wir eine europäische Periode der indogermanischen gegenüberzustellen haben, in der das *a* gerade wie wir es im Arischen finden, noch ungetheilt - bestand. Die Spaltung des ursprünglichen *k* im Slavolettischen und Arischen nöthigt uns nach Joh. Schmidt diese beiden Gruppen in eine specielle Beziehung zu einander zu setzen, weil sie das in den anderen verwandten Sprachen intact gebliebene *k* in denselben Worten beibehalten, in denselben in einen palatalen Zischlaut verwandeln. Also das Lettoslavische kann wegen seines Vocalismus nicht von den europäischen, wegen seines Consonantismus nicht von den asiatischen Sprachen getrennt werden, und es ist somit unmöglich, die Gesammtheit der idg. Sprachen in zwei Theile auseinanderzureissen, denn wie man sich auch dazu anstelle, das Slavische wird stets an beiden Theilen zugleich participiren.

So lautet, so präcis als möglich dargestellt, das Hauptargument J. Schmidt's und man wird ihm darin beistimmen dürfen, dass ihm ein grosser Werth (ein sehr viel grösserer gewiss als seinen übrigen) beizulegen wäre, wenn es richtig wäre. Nun ist allerdings die längst beobachtete Uebereinstimmung zwischen Arisch und Slavolettisch in der Assibilirung der gutturalen Tenuis, eine zu weit gehende, um mit Schleicher als ein zufälliges Zusammentreffen angesehen werden zu können. Wenn blos in dem Numerale für 100, lat. centum, gr. **ἑκατόν** Sanskrit und Slavolettisch statt des *k* der übrigen europ.

*) Vgl. Havet in der Revue critique vom 23. November 1872.

Sprachen einen Sibilanten hätten eintreten lassen: S. *çatam*, lit. *szimtas*, altbulg. *sŭto*, so könnte diese Lautveränderung wie so viele andere auf beiden Sprachgebieten spontan eingetreten sein; wenn aber, wie Ascoli erwiesen hat, in sechszehn Fällen dem palatalen Spiranten der Arier slavolettische Spiranten gegenüberstehen, so verliert die Schleicher'sche Erklärung ganz den Charakter der Einfachheit. Eine neue Erklärung wird um so weniger abzuweisen sein, wenn wir (und auch hierin folgt Joh. Schmidt den scharfsinnigen Untersuchungen Ascoli's) genau dieselbe Erscheinung auch bei den entsprechenden Mediae und Aspiratae wahrnehmen. Aber Ascoli hat auch, wie er zuerst die bez. Thatsachen in ihrem Zusamenhang erkannt hat, die ratio derselben durch seine völlig befriedigende Annahme aufgedeckt, der in der Darstellung Schmidt's arges Unrecht widerfährt, wenn er die Beweise übergeht, welche Ascoli zu Gunsten der Existenz einer zweifachen Art von *k* in der Ursprache beigebracht hat. Man mag seine Symbole für dieses doppelte *k* der indog. Ursprache: *kc* und *ky*, man mag auch das unpassend finden, dass bei dem aus letzterem im Latein, Griech. etc. wieder hervorgegangenen reinen *k* Ascoli dies mit einem ungeschickten Ausdruck als eine Heilung des alten Lauts („quasi il tipo risanato") auffasst; aber Ascoli's Annahme eines doppelten *k* für die Ursprache ähnlich wie wir kaf und kof im Semitischen finden, wird dadurch um nichts unwahrscheinlicher. Ja sie scheint mir vollkommen erwiesen, denn 1) tritt dem *k'*, welches im Skr. und Slavolett. durch einfaches *k* repräsentirt wird, in den übrigen europ. Sprachen in der Regel ein *ko* gegenüber z. B. Skr. und Lit. *ka-s*, aber *πότερος* quod, irisch *cia*, got. *hvas*; 2) bieten umgekehrt die übrigen europ. Sprachen da ein einfaches *k*, wo Arisch und Slavolettisch einen Sibilanten eintreten lassen, der übrigens, wie man weiss, keineswegs derselbe in beiden Sprachgruppen ist: Skr. *çatam*, altbulg. *sŭto*, lit. *szimta*, dagegen *ἑκατὸν*, *centum*, bretonisch *kant*, got. *hund*. Kurz, die Doppelheit des *k* reicht schon in die Ursprache hinauf und ist, wenn auch ihr ursprüngliches Verhältniss zu einander verwischt ist, doch in allen indog. Sprachen bewahrt; wenn aber in Folge dieser Modification

Gleichheiten zwischen dieser und jener Sprache hervortreten, so hat nun hier der Schleicher'sche Satz volle Geltung, dass „in den verschiedenen Sprachen unabhängig von einander dieselben Lautveränderungen mit der Zeit eintreten.“

Also die übereinstimmende Behandlung der alten Gutturale im Slavolettischen und Arischen hindert uns nicht, diese beiden Sprachgruppen von einander zu trennen, noch viel weniger stehen dem die oben erwähnten Uebereinstimmungen im Wortschatz oder die angeblichen mythologischen Berührungspunkte entgegen, auf die J. Schmidt so grosses Gewicht legt. Es ist eine alte, und historisch wenig bedeutsame Thatsache, dass ein Ausdruck für Gott und einer für heilig nur den Slavoletten und Ariern gemeinsam ist (altpers. *baga*, Z. *bagha*, phryg. *Βαγαῖος*, ved. *Bhaga* — slav. *bogŭ*; Z. *çpenta*, altbulg. *svętu* lit. *szvèntas*), ihr stellt Schmidt den Umstand an die Seite, dass gerade die Iranier und Slavoletten es sind, welche den urindogermanischen Himmelsgott Djaus nicht mehr kennen. Aber die slavische Mythologie ist überhaupt eine terra incognita, und man könnte z. B. ebensogut aus dem Fehlen des Saramejas-Hermes in der slavischen wie in der latein. Mythologie eine besonders enge Uebereinstimmung zwischen Latein und Slavisch deduciren; andrerseits können wir, da derselbe in die geschichtliche Zeit fällt, ganz genau den Vorgang erklären, der bei den Iraniern dazu hinführte, den gewiss auch ihnen ursprünglich nicht fremden Naturgott Djaus aufzugeben: auf der Stufe des religiösen Bewusstseins, der das Zendavesta angehört, sind die personificirten Naturmächte der indogermanischen Urreligion völlig zurückgetreten, und der Himmel Ahuramazda's ist ganz mit allegorischen Figuren bevölkert. Da diese Entwicklung aber unstreitig eine Folge der Religionsstiftung Zarathustra's war, so müssten die Slaven gleichfalls den Einfluss derselben verspürt haben und diese ganze Annahme fällt somit in den Ideenkreis des Polen Pietraszewski hinein, der den „Zendavesta oder Zendaschta“ aus dem Slavischen erklären wollte.

Von Nordeuropa wendet sich Schmidt zu dem Griechischen, um auch hier zu zeigen, dass zwar ein enger Zusammenhang

mit dem westlichen Nachbar bestehe, aber ebensowenig die Grenze gegenüber dem Arischen feststehe. Aber während wir über die nordeurop. Sprachen, das specielle Forschungsgebiet des Verf.'s, manche neue Belehrung von ihm erhalten, theilt er uns über die besonderen Uebereinstimmungen zwischen Griech. und Latein und zwischen Griech. und Arisch fast nur oft Gehörtes mit, und ich darf diesen Theil seiner Argumente ebenso wie das, was er über das Keltische bemerkt, als bekannt übergehen. Denn in Betreff des letzteren stützt er sich ganz auf die oben angeführte Untersuchung Ebel's (Beitr. II, 137—194). Wenn aber Ebel dort selbst dem Keltischen eine Art Mittelstellung zwischen dem Deutschen und Italischen anweist, so ist dies doch noch lange nicht dasselbe, wie die „organische Vermittlung," welche nach Schmidt's neuer Theorie eine jede indog. Sprache zwischen ihren Nachbarn auf beiden Seiten herstellt.

Denn es ist eine ganz und gar veränderte Anschauung von der Verbreitung und Verzweigung der indogerm. Sprachen, die Joh. Schmidt an die Stelle der von ihm, wie er meint, definitiv beseitigten Grundsprachen und successiven Spaltungen zu setzten denkt. Nicht nur den Dogmatismus will Sch. bekämpfen, mit welchem sein Lehrer Schleicher den Stammbaum unserer Sprachfamilie bis ins Einzelne hinein festgestellt hatte, nicht blos der das Ziel anticipirenden Bestimmtheit, mit der Mommsen in seiner römischen Geschichte das Bild der gräco-italischen Periode gezeichnet hatte, die Bedächtigkeit der prüfenden Kritik entgegenstellen, sondern das Bild, welches diese nnd mit ihnen wohl alle andern Forscher sich bisher von der Entstehung der Einzelsprachen aus der idog. Ursprache gemacht hatten, die ganze Idee des Stammbaumes soll völlig aufgegeben werden. Wenn wir uns die Ausbildung der indog. Sprachen unter einem Bilde vorstellen sollen, so müssten wir an eine Welle denken, welche sich in concentrischen mit der Entfernung vom Mittelpunkte immer schwächer werdenden Ringen ausbreitet; ein Vergleich, anstatt dessen uns gleich nachher die Wahl eines anderen Bildes freigegeben wird, nemlich einer schiefen vom Sanskrit zum Keltischen in ununter-

brochener Linie geneigten Ebene; indem sich sodann im Laufe der Jahrhunderte eine Sprache durch äussere oder innere Gründe das Uebergewicht über die östlichen und westlichen Nachbarn verschafft und dieselben in Folge hievon absorbirt, verwandelt sich auch dieses zweite Bild wieder, es entstehen Stufen und aus der schiefen Ebene wird eine Treppe. Freilich sucht der Verfasser diese Vergleichungen der Kritik zu entziehen durch die Bemerkung, dass Bilder in der Wissenschaft sehr wenig Werth haben; es könnte sonst auf die bedenkliche Aehnlichkeit hingewiesen werden, welche die von ihm gewählten Bilder mit der Verfahrungsweise einer nun glücklich überwundenen Periode der Sprachwissenschaft haben, in der man gern das Leben der Sprache mit den Naturorganismen verglich, von dem Wachsen und Knospen der Wörter sprach und es für tiefe Weisheit hielt, die Sprachen in krystall-, pflanzen- und thierartige, oder weibliche und männliche einzutheilen.*) Aber was ist denn nun die Sch.'sche Theorie ohne Bild? Es gab ursprünglich ein grosses vom Sanskrit bis zum Keltischen reichendes indogermanisches Sprachgebiet (wie diese Sprachen z. B. das Keltische zu dieser Verbreitung gelangten, erfahren wir nicht), Sprachgrenzen innerhalb dieses Gebiets gab es ursprünglich nicht, zwei von einander beliebig weit entfernte Dialekte desselben *A* und *X* waren durch continuirliche Varietäten *B*, *C*, *D* u. s. w. mit einander vermittelt (aber in historischer Zeit finden wir überall die Sprachen scharf gegen einander abgegrenzt). Die Entstehung der Sprachgrenzen stellt sich Sch. so vor, dass ein Geschlecht oder ein Stamm, welcher z. B. die Varietät *F* sprach, durch politische, sociale, religiöse oder sonstige Verhältnisse ein Uebergewicht über seine nächste Umgebung gewann. Dadurch wurden die zunächst liegenden Sprachvarietäten *G*, *H*, *J*, *K* nach der einen, *E*, *D*, *C* nach der andern Seite hin von *F* unterdrückt und durch *F* ersetzt; so entstand zwischen *F* und *B* einerseits, *F* und *L* andrerseits eine scharfe Sprachgrenze, eine Stufe war an die Stelle der schiefen Ebene getreten.

*) Steinthal, Charakteristik S. 7.

So weit Schmidt. Ich will nicht den naheliegenden Einwand wiederholen, der hiegegen schon in den Verhandlungen der sprachwiss. Section der Leipziger Philologenversammlung gemacht worden ist, den neuerdings wieder L. Meyer a. a. O. unabhängig davon gemacht hat: wo denn alle diese Sprachvarietäten herkommen sollen. Wenn sie nicht vom Himmel gefallen sind, so müssen sie ihr Dasein irgend einer älteren Sprache verdanken, als die man natürlich nicht das Sanskrit, den obersten Punkt in Schmidt's schiefer Ebene, betrachten kann. Kurz die Annahme einer Ursprache bleibt bei dieser neuen Theorie so wenig entbehrlich als bei der älteren Annahme, und nur über die Art ihrer Verbreitung lernen wir etwas Neues durch dieselbe. Wir würden sie uns demnach (und da Schmidt die Wahl des Bildes freigiebt, wird dies so gut sein als ein anderes) der Verbreitung einer telegraphischen Nachricht analog zu denken haben; wie man in der Geschichtswissenschaft von einer Telegraphie durch die Zeiten gesprochen hat, so läge hier ein ähnlicher Vorgang vor, durch den die jüngsten Sprachen, die keltischen, in Rapport selbst mit dem uralten Sanskrit treten. Aber es sind doch Völker, welche diese Sprachen sprechen, Völker, die sich nicht wie eine elektrische Batterie fremder Einwirkung willig hingeben. Nicht von selbst hat sich das Englische über die halbe Welt verbreitet, sondern die unternehmende, seefahrende Nation der Britten hat es in alle Erdtheile bis in das ferne Australien und Hinterindien getragen. Nicht auf dem Weg eines Naturgesetzes, wie die Welle oder der elektrische Funke hat das Latein von der kleinen Landschaft Latium aus in den meisten Ländern Südeuropa's die Herrschaft gewonnen, sondern durch das Vordringen der erobernden, colonisirenden und civilisirenden Römer, deren Sprache dann freilich in jenen Ländern den umgestaltenden Einflüssen der einheimischen Idiome erlegen ist, die es allmählich in die romanischen Sprachen umgewandelt haben. Nun ist ja längst von Steinthal u. A. auf die vollkommene Analogie hingewiesen worden, welche zwischen der Spaltung der romanischen und der indogermanischen Sprachen besteht; Erscheinungen auf diesem weiteren Sprachgebiet sind

durch vergleichbare Thatsachen auf jenem engeren, aber besser zugänglichen mehrfach mit vielem Erfolg aufgehellt worden; wollen wir uns also eine bestimmtere, wenn auch der Natur der Sache nach immer noch hypothetische Vorstellung von dem geschichtlichen Vorgang machen, der die Trennung der indog. Sprachen und Völker herbeigeführt hat, so wird immer die Analogie der romanischen Sprachen auch hiefür massgebend bleiben*), die Annahme einer Wanderung nicht zu entbehren sein. Wie vielfach sich aber demnach die relative geographische Lage der indog. Stämme verändern konnte und musste, wie sie sich ja z. B. bei den Kelten, den Germanen, den Römern in historischer Zeit völlig verschoben hat, wie unzuverlässig demnach das heute bestehende Verhältniss der geographischen Verbreitung der verwandten Sprachen als Grundlage für die Bestimmung ihrer Verwandschaftsverhältnisse ist, das bedarf keiner genaueren Ausführung.

An die Analogie der romanischen Sprachen und ihres Verhältnisses zum Latein, zu denken, wäre freilich dann verboten, wenn sich die Sprachen in vorgeschichtlicher Zeit nach ganz anderen Gesetzen entwickelt hätten als in historischer. Dies ist bekanntlich die Ansicht Schleicher's und so sehen wir auch Joh. Schmidt, indem er dessen Aufassungsweise in einem Punkte bekämpft, in einer anderen Hinsicht von den Schleicher'schen Anschauungen, von Schleicher's naturwissenschaftlichen Tendenzen selbst in der Wahl seiner Bilder unwillkürlich beeinflusst.**)

Nur über den ersten kleineren Theil der Sch.'schen Schrift habe ich bisher gesprochen; auf das allgemeine Räsonnement folgt schon S. 32 bis zum Schluss auf S. 68 eine Serie von 9 Wörterverzeichnissen, von denen I—IV das Verhältniss des slavolettischen Sprachschatzes einerseits zum deutschen, andrerseits zum arischen veranschaulichen, V—VIII das des griech. Sprachschatzes zum lateinischen, einer-, zum arischen andrer-

*) In diesem Sinne spricht sich u. A. Benfey aus: Geschichte der Sprachwissenschaft Seite 599.

**) Aus einem ähnlichen Zuge erklärt sich wohl auch Max Mülller's Einspruch gegen die Stammbaumtheorie.

seits darstellen sollen, während die IX. nur zehn Nummern umfassende (!) Liste, welche Wörter und Wurzeln verzeichnet, welche bisher nur im Arischen, Griechischen und Slavolettischen nachgewiesen, nach Schmidt's Hypothese: welche nach Westen nicht über das Slavolettische und das Griechische hinausgekommen sind. Ein recht ansehnliches Material sprachlicher Thatsachen ist hier zusammengebracht; aber für die Bestimmung der Verwandtschaftsgrade der Sprachen, denen sie entnommen sind, sind dieselben von höchst zweifelhaftem oder gar keinem Werthe. Was soll z. B. aus den 99 Wörtern, die nach Liste VI nur dem Griech. und Arischen gemeinsam sind, gefolgert werden können, wenn Miklosich in seiner Schrift über die slavischen Elemente im Neugriech. (Wien 1870) das Vorhandensein von 120 slavischen Lehnwörtern in dieser Sprache (mit Recht) nicht für ausreichend erklärt hat, um dem Slavischen einen irgend erheblichen Einfluss auf das Neugriech. zuzugestehen? Nur wo sie ganz massenhaft auftreten, fallen lexicalische Uebereinstimmungen für verwandschaftliche Bestimmungen ins Gewicht; aber selbst in solchen seltenen Fällen bleiben dieselben immer noch einseitig genug. Wort-, Laut-, Form- und syntaktische Untersuchungen müssen zusammengefasst werden, will man Wesen und Charakter einer Sprache ganz und richtig herausstellen. Und so vermisse ich in Schmidt's Schrift namentlich auch jede Berücksichtigung der Syntax, die doch, da die meisten syntaktischen Eigenthümlichkeiten in der Zeit kurz nach der Trennung der Sprachen ausgebildet sein müssen, gerade für diese Untersuchungen von grösstem Belang sind. Wie völlig sich aber, von der syntaktischen Seite angesehen, das Bild der Verwandschaft verändert, das soll hier noch nur an einem Beispiele ausgeführt werden.

Bekanntlich ist der Infinitiv der indog. Sprachen von Haus nichts anderes als der erstarrte Casus eines Verbalsubstantivs, welcher aber in Folge dieser Erstarrung, indem seine etymologische Grundbedeutung früh in Vergessenheit gerieth, verschiedene ihm ursprünglich nicht zukommende Eigenschaften angenommen hat. Sollten nun in der Wahl der Suffixe, mit welchen diese zu Adverbia erstarrten Casus gebildet werden,

zwei oder mehrere indog. Sprachen übereinstimmen, so würde diese Uebereinstimmung schon als ein nicht unwichtiges grammatisches Kriterium für eine speciellere Verwandtschaft dieser Sprachen anzusehen sein, da ja im Allgemeinen die indog. Sprachen in der Bildung des Infinitivs völlig auseinandergehen; von noch viel grösserer genealogischer Tragweite würde es freilich sein, wenn auch in dem Gebrauch der betreffenden Formationen sich eine Uebereinstimmung ergäbe. Nun macht man bei einer Vergleichung der Infinitive in den indog. Sprachen (vom Keltischen abgesehen welches keine eigentlichen Infinitive kennt) eine überraschende Wahrnehmung, nämlich die, dass gerade die benachbarten Sprachen in der Wahl der Suffixe fast durchaus differiren, dagegen zwischen den räumlich von einander entlegensten Sprachen schlagende Uebereinstimmungen stattfinden. So springt, um nur Einiges dieser Art zu erwähnen,*) das Suffix *tum*, mit dem die sog. Infinitive des klassischen Sanskrit gebildet werden (im Veda ist es freilich noch selten) über die nächsten westlichen Nachbarn, Zend und Altpersisch, die nicht einmal eine Spur davon besitzen, hinüber zum Slavolettischen, um dann erst im Süden von Europa im lateinischen Supinum wieder aufzutauchen. Aehnlich wie mit dem Supinum verhält es sich mit allen übrigen infinitivartigen Formationen des Latein: nicht in dem benachbarten Griechisch, sondern in dem entlegenen Arisch finden sie Entsprechendes, während ebenso wenig sich an die griechischen Infinitivbildungen irgend welche Anklänge im Latein entdecken lassen. Schon diese Thatsachen aus der Lehre vom Infinitiv reichen hin zu dem Beweise, dass dieselbe die geographische Theorie Schmidt's in keiner Weise bestätigt. Unbegreiflicher Weise hat Schmidt die Uebereinstimmung zwischen Sanskrit und Slavolettisch in Betreff der Supina zu Gunsten derselben angeführt; denn wie begreift es sich unter der von ihm gemachten Voraussetzung, die geographisch sich am nächsten

*) Einlässlich habe ich diese und andere hieher gehörige Punkte behandelt in meiner unter der Presse befindlichen Schrift Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen.

berührenden Sprachen seien sich am ähnlichsten, dass wir das Suffix *tum* auch im Lateinischen, dass wir es also sprungweise in drei heutzutage durch gewaltige Zwischenräume getrennten Sprachen auftreten sehen?

Hier habe ich den Einwand zu gewärtigen, dass dieselben von mir angeführten Thatsachen wie gegen die geographische, so auch gegen die herrschenden genealogischen Annahmen sprechen, also zu viel beweisen. Wenn fast alle einzelnen europäischen, wenn speciell Latein und Griechisch, sowie Deutsch und Slavolettisch in der Bildung des Infinitivs unter sich differiren, dagegen in der Regel mit dem vedischen Sanskrit und dem Zend übereinstimmen, so liegt hierin, soweit überhaupt vereinzelte Thatsachen in diesen grossen Fragen in Betracht kommen können, ein Argument gegen die europäische sowohl, als gegen die gräcoitalische und slavodeutsche Grundsprache. Ja, da beim Vergleich des griechischen Suffixes der medialen Infinitive -σθαι, mit dem arischen Infinitivsuffix sich sogar eine weitgehende Uebereinstimmung auch in Hinsicht auf den Gebrauch herausstellt, deren Wichtigkeit für die Bestimmung der Verwandtschaft zweier Sprachen vorhin im Allgemeinen hervorgehoben wurde, so scheint, wenn man die geographische Erklärung nicht zulassen will, die Annahme einer gräcoarischen statt einer gräcoitalischen Periode gradezu gefordert zu sein. Allein bei all diesen engeren und weiteren Uebereinstimmungen steht noch ein ganz anderer Weg der Erklärung offen, auf welchen es überhaupt, da er gewiss mit Unrecht wenig beliebt und wenig betreten ist, angemessen sein wird, an dieser Stelle so nachdrücklich als möglich hinzuweisen. Die indogermanischen Sprachen sind uns, wenn man auf die hier allein in Betracht kommenden Denkmäler blickt, die in jeder Sprachfamilie die ältesten sind, aus ungemein verschiedener Zeit überliefert. Von den Vedas die man gewöhnlich um das Jahr 1500 v. Chr. bis c. 1200 entstanden sein lässt bis zu den litauischen Gedichten des Donalitius, also einem Dichter des vorigen Jahrhunderts, ist ein Zeitraum von wenigstens 3000 Jahren, und in Abstufungen von zufällig meist 500 zu 500 Jahren vertheilen sich über denselben hin die ältesten

Sprachstufen des Griech., Latein, Germanischen u. s. w. Wie viele lautliche und begriffliche Entwicklungen mögen sich in den jüngeren unter denselben in dieser langen Zeit verwischt und verloren haben! Welche chronologischen Schnitzer begehen wir unaufhörlich, wenn wir z. B. das Litauische oder selbst das Gotische unmittelbar mit dem vedischen Sanskrit oder dem homerischen Griechisch vergleichen! Ein Verstoss gegen die Chronologie ist es demnach, wenn wir die Infinitive der verwandten Sprachen direkt vergleichen, um daraus Folgerungen für das frühere oder spätere Auseinandergehen derselben zu ziehen; man braucht aber nur diesen Rechnungsfehler in Abzug zu bringen, um ein Ergebniss zu erhalten, welches ganz den herrschenden, durch eine Reihe gründlicher Forschungen gewonnenen und erhärteten Ansichten über den Stammbaum der indogerm. Sprachen entspricht. Offenbar besass die indogerm. Grundsprache eine Menge von Ansätzen zur Infinitivkategorie; denn je älter eine der verwandten Sprachen ist, desto reicher ist sie an solchen erstarrten Casus. Aber nur die beiden ältesten Familienglieder unseres Sprachstammes haben wesentlich gleiches Sprachgut aus dieser frühesten Entwicklungsstufe des Infinitivs sich bewahrt, die europäischen Sprachen differiren in Bezug auf den Infinitiv sowohl unter sich, als von den asiatischen Verwandten, doch so dass diesen die aus ältester Zeit überlieferte Sprache, das Griechisch, am nächsten kommt, das Latein, als die zweitälteste Sprache, auch die zweitgrösste Zahl von Uebereinstimmungen zeigt, die Reihenfolge der übrigen Sprachen sich weniger nach der Chronologie, als nach dem Grade ihres allgemeinen Conservatismus richtet.

So werden die von der Vergleichung der Infinitive her entnommenen Einwendungen gegen die europäische Grundsprache entkräftet durch die Erwägung der chronologischen Verhältnisse der indog. Sprachen. Ohne Zweifel werden auf der anderen Seite manche Argumente, die man zu Gunsten des jetzt in der Wissenschaft geltenden Stammbaumes der indog. Sprachen beibringen zu sollen geglaubt hat, durch sorgfältigere Rücksichtnahme auf das relative Alter der verglichenen Sprachen hinfällig werden. Darum darf aber dieses Correctiv aller

Forschungen über die Verwandtschaftsgrade der indog. Sprachen ebenso wenig ausser Acht gelassen worden, als die Bestimmung des Alters der vorhandenen Handschriften bei der Reconstruction eines verlorenen Urcodex, mit der doch, so viele andere Parallelen man auch vor und nach diesem Curtius'schen Vergleiche gezogen hat, das Verfahren der vergleichenden Sprachforschung am meisten Aehnlichkeit besitzt. In dem Bestreben einen nach Familien geordneten Stammbaum der Manuscripte herzustellen sieht sich der Textkritiker ungemein gefördert, wenn es ihm gelingt, ein Manuscript oder mehrere zu datiren; ihm gegenüber ist der Sprachforscher, der einen Stammbaum der verwandten Sprachen entwirft behufs Ermittlung der verlorenen Ursprache, dadurch im Vortheil, dass er das Alter der meisten verglichenen Sprachen genau kennt. Freilich ist es in der Sprachforschung neben dem Alter auch die Alterthümlichkeit, sind es noch manche andere Momente, wie das oben hervorgehobene der syntaktischen Entwicklungen, welche eine noch lange nicht genug gewürdigte Bedeutung für die fraglichen Forschungen haben. Aber nur mit Berücksichtigung aller nothwendig unterlaufenden Fehlerquellen wird es möglich sein, die Frage nach dem Stammbaum der indog. Sprachen, welche längst aus dem dogmatischen in ein skeptisches Stadium getreten ist, aus diesem in die Bahnen eines gesunden Kriticismus hinüberzuleiten. Dann wird auch der Gewinn aus diesen Untersuchungen, in deren energischer und gelehrter Wiederanregung wohl das Hauptverdienst der Schmidt'schen Schrift besteht, die spärlichen Resultate weit übertreffen, mit welchen sich oft aller aufgewendete Fleiss und Scharfsinn der Textkritiker begnügen muss. Mit jeder Vergleichung, die man zwischen zwei verwandten Sprachen anstellt, wird etwas über die Vorgeschichte dieser Sprachen und der sie sprechenden Völker ausgesagt, und es erhält so, nach Abzug der Fehlerquellen, auch das kleinste Detail der vergleichenden Grammatik eine weittragende historische Bedeutung.

Beurtheilung.

Syntaktische Forschungen von B. Delbrück und E. Windisch. I. Der Gebrauch des Conjunctivs und Optativs im Sanskrit und Griechischen von B. Delbrück. Halle 1871, S. VI. u. 267.

Dieses Buch bricht auf dem Gebiete der sprachvergleichenden Wissenschaft eine neue Bahn. Haben alle über das Gebiet der Laut- und Formenlehre hinausgehenden sprachvergleichenden Arbeiten, die bisher erschienen sind, sich auf die Syntax einzelner Satzglieder beschränkt, so geht dieses Buch auf das ganze Satzgefüge ein. Denn es bietet mehr als sein Titel erwarten lässt. Nicht bloss der Gebrauch des Conjunctivs und des Optativs im Sanskrit (und zwar wie die Berücksichtigung des Conjunctivs andeutet im Veda-Sanskrit) und im homerischen Griechisch wird in demselben dargestellt, sondern es wird auch eine Darlegung der Entstehung der Nebensätze versucht. Für die eine wie für die andere Leistung ist der Linguist nicht minder als der Philologe dem Verfasser zu tiefem Danke verpflichtet.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, eine Einleitung (S. 3—104) und eine Beispielsammlung (S. 107—256). Diese Bezeichnungen zog der Verf. andern wie „allgemeiner und besonderer Theil“ vor, weil er „schon durch die möglichste Bescheidenheit der Ueberschriften der Gefahr entgehen wollte, dass mehr von ihm gefordert würde, als er zu geben die Absicht und Fähigkeit hatte.“ Jetzt freilich giebt er mehr als nach den Ueberschriften gefordert werden kann.

Die reiche Beispielsammlung ist nach bestimmten Gesichtspunkten, die zum Theil in der Einleitung aufgestellt werden, übersichtlich geordnet. Mehrere Male erfordern es Nebenzwecke der Untersuchung, dass der Verfasser bei der

Gruppirung der Beispiele von den Gesichtspunkten, von denen aus er den ihnen entsprechenden allgemeinen Theil in der Einleitung behandelt, abweicht.

Diese „die Einleitung sucht die Grundbegriffe der Untersuchung festzustellen, soweit dies ohne Eingehen in psychologische Details möglich schien, aber hoffentlich derartig, dass man die Anlehnung an die hauptsächlich durch Lazarus und Steinthal vertretene Richtung überall gewahr wird, und sucht von dieser Grundlage aus die Entwickelung der Modi und die Genesis des Satzgefüges zu begreifen“ (Vorrede S. VI.)

Der Verf. scheidet die Grundbegriffe des Conjunctivs und Optativs in absolute und relative, von denen jene durch die Etymologie ermittelt, diese aus der Litteratur erschlossen werden. In der Bestimmung der absoluten Grundbegriffe schliesst er sich an Curtius' Auffassung des *a* des Conjunctivs und *i* des Optativs (Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung S. 230 und 240) an. Als die relativen Grundbegriffe nimmt er für den Conjunctiv den Willen, für den Optativ den Wunsch an. Diese werden in bestimmten Verbindungen, einerseits zur direkten und indirekten Aufforderung, andrerseits zur Bitte. Wille und Wunsch sind ihm Begehrungen, die jedoch darin sich unterscheiden, dass jener „eine Begehrung ist mit der Voraussicht des Erreichens,“ der Wunsch dagegen eine Begehrung, mit welcher nicht die Voraussicht verknüpft zu sein braucht, dass der Begehrende den Gegenstand seiner Begehrung erreichen werde“ (S. 16). Genügt dies? Muss nicht hervorgehoben werden, dass der Wille eine Begehrung ist, die durch den Wollenden selbst, der Wunsch eine Begehrung, die durch einen andern, als den Wünschenden, entweder ganz und gar oder doch zunächst zur Ausführung kommt? Denn auch die Ausführung der Aufforderung, des an eine zweite oder dritte Person adressirten Willens, kann man insofern als zunächst wenigstens vom Wollenden abhängig bezeichnen, als nach seiner Meinung die aufgeforderte Person durch die Rücksicht auf ihn zur Ausführung entweder bestimmt oder gezwungen wird. Der Wünschende dagegen gesteht der Person, an die er seine Bitte richtet, die völlige Freiheit der Entschliessung zu.

Wenn der Verf. a. a. O. ferner sagt: „Man darf an einer Begehrung zweierlei unterscheiden, nämlich erstens die Vorstellung des Zukünftigen, das man begehrt, und zweitens die Gemüthsbewegung des Begehrens. In diesen allgemeinen Eigenschaften gleichen sich Wille und Wunsch, da sie eben Arten der Begehrung sind," so scheint uns auch hier die Grenze nicht scharf genug gezogen zu sein. Denn die Gemüthsbewegung, aus der heraus Jemand einen wirklichen Wunsch äussert, ist von der des Wollenden verschieden. Die Vorstellung des wahrhaft Wünschenden als solchen ist von einem erregteren Gefühle begleitet, als die des Wollenden. Dem Wollen mag öfters in Folge anderer Vorstellungen ein erregtes Gefühl beigemischt sein, das Wollen aber als solches, die auf die Ausführung einer Handlung gerichtete Vorstellung ruft kein erregtes Gefühl hervor.

Darin, dass ursprünglich der Wille durch den Conjunctiv, der Wunsch durch den Optativ ausgedrückt wurde, stimmen wir dem Verf. vollkommen bei, wie er denn die Richtigkeit der ersteren Annahme auch für das Griechische, aus dem allein sie nicht erwiesen werden konnte, mit Hilfe des Sanskrit überzeugend nachweist. Nicht beipflichten können wir dem Verf. darin, dass jenes auch in den uns vorliegenden Denkmälern der vedischen Sprache durchgängig der Fall sei. Wir können uns vielmehr von dem Gedanken nicht los machen, dem Kuhn und Weber in ihren Uebersetzungen vedischer Stellen Ausdruck geben, dass in den Veden der Conjunctiv auch die Wunschbedeutung hat. Hören wir zunächst die Ansicht des Verf.'s hierüber ausführlich: „Kuhn in seiner Zeitschrift 15, 413 schreibt dem sanskritschen Conjunctiv freilich auch die Fähigkeit zu, den Wunsch zu bezeichnen, was nach meinen Aufstellungen dem Optativ zukommt. Er führt zum Belege eine Stelle aus *Vâj. Sanh.* 19, 37 an: *pavitreṇa çatâyushâ viçvam âyur vyaçnavâi*, die er übersetzt: „Durch hundert Jahre verleihende Reinigung möge ich das volle Leben erreichen." Man muss aber doch wohl seine Auffassung etwas modificiren. Gewiss ist, dass wir in einem solchen Satze, wenn wir ihn griechisch ausdrücken sollten, den Optativ gebrauchen würden,

aber es liegt oft in der Natur des Gedankens, dass er sowohl in der Form einer Willensäusserung als in der eines Wunsches ausgedrückt werden kann, so dass es nicht verwunderlich ist, wenn das eine Volk ihn so, das andere so bezeichnet. Wer sicher auf die Wirkung der eigenen Frömmigkeit vertraut, kann auch wohl sagen: „ich will das volle Leben erreichen.“ Auch bei zweiten und dritten Personen, die hier, um die Frage an einer Stelle zu absolviren, mit angeführt werden mögen, kommt Aehnliches vor. So heisst es in einem Hochzeitsliede:

enấ pátyâ tanvàm̩ sam̩ sr̩ijasvấ dhâ jivrî vidátham ấ vadâthaḥ

R. V. 10, 85, 27, was Weber Ind. Stud. 5, 187 so übersetzt: Dem Manne hier misch dich mit deinem Leibe. Als Greise noch mögt ihr vorstehen dem Hausstand. Der Conjunctiv ist unserer Anschauung nicht eben geläufig, aber im Sanskrit in diesen Verbindungen gar nicht selten. Der Wunsch dessen Eintreffen man zuversichtlich erhofft, wird als etwas sicher zu Erwartendes ausgesprochen. Eine dritte Person gewährt Vers 39 desselben Liedes:

dîrghấyur asyâ yáḥ pátir jî́vâti çarádaḥ çatám

„lange lebend (sei), wer ihr Gemahl ist, er soll leben hundert Herbste lang. (Weber ebend. 191.) (S. 18).“ Uebrigens meint der Verf. nicht, dass in der Auffassung jener Gedanken nur das eine Volk von dem andern sich unterscheide, sondern innerhalb des einen indischen Volkes trete die Verschiedenheit der Auffassung zu Tage. „Es giebt ein Mittelgebiet von Gedanken, auf dem die Entscheidung für den einen oder den andern Modus nicht immer gegeben ist. Dieses Mittelgebiet nun ist bei den Indern grösser als bei den Griechen.“ „Soweit jedoch des Verf. Kenntniss reicht, wird fast durchweg ein Grund für die Wahl des Modus sich ermitteln lassen“ (S. 19). Nun ist richtig, dass es oft in der Natur des Gedankens liegt, dass er sowohl in der Form einer Willensäusserung als in der eines Wunsches ausgedrückt werden kann“ und die Stelle aus *Vâj. Sanh.* kann zum Beleg hiefür dienen. Daraus aber sollte der Verfasser schliessen, dass Gedanken in deren Natur dies nicht

liegt, die vielmehr nur auf die eine oder die andere Weise aufgefasst werden können, von dem andern Volke und innerhalb desselben Volkes auf dieselbe Weise ausgedrückt werden mussten. Solche Gedanken scheinen uns nun die von dem Verfasser (S. 18.) erwähnten Hochzeitssprüche R. V. 10, 85, 27 und 39. Diese können nicht anders denn als ein Wunsch und keineswegs „als etwas sicher zu Erwartendes" aufgefasst werden. Die sichere Erwartung die zuversichtliche Hoffnung muss doch auf etwas gestützt sein, wie eben in der oben aus *Vâj. Sanh.* angeführten Stelle der Betende sich auf seine Frömmigkeit stützt. Worauf nun sollte in jenen Hochzeitssprüchen die zuversichtliche Hoffnung sich gründen? Auf irgend ein Thun des Beglückwünschten? Welchen Wunsch kann dieser weniger erfüllen als den des langen Lebens? Wenigstens mussten noch andere Beweise als eine strittige sprachliche Form dafür vorgebracht werden, dass bei den Indern die Erfüllung eines solchen Wunsches als vom Beglückwünschten abhängig und deshalb als etwas sicher zu Erwartendes angesehen wurde. Ebensowenig lässt sich annehmen dass die Hoffnung des Wünschenden auf etwas von ihm selbst Ausgehendes sich gründete. Und (von jenem Grunde abgesehen) auch bei andern Wünschen wäre dies, die Hoffnung auf etwas von dem Wünschenden selbst Ausgehendes nur dann möglich, wenn die Wünsche sich auf ihn bezögen. Delbrück that eben nicht Recht daran, unmittelbar nachdem er für eine in der ersten Person des Conjunctivs ausgedrückte Vorstellung die uns als Wunsch erscheint, die Berechtigung jenes Modus nachgewiesen, fortzufahren: „Auch bei zweiten und dritten Personen, die hier, um die Frage an einer Stelle zu absolviren, mit angeführt werden mögen" u. s. w. (s. oben S. 43). Denn Wunsch-Vorstellungen, die durch die erste Person ausgedrückt werden, können, während sie dem einen als Wunsch erscheinen, von dem andern leicht als Wille aufgefasst werden, insofern er das ihm Vorschwebende durch eigene Kraft zu erreichen hofft. Gilt aber der Wunsch einer zweiten oder dritten Person, dann ist dem Wünschenden, die Kraft den Wunsch auszuführen benommen. Sollte nun etwa in den oben erwähnten Hochzeits-

sprüchen die Hoffnung der Wünschenden sich auf die Gnade der Götter oder auf die Kraft des Gebets gründen? Wie erklärt dann der Verf. die ähnlichen Wünsche, die durch den Optativ ausgedrückt werden z. B. *ástam ivéj jarimáʹṇaṃ jagamyâm* „wie in eine Heimat möchte ich in das Alter eingehen" R. V. 1, 116, 25; *viçvâbhir gîrbhir abhi pûrtim açyâm, mádema çatáhimâḥ suvíʹrâh* „möchte ich durch alle Gebete Erfüllung erlangen, möchten wir froh leben hundertjährig heldenreich" R. V. 6, 13, 6; *idám sú me maruto haryatâ váco yásya tárema tarasâ çatam himâh* nehmet freundlich an, ihr Maruts, dieses mein Wort, durch dessen Kraft wir erreichen möchten hundert Jahre" R. V. 5, 54, 15. Haben die Sänger dieser Verse auf die Gnade der Götter und die Kraft des Gebets nicht vertraut? Ja erfordert nicht die Erklärung des Verf. in den letzten Sätzen den Conjunctiv statt des Optativs? Deshalb glauben wir, dass in diesen auf die lange Lebensdauer sich beziehenden Wunschsätzen auch der Conjunctiv den Wunsch bezeichnet. Ebensowenig können wir einen Unterschied zwischen den beiden Modi in Wunschsätzen erkennen, wie *bhakshîyá vó 'vaso daivyasya* „möchte ich geniessen eurer göttlichen Hülfe" R. V. 5, 57, 7; *ayáʹ dhiyáʹ syâma devágopâ, ayáʹ dhiyáʹ tuturyâmáʹ 'ty aṅhaḥ* kraft dieses Gebetes seien wir götterbeschützt, kraft dieses Gebetes möchten wir die Noth überwinden" R. V. 5, 45, 11 *smát sûribhis táva çármant syâma* „möchten wir sammt den Sängern in deinem Schutze sein" R. V. 1, 51, 15 einerseits und *té asmábhyaṃ çárma yaṅsan* „die sollen uns Schutz verleihen" R. V. 1, 90, 3; *sá naḥ pápriḥ pârayâti svasti* „er, der Retter, soll uns herüberführen zum Heile" R. V. 8, 16, 11; *vindásva trám putrâṃ nâri, yas túbhyam çam asat* „erlange, o Weib, Dir einen Sohn, der soll Dir zum Heile gereichen" A. V. 3, 23, 5 anderseits. Wenn der Verf. S. 19 die Verschiedenheit der Modi in den Versen: *iti váʹ iti me máno gáʹm áçvam sanuyâm iti*; „so, ja so ist mein Sinn, eine Kuh, ein Ross möcht ich erbeuten;" *hántâ 'ham pṛithivíʹm imáʹm ni dadhâni 'há ve 'há vâ* „wohlan ich will diese Erde hierhin oder dorthin setzen" R. V. 10, 119, 1 und 9, so erklärt, „dass das erste Mal die Form des Wun-

sches gewählt ist, weil der Gegenstand der Begehrung nicht vorhanden ist, und das zweite Mal aus dem umgekehrten Grunde die Form des Willens," so verwechselt er den Gegenstand, an dem ein Begehrtes zur Erscheinung kommt mit dem Ziel der Begehrung. Ziel der Begehrung ist wie im ersten Verse Kuh und Ross, so im zweiten das Setzen. Dies aber ist ebensowenig vorhanden wie jene. So sehen wir auch hier für die Verschiedenheit der Modi keinen Grund. Vielmehr glauben wir, dass in den uns vorliegenden vedischen Sprachdenkmälern die Grenzscheide zwischen Conjunctiv und Optativ bereits verrückt ist, und dass der Conjunctiv auch in optativischer Bedeutung gebraucht wird. — Bei den bisher erwähnten Bestimmungen geht der Verf. mit vollem Rechte von den unabhängigen Sätzen aus. Die Masse der Conjunctive und Optative dieser Sätze theilt er „nach dem Intensitätsgrade der subjectiven Erregung" in je zwei grosse Gruppen und nennt die ersten, die stärkere Erregung umfassenden, Conjunctive des Wollens und Optative des Wunsches. Die zweiten, die schwächere Erregung umfassenden, Conjunctive der Erwartung und abgeschwächte Optative (S. 17 und 25). Die letzteren scheidet er in drei Kategorieen, je nachdem die durch sie bezeichneten Vorstellungen auf etwas nicht bald, sondern in ferner Zukunft auszuführendes gerichtet sind; oder nicht der eigenen Initiative, sondern einem fremden Antrieb oder Zwang entspringen; oder endlich auf etwas gerichtet sind das als etwas natürlich zu Erwartendes erscheint (S. 24 und 27). Damit giebt der Verf. keine Bedeutungsentwicklung, sondern sagt nur in welchen Verbindungen die ursprüngliche Bedeutung nicht in ihrer vollen Kraft vorhanden ist.

Die dritte Kategorie der Conjunctive und Optative grenzt sehr nahe an das Futurum und so spricht der Verf. von futurischen Conjunctiven (S. 25) und Optativen (S. 28). Die Scheidung jedoch, die er zwischen Conjunctiven dieser Art und dem Futurum andeutet scheint uns nicht richtig zu sein. Er sagt nämlich S. 24: „Je mehr in solchen Conjunctiven die subjective Erregung gegenüber dem Gedanken des naturgemäss zu Erwartenden schwindet, um so mehr nähert sich der Con-

junctiv dem Futurum." Wie kommt es dann, dass in dem von ihm unmittelbar vorher angeführten Verse:

> εἰ δέ μοι οὐ τίσουσι βοῶν ἐπιεικέ' ἀμοιβήν,
> δύσομαι εἰς 'Αίδαο καὶ ἐν νεκύεσσι φαείνω

μ 383 auf das Futurum der Conjunctiv folgt? Nach des Verf. Bemerkung ist durch den Conjunctiv φαείνω das natürliche Ergebniss der durch δύσομαι ausgedrückten Drohung bezeichnet. Weshalb wird nun dieses Ergebniss einer durch ein Futurum geäusserten Drohung nicht durch ein Futurum ausgedrückt? Wenn der Verf. an einer anderen Stelle (S. 125) mit Bezug auf die Formel καί ποτέ τις εἴπῃσι (*Z* 459 *H* 87) und die sie aufnehmenden Worte ὥς ποτέ τις ἐρέει (*Z* 462 *H* 91) bemerkt, dass durch das Futurum der Gedanke „wegen seiner Wichtigkeit als selbständiger ausgedrückt" wird, während er durch den Conjunctiv an andere Vorstellungen derart angeschlossen wird, dass er „als etwas Natürliches und zu Erwartendes erscheint," so ist einerseits die Frage, warum er denn bei der Wiederholung wichtiger erscheint, denn bei der ersten Erwähnung und anderseits, warum denn *Δ* 176 in καί κε τις ὥς ἐρέει der in gleicher Weise an andere Vorstellungen angeschlossene Gedanke durch das Futurum ausgedrückt wird?

An die einfachen Sätze schliesst der Verf. die Behandlung der Modi in zusammengesetzten Sätzen, die er in relativische Nebensätze und in Nebensätze mit Conjunctionen theilt (S. 15). Beide Arten von Nebensätzen werden wieder in posteriorische und priorische geschieden, je nachdem die durch sie bezeichnete Handlung der des Hauptsatzes folgt oder vorangeht (S. 35). Wenn in den letzteren Sätzen der Conjunctiv eine Voraussetzung bezeichnet, so meint der Verf., dass auch diese Conjunctive ursprünglich der Ausdruck einer Forderung sind. Die Annahme, die durch den Optativ bezeichnet wird, fasst der Verf. als das Vorstellen eines Gedankens abgesehen von der Wirklichkeit, „und zwar um ihn als Grundlage weiterer Gedanken zu betrachten" (S. 222). — An Windischs Untersuchungen über das Relativpronomen anknüpfend behandelt der Verfasser, da er die ursprüngliche Bedeutung der Modi ergründen will,

die relativischen wie die durch Conjunctionen eingeleiteten Nebensätze mit Recht als das, was sie ursprünglich waren, nämlich als selbständige Sätze. Dadurch werden sie manches Scheines entkleidet, den sie der hergebrachten Auffassung boten und was lange Zeit Function einer Conjunction schien, erweist sich als die Folge der Verbindung von Sätzen. Freilich lässt sich nicht von allen homerischen Relativ- und Conjunctionssätzen sagen, dass sie ursprünglich selbständige Sätze waren und der Verf. selbst bemerkt von einer Abtheilung priorischer Sätze, dass sie erst entstanden sein können, als das Relativpronomen als solches völlig ausgebildet war (S. 48). Wir möchten jedoch einen Schritt weiter als er gehen.

Nicht blos diejenigen Relativsätze, auf die im Hauptsatze durch ein Demonstrativpronomen hingewiesen ist, sind von vornherein ächte Relativsätze gewesen, sondern auch eine Reihe anderer Sätze, die der Verf. soweit seine Uebersetzung es ersehen lässt, als ursprünglich anaphorische auffasst. Denn wenn er auch (S. 103) bemerkt: „Der Stamm *ja* ist bei Homer noch hin und wider rein anaphorisch," die mannigfachen Sätze also, deren Pronomina er als anaphorische übersetzt, von Homer schon als ächte Relativsätze aufgefasst sein lässt, so will er doch wohl durch seine Uebersetzung andeuten, dass solche Sätze noch anaphorisch sein konnten und (wenigstens) vor Homer es waren. Das beweist auch eine Bemerkung wie die S. 46 mit Bezug auf Sätze wie:

οὐ δηναιός, ὃς ἀθανάτοισι μάχηται *E* 406

ausgesprochen: „ursprünglich war es auch in solchen Verbindungen nur ein anaphorisches Pronomen, welches seinen zu ergänzenden Vorgänger, das indefinite Pronomen wider aufnahm." Wir dagegen können gerade Sätze wie den erwähnten, wie:

ἔνθα κεν οὐκέτι ἔργον ἀνὴρ ὀνόσαιτο μετελθών
ὅς τις ἔτ᾽ ἄβλητος καὶ ἀνούτατος ὀξέι χαλκῷ
δινεύοι κατὰ μέσσον *Δ* 539 einerseits und

ἦ πολὺ λῷιόν ἐστι κατὰ στρατὸν εὐρὺν Ἀχαιῶν
δῶρ᾽ ἀποαιρεῖσθαι ὅς τις σέθεν ἀντίον ἔλθῃ *A* 230

anderseits nicht für ächte anaphorische Sätze halten. Unserer Ansicht nach müssen wir bei der Aufstellung anaphorischer Sätze, die zu Relativsätzen geworden sein sollen, von dem Gedanken ausgehen, dass der anaphorische und der sogenannte Hauptsatz in einer gewissen Beziehung zu einander stehen, anderseits aber (abgesehen von der Vertretung des Nomens durch das Pronomen im anaphorischen Satze) nicht völlig unselbstständig sind, so dass der eine ohne den andern gar nicht bestehen könnte. Denn diese Sätze gehören ja dem parataktischen Zeitalter an, in dem ein Satz neben dem andern stand, und wenn auch nicht jeder einen völlig abgeschlossenen Gedanken auszudrücken brauchte, so mussten doch die einzelnen Vorstellungen in den Grenzen eines Satzes bestimmt bezeichnet sein und nicht aus dem einen in den andern hinüberschwanken. Dies aber geschieht, wenn A 230 und E 406 das Nomen des sogenannten Hauptsatzes in dem anaphorischen Satze entweder ganz enthalten ist oder (wenn man *τις* ergänzen will) seine bedeutsamste Ergänzung, seine Ergänzung zu einem bestimmten Begriffe durch denselben enthält, was auch *Δ* 539 der Fall ist. Deshalb glaube ich, dass Sätze dieser Art erst nach der Ausbildung des anaphorischen Pronomens zum Relativpronomen entstanden sind.

Aus der Natur der Parataxis nicht minder als der des anaphorischen Pronomens folgt ferner, dass dieses wie auch der Verf. (S. 33) andeutet, dem Bezugsworte oder dem Satze, der dasselbe enthält, nicht vorangehen kann. Denn einerseits setzt das Vorangehen des Pronominalsatzes eine so enge Verbindung zwischen beiden Sätzen voraus, wie sie der Parataxis widerspricht, anderseits weist das echte anaphorische Pronomen nur auf Erwähntes hin, es sei denn in Fällen, wie die von Windisch „Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens“ (S. 259) berührten sind, in denen „das allgemeine Bekanntsein einer ausdrücklichen Erwähnung gleich kommt.“ Demnach kann es, so lange es nicht Relativum ist, dem

Bezugssatze nur folgen, wie umgekehrt das Pronomen interrogativum, so lange es nicht Relativum ist*) dem Bezugssatze nur vorangehen kann.

Der Verf. aber geht in der Annahme des Vorangehens der anaphorischen Sätze vor dem Bezugssatze soweit, dass er das Voranstehen des priorischen Conjunctionssatzes „als das Natürliche“ ansieht und an dieser Satzconstellation die Bedeutung der Conjunctionen deutlich zu machen (S. 64) sucht. Denn es wäre „unnatürlich, den Satz nachfolgen zu lassen, der die Grundlage zu dem gesammten Gedanken des Hauptsatzes enthält, wie das bei den priorischen Conjunctionssätzen der Fall ist.“ „Die Fähigkeit auch priorische Conjunctionssätze nachzustellen, kann sich erst eingestellt haben, als die Satzverbindung schon hoch entwickelt und der Sinn der Conjunctionen in hohem Grade befestigt war.“ (Ebend.) Da sie nun „im voranstehenden priorischen Satz ihren eigenthümlichen Sinn erworben haben,“ so haben sie „die Bestimmung auszusagen, dass der Conjunctionssatz mit einem noch unbekannten Hauptsatze in der Richtung zu verbinden sei, welche die Conjunction angiebt. Der Gedankeninhalt ist also ein indefiniter (S. 65). Demgemäss wird dann a. a. O. ὡς in den Vergleichssätzen, die der Verfasser als priorische Sätze ansieht, durch „irgendwie“ und εἰ, in dessen Erklärung er Windisch beistimmt, in priorischen Sätzen (S. 73) durch „irgendwann“, „irgendwie“ übersetzt. Wie aber können Conjunctionen, die einem anaphorischen Pronomen angehören, ohne Weiteres auf etwas Nachfolgendes hinweisen und eine indefinite Bedeutung haben? Ist nicht auch dies beides „unnatürlich?“ Deshalb

*) Beiläufig sei bemerkt, dass der Uebergang des Interrogativum zum Relativum, unserer Ansicht nach, nicht in der von Aufrecht (Kuhn's Zeitschrift 1, 284) angegebenen und von Tobler (ebend. 7, 377 und diese Zeitschrift 7, 342) gebilligten, wenn auch an letzterer Stelle als „freilich etwas complicirt“ bezeichneten Weise sich vollzog, sondern innerhalb zweier Sätze, deren erster nach einer Person oder Sache, in Betreff welcher eine Handlung oder ein Zustand ausgesagt wurde, fragte, und deren zweiter über diese Person oder Sache etwas anderes aussagte, also etwa in Sätzen wie diese: Exsequias ire cui commodum est? (Is) ito. „Wer kann mir den Becher wieder zeigen? Er mag ihn behalten.“

glaube ich (um von ὡς, über das im Zusammenhang mit den Vergleichssätzen weiter unten gehandelt werden soll, zunächst abzusehen), dass auch die Bedeutungsentwickelung von εἰ sich in Sätzen vollzog, die sich an einen vorhergehenden Satz, auf den εἰ hinwies, anschlossen, denen aber noch ein in nicht immer ausgedrückter Beziehung zu ihnen stehender Satz folgte. Diese drei Sätze waren nun in dem parataktischen Zeitalter im Bewusstsein des Griechen gleich gewichtig. Später als Vorstellungen, die logisch bedeutsamer waren, das Uebergewicht über minder bedeutsame erhielten, überwog auch in der von uns angenommenen Dreiheit von Sätzen der dritte den zweiten mit εἰ beginnenden und dieses Uebergewicht wurde zunächst vielleicht durch ein Hinwegeilen über den zweiten zu dem dritten Satze und dann durch die dadurch hervorgerufene engere Verbindung ausgedrückt. Je enger nun diese wurde, desto mehr wich die anaphorische Bedeutung des εἰ gegenüber dem vorhergehenden Satze vor dem Ausdruck der Beziehung zu dem folgenden Satze zurück, bis dieser jene völlig verdrängte.

Vielleicht hat sich die Umwandlung des anaphorischen ὧς in das relativische satzverbindende (nicht das Vergleichssätze einleitende) ὡς in ähnlicher Weise vollzogen. Auch dies mag auf Vorhergehendes hingewiesen haben, während die Handlung des dadurch eingeleiteten Satzes zu der des folgenden in Beziehung stand. Anschauliche Beispiele hiefür bieten die vielen mit ὣς ἔφατ' beginnenden Sätze bei Homer, in denen ὧς noch anaphorisch ist. Denken wir uns nun die auf ὣς ἔφατ' folgende Vorstellung wie sie bedeutsameres als ἔφατ' vorstellt, auch im Bewusstsein des Sprechenden gewichtiger, so wird die Verknüpfung zwischen ὣς ἔφατ' und dem folgenden Satze eine engere und ὧς verliert allmählich seine anaphorische Kraft und wird satzverbindend relativ.

Wir haben oben angedeutet, dass uns des Verf. Erklärung der Conjunctive in den Vergleichssätzen nicht richtig erscheint. Wir können ihm ebensowenig in der Auffassung des Modus wie überhaupt des Wesens dieser Sätze beistimmen. „Dass diese Sätze zu den priorischen gehören, kann nicht zweifelhaft

sein, da ja das Bild die Grundlage für das Verständniss des durch ein Bild Verdeutlichten sein soll" (S. 65) d. h. nicht etwa wir, die mit vollem Bewusstsein lesenden Exegeten des Homer sehen, dass jenes Bild die „Grundlage für das Verständniss" u. s. w. ist, sondern die homerischen Sänger selbst haben dies gesehen. Denn in allen priorischen Sätzen ist das Prius als solches dem Redenden im Bewusstsein. Können wir nun in der That den homerischen Sängern ein solches Bewusstsein ihres künstlerischen Schaffens, ein solches Berechnen des Verständnisses ihrer Hörer zumuthen, wie die Annahme des Verf. es erfordert?

Er geht aber noch weiter. Er fasst nämlich den Conjunctiv in den Vergleichssätzen als den Ausdruck einer an die „Phantasie des Hörers" gerichteten „Forderung" auf. Nun findet sich aber in den homerischen Gedichten keine Spur der Anschauung, die die Voraussetzung einer solchen Forderung sein müsste. Zuvörderst sehen wir den homerischen Sänger nirgends mit einer Anrede, einer Aufforderung sich an den Hörer wenden. Seinem Stoffe ganz und gar hingegeben redet er nur die Muse an, die ihm den Stoff giebt oder den Helden, dessen Handeln und Leiden ihn bewegt. Und wenn gar der Sänger während des Singens irgend ein Wort unmittelbar an den Hörer richtete, so würde daraus sich noch nicht schliessen lassen, dass auch an die Phantasie des Hörers eine Aufforderung gerichtet wurde. Denn das Bewusstsein einer schaffenden Phantasie ist dem homerischen Zeitalter ganz und gar fremd. Wäre es ihm aber eigen, dann würde nach der Ansicht des Verf. der Sänger während des Dichtens mit vollem Bewusstsein seine Hörer zum Mitdichten auffordern; das aber wäre das Ende der dichterischen Begeisterung.

Dem Einwande, dass jede Handlung des Gleichnisses durch den Conjunctiv ausgedrückt sein müsste, da eben jede von der Phantasie gemalt wird, sucht der Verf. mit der Bemerkung zu begegnen, dass in dem Conjunctivsatz der Zug, „der das Bild anschaulich," „öfter nur das," „was das Bild besonders plastisch und lebendig macht" (S. 44) und nicht grade das Tertium comparationis ausgedrückt wird. Nun giebt es aber zuvörderst

Gleichnisse, in denen nicht blos der durch den Conjunctiv, sondern auch andere durch den Indicativ ausgedrückte Züge das Bild anschaulich machen wie *P* 725 f.:

ἴθυσαν δὲ κύνεσσιν ἐοικότες οἵτ' ἐπὶ κάπρῳ
βλημένῳ ἀΐξωσι πρὸ κούρων θηρητήρων.
ἕως μὲν γάρ τε θέουσι διαρραῖσαι μεμαῶτες,
ἀλλ' ὅτε δή ῥ' ἐν τοῖσιν ἑλίξεται ἀλκὶ πεποιθώς,
ἄψ τ' ἀνεχώρησαν διά τ' ἔτρεσαν ἄλλυδις ἄλλος.

ferner Gleichnisse, in denen nicht so der durch den Conjunctiv wie der durch den Indicativ bezeichnete Zug das Bild plastisch macht wie *O* 410:

ἀλλ' ὥς τε στάθμη δόρυ νήιον ἐξιθύνει
τέκτονος ἐν παλάμῃσι δαήμονος, ὅς ῥά τε πάσης
εὖ εἰδῇ σοφίης ὑποθημοσύνῃσιν Ἀθήνης:

Wir vermissen ferner jede Erklärung des Ueberganges vom Conjunctiv zum Indicativ und umgekehrt. Dieser scheint einer Erklärung, um so eher bedürftig zu sein, als in gar manchem Gleichniss sogar der Indicativ eines Präteritum erscheint wie in dem oben erwähnten *P* 725 ff., *P* 110 f.:

αὐτὰρ ὅ γ' ἐξοπίσω ἀνεχάζετο, λεῖπε δὲ νεκρόν
ἐντροπαλιζόμενος ὥς τε λὶς ἠυγένειος
ὅν ῥα κύνες τε καὶ ἄνδρες ἀπὸ σταθμοῖο δίωνται
ἔγχεσι καὶ φωνῇ. τοῦ δ' ἐν φρεσὶν ἄλκιμον ἦτορ
παχνοῦται, ἀέκων δέ τ' ἔβη ἀπὸ μεσσαύλοιο,

wo der Aoristsatz einen anschaulichen Zug und das Tertium comparationis enthält, und andere. Endlich hätte der Verf. die Gleichnisse berücksichtigen sollen, in denen durchgängig der Indicativ steht. Warum findet die Regel vom Gebrauch des Conjunctivs nicht auf alle Vergleichssätze Anwendung, wie sie doch von allen Sätzen der anderen priorischen Satz-Kategorien gilt? Was für ein Unterschied besteht zwischen Sätzen wie:

οἱ δ' ἔτι κὰμ μέσσον πεδίον φοβέοντο βόες ὥς
ἅς τε λέων ἐφόβησε μολὼν ἐν νυκτὸς ἀμολγῷ
πάσας Λ 172 und

δὴ τότε μιν τρὶς τόσσον ἕλεν μένος ὥς τε λέοντα
ὅν ῥά τε ποιμὴν ἀγρῷ ἐπ' εἰροπόκοις ὀίεσσιν
χραύσῃ μέν τ' αὐλῆς ὑπεράλμενον, οὐδὲ δαμάσσῃ
E 136, zwischen

ὥς τε ψαρῶν νέφος ἔρχεται ἠὲ κολοιῶν,
οὖλον κεκληγῶτες, ὅτε προΐδωσιν ἰόντα
κίρκον, ὅ τε σμικρῇσι φόνον φέρει ὀρνίθεσσιν
P 755 und

ὥς τ' αἰγυπιοὶ γαμψώνυχες ἀγκυλοχεῖλαι
ἐξ ὀρέων ἐλθόντες ἐπ' ὀρνίθεσσι θόρωσιν
χ 302?

Nach unserer Ansicht sind die Gleichnisse Vorstellungen oder Vorstellungsreihen, die ohne Willen des Sängers durch eine Handlung oder einen Zustand, den er dargestellt, ihm ins Bewusstsein gerufen werden. Diese reproducirten Vorstellungen stellen sich ihm bald von vornherein als wirklich bald als möglich dar, in dem letzteren Falle zumeist so, dass was zunächst als möglich erscheint, gar bald die Form der Wirklichkeit annimmt. Deshalb beginnen die Gleichnisse bald mit dem Indicativ, bald mit dem Conjunctiv, dem jedoch zumeist lauter Indicative folgen. Wir nehmen nämlich an, dass mit dem Conjunctiv als dem Ausdruck des Wollens auch etwas Nichtwirkliches appercipirt wurde. Mit *ὡς* aber wies der Sänger ursprünglich auf die reproducirende Vorstellung hin und *ὡς* war in dieser Anwendung nicht minder anaphorisch als *ὅς*; solange es dies ganz war, ging es der reproducirenden Vorstellung oder besser dem sogen. Hauptsatze nie voran, dies geschah erst, nachdem es relativsatzverbindend geworden war. Freilich sind wir bei diesem gleichnisseinleitenden *ὡς* nicht, wie bei dem adjectivischen *ὅς*, und anderen Conjunctionen gegen-

über ihren Hauptsätzen, durchaus zu dieser Annahme gezwungen. Denn wenn auch der Vergleichssatz dem Hauptsatze vorangeht, so ist die reproducirende Vorstellung doch bald deutlicher — wie *K* 483:

κτεῖνε δ' ἐπιστροφάδην· τῶν δὲ στόνος ὤρνυτ' ἀεικής
ἄορι θεινομένων, ἐρυθαίνετο δ' αἵματι γαῖα.
ὡς δὲ λέων μήλοισιν ἀσημάντοισιν ἐπελθών
αἴγεσιν ἢ ὀίεσσι, κακὰ φρονέων ἐνορούσῃ,
ὣς μὲν Θρήικας ἄνδρας ἐπῴχετο Τυδέος υἱός,

wo der dem Gleichnisse folgende Hauptgedanke auch vor demselben durch *κτεῖνε δ' ἐπιστροφάδην* völlig ausgedrückt ist — bald weniger deutlich vor dem Vergleichssatze erwähnt. So konnte denn *ὥς* auch während es noch ächt anaphorisch war dem Hauptsatze vorangehen.

Von anderm Neuen, das der Verf. bietet, erwähnen wir noch seine Bemerkungen über *τε*. Er geht (S. 51) davon aus, dass *τε* „augenscheinlich die Aufgabe hat, eine Verbindung auszudrücken wie das mit *τε* identische sanskritische *ca*.“ Diese „copulative Kraft des *τε* ist aber nach unserer Empfindung nicht vorhanden, wenn *τε* in einem Relativsatz steht, der sich unmittelbar an einen Hauptsatz anschliesst z. B.:

ἀντί νυ πολλῶν
λαῶν ἐστὶν ἀνήρ, ὅν τε Ζεὺς κῆρι φιλήσῃ *I* 117.

Wenn man diesen Gebrauch des *τε* in den conjunctivischen und optativischen Relativsätzen überschaut, so fällt sofort ein augenscheinlich nicht gleichgültiger Umstand in die Augen: *τε* in dieser Verbindung mit dem Relativum steht nur in priorischen Sätzen. Die posteriorischen Sätze nun sind den Hauptsätzen noch am ähnlichsten, *τε* steht also offenbar mit der Degradirung der Hauptsätze zu Nebensätzen im Zusammenhang“ (S. 52). Sind denn aber die posteriorischen Sätze, die wir bei Homer finden, da sie nun einmal Relativsätze sind, nicht auch zu Nebensätzen degradirte Hauptsätze? Muss daher nach des Verf. Annahme nicht auch in posterio-

rischen Sätzen τε stehen? Und wie verträgt sich mit dieser Annahme ferner die spätere Bemerkung des Verfassers: „Eine Copulativpartikel in Relativsätzen hat nun nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, dass ja die Relativsätze auch Hauptsätze waren. Zur Verbindung zweier Hauptsätze schlug die Sprache mehrere Wege ein, sie verband den zweiten Satz mit einem Worte des ersten durch das anaphorische Pronomen und verwies die ganzen Sätze an einander durch das copulative τε" (S. 52). In welcher Weise denkt sich nun der Verf. den Zusammenhang von τε mit der Degradirung der Hauptsätze zu Nebensätzen? Etwa so, dass τε, welches ursprünglich nur Hauptsätze verband, gerade in solchen Sätzen blieb, die ihre ursprüngliche Hauptsatzform ganz und gar abstreiften? Weshalb aber sollte dies geschehen sein? Und weshalb sollten andere Sätze dies τε eingebüsst haben? Wir glauben, dass τε in den priorischen Sätzen und vor allem in den Gleichnisssätzen, die ja, wie der Verf. bemerkt, „das eigentliche Feld" dieser Partikel bilden, indefinite Bedeutung hat.

Um über das besondere Verhältniss des Sanskrit zum Griechischen, soweit es sich aus den vom Verf. behandelten Punkten erschliessen lässt, ins Klare zu kommen, stellt derselbe in dem letzten „Gräcarisch" überschriebenen Abschnitte der Einleitung die vier wesentlichsten Uebereinstimmungen zwischen beiden Sprachen, die im Verlaufe seiner Abhandlung begegnet sind, zusammen, nämlich: Bewahrung der Geschiedenheit der beiden Modi, Verwendung des Stammes *ja* als Relativpronomen, Anwendung der Prohibitivpartikel *mâ* und einer vom indefiniten Pronominalstamm gebildeten Conjunction skr. *kam* gr. κέν. Keiner dieser Punkte aber, von denen die drei ersten dem Sanskrit und Griechischen mit dem Zend gemein sind, zwinge zu der Annahme einer engeren Zusammengehörigkeit dieser Sprachen; sie beweisen vielmehr nur, „dass sowohl die asiatische Gruppe, wie das Griechische in der Bewahrung des indogermanischen Sprachgutes sehr zähe sind." (S. 104). Deshalb glaubt der Verf. mit Recht, „dass die entscheidenden Gründe für die Beurtheilung der Stellung des Griechischen anderswo als in der Syntax zu suchen sind. (Ebend.)

Wir haben aus der zu Erörterungen mannigfacher Art Anlass bietenden Arbeit des Verf. nur einzelne Punkte herausgehoben, in denen wir ihm nicht beizustimmen vermochten. Auf diese Weise glaubten wir dem Verf. unseren Dank für seine tüchtige Leistung am besten abzustatten, die jede Behandlung der Lehre von den Modi und dem Satzgefüge der hier betrachteten wie der verwandten Sprachen wird zu Rathe ziehen müssen.

Julius Jolly. Ein Kapitel vergleichender Syntax. Der Conjunctiv und Optativ und die Nebensätze im Zend und Altpersischen im Vergleich mit dem Sanskrit und Griechischen. München 1872. 127 Seiten.

Herr Jolly bietet in seiner Abhandlung, deren „allgemeine Ausführungen," die Einleitung (S. 2—18) und der letzte fünfte Abschnitt (S. 117—127), unter dem Titel „die Moduslehre in den altiranischen Dialekten in ihrer Bedeutung für die Classification des arischen Sprachzweigs" bereits 1871 als Promotionsschrift veröffentlicht wurden, eine sehr erwünschte Ergänzung zu Delbrücks Buche über den Conjunctiv und Optativ im Sanskrit und Griechischen. Was in diesem wegen der zu geringen Vertrautheit des Vorfassers „mit den eigenthümlichen philologischen Schwierigkeiten, welche die Zendtexte bieten," unterlassen werden musste, leistet Jolly auf Grund eingehender Zend- und allgemeiner Sprachstudien in erfreulicher Weise. Freilich war ihm durch Delbrück in vielen Richtungen die Bahn geebnet, die er denn, ohne jedoch seine Selbständigkeit einzubüssen, verfolgt. So kommt er mit Delbrück in der Grundbestimmung der Modi, in der Eintheilung der Conjunctive in Conjunctive des Wollens und der Aufforderung einer- und abgeschwächte Conjunctive anderseits, in der Zurückführung der Nebensätze auf selbstständige Sätze u. a. m. überein.

Hiemit ist schon angedeutet, dass das Zend und das Altpersische in dem Gebrauche der Modi mit dem Sanskrit und dem Griechischen im Wesentlichen übereinstimmen. Auch das Zend, das allein wir hier berücksichtigen wollen, bedient sich zur Bezeichnung des Wollens, der Aufforderung und des Befehles des Conjunctivs, zur Bezeichnung des Wunsches des Optativs. Auch in ihm erfährt der Conjunctiv Bedeutungsveränderungen, die denen des Griechischen und mehr noch denen des Sanskrit entsprechen, so dass nach Jolly „aus den hieher gehörigen Thatsachen gefolgert werden kann, dass nach einer doppelten Richtung hin der Conjunctiv mindestens schon in der arischen Grundsprache von seiner ursprünglichen Bedeutung abgewichen war einmal, indem ihm dieselbe eine Beziehung auf die Zukunft gab, wodurch es ihm in den iranischen Sprachen allmählich gelungen ist, das Futurum ganz zu verdrängen, sodann indem er zum Ausdrucke der Verallgemeinerung, des nach allgemeiner Ansicht unter allen Umständen zu Erwartenden verwendet wurde." (S. 37). Anderseits begegnet der Optativ in der im Zend häufigsten Gebrauchsweise als — Ausdruck des allgemeinen Ge- und Verbots — auch im Sanskrit nicht selten.

Das Zend stimmt ferner mit dem Sanskrit gegenüber dem Griechischen — um zunächst nur einfache Sätze in Betracht zu ziehen — überein in dem häufigen Gebrauch der zweiten und dritten Person des Conjunctivs als Ausdrucks der Aufforderung, in der Anwendung der ersten Person Pluralis zur Bezeichnung des Willensactes mehrerer Personen, sowie in dem Gebrauch des „unechten Conjunctivs," wie Delbrück den augmentlosen Indicativ Imperf. und Aorist. in conjunctivischer Bedeutung nennt.

Jolly nimmt an, dass diese Bedeutung des augmentlosen Imperfecti, nachdem das Augment zu einem blos facultativen Element herabgesunken war, in Folge eines „Triebes nach Differenzirung" des augementbehafteten und augumentlosen Imperf. in der arischen Grundsprache entstanden sei (S. 22). Gegen diese vom Verf. selbst als „blosse Muthmassung" (S. 23) bezeichnete Annahme lässt sich zunächst einwenden, dass im Sans-

krit, in der Sprache der Veden und des Epos, auch das augmentbehaftete Imperfectum mitunter — wie das augmentlose Imperfectum — Conjunctiv-Bedeutung hat (Benfey Vollständige Grammtik § 808. Bemerkung 4, Anmerkung 2 a und b). Ferner verwendet eine Sprache die eine von zwei ursprünglich gleichen und erst im Verlaufe der Sprachgeschichte verschieden gewordenen Formen, wenn sie diese beiden auch der Bedeutung nach von einander trennt, zur Bezeichnung eines dem ursprünglichen verwandten Bedeutungsinhalts — mag derselbe neu oder schon früher eben durch jene Formen unterschiedslos ausgedrückt worden sein; — sie verwendet sie aber nicht zur Bezeichnung eines vom ursprünglichen völlig verschiedenen und durch eine völlig verschiedene Form bereits ausgedrückten Inhalts. Sonst würde „der Trieb nach Differenzirung" in demselben Augenblick in dem er lautlich verschieden gewordenes auch inhalthaltlich unterscheiden will, wiederum lautlich ungleiches oder zufällig gleiches inhaltlich vermischen.

Gehen wir zu den Nebensätzen über, die Jolly im Allgemeinen wie im Einzelnen (und hier mit Berücksichtigung der verschiedenen satzeinleitenden Conjunctionen) eingehend (S. 60-108) behandelt, so sehen wir das gemeinschaftliche Verharren des Zend und des Sanskrit auf einer sprachlichen Stufe darin, dass sie einerseits von dem Conjunctiv in hypothetischen Sätzen einen viel ausgedehnteren Gebrauch als das Griechische machen, anderseits den Indicativ auf die Bezeichnung des rein Thatsächlichen beschränken, dass ihnen ferner die oratio obliqua und die indirecten Fragesätze völlig oder doch fast völlig (Delbrück und Jolly führen nur je ein Beispiel der Personenverschiebung aus dem Sanskrit und dem Zend an) abgeht, endlich darin, dass in beiden Sprachen das prohibitive *mâ*, das sie allein bekanntlich mit dem Griechischen gemein haben, fast niemals in abhängigen Sätzen gebraucht wird.

Von bedeutsamen Unterschieden zwischen dem Sanskrit und dem Zend ist vor allen hervorzuheben, dass im Zend in conjunctivischen und optativischen Nebensätzen — die indicativischen Sätze, in denen dies der Fall ist, werden von Jolly (S. 112) mit Recht nicht als Nebensätze angesehen — das

Relativum mitunter ausgelassen wird, eine Spur also der uralten Verbindungsweise, wie sie — auch dies wird von Jolly (S. 115) erwähnt — noch im Lateinischen und Ahd. vorhanden ist. Ursprünglicheres hat das Zend ferner in dem anaphorischen Gebrauch des Pronominalstammes *ja* bewahrt, der im Sanskrit nur in relativer Bedeutung vorkommt. Dass das gleichzeitige Vorkommen der anaphorischen und relativen Bedeutung des Stammes *ja* im Zend und im homerischen Griechisch gegen die Entstehung der relativen Bedeutung in einer gräcoarischen Zeit spreche, wie Delbrück — allerdings nur im Hinblick auf die homerische Sprache — (der Conjunct. u. Optat. S. 100) annimmt, wird von Jolly, der die Relativbedeutung des Stammes *ja* für gräcoarisch hält, (S. 120 f.) in nicht genügender Weise bestritten. Daraus, dass die beiden Bedeutungen des Stammes *ka*, die interrogative und die indefinite, nach der indogermanischen Periode noch in den Einzelsprachen fortbestanden, lässt sich noch kein Schluss auf Bedeutungsveränderungen ziehen, die in das ganze Satzgefüge so tief eingreifen, wie die den Stamm *ja* betreffenden. Delbrück kann Jolly immer noch einwenden, dass ein anderes sei das Bestehen zweier Bedeutungen neben einander, deren jede etwas Stoffliches bezeichnet, ein anderes das zweier Bedeutungen, deren eine, die neuere, jedes Inhalts baar, rein formal ist. Mit dieser Zurückweisung des Jolly'schen Einwands geben wir jedoch die Richtigkeit des Delbrück'schen Arguments noch nicht zu. Vielmehr ergiebt sich uns aus der Weise, in der die relative Bedeutung des Stammes *ja* im Zend und im homerischen Griechisch erscheint, dass in diesen Sprachperioden die Relativbedeutung, wenn auch nicht — um nur von der homerischen zu reden — bis zu der in der späteren Sprache vorhandenen Stufe gelangt, so doch hinlänglich ausgebildet, und keineswegs erst in den ersten Stadien der Entwickelung begriffen war. Wenn nun neben dieser relativen Bedeutung die anaphorische Bedeutung fortbesteht, so sehen wir nicht ein, weshalb neben dem etwa aus der gräcoarischen Zeit datirenden Beginn der relativen Bedeutung die anaphorische nicht sollte weiter bestanden haben. Auch das, was Jolly gegen Windisch in Betreff der relativen

Verwendung des Stammes *ta* im homerischen und herodoteischen Griechisch bemerkt, scheint uns nicht zu genügen. Dagegen weist er den auf die Verschiedenheit des altpersischen und des Zend-Relativum sich stützenden Einwand Delbrücks (S. 120) treffend zurück.

Was die übrigen Meinungsverschiedenheiten zwischen Jolly und Delbrück betrifft, so weicht jener bei der Behandlung der einfachen Sätze nur in einzelnen untergeordneten Punkten (wie z. B. S. 52 in der Bezeichnung und Anordnung der Gruppe der von diesem „futurische Optative," vom Verf. „Potentialis" genannten Optative) von Delbrück ab.

Wichtiger ist der Widerspruch gegen die von demselben getroffene Eintheilung der Nebensätze in priorische und posteriorische, gegen die Jolly (S. 66) dreierlei einwendet. Zuvörderst gehe Delbrück von der unberechtigten Annahme des Prius und Posterius aus, die gewissermassen dem Bewusstsein des Sprechenden vorgeschwebt haben, sodann schliesse seine Eintheilung die indicativischen Nebensätze aus, und endlich sei das Neue der Benennung anstössig. Deshalb zieht der Verf. (S. 67) die Eintheilung der Nebensätze in correlative und hypotaktische oder, „wie man noch bezeichnender sagen dürfte, attributive" (S. 69) vor, bei deren Erörterung er sich an Curtius (Erläuterungen S. 190 ff.) anschliesst.

Von jenen drei Einwänden ist der erste der gewichtigste und er allein würde genügen, um uns von der Unhaltbarkeit der Delbrück'schen Eintheilung zu überzeugen. Uns schien jedoch, dass Delbrück zunächst nicht von den Kategorieen des Prius und Posterius als solchen, sondern nur von dem Verhältniss der einen zur andern Handlung ausgehe. „Entweder setzt die Handlung des Nebensatzes die des Hauptsatzes voraus oder umgekehrt die Handlung des Hauptsatzes setzt die des Nebensatzes voraus." Dieser Satz in Delbrück's Buch (S. 35), der allen allgemeinen Erörterungen der priorischen und posteriorischen Sätze vorausgeht und auf den allein jene sich beziehen, drückte uns das Eintheilungsprincip aus und liess uns dasselbe als passend erscheinen. Erst in dem „Rückblick auf die Satzeintheilung" (S. 90 ff.), wo er auf die Theilung der

Sätze in priorische und posteriorische „ihrer Wichtigkeit wegen noch einmal zurückkommen (S. 100), sie „noch einmal begründen“ will, gilt es ihm „zu ermitteln, was von den Kategorieen, die wir in dgl. Sätzen finden, wohl schon den Indern und Griechen der ältesten Zeit vorgeschwebt haben mag“ (S. 101). So glauben wir denn in seiner diese Eintheilung behandelnden Auseinandersetzung einen doppelten Gesichtspunkt annehmen zu müssen, einen richtigen von der Beziehung jener Sätze zu einander ausgehenden (S. 35), und einen falschen in der Weise der früheren Grammatiker an die Sätze hinangebrachten (S. 101). Gegen den letzteren wendet sich nun Jolly mit vollem Rechte. Die Abweisung dieses einen Gesichtspunktes jedoch erweist die Eintheilung noch nicht als eine falsche, da diese durch den andern Gesichtspunkt sich völlig rechtfertigen lässt.

Der zweite Einwand Jollys trifft allerdings einen Mangel der Delbrückschen Eintheilung insofern ein Theil der indicativischen Nebensätze sich in keine jener beiden Klassen einreihen lässt. Dieser Einwand allein — denn das Neue der Terminologie stört uns nicht — könnte uns bestimmen, Jollys Eintheilung, zumal sie, wie er selbst (S. 69) sagt, „mit Delbrücks priorischen und posteriorischen Sätzen im Wesentlichen“ zusammentrifft, vor der Delbrück'schen den Vorzug zu geben. Soviel von dem Inhalt der verdienstvollen Abhandlung. Wir können jedoch nicht schliessen ohne das Frische und Anregende der Darstellung hervorgehoben zu haben.

Dr. M. Holzman.

Alfred Ludwig, ord. Professor der Sprachvergleichung an der Prager Universität, Agglutination oder Adaptation? Eine sprachwissenschaftliche Streitfrage mit Nachträgen zu des Verfassers „Infinitiv im Veda.“ Prag 1873.

Dass die Sprachwissenschaft noch eine sehr jugendliche Disciplin ist, das beweisen namentlich auch die vielen schwebenden Controversen über Principienfragen und die unaufhörlich

emportauchenden nagelneuen Theorien und Systeme. Man hat in diesem Kampf der modernen Sprachforschung ums Dasein einen Vorzug derselben vor anderen, älteren Wissenskreisen gefunden, in denen leicht eine dogmatische Sicherheit und träge Selbstzufriedenheit einreisse. Und in der That kann nur dieser Gesichtspunkt die Kritik bestimmen, ihre Aufgabe auch gegenüber solchen Leistungen wahrzunehmen, in denen schon die Fragestellung völlig verfehlt und wie in dem vorliegenden Buche der Versuch gemacht ist, fundamentale und in der Meinung aller Fachgenossen längst über alle Anfechtung erhobene Wahrheiten aufs Neue in das Gebiet der Streitfrage zu ziehen.

Nicht zum ersten Male tritt Ludwig in dieser Schrift vor das Publikum mit seinen, wir wollen sagen eigenthümlichen Ansichten über die Entstehung und das Wesen des indogermanischen Formenbaus, welche zu Allem was von Bopp an hierüber aufgestellt worden ist, in ausgesprochenem und beabsichtigtem Gegensatze stehen. Schon in seiner Abhandlung: „Die Entstehung der A-declination (in den Sitzungsber. der Wiener Ak. d. Wiss. phil.-hist. A. 1867) hatte er seine neue Theorie entwickelt, deren Kern dann in seiner grösseren Arbeit „Ueber den Infinitiv im Veda“ Prag 1871 in folgenden Sätzen ausgedrückt ist: „Die Stämme, die den späteren grammatischen Formen zu Grunde liegen, sind keine Abstractionen, sie kamen im syntaktischen Gebrauche vor... Das Suffix hat unmittelbar bei seinem Entstehen (das immer am Worte geschehen ist) die Bedeutung des Stammes nie modificirt, sondern die Bedeutung dem Stamme entlehnt, nachdem es die ihm eigene (demonstrative) eingebüsst hatte.“ Soweit könnte man, von dem eingeklammerten Zusatze abgesehen, mit dem übrigen insoweit einverstanden sein, als man nur die Definition der Suffixe klarer ausgedrückt sehen möchte. Aber hinter dieser Unklarheit birgt sich, wie wir sogleich einschalten müssen, eine dem Verf. völlig eigenthümliche Anschauung, hinter die man erst durch Vergleichung einer Reihe anderer Stellen gelangt, aus denen hervorgeht, dass er zu seinen Suffixen in ganz anderer Weise gelangt als die übrigen Forscher, nemlich nicht durch Trennung des Nominalstamms und der Casusendungen bei den Subtsan-

tiven, des Verbalstammes und der Personalendungen bei den Verba, sondern als Stamm gilt ihm z. B. *dêvân*, nicht *dêva*, und wenn es sonst allgemein als einer der wichtigsten Fortschritte der neueren Sprachwissenschaft angesehen wird, dass wir in der Declination das Wandelbare, nämlich die Endung, von dem Unwandelbaren, nemlich dem Stamm, richtig unterscheiden gelernt haben, lässt Ludwig die Casus durch Verstümmelungen und Vertauschungen der wunderbarsten Art aus Nominalstämmen, und aus denselben Stämmen durch denselben Vorgang, nur durch die Zwischenstufe der sogenannten „Infinitive" des Veda die Verbalformen hervorgehen. Denn im Veda glaubt L. noch die Ueberreste der Stammperiode in zahlreichen Vertauschungen der Casus unter einander, sowie der Infinitive, die doch in Wahrheit auch nur Casus, aber solche von Verbalsubstantiven sind, mit dem verbum finitum und der drei Personen des Verbum unter einander zu erkennen. Im Veda findet er noch die Nachwirkungen „einer gewissen Gleichgewichtsbewegung, indem man naturgemäss das Wort mit dem Suffix nicht als ein Untheilbares auffassen, die Bedeutung nicht als ununterschieden auf der ganzen Lautmasse ruhend, auch aber das, was sich dem Gefühl als der untergeordnete Bestandtheil zeigen musste, als der Bedeutung nicht ganz baar denken konnte. So vollzog sich in spontaner Weise... eine neue Vertheilung der Bedeutung, bei der die Wurzel einer Art Abstractionsprocess unterzogen wurde, der für die Sprachbildung von ungeheurem Einfluss ward."

Es wird die Leser viel weniger befremden zu erfahren, dass diese seltsame Theorie bei allen Kritikern des „Infinitiv im Veda" einer in der Form mehr oder weniger herben, in der Sache einmüthig missbilligenden Aufnahme begegnet ist, als die Versicherung zu vernehmen, die Herr Professor Ludwig a. a. O. gibt: „so einfach (?) diese Sätze auch scheinen mögen, so sind sie doch, wir leugnen es nicht, das Resultat von etwa neunjährigem Forschen, Denken und Vergleichen." Theils jene Angriffe zu widerlegen, theils eine ausführlichere Darlegung seiner Ansichten zu geben, ist der Zweck, den sich Ludwig in der gegenwärtigen Schrift gesetzt hat; denn obwohl auch das frühere

Werk einen ziemlich umfangreichen allgemeinen Theil hatte, so haben doch, worüber sich Ludwig beschwert, die Recensenten desselben davon wenig Notiz genommen und sich hauptsächlich an den rein philologischen Theil gehalten. Dies ist die Antwort darauf, dass die exegetischen Partien des „Infinitiv im Veda" in der sehr ausführlichen Anzeige Delbrück's K. Z. XX, S. 212—240 eingehende und nach unserer Ansicht, die sich auf eigene bei einer Untersuchung auf demselben Gebiete gemachte Erfahrung stützt, immer noch über Verdienst gehende Würdigung erfahren haben. Allerdings enthält S. 51—65 eine sehr reichhaltige Sammlung von Infinitiven aus dem Veda und Avesta, aber sie ist keineswegs die erste in ihrer Art, da schon 1869 E. Wilhelm*) in einem Programm des Eisenacher Gymnasiums eine ähnliche, in Bezug auf den Vedadialekt zwar viel weniger umfassende, aber in Bezug auf die Sprache des Avesta weit vollständigere Sammlung veröffentlicht hatte. Allerdings verdient wol fleissige Sammlung des Materials, wo sie auch auftritt, Anerkennung; nur muss sie wenigstens mit einem bescheidenen Mass von Kritik unternommen werden. Freilich hat sich Ludwig der Controle seiner Anhäufungen von Vedacitaten dadurch zu entziehen gesucht, dass er fast überall unterlässt, den bezügl., oft sehr schwierigen und controversen Stellen eine Uebersetzung beizugeben; aber gerade dadurch, dass er sich die Nöthigung einer deutschen Version auferlegt hätte, würde er zu einer richtigeren Interpretation gelangt und vielleicht von manchen seiner verkehrten Theorien über die Sprache des Veda zurückgehalten worden sein. Und selbst da, wo Ludwig Richtiges gefunden hat, macht er damit wegen des Fehlens der Belege keinen Eindruck. So wird z. B. das häufige vedische Wort *aram***) von ihm, soviel wir wissen, zum ersten Mal als Infinitiv, doch wohl von Wurzel *ar* erreichen, classificirt; aber nimmt denn nicht, wer eine ganz neue, vom Petersburger

*) Vgl. dessen Praefatio zu seiner Schrift De infinitivi forma et usu. Isenaci 1873.

**) Vgl. J. Jolly „Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen" (München 1873) S. 124 f.

Wörterbuche völlig abweichende Erklärung aufstellt, damit ipso facto die Pflicht auf sich, sie auch ausführlich zu beweisen? Aber statt einer Beweisführung, die namentlich auch das Verhältniss von *aram* zu dem späteren Adverb *alam* hätte erörtern müssen, bietet uns Ludwig eine ungeordnete Sammlung unübersetzter Vedastellen, in denen *aram* vorkommt. Und um noch einen ebenfalls von Delbrück a. a. O. nicht berührten Punkt zu erwähnen, so ist nicht nur der Tadel, den Ludwig gegen „die beiden Hauptauctoritäten für Altbaktrisch" wegen ihrer Auffassung der Infinitive auf-*djai* im Zendavesta erhebt, gar nicht zu verstehen, sondern offenbar hat L., der so bereit ist Spiegel und Justi zu kritisiren, sich mit diesen Formationen selbst nicht näher beschäftigt; denn würde er sonst unterlassen haben, auf ihren vornehmlich im Gatha-Dialekt, aber auch Vend. II., 58 hervortretenden Gebrauch im Sinne des Futurums hinzuweisen?

Das ist ja wirklich ein Uebergang vom Infinitiv ins verbum finitum, also nach der L.'schen Theorie ein Ueberrest aus der Stammperiode, während wir Andere freilich uns bescheiden werden, diesen Gebrauch wie den imperativischen einfach aus der Casusnatur der Infinitive des Veda und Avesta abzuleiten. Wenn wir also als Ergebniss dieser Digression auf Ludwig's Veda- und Avestaexegese, als die Grundlage seiner neuen Theorie, festhalten, dass diese Basis eine sehr bröcklige ist, so werden vielleicht Manche, die diesen Studien ferner stehen, dieses Urtheil herb finden, aber augenscheinlich wird Herr Prof. Ludwig selbst auf jeden Ausspruch der Kritik wenig Gewicht legen, der sich auf diesen Theil seiner Leistungen bezieht. Denn ihm kommt es ja, wie wir gesehen haben, hauptsächlich auf seine allgemeinen Resultate an. Mit einer völlig neuen Physiognomie tritt er uns daher in dem Werke entgegen, welches den Gegenstand dieser Besprechung bildet; während es ihm früher darauf ankam und, wie Niemand bestreiten wird, auch wohl gelungen ist, sich als gelehrten Sanskritkenner zu zeigen, nimmt jetzt die Adaptations- oder Stammtheorie den Vordergrund in einer ebenso langen als ermüdenden und ungeordneten Reihe von Betrachtungen ein. Freilich gegen den Ausdruck „Stammtheorie"

verwahrt sich der Verf. und wirft überhaupt seinen Beurtheilern Entstellung und Verdrehung seiner Ansichten vor; wir werden daher, dem Vorgang Benfey's in seiner Kritik des „Infinitiv" in der „North British Review" folgend, die Ansichten L.'s so viel als möglich in seinen eigenen Worten wiedergeben: „Entweder die indoeuropäischen Sprachen sind agglutinirende; dann ist die behauptete Verschiedenheit derselben von den agglutinirenden falsch: oder sie sind nicht agglutinirend; dann können die Wortbildungs- und Flexionssuffixe nicht agglutinirt sein." (S. 24.) Dass der Verf. auf diese Behauptung grosses Gewicht legt, ergibt sich daraus, dass er sich an mehreren Stellen das Verdienst beimisst, das Wesen der Flexion im Unterschiede von der Agglutination zum ersten Male richtig bestimmt zu haben; man darf aber den Stachel, welchen diese Alternative der herrschenden Auffassung scheinbar so drohend entgegenstreckt, nur beherzt befühlen, um sich sofort zu überzeugen, dass er eine stumpfe Spitze hat. Denn offenbar wird die übliche Unterscheidung zwischen agglutinirendem und flectirendem Sprachbau, über deren Werth gegenüber anderen Eintheilungen wir nicht streiten, nicht widerlegt durch einen Begriff, in dem das Wesen dieser Unterscheidung völlig verkannt und eine so fundamentale Verschiedenheit zwischen Agglutination und Flexion behauptet wird, wie in keiner der sonst so weit auseinandergehenden Definitionen dieser beiden Begriffe. Niemand hat behauptet, dass die Flexion d. h. vollkommene Anfügung oder Anbildung nicht eine frühere Stufe der blos äusserlichen Anfügung der formativen Elemente, also der Agglutination zur Voraussetzung habe, die sich ihrerseits nach der allgemeinen Annahme von dem isolirenden oder vereinzelnden Prinzipe des Sprachbaus nur darin unterscheidet, dass es die beiden zu einem Begriffe verbundenen Wurzeln völlig unverändert lässt, während durch die Agglutination der eine, durch die Flexion beide Bestandtheile des Compositums ihre ursprüngliche Selbständigkeit verlieren. Wie alle Eintheilungen ist also auch diese nur eine relative und der allgemeine Charakter einer Sprache wird nach demjenigen Prinzip des Sprachbaus bestimmbar, welches vorherrschend darin zur Anwendung gelangt. Bei der wissenschaft-

lichen Untersuchung der finnischen Sprache haben Forscher, die in der strengen Schule Bopp's gebildet waren, gezweifelt, ob sie dieselben den agglutinirenden, oder nicht am Ende doch den flectirenden beizählen sollten, umgekehrt geht die von Ludwig eifrig citirte Abhandlung von Curtius „zur Chronologie der idg. Sprachforschung" überall von der Voraussetzung aus, dass der Bau des im eminenten Sinne flectirenden Sprachstammes auf ursprünglicher Agglutination, in letzter Linie auf Wurzeln, also auf dem Prinzip der Isolation beruhe. Wir haben also gar nichts gegen die Folgerung einzuwenden, die aus obigem Satze abgeleitet wird, dass die Suffixe „an die Wurzel, den Stamm in der Bedeutung, in welcher wir sie fungiren sehen, nicht angefügt worden." Ludwig aber glaubt hiermit einen grossen Trumpf gegen Curtius auszuspielen, er erklärt es für die nächste Aufgabe der Sprachwissenschaft „die Methode darnach zu conformiren", was ihr bisher darum nicht gelungen sei, „weil die Erklärung mit einer Hast betrieben wurde, die zu ähnlichen Reflexionen keine Zeit übrig liess", er sucht endlich seine Entdeckung folgendermassen auf die präciseste Form zu bringen (S. 27): ...„Meine beiden Sätze also sind:

1. Die Suffixe modificiren ursprünglich die Bedeutung von Wurzel oder Stamm gar nicht. Sie gaben Beziehungen nach aussen.
2. Die Wandlungen des Suffixes gingen nicht vor in einer Periode der Selbstständigkeit, sondern vollzogen sich im Wort."

Wir müssen uns hier, um diese beiden Fundamentalsätze des Verf.'s verstehen zu können, erinnern, dass er die Suffixe d. h. bei ihm alle formativen Elemente, Casus und Personalendungen einbegriffen, wie er sie als blosse bedeutungslose Anhängsel der Nominalstämme betrachtet, so auch auf ganz anderem Wege ermittelt als die übrigen Fachmänner. Obwohl er darin der gewöhnlichen Anschauung beipflichtet, dass er die Suffixe als ursprüngliche Demonstrativa ansieht (vgl. z. B. S. 25), so erklärt er sich doch gegen alle, auch die evidentesten Identificirungen derselben mit den vorhandenen Pronominalwurzeln, ohne jedoch, soviel ich sehe, irgendwo anzugeben, wie er sich

denn den Zustand der Sprache in seiner Stammperiode denkt. So ist es freilich, nachdem L. den einzigen offenstehenden Weg zur Erklärung der Suffixe sich selbst versperrt hat, gar nicht anders möglich, als dass er auf die abenteuerlichsten Einfälle geräth, in denen wir vergeblich nach einem rothen Faden suchen würden, wenn sich nicht das eine Bestreben überall unverkennbar hindurchzöge, eine möglichst grosse Anzahl von Wortbildungssuffixen, Casus- und Personalendungen als ursprünglich identisch zu erweisen. So wird auf S. 7 behauptet, dass die Stämme auf *u* z. B. griech. *δόρυ*, got. *hardus*, die auf *vi* z. B. lat. *levis*, Sanskr. *ravis* und die deutschen und litauischen Adjectivstämme ursprünglich denselben Auslaut, wenn wir recht verstehen: *ui* gehabt hätten, der aber auch seinerseits nicht primitiv sei.

Dass der Verf. gegen die herrschende Annahme von der ursprünglichen Getrenntheit dieser Suffixe streitet, finden wir hienach begreiflich, aber völlig unverständlich ist uns geblieben, was in dem bezüglichen §. 5 die Polemik gegen die consonantisch auslautenden Stämme und gegen die angeblichen Versündigungen der Sprachwissenschaft wider das auslautende *i* in Wortbildungselementen soll, dessen Behandlung „in Bezug auf Willkür, Frivolität und Anmassung auf dem Gebiete der modernen Wissenschaft ohne Beispiel“ sei. Aber nicht blos die ähnlich lautenden, sondern alle Suffixe überhaupt scheint L. als ursprünglich ansetzen zu wollen, wenn er es S. 26 für eine erstaunliche Naivetät erklärt, dass Curtius in der „Chronologie“ „in einer ewig denkwürdigen Stelle auseinandersetze, warum er das Suffix *a*, das er früher für nichts gehalten, schliesslich doch für etwas zu erklären sich gedrungen fühle.“ Nach Ludwig nemlich ist es „keine Rarität, dass ein Suffix nichts bedeutet.“ Als Beweis werden einige Wurzelnomina mit gleichbedeutenden Derivaten angeführt, und triumphirend bemerkt L.: „Oder sollte etwa ein *rât̤ râǵan* genannt worden sein nach längerer Herrschaft? Oder die „Erde“ *bhûmi* (für *bhûs*) nach grösserer Ausdehnung der geographischen Kenntniss?“ Gestehen wir es also ein, die Sprachwissenschaft hat sich hier, aber freilich „auch da wo dergleichen in das früheste, dunkelste Alter-

thum unseres Sprachstammes zurückreichende Erscheinungen nicht in Frage kommen", völlig incompetent bewiesen. Hat sie doch noch nicht einmal erkannt, dass im Veda die Casus gar keine bestimmte Bedeutung haben, sondern ganz promiscue gebraucht werden, und noch in einer dem Veda unmittelbar vorausliegenden Periode z. B. *pitari*, das wir Uneingeweihte für den Loc. Sing. von *pitar* halten, Nom., Voc., Loc., Dat. und Instr. zu gleicher Zeit war (S. 110). Wie der Leser bemerkt, wir gerathen hier ganz wieder in den Ideenkreis des „Infinitiv im Veda", und wie an den Wortbildungssuffixen und den Casusendungen, so wird uns nun auch hier wieder an den Personalendungen zu zeigen versucht, dass sie ursprünglich und theilweise selbst noch im Veda nicht das sind, was ihr Name besagt, sondern sie sind verstümmelte Infinitivendungen. „Die Unterschiede von Person und Numerus haben sich an die einzelnen Infinitivformen angeknüpft, und es ist der Schein der Personalsuffixe entstanden." (S. 113). Die sogenannte *a*-conjugation z. B., d. h. wohl die Conjugation mit thematischem Vocal, wurde an eine offenbar sehr häufig angewandte (?) Infinitivform *âni* angeschlossen, nachdem dieselbe zu *âi*, *â*, *a*, *e* verstümmelt worden war... „auch das lateinische Suffix *sti* führen wir geradezu auf griech. σθαι zurück . . . *mini* entspricht einem anderen griechischen Infinitivsuffix, dem homerischen μεναι, und ist zum Plural erst nachträglich geworden."

Und mit solchen Ansichten glaubt der Verf. den von Curtius (Grundz. [3] S. 75) ihm gemachten Vorwurf, dass er zu denjenigen gehöre, welche verschiedene Suffixe vorschnell identificiren als eine grobe Entstellung und Verdrehung zurückweisen zu dürfen. (S. 25.) Doch wir dürfen diesen Ansichten nicht weiter nachgehen, wollen wir den Leser nicht noch einmal wie oben in das Labyrinth der vedischen Infinitive stürzen, deren verkehrte Auffassung wohl den ersten Anlass zu einer so trostlosen Reihe von Hirngespinnsten gegeben hat. Gehen wir der Sache noch tiefer auf den Grund, so wird es die Ueberschätzung der Sprache des Veda in ihrem Verhältniss zu den verwandten Sprachen sein, welche den Missgriff herbeigeführt, die unbewusste Abhängigkeit des Verf.'s von dem traditionellen

Begriff des Infinitivs, welche ihn befestigt hat; wie auch der Kritiker der „Agglutin.-od. Adapt." im Lit. Centrbl. vom 2. Januar 1873 auf die Verkennung der Casusnatur der alten Infinitive als auf die Hauptquelle der übrigen Irrthümer hingewiesen hat. So in die Anschauungen der älteren Grammatik festgebannt will Ludwig der modernen Sprachwissenschaft eine neue Bahn eröffnet haben. Denn er fühlt es wohl und spricht es mit einer gewissen Genugthuung aus, dass er „mit der bisherigen Wissenschaft in einen unauflöslichen Widerstreit gerathen ist, der sich auf alle Theile der Sprachwissenschaft ausdehnt." Wir würden eine unrichtige Vorstellung von dem Buche erwecken, würden wir den streitfertigen Verf. nicht auch durch den polemischen Theil seiner Ausführungen begleiten, welcher mehr als drei Viertel des Ganzen ausmacht. Zunächst also wenden wir uns zu seiner sachlichen Polemik.

„In dem unüberlegten Jagen die Bedeutung herauszufinden, bei der Rohheit der Methode, die das was sie suchte immer unmittelbar packen zu können glaubte" hat sich die von Bopp begründete Sprachwissenschaft von Anfang an niemals (d. h. bis auf Ludwig) zu einer richtigen Auffassung der Grammatik der indogermanischen Sprachen, ja des Sprachlebens überhaupt zu erheben vermocht: von diesem Gesammturtheil ausgehend unterwirft unser Verf. die verschiedenen Theile dieser Wissenschaft einer Musterung, in der zunächst die Lautlehre (S. 3—17) noch am Besten wegkommt, wenn schon es „auch hier an Verirrung nicht fehlt." Von der phonologischen Methode des Verfassers sind die Proben schon gegeben; ebenso wenig wird, wer diesen Abschnitt liest, zweifelhaft sein, auf wen er das soeben angeführte Urtheil eher anwenden soll, auf die sorgfältig erwogenen Ausführungen von Curtius über die griechischen Aspiraten, die sich hier namentlich bekämpft finden, oder auf die eigenen Behauptungen seines Gegners über diese und vielerlei andere Fragen der Lautlehre. Wir wenden uns daher direkt zu dem Abschnitt über den modernen Betrieb der Wortbildungslehre (S. 17—29) über den das Urtheil schon viel schlimmer fällt. Ein einziges von den Argumenten, mit denen dasselbe begründet wird, scheint ein gewisses Gewicht zu haben. Wenn

in den deutschen Abstracten auf -heit, -schaft und ähnl., den Adjectiven auf -sam u. s. w. diese Ableitungsendungen zu ihrer jetzigen Geltung nur durch Herabsinken aus einer früheren Periode der Selbständigkeit gelangt sind, so folgt daraus noch nicht, dass in einer viel früheren Zeit z. B. Suffix *a* auf denselben Wege zu dem geworden sei, was es ist, got. *daub-itha* ebenso gebildet sei wie das deutsche Taub-heit; aus den Eigenthümlichkeiten einer späten die Vorgänge der frühesten Sprachperiode zu erklären sei offenbar ein unhistorisches Verfahren. Wir sehen hier von den weiteren Ausführungen Ludwig's ab: wie das Sprüchwort nur halb wahr sei, welches sagt, dass es nichts Neues unter der Sonne gebe u. dgl. und räumen ein, dass dieses Argument an sich eine richtige Wahrnehmung in sich schliesst. Nur trifft es nicht die die es treffen sollte, sondern es trifft, wenn damit im Allgemeinen behauptet werden soll, dass wir den Prozess der Zusammensetzung nicht aus neueren in ältere Sprachepochen hineintragen sollen, alle die, welche überhaupt die Endungen für ursprünglich selbständige Wörter halten, somit auch Ludwig selbst; soll dagegen nur soviel damit gesagt sein, dass die Zusammensetzungen der früheren Zeit mit den neueren nicht auf derselben Stufe stehen, so ist diese Restriction eines an sich berechtigten Analogieschlusses ebenso begründet als sie ein Gemeinplatz ist: denn es ist allgemein anerkannt, dass die späteren Compositionen ebenso durchgängig mit Verbal-, als die früheren mit Pronominalwurzeln erfolgt sind. — Dass in der Lehre von der Flexion und von der Syntax die moderne Sprachwissenschaft, wenn wir auf L. hören, den Gipfel der Verkehrtheit erstiegen hat, begreift sich von selbst. Kommt doch hier namentlich seine Theorie in Collision mit den herrschenden Ansichten. Immerhin ist, auch wenn wir nicht mit dem Verf. der Ansicht sind, dass „die Syntax der jeweilige Barometer gewissermassen für den Stand der Flexion" sei (S. 29), seinen Klagen über die Losreissung der Flexionslehre von der Syntax eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen.

Und nun haben wir den Verf. durch manche seiner Irrgänge begleitet und doch noch nichts über das quantitativ be-

deutendste Ingrediens seines Buches gesagt, über seine persönliche Polemik. Es ist nicht die Sache der Kritik, wie sehr sie dazu provocirt sei, auf Persönlichkeiten zu verweilen, und so bieten wir von den Invectiven Ludwig's, in denen die einzige, aber vollkommen ausreichende Legitimation für den im Obigen angeschlagenen Ton liegt, anstatt eines Blüthenstrausses, den wir pflücken könnten, nur zwei Beispiele dar. Schleicher, dessen übrige Leistungen mit Ausnahme seiner Entdeckung des Litauischen alle den „Stempel der Mittelmässigkeit tragen, hat die Wissenschaft angefüllt mit irrthümlichen, höchst voreilig aufgestellten Sätzen..." dagegen ist „mein (Ludwig's) Verdienst, wissenschaftliche Fragen von massgebender Bedeutung gestellt und gelöst zu haben." Diese Aeusserung (S. 80 f.) hat schon der nebst Curtius hier vornemlich angegriffene Delbrück in seiner kurzen Abfertigung L.'s im neuesten Hefte von Kuhn's Ztschr. herausgegriffen und nach Gebühr behandelt und ebenda die von ihm an verschiedenen Stellen des L.'schen Buches entworfene Charakterschilderung reproducirt. Wir führen noch folgenden Satz an (S. 20): „Dass wir eine Frage in objectiver Weise erörtert... dass wir dadurch ungeahnte Aufschlüsse erzielt haben, hat uns der Cynismus unserer Gegner nicht vergeben, sondern hat sich an uns gerächt durch einiges Zusammenhalten, kräftiges Ignoriren, rücksichtslose Entstellung, und man muss sagen, mit grossem Erfolge." Einem solchen Auftreten gegenüber würde selbst ein schärferes Urtheil als das vorstehende keiner Rechtfertigung bedürfen, und wir schliessen unsere Anzeige, nicht ohne die Kriegserklärung, in der dieser Angriff auf die Vertreter der neueren Sprachwissenschaft gipfelt, (S. 32) gegen ihren Urheber zu wenden: „Nicht als ob er sich nicht den Kopf zerbrochen hätte über dieses und jenes, aber Kopfzerbrechen und methodisches Forschen sind sehr verschiedene Dinge."

Dr. Hermann Cohen, Kants Theorie der Erfahrung. Berlin 1871. VIII und 270 S.

Das Urtheil Kants von der Metaphysik, dass sie einen Kampfplatz endloser Streitigkeiten darstelle, in welchem noch niemals irgend ein Fechter auch den kleinsten Platz habe erkämpfen können, behauptet sehr wider die Absicht des berühmten Philosophen noch heute seine Gültigkeit. Wollte man nach dem Erfolge allein urtheilen, so könnte leicht das geringe Einverständniss, welches unter den nachkantischen Philosophen bis heute über die wichtigsten metaphysischen Fragen herrscht, zu der Meinung hinleiten, dass Kant der Versuch nicht gelungen sei, die Metaphysik in den sichern Gang einer Wissenschaft zu bringen. In der That aber ist die Geschichte der nachkantischen Philosophie vielmehr dadurch charakterisirt, dass die Nachfolger von der durch Kant in klaren Zügen vorgezeichneten Bahn abgewichen und in den Dogmatismus zurückgefallen sind. Aus den reichen Ergebnissen der Kantischen Untersuchungen fassten sie vornehmlich diejenigen ins Auge, welche ihnen Stoff zu neuen dogmatischen Behauptungen gaben. Denn der veränderte Standpunkt, aus welchem Kant an die metaphysischen Probleme herantrat, erzeugte natürlich auch ganz neue Anschauungen, welche aber bei jedem Versuch, ihnen eine feste Gestalt zu geben, zu dogmatischen Behauptungen und Gegenbehauptungen führen mussten.

Ein hingeworfener Ausspruch Kants,*) dass möglicher Weise dasjenige, was den äusseren Erscheinungen zu Grunde liegt, von den Gegenständen der inneren Sinne nicht so sehr verschieden sein dürfte, ein Satz, welchen Kant, um es mit seinen Worten zu bezeichnen, nur als „Hypothese im polemischen Gebrauch" hinstellte, um gewissen dogmatischen Einwürfen zu begegnen, bildete den Ausgangspunkt der Reihe von neuen Systemen, welche in so reicher Folge auf dem Gebiete der Philosophie auftraten. So trat eine wesentliche Verkennung dessen ein, was Kant die veränderte Methode der Denkungsart nennt, vermöge deren er jede das Gebiet der wirklichen oder möglichen Erfahrung übersteigende Speculation in das Reich der Erdichtung verwies, und alle dogmatischen Behauptungen betreffs ihrer sammt und sonders dem Principe nach für ungegründete Anmaassungen einer undisciplinirten Vernunft erklärte, während er es als die wahre Aufgabe einer gründlichen Metaphysik hinstellte, die der Erfahrung zu Grunde liegenden und sie in ihrer Möglichkeit a priori constituirenden Bedingungen zu untersuchen, zu deren Feststellung die „Kritik der reinen Vernunft" den Plan verzeichnete.

Wie weit allmählich Kant dem Verständniss der Philosophen entfremdet war, ist in diesen Tagen in auffälliger Weise durch den Streit hervorgetreten, welcher unter den namhaftesten Vertretern des philosophischen Fachs über die blosse Auslegung nicht etwa unwesentlicher Sätze, sondern zugestandener Maassen der wichtigsten Aussprüche der Kantischen Lehre entbrannt ist. Es sollte sich hier aber wiederum bewähren, dass nichts so geeignet ist, den Fortschritt der Wissenschaft zu befördern, als ein wissenschaftlich geführter Kampf, in welchen nicht äussere Machtgebote hindernd eingreifen. Dieser Streit konnte nicht verfehlen die Aufmerksamkeit von Neuem auf den an-

---

*) Kants Kritik der reinen Vernunft; Separat-Ausgabe von Hartenstein 1868 pag. 289. Die folgenden Citate aus der Kritik beziehen sich auf dieselbe Ausgabe.

geblich längst überwundenen Kant zu lenken, und namentlich jüngere Kräfte zu veranlassen, sich mit unbefangenem Sinne wieder in die Quelle aller neueren Philosophie zu versenken. Die Frucht eines solchen eingehenden Studiums Kants ist das vorliegende Werk, in welchem der Verfasser es unternimmt den unverfälschten Kant herzustellen.

Der Titel des Buches: Kants Theorie der Erfahrung, kündigt von vorn herein den allein richtigen Standpunkt an, von dem aus die Leistungen Kants auf dem Gebiete der spekulativen Philosophie zu erfassen sind. Kant hat nicht die zahlreichen Systeme, die über Gott, Freiheit, Unsterblichkeit und welche Namen die transscendenten Ideen sonst noch haben mögen, aufgeführt sind, um ein neues vermehrt, ihm war es lediglich um die Erklärung der Erfahrung ihrer Möglichkeit nach und die Ermittelung ihrer Bedingungen zu thun und schon die Hinstellung dieses Problems als des allein der Nachforschung würdigen und zugleich erreichbaren Gegenstandes der Metaphysik macht ihn zum Schöpfer einer neuen Philosophie.

Der Verf. bemerkt in der Vorrede, dass ihm nicht unvermittelt die Ueberzeugung von der Wahrheit der Kantischen Lehre aufgegangen sei, dass sie sich erst im Kampfe gegen die untriftigen Angriffe, die sie erfahren, gebildet und befestigt habe. Die Wahrnehmung, die sich ihm hierbei aufdrang, dass die Widerleger Kants, dessen Lehre sich nicht zu eigen gemacht hätten, machte es ihm zu seinem nächsten Anliegen, den historischen Kant wieder herzustellen und ihn seinen Widersachern gegenüber zu behaupten.

Da nun der neue Gehalt des Aprioritätsbegriffs als der Kernpunkt der neuen Lehre und gleichzeitig als die ergiebige Quelle der mannichfachen und weitgreifenden Missverständnisse, die sie erfahren hatte, erkannt war, so bestimmte sich für den Verf. die Aufgabe näher dahin, die Kantische Aprioritätslehre von Neuem zu begründen.

Die historisch-systematische Darlegung der Kantischen Lehre, die das Buch enthält, beschränkt sich daher im Wesentlichen auf die transscendentale Aesthetik und die transscendentale Analytik, welche letztere die erste Abtheilung der transscen-

dentalen Logik bildet, als diejenigen Abschnitte in der Kritik der reinen Vernunft, in welchen die Prinzipien aller Erkenntnisse a priori nach ihren sinnlichen und begrifflichen Elementen bestimmt werden.

Von der zweiten Abtheilung der letzteren, der transscendentalen Dialektik, welche die Folgerungen aus den vorangegangenen Entwickelungen für die Berechtigung weitergehender Spekulationen zieht, werden nur die Paralogismen und Antinomien beleuchtet, weil diese einen neuen, und zwar indirekten Beweis der in der ersten Abtheilung vorgetragenen Lehre enthalten und in sofern als ein zur Vollständigkeit der Deduktion gehöriges Moment in Betracht zu ziehen sind.

Was die Art der Darlegung betrifft, so wird jeder zu erörternde Begriff in scharfsinniger und tief eindringender Weise in seine elementaren Theilbegriffe zerlegt, jedes dieser Gedankenelemente nach allen seinen Wendungen hin betrachtet und der Antheil bezeichnet, welcher ihm für die Constituirung des Begriffs zukommt. Nachdem so der Begriff vor den Augen des Lesers allmählich mit schlagender Sicherheit reconstruirt ist, wird er geprüft und bewährt an der Widerlegung der Gegenansichten der namhaftesten Philosophen, unter welchen wir Herbart, Schopenhauer, Trendelenburg, Ueberweg, Jürgen Bona Meyer nennen, denen, abgesehen von ihrer beiläufigen Berücksichtigung im Zusammenhange der Entwickelung, zum Theil besondere Abschnitte des Buches gewidmet sind.

Von besonderem Interesse ist die durchgehends mit glücklichem Erfolge gekrönte Bemühung, in den Abweichungen, welche die zweite Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft gegen die erste aufweist, und welche wider die ausdrückliche Erklärung Kants vielfach für Verunstaltungen seiner ursprünglichen Lehre ausgegeben worden sind, wirkliche Verbesserungen nachzuweisen, sei es rücksichlich der sichereren Begründung, oder in der Auffindung des bezeichnenderen Ausdrucks. Fügen wir noch hinzu, dass durch historische Nachweise überall in der vorkantischen Philosophie mit glücklichem Griffe die Punkte herausgehoben werden, an welche Kant seine Kritik anknüpft, dass ferner zur Aufhellung dunkler Stellen in dem Hauptwerke,

der Kritik der r. V., die verborgensten Stellen aus den übrigen Schriften Kant's herbeigezogen werden, so dürfen wir sagen, dass Jeder, welcher von den überlieferten Irrthümern, die über den Sinn der Kantischen Lehre im Umlauf sind und die unbefangene Auffassung derselben so sehr erschweren, sich befreien und über diese Frucht tiefster Spekulation sich gründlich orientiren will, in dem vorliegenden Werke den bisher entbehrten zuverlässigen Wegweiser finden wird, der ihn über die schwierigsten Stellen der Kantischen Untersuchungen mit Sicherheit hinüberleitet, und ihn zugleich überall die gefährlichen Abwege vermeiden lehrt, auf welche unbehutsame Folgerungen allzuleicht führen.

Wir wollen nun im Folgenden versuchen, die Hauptergebnisse der neuen Analyse des Kantischen Werkes zusammenzustellen.

Den Ausgangspunkt und die Grundlage aller Erörterungen bildet die berichtigende Feststellung des Kantischen Begriffes „a priori“. Dieser Begriff wurde von Leibniz dahin bestimmt, dass connaître a priori heisse connaître par les causes (unter causes hier Realgrund verstanden) im Gegensatze zu connaître par les raisons, entsprechend dem von Aristoteles aufgestellten Unterschiede des *πρότερον τῇ φύσει* vom *πρότερον πρὸς ἡμᾶς*. Aber die Möglichkeit eines solchen a priori wird nicht erklärt. Diese Frage stellt sich Kant. Zunächst giebt er vom a priori eine vorläufige Bestimmung, nach welcher a priori diejenige Erkenntniss heisst, welche allgemein gültig und streng nothwendig ist. Hier macht nun der Verf. die für das Verständniss des Ganzen wichtige Bemerkung, dass durch diese Bestimmung nicht der innere Gehalt des Begriffes a priori, sondern die äusseren Werthzeichen angegeben werden, woran er erkannt wird. In der „metaphysischen Erörterung des Raumes“ wird von Kant ein solches a priori in der Raumesvorstellung aufgezeigt, und von dieser zugleich bewiesen, dass sie kein discursiver Begriff, sondern eine Anschauung, und zwar eine allen äusseren Anschauungen zu Grunde liegende reine Anschauung sei. Indem aus dieser ihrer Beschaffenheit gerade die Möglichkeit der Geometrie als einer synthetischen Erkennt-

niss a priori begreiflich gemacht wird, insofern sie gestattet, die mathematischen Begriffe jederzeit in concreto und doch in erforderlicher Allgemeinheit darzustellen, d. h. sie zu construiren, ergiebt sich eine durchaus neue Auffassung des a priori. A priori heisst nicht: der diesem Begriffe oder dieser Anschauung correspondirende Gegenstand sei nothwendig, enthalte etwa den Realgrund der Dinge — von den Dingen wissen wir nur durch Erfahrung, und Erfahrung verstattet nur comparative Allgemeinheit — sondern a priori ist nur das, was wir in der reinen Anschauung construiren; und so resumirt denn auch Kant seine veränderte Auffassung des a priori in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Kritik dahin, dass wir nur das a priori erkennen, was wir selbst in die Dinge legen.

Indem hiermit der Anspruch auf allgemeine Gültigkeit und strenge Nothwendigkeit für etwa vorhandene apriorische Erkenntnisse nicht aus den Dingen geschöpft wird, welche, wie bewiesen, uns dergleichen gar nicht liefern können, vielmehr uns selbst das Richteramt sogar über die Möglichkeit des a priori vindicirt wird, wird das a priori einer ganz besonderen Erkenntnissweise, welche den Namen der transscendentalen erhält, zugewiesen. Die Begriffe a priori und transscendental sind daher „complementäre Begriffe“.

Das a priori ist nur in einer transscendentalen Erkenntnissart zu erfassen, d. h. in einer solchen, die nicht fragt: wie sind Gegenstände, sondern wie ist die Erkenntnissart von Gegenständen a priori möglich? Die Antwort auf diese Frage in Bezug auf die apriori'schen Erkenntnisse, welche uns die Raumesanschauung an die Hand giebt, findet sich in dem Abschnitte „Transscendentale Erörterung des Begriffs vom Raume“ *) dahin formulirt, dass die Raumesanschauung eine Form des äusseren Sinnes sei. In entsprechender Weise wird die Möglichkeit der synthetischen Erkenntnisse a priori, welche die allgemeine Bewegungslehre enthält, darin begründet, dass die Zeit-

*) Kr. d. r. V. p. 61.

vorstellung eine Anschauung und diese eine Form des inneren Sinnes ist.

Hiermit ist nun zum ersten Male die Sinnlichkeit als eine Erkenntnissquelle gesetzt, und in der Anschauung, die sie liefert, wird sogar das erste a priori aufgewiesen. Der früher angenommene logische Unterschied zwischen der sinnlichen Anschauung und dem Denken, wonach erstere als die vorworrene Vorstufe zu letzterem galt, ist beseitigt, und an ihre Stelle tritt der transscendentale Unterschied zwischen Sinnlichkeit und Verstand als besonderer einander ebenbürtiger Erkenntnissquellen.

Zugleich ist hierdurch der Gegensatz zwischen subjectiv und objectiv im alten Sinne aufgehoben, wonach entweder (beim Realisten) die Objectivität in den Dingen, die Subjectivität in den Geschöpfen der Einbildungskraft lag, oder (beim Idealisten) die innere Gedankenwelt die Objectivität verbürgt, dagegen alle äusseren Vorstellungen nur Schein sind. Vielmehr ist die Sinnlichkeit eine so unentbehrliche Erkenntnissquelle, dass mit ihrer Verstopfung die Möglichkeit apriorischer Erkenntniss überhaupt abgeschnitten wird. Nimmt man dagegen subjectiv im transscendentalen Sinne, so dass alle Erkenntniss, welche die Sinnlichkeit zur Quelle hat, subjectiv genannt wird, dann kommt der formalen Beschaffenheit der Sinnlichkeit die ausschliessende Subjectivität zu.

Mit der letzteren Bemerkung tritt der Verfasser der Ansicht Trendelenburgs von einer angeblichen Lücke im transscendentalen Beweise entgegen, deren Abwehr ein besonderes Kapitel gewidmet wird. Trendelenburg führt in seinen „logischen Untersuchungen“ aus, dass der Kantische Beweis zwar die Subjectivität von Raum und Zeit, aber keineswegs die ausschliessende Subjectivität begründe. Es könnte Raum und Zeit zugleich etwas Objectives ausser der menschlichen Anschauung bedeuten. Sehen wir von den einzelnen Unrichtigkeiten ab, die Trendelenburg darin nachgewiesen werden, dass er den geforderten Beweis in solchen Stellen bereits vermisst, in denen diese Frage noch nicht zum Austrage kommt, so lässt sich das Hauptargument, wodurch Trendelenburg widerlegt wird, dahin bezeichnen, dass es in der Eigenthüm-

lichkeit der transscendentalen Erkenntnissart, in der allein das a priori seiner Möglichkeit nach erkannt wird, liegt, von den Dingen ganz zu abstrahiren; jedes Argument daher, das irgend etwas von den Dingen selbst entlehnte, würde die Dignität des a priori herabsetzen, welches lediglich aus den in uns gegründeten Erkenntnissquellen fliessen muss. Will man aber diese transscendentale Erkenntnissart nicht gelten lassen, so fällt damit auch jede Erklärung der Möglichkeit eines a priori. Die Auffassung Trendelenburgs macht den Versuch, Beides, das a priori und die Dinge, als mitbedingende Factoren für unsere intuitive Erkenntniss zu retten, und verfällt dadurch in Widerspruch. Der Kantische Gedankengang führt nothwendig auf eine ausschliessende Subjectivität.

Der Verf. erörtert ferner den terminus: „Form des äusseren Sinnes“. Form bedeutet bei Kant nicht ein Organ, in welches die Empfindungen aufgenommen werden. Von einer solchen missverstehenden Auffassung ausgehend, hat Herbart gegen die Kantische Lehre von Raum und Zeit Einspruch gethan, indem er sagt: „..... ein Paar unendliche leere Gefässe herzustellen, in welche die Sinne ihre Empfindungen hineinschütten sollten.... das war eine völlig gehaltlose, nichtssagende, unpassende Hypothese....“ (Herbart: Psychologie I ed. Hartenstein, Bd. V. pag. 507.) Der Fehler der Herbart'schen Argumentation wird wiederum in dem Unvermögen aufgedeckt, von den Dingen zu abstrahiren, wie es die transscendentale Lehre erfordert. Die Form wird als ein den Dingen vorhergehendes und entgegenkommendes Organ angesehen, während nach Kant von den Dingen gar nichts, weder Form noch Materie, erkannt wird, diese Unterscheidung vielmehr nur von der Erscheinung gilt, und zwar mit der Bestimmung, dass „dasjenige, was in der Erscheinung der Empfindung correspondirt, die Materie derselben, dasjenige aber, welches macht, dass das Mannigfaltige der Erscheinung in gewissen Verhältnissen geordnet werden kann“,*) die Form derselben heisst. Diese Form ist also eine

---

*) Kr. d. r. V. p. 56.

Beschaffenheit an einer Erscheinung, und zwar eine solche, welche bleibt, wenn der Inhalt der Empfindung von derselben abgelöst ist.*)

Diese hat aber so wenig mit einem Organ, als einer Kraft im Gemüthe zu thun, dass sie vielmehr „die reinen Vorstellungen" bezeichnet, „welche abgesondert von allen Empfindungen können betrachtet werden". Von einer solchen Form sagt Kant mit Recht, dass sie im Gemüth a priori bereit liege. „Bereit," aber nicht „fertig", mit dieser scharfsinnigen Unterscheidung wird dem Einwurfe Herbart's begegnet, welcher die Kantische Kritik schon darum für verfehlt hält, weil das, was Kant als fertige Formen der Sinnlichkeit hinstelle, sich bei einer wissenschaftlich durchgeführten psychologischen Analyse als Processe des Erkennens darlege. Es ist durchaus mit der Kantischen Lehre verträglich, dass die reinen Vorstellungen, welche die Form der sinnlichen Anschauung ausmachen, in der Zeit entstehen, denn nicht ihr psychologischer Ursprung steht hier in Frage, sondern ihre transscendentale Bedeutung für die Erkenntniss.

Bei dem Uebergang zur transscendentalen Logik macht es sich der Verf. zur Aufgabe, im Gegensatz zu der von Schopenhauer geäusserten Annahme, dass Kant in seiner Neigung zur systematischen Künstelei die transscendentale Logik als ein „Pendant" der transscendentalen Aesthetik hinzugefügt habe, den innigen Zusammenhang zwischen diesen beiden Lehren darzulegen und nachzuweisen, wie das Verständniss der Ergebnisse der transscendentalen Aesthetik nach Inhalt und Begrenzung von dem der transscendentalen Logik bedingt ist. Schon dass die Lehre vom inneren Sinne erst in der transscendentalen Logik zur vollen Entwickelung gelangt, ist ein äusserlicher Beleg dafür. Aber was das Wichtigste ist, der Begriff transscendental erhält daselbst erst seinen vollen Gehalt. War näm-

*) Hier wendet der Verf. die Grundsätze an, welche Kant in dem Abschnitte „über die Amphibolie der Reflexionsbegriffe" unter Anderem für die Bestimmung der Termini: Form und Materie als leitende Richtschnur aufgestellt hat.

lich bis dahin die transscendentale Erkenntnissart dadurch definirt, dass sie die Möglichkeit des a priori darthue, so lernen wir erst aus der transscendentalen Logik, welchen besonderen Begriff Kant mit dem Worte Möglichkeit hier verbindet. Jene Möglichkeit ist nicht in dem unbeschränkten analytischen Sinne genommen, wo sie das ohne Widerspruch Denkbare bedeutet, sie setzt vielmehr eine gewisse Bedingung voraus, auf welche ihr Begriff seinem Gehalte nach bezogen ist, und diese ist keine andere als Erfahrung in ihrer allgemeinsten Bedeutung. Im transscendentalen Sinne möglich ist das, was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt.

Diesen Sinn des Möglichen, der von der logischen Bedeutung, in welcher dasselbe bisher ausschliesslich bei den Philosophen gegolten, so gänzlich unterschieden ist, entfaltet die transscendentale Aesthetik noch nicht und kann ihn noch nicht entfalten; denn „Erfahrung ist das Produkt des Verstandes aus den Materialien der Sinnlichkeit." Was Möglichkeit in Beziehung auf Erfahrung bedeutet, kann demnach erst aus dem Ganzen der Kritik erkannt werden, wenn beide Lehren: die von der Sinnlichkeit und die vom Verstande, ausgeführt und ihre ineinander eingreifenden Beziehungen für die Constituirung der Erfahrung klar gelegt sind.

Mit der vollendeten Definition des Begriffs transscendental erhält naturgemäss auch das a priori, zu welchem der erstere Begriff, wie schon erwähnt, das Complement bildet, eine nähere und abschliessende Bedeutung. War vorher a priori als das erkannt, was wir, den formalen Bedingungen der sinnlichen Anschauung gemäss, in die Dinge legen, so wird die apriorische Construction jetzt näher bestimmt als eine solche, wie sie zur Herstellung einer Erfahrung nothwendig ist. Indem nun hierzu Kategorien und Anschauungsformen mit gleichen Ansprüchen concurriren, umfasst die nunmehrige Definition des a priori als „der nothwendigen Constructionsstücke einer möglichen Erfahrung" den ganzen Umfang dieses Begriffes, andererseits ist damit auf das Glücklichste der innige Zusammenhang dargestellt, in welchem die beiden Hauptstücke der Transscendental-Philosophie mit einander verkettet sind.

Diese Fassung des a priori findet sich als das Schlussergebniss eines besondern Kapitels, das von den formalen Bedingungen der Erfahrung handelt, und welches durch die Frage eingeleitet wird, ob die Begriffe a priori und angeboren einander decken. Wiewohl der Verf. dieser Frage eine so grosse Wichtigkeit beilegt, dass er behauptet: „ohne die bestimmteste Angabe des erkenntnisstheoretischen Charakters beider Begriffe und ihres Verhältnisses zu einander lasse sich die Bedeutung des a priori nicht feststellen", so findet sich doch, merkwürdig genug, in dem ganzen Kapitel weder eine Definition des Begriffes angeboren, noch überhaupt eine Antwort auf die gestellte Frage, da schliesslich nur gesagt wird, es sei für das a priori gleichgültig, ob es angeboren sei oder nicht, wenn es nur die obenerwähnte Forderung erfülle, den Begriff der Erfahrung zu construiren, womit denn das fragliche Verhältniss zwischen den beiden Termini in suspenso gelassen wird. Wir gehen jedoch über diesen Mangel um so leichter hinweg, als wir mit dem schliesslichen Resultate des Verf. vollkommen einverstanden sind. Weit wichtiger erscheint uns die in ebendemselben Kapitel angeregte und erörterte Frage, wie die von Kant aus der Apriorität des Raumes gefolgerte Apodicticität der Geometrie*) mit den neuesten Untersuchungen berühmter Mathematiker, nach welchen die Axiome der Geometrie erst mit Hülfe anderer Hypothesen abgeleitet werden, zu vereinen sei. Ehe wir die vom Verf. versuchte Lösung angeben, wollen wir zunächst bemerken, dass über die Natur dieser „anderen Hypothesen" Nichts angedeutet wird, ferner dass das Ergebniss der genannten Untersuchungen mit der Bemerkung erläutert wird, dass die Apodicticität der Geometrie demnach „nicht in der reinen Anschauung

*) Wir berichtigen durch die Bezeichnung Geometrie eine ungenaue Ausdrucksweise des Verf., der hier und an anderen hierauf bezüglichen Stellen sich des allgemeinen Ausdruckes Mathematik bedient. Die Unterscheidung aber zwischen der allgemeinen Mathematik und der Geometrie fällt hier um so mehr ins Gewicht, als es sich bei der berührten Frage eben um die Grenzen der Gültigkeit der Geometrie, als einer besonderen Art der Anwendung der allgemeinen Mathematik, handelt.

an sich schlechtweg enthalten ist." (S. 91.) Was für eine reine Anschauung hat denn der Verf. im Auge? Nach Kant wenigstens haben wir abgesehen von der Zeit keine andere Anschauung als die räumliche mit den bekannten Axiomen. Der Verf. fährt fort: „Wir werden weiterhin den treffenden Ausdruck Kants für diese blosse Vorstellungsweise des Mannigfaltigen kennen lernen: „„Der Raum ist die blosse Möglichkeit des Beisammenseins."" Die drei Dimensionen selbst sind in dieser reinen Anschauung noch nicht schlechtweg gegeben. Der Satz: der Raum hat nur drei Abmessungen wird vielmehr in der „transscendentalen Erörterung" (S. 61) als ein geometrischer Satz bezeichnet, der allerdings aus der reinen Anschauung erst erklärt werde, aber nicht eo ipso in derselben enthalten sei." Wir finden jedoch in dem Satze „der Raum ist die blosse Möglichkeit des Beisammenseins" nichts weiter, als dass die blosse Raumesanschauung ohne die hinzukommende Synthesis des Mannigfaltigen zu einer Einheit vermöge der Kategorien noch keine synthetischen Sätze, also auch keine Axiome liefert, gemäss der Grundlehre Kants, dass wie Begriffe ohne correspondirende Anschauung, so Anschauung ohne Begriffe keine Erkenntniss abgeben können. Aber keineswegs will Kant mit jenem Satze andeuten, dass empirische Data zur Feststellung jener Axiome, auf welchen das Gebäude der Geometrie ruht, erforderlich seien. Und darauf kommt es allein an. Denn Hypothesen sind in jeder Wissenschaft Principien, die sie a priori nicht darthun kann, und deren Richtigkeit an der Uebereinstimmung ihrer Folgen mit den a posteriori zu gewinnenden Thatsachen gemessen wird. Daher spricht auch Helmholtz in seinen Untersuchungen über dieses Thema in demselben Sinne von Thatsachen, die der Geometrie zu Grunde liegen, wie Riemann in den seinigen von Hypothesen. Jener deutet mit seiner Bezeichnungsweise nur an, dass er die Thatsachen als genügend — aber wohl verstanden auf inductivem Wege — festgestellt ansieht, welche die gemachten Voraussetzungen rechtfertigen, während der Riemann'sche Ausdruck diese Frage noch offen hält. Kant hingegen hält die apodictische Gewissheit der geometrischen Grundsätze als a priorischer Erkenntnisse für eine

so ausgemachte Sache, dass er es ausdrücklich als einen Vorzug seiner Theorie vom Raume vor allen anderen Erklärungsarten ansieht, dass sie allein die Möglichkeit der Geometrie als einer synthetischen Erkenntniss a priori begreiflich mache.*) Aehnlich heisst es in der ersten Ausgabe in § 2 (S. 59, Anm. d. Hartenstein'schen Ausg.): „Wäre nämlich diese Vorstellung des Raumes ein a posteriori erworbener Begriff, der aus der allgemeinen äusseren Erfahrung geschöpft wäre, so würden..." und gleich darauf: „Was von der Erfahrung entlehnt ist, hat auch nur comparative Allgemeinheit, nämlich durch Induktion..." Nach Kant ist also zu sagen: Weil wir mit dem Raum eine Erfahrung allererst construiren, darum muss jeder Gegenstand, der in der Erfahrung vorkommen mag, den Bedingungen, welche mit dieser Construktion in Form von synthetischen Sätzen a priori gegeben sind, mit apodictischer Gewissheit sich unterordnen, und jede Bewährung der ersten Grundsätze der Geometrie aus der wirklichen Erfahrung durch Induktion, welche denselben nur eine comparative Allgemeinheit verstatten würde, ist zu verwerfen. Weil aber die Raumesconstruktion nur zum Behufe der Erfahrung vollzogen wird, so bleibt ihre Gültigkeit nur innerhalb des Erfahrungsgebiets begrenzt, aber hier, und das ist wichtig für den Kantischen Standpunkt, „in Ansehung alles Dessen, was äusserlich als Gegenstand uns vorkommen kann" (Kr. S. 62). Damit treten jedoch die erwähnten neuesten Untersuchungen betreffs des Raumes in Widerspruch. Denn in diesen werden die ersten Grundsätze unserer Raumesanschauung, wie schon bemerkt, auf Hypothesen zurückgeführt, deren Gültigkeit nur durch wirkliche Erfahrung, mithin auf dem Wege der Induktion erwiesen werden kann. Es wird also für die geometrischen Sätze hinsichtlich ihrer Gültigkeit für die Gegenstände der äusseren Erfahrung in der That nur eine comparative Allgemeinheit behauptet, keineswegs eine solche, die das Erfahrungsgebiet in seiner ganzen Möglichkeit a priori umfasst.

---

*) Kr. d. r. V., S. 61.

Dieser Gegensatz war zu schlichten. Und wie lautet die vom Verf. gegebene Lösung? Nachdem er die Bedeutung des a priori in dem oben angegebenen Sinne erklärt hat, fährt er fort: „In diesem Sinne könnte man Kant sagen lassen: Der Raum ist von der Empirie abgezogen, aus dem Begriffe der Erfahrung abgeleitet; wenn es nicht richtiger und bereits einleuchtend wäre, zu sagen: Der Raum constituirt den Begriff der Erfahrung. Dieser constitutive Charakter ist in dem Terminus Form ausgedrückt. Der Raum wird „„als formale Bedingung der Erfahrung““ bezeichnet“. Man muss den Scharfsinn anerkennen, mit welchem der Kantischen Auffassung vom Raum die denkbar günstigste Seite für die Annäherung an die entgegenstehende Ansicht abgewonnen wird, ohne bei diesem Bestreben dem Kantischen Grundgedanken untreu zu werden. Denn der Verf. bleibt allerdings auf dem Kantischen Standpunkt, wenn er behauptet, der Raum sei aus dem Begriff der Erfahrung abgeleitet, d. h. aus der Möglichkeit der Erfahrung, aus welcher nach Kant die objective Realität aller unserer Erkenntnisse a priori (Vgl. Kr. d. r. V., S. 251) mithin auch des Raumes deducirt wird. Ein Mehreres aber konnte und durfte der Verf. nicht zugestehen, wenn er den Lehrbegriff Kants nicht aufgeben wollte. Nun sind aber Riemann und Helmholtz weit entfernt, die Hypothesen, die sie der Geometrie zu Grunde legen, aus der Möglichkeit der Erfahrung zu entlehnen, wodurch sie eben aufhören würden, Hypothesen zu sein, sondern lassen, wie schon erwähnt, als einzigen Prüfstein für ihre Richtigkeit die wirkliche Erfahrung gelten. Wenn Kant die Annahme, dass die Vorstellung des Raumes a posteriori erworben wäre, aus dem Grunde verwirft, weil dieselbe zu der seiner Meinung nach absurden Folgerung führt, dass die ersten Grundsätze der Geometrie alle Zufälligkeit der Wahrnehmung hätten, und es eben nicht nothwendig wäre, dass zwischen zwei Punkten nur eine kürzeste Linie sei, sondern, dass nur die Erfahrung es so jederzeit lehren würde*) — so nehmen die genannten Mathematiker diese Folgerung in ihrer ganzen Trag-

*) Vgl. Kr. d. r. V., 1. Ausg., §. 2, 3).

weite an und halten alles Ernstes dafür, dass z. B. der Satz, zwischen zwei Punkten existire nur eine kürzeste Linie, nur soweit gültig sei, als die demselben zu Grunde liegenden Voraussetzungen durch die Erfahrung verbürgt werden.

Indem wir hiermit den Versuch des Verf. zur Vereinigung der widerstreitenden Auffassungen für misslungen erklären müssen, ergiebt sich aus der obigen Darlegung zugleich, dass diese Aufgabe der Natur der Sache nach keine Lösung zulässt, und sprechen unsere Meinung dahin aus, dass Kants Princip der Raumesanschauung allerdings einer Berichtigung bedarf. Welcher Art dieselbe sein müsse, und wie weit die anderen Grundlagen der Kantischen Kritik dadurch mitberührt werden, dies zu erörtern, würde uns zu weit führen. Andeutungsweise bemerken wir, dass die Grundlehre Kants, dass der Raum ein Werk unserer Construction sei, bestehen bleibt, dass er jedoch nicht die einzige und nothwendige Form unserer Anschauung ist, sondern eine unter unendlich vielen verschiedenen Formen, zu welchen letzteren erst die höhere Mathematik Anlass und Beispiele giebt.

Der Raum ist diejenige besondere Anschauungsform, deren Princip bei der Anordnung des Mannigfaltigen in der Wahrnehmung sich bisher durch die Erfahrung bewährt hat, welche jedoch gemäss den allgemeinen Principien der Anordnung des Mannigfaltigen im Gebiete der blossen Vorstellungen überhaupt, wie sie die höhere Analysis an die Hand giebt, einer Abänderung fähig und, falls eine erweiterte Erfahrung die Unzulänglichkeit des bisher angewandten Princips darthun sollte, auch bedürftig ist.

Das wahre a priori ist daher in der besonderen geometrischen Anschauung nicht zu erfassen, sondern in den Bedingungen zu ermitteln, unter welchen die reine Mathematik als Erkenntniss zu Stande kommt, und welche zugleich die formalen Bedingungen für die Möglichkeit einer Erfahrung mit enthalten. Für diese Erkenntniss bleibt auch die von Kant aufgestellte fundamentale Scheidung von Anschauung und Denken in Gültigkeit, wenn eben Anschauung im besagten allgemeinsten Sinne genommen wird.

Was indess die Zeit betrifft, so behaupten wir, dass sie ebensowenig eine Anschauung als ein Begriff ist, sondern die Form für die Synthesis der Vorstellungen des Mannigfaltigen in jeder Anschauung.

Dass die Vorstellung der Zeit kein Begriff ist, hat Kant hinreichend bewiesen, dass sie aber auch keine Anschauung ist, lässt sich am besten aus demjenigen entnehmen, was Kant in §. 6 (Schlüsse aus diesen Begriffen) im Absatze 6 zum Beweise für die intuitive Beschaffenheit der Zeit beibringt. Nachdem bemerkt worden, dass wir in Ermangelung einer Gestalt für die Anschauung unseres inneren Zustandes die Zeitfolge durch eine ins Unendliche fortgehende Linie vorstellen, schliesst er folgendermassen: „Hieraus erhellet auch, dass die Vorstellung der Zeit selbst Anschauung sei, weil alle ihre Verhältnisse sich in einer äusseren Anschauung ausdrücken lassen.“

Wir aber schliessen im Gegentheil aus dem Umstande, dass wir, um der Zeitfolge inne zu werden, einer äusseren Anschauung bedürfen, dass sie selbst keine Anschauung sei. Indem wir die Zeit unter dem Bilde einer Linie vorstellen, giebt uns das Mannigfaltige der äusseren Anschauung Gelegenheit, die Synthesis desselben zu vollziehen, wobei wir der Zeit, als der Form, in der diese Synthesis allein geschieht, unmittelbar gewahr werden. Die Zeit ist daher zwar eine unmittelbare Vorstellung — mithin kein Begriff — aber darum doch keine Anschauung, sondern sie stellt von vorn herein jenes Mittelglied zwischen den beiden Enden: Anschauung und Begriff dar, als welches Kant die Zeit späterhin bei Gelegenheit des Schematismus zu verwenden veranlasst ist.

Die oben S. 83 dargelegte neue Fassung des a priori, welche das wichtigste Ergebniss des so eben besprochenen Kapitels bildet, diente, wie erwähnt, dazu, denen gegenüber, welche in der Abstraction der Kategorieen eine den reinen Formen der Sinnlichkeit nachgebildete Künstelei erblicken, den natürlichen Zusammenhang der transscendentalen Aesthetik und der transscendentalen Logik zu behaupten. Betreffs des Verhältnisses dieser beiden Lehren spricht der Verf. sogar die Vermuthung aus und macht sie durch eine merkwürdige Stelle in der gegen Eberhard

gerichteten Schrift Kants: „Ueber eine Entdeckung etc." wahrscheinlich, dass Kant die Kategorieen vor Raum und Zeit als apriorische Elemente erkannt habe, eine Vermuthung, die uns um so annehmbarer erscheint, wenn wir bedenken, dass die Erörterung des Unterschiedes analytischer und synthetischer Urtheile sich an der Spitze der Kritik befindet und den Angelpunkt des ganzen Lehrgebäudes bildet. Hierbei haben wir indess die neue tiefgreifende Bestimmung des Verf. betreffs der Begriffe: analytisch und synthetisch im Auge, welche, wiewohl sie sich in einem späteren, den Schematismus behandelnden Abschnitt entwickelt findet, wir hier vorgreifend erwähnen, weil sie sich in den Zusammenhang der vorstehenden Betrachtungen naturgemäss einreiht.

Man hat sich bisher an die in der Einleitung der Kritik gegebene Definition gehalten, wonach ein Urtheil analytisch oder synthetisch genannt wird, je nachdem in demselben das Prädikat (B) zum Subjekt (A) gehört als etwas, was in dem Begriffe A enthalten ist oder als etwas, was ganz ausser dem Begriffe A liegt. Die ersteren werden Erläuterungs-, die letzteren Erweiterungsurtheile genannt. Durch diese Definition ist die Grenze nicht scharf bestimmt, ja der ganze Unterschied scheint sich in einen bloss subjectiven zu verflüchtigen. Dieser Einwand ist denn auch schon früh von den Kantianern selbst namentlich im Hinblick auf die von Kant herbeigezogenen Beispiele erhoben und später oftmals wiederholt worden: „denn der Eine denkt schon ein Merkmal in einem Begriffe, das dem Anderen als ein neues hinzutritt." (Trendelenburg, Logische Untersuchungen II S. 240.) Allein der Unterschied ist in der That ein objectiver, nur kann er ohne den Gedanken der synthetischen Einheit nicht verstanden werden, welcher erst in der transscendentalen Logik zum Vorschein kommt. Der besondere Charakter der Synthesis, welche die synthetischen Urtheile von den analytischen scheidet, ist die Verknüpfung zweier Begriffe in einem d r i t t e n M e d i u m. Dieses Medium aber heisst wirkliche oder mögliche Erfahrung. Beruht die Gültigkeit eines Urtheils auf wirklicher Erfahrung, (Urtheil a posteriori) oder in der Beziehung auf mögliche Erfahrung (Urtheil a priori),

dann ist das Urtheil synthetisch, es mag immerhin für das denkende Subjekt den Schein eines analytischen haben. Es ist bloss darauf zu sehen, ob dies Urtheil seine Gültigkeit verliert, falls von einer bestimmten Erfahrung, auf die sich dasselbe insbesondere bezieht, oder von der Beziehung auf mögliche Erfahrung überhaupt abstrahirt wird. Auf die Frage aber, warum Kant diesen Sinn nicht in die Definition aufgenommen habe, hat der Verfasser die Antwort ausfindig gemacht, welche Kant selbst in der oben angezogenen Schrift gegen Eberhard darauf gegeben hat, dahin lautend, dass die genannte Bestimmung zur Deduction der Möglichkeit der Erkenntniss durch dergleichen Urtheile gehört, welche erst nach der Definition erscheinen darf.

Für die Auffassung der Kategorien als Formen des Denkens werden die metaphysische und transscendentale Deduction derselben streng von einander unterschieden. Die erstere führt auf dem Wege der Analyse zu den Kategorien als den ursprünglichen Formen des Denkens, die letztere geht auf ihren erkenntnisstheoretischen Charakter und erweist dieselben als apriorische Bedingungen für die Möglichkeit der Erfahrung.

Als leitendes Princip für die Entdeckung der Kategorien gilt dem Verf. mit Recht der Gedanke von der synthetischen Einheit in den Urtheilen. Sie ist die Einheit der Handlung, welche der Synthesis in den verschiedenen Urtheilen zu Grunde liegt. Wie in der metaphysischen Deduction von Raum und Zeit der apriorische Charakter derselben daraus erhellte, dass diese Formen nicht in den sinnlichen Empfindungen enthalten sind, sondern von uns in dieselben gelegt werden, so ergiebt die Betrachtung dessen, was die Erfahrungsurtheile, sofern wir ihnen objektive Gültigkeit beilegen, vor den bloss subjectiven Wahrnehmungsurtheilen auszeichnet, dass in den ersteren ausser allem Empirischen, welches sie mit den letzteren gemein hat, noch eine gewisse Einheit der Verknüpfung zu Grunde liegt, die in der blossen Complexion von Wahrnehmungen in einem Wahrnehmungsurtheil nicht enthalten ist. Die Tafel der Kategorien wird hiernach als „der Ertrag der Arbeit“ bezeichnet, „die sämmtlichen Formen der reinen Synthesis, wie sie sich in

den Urtheilen darlegen, auf die ihnen zu Grunde liegenden Einheiten zu bringen."

Dagegen enthält sich der Verfasser der Ableitung der einzelnen Kategorien aus den ihnen zu Grunde liegenden Urtheilen, was wir um so mehr vermissen, als Kant gerade in diesem Punkte dem Verständniss des Lesers wenig entgegengekommen ist. So wären wir z. B. gern darüber belehrt worden, wie die Kategorie der Grösse aus den Quantitätsurtheilen sich ungezwungen ableiten lasse. Denn die letzteren haben es lediglich mit dem Umfange verschiedener Vorstellungen zu thun, welchen ein gewisses Merkmal als Prädikat gemeinschaftlich zukommt, welche also eine jede für sich mit diesem Prädikate zu einer Einheit verbunden gedacht werden, die Vorstellungen selbst aber werden weder als gleichartig, noch als zu einem Ganzen zusammengefasst betrachtet, welche beide Bestimmungen für die Kategorien der Grösse, als der Einheit der Synthesis des gleichartigen gleich wesentlich sind. Der Kategorie der Gemeinschaft nicht zu gedenken, deren Ableitung aus der Form des disjunctiven Urtheils schon Kant selbst schwierig schien und nachmals vielfach angefochten worden ist.

Dieser Verzicht auf das Eingehen in die einzelnen Kategorien erklärt sich übrigens aus der besonderen Ansicht, die sich der Verfasser über den transscendentalen Charakter der Kategorien gebildet hat.

In der transscendentalen Deduction der Kategorien, welche der Verfasser nach den beiden Bearbeitungen in der ersten und zweiten Ausgabe der Kritik darlegt, handelt es sich darum, die Kategorien als formale Bedingungen der Erfahrung, worin, wie wir bereits wissen, der Schwerpunkt des a priori liegt, zu erweisen. Diesen Charakter vindicirt nun der Verfasser allein der in denselben wirksamen synthetischen Einheit in der Verknüpfung des Mannigfaltigen, deren transcendentale Bedeutung darin gefunden wird, dass durch sie allein unseren Vorstellungen eine Beziehung auf einen Gegenstand gegeben wird. Was dagegen die einzelnen Kategorien betrifft, so glaubt der Verfasser zwar nicht dem Buchstaben, doch dem Geiste der Kantischen Kritik gemäss zu verfahren, wenn er denselben die echte Apri-

orität nur in eingeschränkter Weise zuerkennt. „Die einzelnen Kategorien sind uns nur insofern apriorische Formen der Erfahrung, als sie besondere Arten der ihnen allen gemeinsamen synthetischen Einheit sind. Diese ist das echte a priori des dritten Grades. Ueber die einzelnen Kategorien mag Streit sein.“ (S. 119, vgl. S. 101).

Ueber diese „relative Abweichung“ des Verf. von Kant, welcher bekanntlich rücksichtlich der Apriorität der Kategorien keinerlei Einschränkung gemacht hat, sind wir nicht in der Lage uns ein Urtheil zu bilden, da der Verfasser einerseits die Sonderung der einzelnen Kategorien gemäss seiner Auffassung vom a priori nicht vorgenommen, andererseits uns darüber im Unklaren gelassen hat, ob auch die Kategorien, deren Richtigkeit unstreitig ist, des echten a priori entbehren, und inwiefern der apriorische Charakter derselben eingeschränkt ist. Dagegen finden wir, dass der Verfasser in der principiell wichtigen Frage, ob für die Gültigkeit der Kategorien ihre Ableitung aus den logischen Functionen entsprechender Urtheilsformen wesentlich ist, oder nicht, ein bedenkliches Schwanken verrathen hat, wie aus den folgenden Stellen zu sehen ist. S. 100 heisst es: „Denn die einzelnen Kategorien, obschon sie in ihrer logischen Qualität nicht nothwendige Denkformen sein mögen — insofern sie eine synthetische Einheit in der Verknüpfung des Mannigfaltigen enthalten, sind sie sämmtlich a priori.“ Dagegen wird S. 119 bemerkt: „Wenn dagegen Jürgen Bona Meyer den Zweckbegriff unter den Kategorien vermisst, so hätte er ... vor Allem die Urtheilsform angeben müssen, welcher der Zweckbegriff als die synthetische Einheit zu Grunde liegt.“

So wird hier als erstes Erforderniss für die Kategorie der logische Nachweis hingestellt, der dort als unwesentlich bezeichnet war.

Wir haben oben bei der metaphysischen Deduction bereits auf den Mangel einer Ableitung der einzelnen Kategorien aus den entsprechenden Urtheilsformen hingewiesen. Dieser Mangel ist uns durch die Art, wie die transscendentale Deduction dargelegt ist, erklärlich geworden. Der Verfasser glaubte, ohne

diese Ableitung fertig zu werden, da für ihren transscendentalen Charakter, auf den allein es ihm ankam, nur die in ihnen liegende synthetische Einheit aufzuweisen nöthig war. Allein wie wir eben gesehen, drängte sich doch dem Verfasser die Wichtigkeit des logischen Ursprungs der Kategorie auf, da sonst der willkürlichen Annahme von neuen Kategorien der weiteste Spielraum geöffnet war. Dieser Zweifel nun konnte unseres Erachtens nur durch eine gründliche Untersuchung des Bandes, welches die einzelnen Kategorien mit der Function der Einheit in den entsprechenden Urtheilsformen verknüpft, endgültig gehoben werden. Inzwischen geht der Verf. von dem ursprünglich logischen Charakter der Kategorien soweit ab, dass er z. B. die Kategorie der Causalität nicht für eine reine Denkform ansieht, da sie ohne die Vorstellung der Veränderung nicht denkbar wäre*) (S. 102) und die Kategorie der Grösse in dem Zusammengehen der produktiven Einbildungskraft mit der transscendentalen Apperception entstehen lässt (S. 144), mit andern Worten also schon diejenige Function zur Bildung der Kategorien hinzutreten lässt, welche Kant für die Entwerfung der ihnen correspondirenden Schemata sich vorbehalten hat. Wir werden weiter unten den Einfluss erkennen, den diese Auffassung des Verf. von der Kategorie auf die Ansicht desselben über den Schematismus gehabt hat. Hier wollen wir nur bemerken, dass sich die genannte Auffassung auf Kantische Autorität nicht zu stützen vermag, da in den hierfür vom Verf. citirten Stellen nur vom Gebrauch der Kategorien zum Behufe der Erkenntniss die Rede ist, wofür es allerdings der Vermittelung der Einbildungskraft bedarf.

Die Bearbeitung der transscendentalen Deduction der Kategorien in der zweiten Ausgabe unterscheidet sich nach dem Verf. von der in der ersten dadurch vornehmlich, dass vermöge einer genaueren Definition des Urtheils das Selbstbewusstsein, dessen Wesen in der ersten Bearbeitung nicht zur vollständigen

---

*) S. 102, er bezieht sich dabei auf eine Stelle in der Kritik (S. 34), die aber nicht von der Kategorie der Causalität, sondern vom Grundsatze der zweiten Analogie handelt.

klaren Bestimmung gelangt, in der zweiten als die transscendentale Apperception bezeichnet wird, daher auch in der zweiten Ausgabe die synthetische Einheit vorzugsweise „synthetische Einheit der Apperception" genannt wird; ferner dadurch, dass das Verhältniss der transscendentalen Apperception zum inneren Sinne ausführlich beleuchtet wird. Man hat häufig in dem transscendentalen Ich ein besonderes Vermögen erblickt, aber Kant sagt wiederholt, dass die Einheit des Bewusstseins in der Synthesis entsteht. Das Ich hat demnach so wenig den Charakter eines Vermögens (wiewohl Kant selbst den Ausdruck „Vermögen" nicht vermieden) dass es vielmehr in einen Process aufgelöst wird. Der Verf. findet darin den Keim der späteren namentlich von Herbart neu gegründeten Psychologie und hält die ausdrücklich als „blosse Form des Bewusstseins" bezeichnete transscendentale Apperception mit dem Herbartschen Ich als „der letzten appercipirenden Vorstellung" nahe verwandt.

Wir sind mit dem Verf. der Meinung, dass die Ergebnisse der Kantischen Kritik mit denen der Herbartschen Psychologie sich vereinen lassen, aber nicht, weil sie zum grösseren oder geringeren Theile einander decken, sondern weil sie disparater Natur sind. Dass die letzte appercipirende Vorstellung Herbarts, welche der zeitlichen Veränderung unterliegt, mit der transscendentalen Apperception Kants nicht im entferntesten übereinkommt, ist uns zweifellos. Aber Kant hat auch Nichts weiter als die einfache Handlung des reinen Denkens im Auge, so weit die Einheit des Bewusstseins sich in ihr darstellt, ohne weitere Bestimmung des Mannigfaltigen in ihr, wofür eben wegen der ausdrücklichen Abstraction von Allem, was der innere Sinn bietet, die nöthigen Data fehlen — während Herbart mit der erwähnten Bezeichnung den vollen empirischen Gehalt des Ich mit seinen Vorstellungen, Gefühlen und Strebungen treffen will, also nach Kantischem Ausdruck dasjenige Ich, wie es durch den inneren Sinn vorgestellt wird, und mithin empirisch erkannt werden kann; zu dessen näherer Bestimmung aber hat Kant dem Plane der Kritik gemäss gar keine Veranlassung. Es scheint uns sehr bezeichnend, dass Kant in der zweiten Bearbeitung der transscendentalen Deduction der Kategorien die in der

ersten befindlichen psychologischen Kapitel, als seinem Werke fremd, gänzlich weggelassen hat.

In dem Abschnitt, der die Lehre vom inneren Sinne eingehend behandelt, wird der transscendentale Grund für die Annahme eines inneren Sinnes neben der transscendentalen Apperception mit Recht in dem Umstande gefunden, dass die auf der letzteren beruhenden Kategorien, welche auf Gegenstände überhaupt gehen, um Realität zu erlangen, auf Anschauung bezogen sein müssen. Für die Vorgänge in unserem Gemüthe, zu welchen alle Vorstellungen des Subjects und mit ihnen also auch die Anschauungen des äusseren Sinnes gehören, besteht aber eine apriorische Form ihrer Bestimmbarkeit als die conditio sine qua non für die Zusammenfassung des Mannigfaltigen in ihnen, die dadurch bezeichnet ist, dass diese Zusammenfassung nicht anders als in der Form der Zeit erfolgen kann. Diese vor aller Synthesis gegebene negative Bedingung „muss um dieses Unterschiedes willen Sinnlichkeit heissen.“ — „Legt man die Kategorie schlechtweg in die Sinnlichkeit, so werden damit die Grenzsteine der Kritik eingerissen, der Prüfstein der Erfahrung geht verloren und wir stecken wieder in der Schwärmerei der Ontologie (pag. 153). Vermittelst des inneren Sinnes allein gelingt es, die Behauptungen der rationalen Psychologie über die Natur der Seele als Paralogismen zu entlarven. Ganz besonders beachtenswerth aber erscheint uns der Hinweis des Verf. auf eine „positive“ metaphysische Leistung, zu welcher der innere Sinn noch ausersehen ist, nämlich die Befestigung des transscendentalen oder kritischen Idealismus, wiewohl gerade der innere Sinn, „der von Kant nicht erfunden, sondern zugelassen ist“ bisher als Stütze des materialen Idealismus galt. Der materiale Idealist, vom cogito ergo sum ausgehend, hält die Wirklichkeit der Gedanken für unmittelbar gewiss, dagegen die der äusseren Gegenstände nur für erschlossen, der kritische Idealist hält die Wirklichkeit der letzteren für ebenso wenig erschlossen als die der ersteren, sondern in gleicher Weise auf das unmittelbare Zeugniss des Selbstbewusstseins gegründet, nur mit dem Unterschiede, dass die Vorstellungen meiner selbst als des denkenden Subjectes

bloss auf den inneren, die Vorstellungen aber, welche ausgedehnte Wesen bezeichnen auch auf den äusseren Sinn bezogen werden" (Worte der ersten Ausgabe S. 599). Auf die angeführte Stelle gestützt, behauptet nun der Verf., dass die viel besprochene Einschaltung in der zweiten Ausgabe der Kritik, welche die Ueberschrift trägt: „Widerlegung des Idealismus," und welche man als einen Abfall vom kritischen Grundgedanken bezeichnet hat, genau in demselben Geiste in der ersten Bearbeitung der Paralogismen enthalten ist.

Wir pflichten dieser Auffassung bei. Wenn jedoch zu der oben angeführten Stelle der ersten Ausgabe die Bemerkung hinzugefügt wird, dass der Unterschied zwischen der unmittelbaren Wahrnehmung und dem Schliessen auch das wesentliche Argument in der „Widerlegung des Idealismus" in der zweiten Ausgabe bilde, so müssen wir dies nach einer genaueren Durchsicht des Beweises für unzutreffend erklären.

Es ist wohl zu beachten, dass an der erwähnten Stelle in der zweiten Ausgabe zum Beweise der Existenz äusserer Dinge etwas mehr als das blosse Selbstbewusstsein, von dem in der ersten Ausgabe allein die Rede ist, angenommen wird, nämlich das empirisch bestimmte Bewusstsein meines Daseins in der Zeit. „Alle Zeitbestimmung aber," heisst es weiter, „setzt etwas Beharrliches in der Wahrnehmung voraus und dieses Beharrliche kann keine Anschauung in mir sein, . . . also ist die Wahrnehmung eines Beharrlichen nur durch ein Ding ausser mir und nicht durch die blosse Vorstellung eines Dinges ausser mir möglich." Diese Trennung zwischen Ding ausser mir und Vorstellung eines Dinges, welche in dem erläuternden Zusatze zum Texte des Beweises in der Vorrede zur zweiten Ausgabe (S. 93 Anm.) noch schärfer ausgesprochen wird, ist in der ersten Bearbeitung der Paralogismen nirgends zu finden, wo vielmehr ausdrücklich die Gegenstände des äusseren Sinnes, wie die des inneren Sinnes für nichts als Vorstellungen erklärt werden. Den Sinn dieser Unterscheidung aber, welche vorzüglich den Anlass zu der verbreiteten Meinung von einem vorgeblichen Abfalle Kants von seiner ursprünglichen Lehre geboten hat, zu erklären, lag unseres Erachtens demjenigen ob,

der sich vorsetzte, die zwischen der ersten und zweiten Ausgabe in systematischer Hinsicht bestehende Harmonie nachzuweisen.

Wir glauben nun, dass diese auf den ersten Blick in der That auffallende Stelle allerdings eine Auslegung verstattet, die sie mit dem Ganzen der Kritik in Einklang setzt. Zunächst ist im „Ding ausser mir“ keineswegs etwa das „Ding an sich“ zu verstehen, was freilich ein gänzliches Abgehen von der Grundlehre der Kritik bedeuten würde, nach welcher kein erdenklicher Faden von den Erscheinungen zu dem transscendentalen Grunde derselben führt. Diese Auslegung verbietet sich schon durch das Prädikat „ausser mir“ worin der Begriff des Raumes bereits enthalten ist. Erinnern wir uns ferner daran, dass die Widerlegung des Idealismus eine Einschaltung in dem Abschnitte über die Postulate des empirischen Denkens bildet, in welchem Wahrnehmung als das besondere Kennzeichen der Wirklichkeit bezeichnet ist, unter Wahrnehmung aber die Vorstellung verstanden wird, in welcher Empfindung enthalten ist (wovon Kant schon in der Einleitung (S. 81) die reinen Vorstellungen, denen keine Empfindung beigemischt ist, wohl unterscheidet), so erhellt klar, was Kant unter dem „Ding ausser mir“ versteht, das er von der „blossen Vorstellung eines Dinges ausser mir“ unterscheidet, nämlich die von Empfindung begleitete Vorstellung desselben Dinges, wodurch sie eben Wahrnehmung wird. Der Sinn der aus der ersten Bearbeitung der Paralogismen angeführten Worte bleibt also in der Einschaltung der zweiten Ausgabe gewahrt, nur wird das, was dort unterschiedslos unter dem einzigen allgemeinen Begriff „Vorstellung“ zusammengefasst ist, hier zur grösseren Bestimmtheit in blosse Vorstellung und mit Empfindung versetzte Vorstellung = Wahrnehmung gesondert, welche letztere allein als mit der Existenz äusserer Dinge zusammenfallend sich erweist. Das, worauf der Nachdruck gelegt wird, ist in der ersten Ausgabe ein anderes als in der zweiten. Dort sollte gegenüber dem cartesianischen Standpunkte vor Allem eingeschärft werden, dass wir es überall für die Auffassung der äusseren Dinge, wie für die unseres Selbst, nur mit unseren

Vorstellungen zu thun haben; hier wird dies als selbstverständlich vorausgesetzt, aber darauf Werth gelegt, dass die besondere Art von Vorstellungen, welche uns ein Dasein anzeigen, nämlich die Wahrnehmung nicht nur ebensowohl an äusseren Dingen stattfindet, wie an den Bestimmungen unseres Selbst, sondern dass sogar die Möglichkeit der empirischen Bestimmung meines eigenen Daseins (d. h. der Wahrnehmung des Mannigfaltigen in mir) nur durch die Existenz der äusseren Dinge (d. h. durch die Wahrnehmung des Mannigfaltigen des äusseren Sinnes) möglich ist, wie denn auch das Resultat der Beweisführung in der zweiten Ausgabe (S. 200 Anm. 3) in den Worten zusammengefasst wird, „dass innere Erfahrung überhaupt nur durch äussere Erfahrung überhaupt möglich sei."

Diese neue Bestimmung des Verhältnisses der inneren Erfahrung zur äusseren, dass die letztere der ersteren zur Voraussetzung diene ist als eine Weiterentwicklung des Kantischen Lehrbegriffs zu betrachten, deren Einfluss auf die Bearbeitung der zweiten Ausgabe noch anderwärts zu spüren ist. Wir finden denselben Gedanken an folgenden Stellen wieder:

„Nicht allein, dass darin" (in der inneren Anschauung) „die Vorstellungen äusserer Sinne den eigentlichen Stoff ausmachen, womit wir unser Gemüth besetzen" ... (S. 77).

„... Dass wir die Zeit, die doch gar kein Gegenstand äusserer Anschauung ist, uns nicht anders vorstellig machen können, als unter dem Bilde einer Linie, sofern wir sie ziehen, ... ingleichen, dass wir die Bestimmung der Zeitlänge oder auch der Zeitstellen für alle inneren Wahrnehmungen immer von dem hernehmen müssen, was uns äussere Dinge Veränderliches darstellen" (S. 129).

„Denn um uns nachher selbst innere Veränderungen denkbar zu machen, müssen wir die Zeit ... figürlich durch eine Linie und die innere Veränderung durch das Ziehen dieser Linie, mithin die successive Existenz unser Selbst in verschiedenem Zustande durch äussere Anschauung uns fasslich machen" (S. 207).

Alle diese Stellen sind erst in der zweiten Ausgabe hinzugekommen. Indem der Verf. dem Gange des Beweises in

der „Widerlegung des Idealismus“ nicht so eindringend, wie sonst, gefolgt ist, hat er sich einen schönen Beleg für die von ihm zuerst hervorgehobene Consequenz entgehen lassen, mit der Kant bei der Bearbeitung der zweiten Ausgabe der Kritik zu Werke gegangen ist.

Der innere Sinn spielt ferner bekanntlich eine Hauptrolle in demjenigen Verfahren, welches Kant den Schematismus des reinen Verstandes genannt hat.

Bevor der Verf. zur Erörterung desselben übergeht, unternimmt er in einem besonderen Kapitel eine ins Einzelne gehende Kritik der Einwürfe Schopenhauers gegen die transscendentale Deduktion, welche der Verf., wie er am Schlusse derselben erklärt, „bei dem Ansehen, welches Schopenhauer als Kenner und Anhänger der Kantischen Philosophie geniesst“ für geboten erachtet hat, „damit die bestechende Sicherheit, mit der jene ungegründeten Urtheile ausgesprochen werden, zuerst verdächtigt werde, und alsdann bei genauerem Vergleichen jenes herzprüfende Zurechtweisen erkannt werde als das, was es ist: ein hartnäckiges Meistern an Worten, deren Sinn dem Richter nicht aufgegangen war“ (S. 182). Wir müssen es uns versagen, der Widerlegung im Einzelnen zu folgen und bemerken nur im Allgemeinen, dass der Grundgedanke in der Schopenhauerschen Philosophie, in sofern sie darauf ausgeht, das Wesen der Welt im unmittelbaren Bewusstsein zu erfassen, als der des materialen Idealismus bezeichnet wird, welcher Schopenhauer an einer richtigen Würdigung des kritischen Idealismus gehindert hat. So greift Schopenhauer unter Anderem die Kategorienlehre deshalb als für die Erkenntnisstheorie unfruchtbar an, weil sie zur Anschauung nichts beitrage und nur (!) die Vorstellung in Erfahrung umwandle und zeigt damit, dass er das Wesen der transscendentalen Deduktion der Kategorien nicht begriffen hat.

Als gar zu charakteristisch für die Art der Schopenhauerschen Polemik gegen Kant sei noch die vom Verf. nachgewiesene in der That ganz erstaunliche Unbedachtsamkeit erwähnt, mit der Schopenhauer einen sehr schwerwiegenden Vorwurf gegen Kant erhebt, als sei dieser gegen den Leser unredlich

verfahren, indem er bei der Aufstellung der Kategorientafel sage: der Definition der Kategorien überhebe er sich geflissentlich, ob er gleich in deren Besitz sein möchte, an einer späteren Stelle der ersten Ausgabe aber: er habe die einzelnen Kategorien nicht definirt, weil er sie nicht definiren konnte, auch wenn er es gewollt hätte, indem sie keiner Definition fähig seien. Diese letztere Stelle aber habe Kant, als der ersten widersprechend, in der zweiten Ausgabe „weislich" weggelassen. Hiergegen macht nun der Verf. darauf aufmerksam, dass Kant an jener zweiten Stelle in der ersten Ausgabe in einer längeren Anmerkung sich gerade über diesen Punkt ausführlich verbreitet und den anscheinenden Widerspruch dahin auflöst, dass er an dieser Stelle die Realdefinition, an jener ersten aber die Nominaldefinition gemeint habe, dass ferner die zweite Ausgabe an der betreffenden Stelle statt der „weislich weggelassenen" einen Passus enthält, der dasselbe nur in kürzerer Form sagt, nämlich „dass wir sogar keine einzige derselben real definiren können," so dass von einer wissentlichen Verhehlung einer bemerkten Schwäche der Kategorienlehre in der zweiten Ausgabe nicht die Rede sein kann.

Die Erörterung des Schematismus wird vom Verfasser mit der richtigen Bemerkung eingeleitet, dass derselbe zur Aufgabe habe, von den Grundbegriffen, welche in den Kategorien gegeben sind zu den synthetischen Grundsätzen überzuführen. Zur Bildung der letzteren wird nämlich erfordert, dass die Art angegeben wird, wie die Kategorien auf die Erscheinungen angewandt werden. Diese Angabe enthält die Lehre vom Schematismus. Das Verfahren bei der Entwerfung von Schematen besteht nun nach dem Verf. darin, dass die transscendentale Apperception, die selbst, als „blosse Form des Bewusstseins," keinen Inhalt hat (und in gleicher Weise jede Kategorie, als einzelne Art der Apperception), als Gegenstand des inneren Sinnes, in welchem allein ihr Inhalt stecke, entfaltet wird. Wir können nun nicht behaupten, dass durch diese Darlegung des Schematismus es dem Verfasser gelungen ist, das Dunkel, welches denselben bekanntermaassen umhüllt, irgendwie zu erhellen. Denn wir vermögen uns von der Forderung, die Kate-

gorie, die eine blosse Gedankenform ist, durch welche ein Gegenstand erst bestimmt wird, selbst als Gegenstand des inneren Sinnes zu entfalten, keine recht deutliche Vorstellung zu machen. Auch erscheint uns durch die oben besprochene Auffassung des Verfassers vom Wesen der Kategorie das Verständniss für die zu lösende Frage erschwert, welche Kant zu der Doktrin des Schematismus geführt hat. Denn bei Kant gilt es, Kategorie und Erscheinungen als heterogene Begriffe mit einander im Verhältniss der Subsumtion zu verbinden, die Anwendung der ersteren auf die letzteren konnte also ohne irgend eine Vermittelung schlechterdings nicht vor sich gehen. Die vermittelnde Vorstellung nun, für welche bekanntlich die transscendentale Zeitbestimmung wegen ihrer Gleichartigkeit mit der Kategorie einerseits und mit den Erscheinungen andererseits als besonders geeignet befunden wird, heisst das transscendentale Schema (Kr. d. r. V. S. 141). Beim Verfasser hingegen, für welchen, wie in dem Kapitel über den Schematismus nochmals hervorgehoben wird, die Kategorie „kein fertiger Begriff ist, sondern ein an dem Mannigfaltigen, das sie voraussetzt, sich selbst erst fertigender" (185, 186) besteht anscheinend weder eine Schwierigkeit für die Anwendung der Kategorie auf die Erscheinungen noch auch daher das Bedürfniss zu irgend einem vermittelnden Verfahren, wofür der Schematismus ersonnen ist, wie denn auch zur vollkommenen Verschmelzung aller hierher gehörigen von Kant geflissentlich gesonderten Termini der Verfasser die Kategorien schliesslich als „schematisirte Begriffe" bezeichnet (S. 190).

Für nicht minder bedenklich erachten wir es, dass der Verf. bei der Auseinandersetzung des Schematismus der Zeitbestimmung gar nicht erwähnt, der bei der Kantischen Entwerfung der Schemate eine so durchgreifende Rolle zugewiesen ist, dass Kant sie sogar nach der Ordnung der Kategorien in Bestimmungen eintheilt, die auf die Zeitreihe, den Zeitinhalt, die Zeitordnung und den Zeitinbegriff gehen. Man könnte zwar meinen, dass die Zeitbestimmung implicite in dem inneren Sinne enthalten ist, wovon oben die Rede ist. Allein nach dem, was darüber gesagt ist, kann nur der Inhalt des Mannig-

faltigen des inneren Sinnes gemeint sein, in welchem sich die Kategorie zum Behufe des Schemas entfalten soll, wie auch schon früher ankündigend gesagt wird, dass „mit dem Schematismus die Anwendung der gefundenen apriorischen Bedingungen der Erfahrung auf den Inhalt der Erfahrung eingeleitet wird“ (S. 165). Nun kann aber die Zeit, als die formale Bedingung des inneren Sinnes offenbar nicht zum Inhalte desselben gerechnet werden. Es ist übrigens die eben angeführte Bemerkung des Verfassers nicht zutreffend. Nicht die Anwendung der apriorischen Bedingungen der Erfahrung auf den Inhalt der Erfahrung, sondern die Anwendung des einen Theils der apriorischen Erfahrungselemente, welcher auf dem Verstande beruht, auf den anderen Theil, der der Sinnlichkeit angehört, wird durch den Schematismus angebahnt. Beide Theile, die übrigens rein logisch genommen, in dem Verhältniss von Form und Inhalt zu einander stehen, bleiben jedoch immerhin auf apriorischem Gebiet und betreffen nur die Form der Erfahrung und dies ist auch der Auseinandersetzung gemäss, welche Kant in der Einleitung zum Schematismus, als dem ersten Hauptstück der Doktrin der transscendentalen Urtheilskraft, über den Gebrauch der Urtheilskraft überhaupt vorangeschickt hat. Denn während die allgemeine Logik nicht im Stande ist, ausser ihren allgemeinen Regeln noch Vorschriften für die Subsumtion unter dieselben a priori zu ertheilen, vermag es die transscendentale Logik für die Anwendung der Kategorien auf den inneren Sinn, aber eben nur deshalb, weil sie hierzu von demselben nichts weiter als seiner Form bedarf, welche a priori angebbar ist. Für den Inhalt desselben könnte das Nämliche nicht gelten.

In dem darauf folgenden Abschnitt, der die synthetischen Grundsätze behandelt, wird über die Stellung, welche dieselben als Grundformen der synthetischen Urtheile a priori, im Systeme der Kritik einnehmen, klares Licht verbreitet. Die Erklärung ihrer Möglichkeit bildet das Ziel der Kritik. Genetisch betrachtet sind die synthetischen Sätze a priori der Ausgangspunkt der Untersuchung und die Kategorien, welche durch die synthetische Einheit den Erklärungsgrund für die ersteren ent-

halten, sind darum allein ebenfalls a priori. Dieser umgekehrte Weg von den Grundsätzen zu den Begriffen ist auch in den Prolegomenen, in welchen im Gegensatze zur synthetischen Methode der Kritik die analytische befolgt wird, eingeschlagen worden. Es bewährt sich hierbei die im Eingange ausgeführte Auffassung des Verfassers von der Bedeutung des a priori, wonach dasselbe lediglich die Bedingungen für die Möglichkeit der Erfahrung ausdrückt, deren Begründung die transscendentale Untersuchung zum Zweck hat. Wir können es indess nicht billigen, dass der Verf. von den synthetischen Sätzen a priori, wie sie in der Mathematik und der reinen Naturwissenschaft gegeben sind, behauptet, sie bilden den echten und ganzen Inhalt der Erfahrung (S. 206). Dieser kann doch erst durch die Empfindung als die Materie der Erfahrung hineinkommen und entzieht sich einer apriorischen Erkenntniss. Der Verfasser hat dies selbst an einer früheren Stelle in einer Entgegnung gegen Herbart (S. 206) geltend gemacht, und wir rügen hier nur die obige Bezeichnungsweise als eine solche, die leicht zu Missverständnissen führen kann.

Es werden bekanntlich von Kant vier Arten von Grundsätzen unterschieden: Axiomen der Anschauung, Anticipationen der Wahrnehmung, Analogien der Erfahrung, Postulate des empirischen Denkens. Der Verf. lässt es sich angelegen sein über die Bedeutung der gewählten Namen befriedigende Auskunft zu geben. Bei dem ersten Grundsatz, dass alle Anschauungen extensive Grössen sind, macht er darauf aufmerksam, dass dieser nicht etwa selbst ein Axiom sei wie man u. A. bei Erdmann und Kuno Fischer angegeben findet, wogegen mit Recht bemerkt wird, dass die Philosophie überhaupt deren nicht habe — sondern dass derselbe nur dazu diene, das Prinzip der Möglichkeit der Axiome in den mathematischen Sätzen anzugeben. Als metaphysischer Ertrag dieses Satzes ergiebt sich die Anwendbarkeit der reinen Mathematik auf die Erscheinungen damit aber zugleich auch die Einschränkung der apodiktischen Gültigkeit auf den Kreis der Erscheinungen.

Bei dem Prinzip der Anticipationen der Wahrnehmung wird bemerkt, dass, indem von den Empfindungen, die ihrem Inhalte

nach als a posteriori gegeben nicht anticipirt werden können, doch eine Eigenschaft derselben, nämlich ihr Grad a priori erkannt wird, hierdurch die Kluft zwischen dem a priori und dem Empirischen erheblich verengt werde. Als wichtigste Folge des Satzes der Anticipationen wird der Gedanke von der Continuität der Grösse hervorgehoben, dessen Fruchtbarkeit vornehmlich in der Anwendung auf die Sinnesphysiologie und Psychologie, in dieser insbesondere in der Lehre von der Abstufung des Bewusstseins hervortritt.

Der Betrachtung der Analogien wird die Bemerkung vorausgeschickt, dass dieselben als der Ausdruck für den gesetzmässigen Zusammenhang der Erscheinungen, dazu dienen, die Einheit der Erfahrung möglich zu machen, und zwar sind es die drei Kategorien der Relation, in welchen allein die Nothwendigkeit der Verknüpfung der Wahrnehmungen zur Einheit der Erfahrung erkannt werden kann. Besondere Sorgfalt widmet der Verf. der Darlegung der zweiten Analogie, welche ja auch Kant selbst am ausführlichsten behandelt hat. Sie lautet: Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetze der Verknüpfung der Ursache und Wirkung. Die wesentlichen Momente des Kantischen Beweises werden in lichtvoller Kürze zusammengestellt und als der nervus probandi in demselben „die Gleichstellung von Objektivität und Nothwendigkeit" erkannt. In der darauf folgenden Erläuterung dieses Gedankens werden vornehmlich die Einwände abgewehrt, welche Schopenhauer in der Schrift „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" gegen die Kantische Deduktion erhoben hat. Schopenhauer will nicht zugeben, dass zwischen der Auffassung eines gleichzeitigen Ganzen (z. B. eines Hauses) und der einer Folge von Erscheinungen (eines den Strom hinabtreibenden Schiffes) ein Unterschied bestehe, weil beides Begebenheiten wären. Wie indess der Verf. schlagend nachweist, liegt der Grund des Missverständnisses in der Verwechselung der einzelnen Wahrnehmung als einer ebenfalls bedingten Begebenheit, um die es sich jedoch hier nicht handelt, mit dem Verhältniss zweier auf einander folgenden Wahrnehmungen, nach dessen objektiver Realität hier allein gefragt wird, da nämlich

die Succession, die bei allen Wahrnehmungen ohne Unterschied Statt hat, in dem einen Falle als objektiv gültig angesehen wird, in dem andern nicht. Der andere Einwurf jedoch desselben Philosophen „dass Erscheinungen sehr wohl aufeinander folgen können, ohne aus einander zu erfolgen" scheint uns durch des Verf.s Gegenbemerkung nicht gehoben zu sein. Denn was er in derselben ausführt, betrifft lediglich den Unterschied zwischen subjectiver und objectiver Folge, in dem betreffenden Einwande aber wird die Folge zweier Erscheinungen als objectiv bestehend angenommen, und nur die daher abgeleitete causale Verknüpfung zwischen denselben bestritten. Wir finden den Irrthum Schopenhauers darin, dass er meint, Kant habe zwischen den beiden Erscheinungen, die aufeinander folgen, einen ursächlichen Zusammenhang angenommen. Dies aber hat Kant nirgends ausgesprochen. Er sagt nur: der Grund der Nöthigung, in einer Begebenheit der Wahrnehmung A die Wahrnehmung B folgen zu lassen (und nicht umgekehrt), müsse in demjenigen liegen, was dieser Begebenheit vorhergeht (Kr. S. 177 ff).

Kant ist also weit entfernt, zwischen den beiden Erscheinungen selbst, die in einer Begebenheit aufeinander folgen, ein causales Verhältniss anzunehmen, sondern behauptet nur, dass die bestimmte Ordnung in ihrer Folge durch Etwas in dem vorhergehenden Zustande nach dem Gesetze der Causalität bedingt sei, wogegen denn Nichts einzuwenden ist. Diesen Punkt hätte unseres Erachtens der Verf. ins Licht stellen sollen. Wie die objective Realität der Succession auf die Causalität, als die Einwirkung des Vorhergehenden auf das Folgende, so wird die des Zugleichseins auf die Wechselwirkung als ihren transscendentalen Grund zurückgeführt und so, wie der Verf. hervorhebt, die Einheit der Erfahrung, welche durch die beiden ersten Analogien noch nicht ausreichend begründet war, durch die dritte Analogie erst völlig hergestellt. Bei dieser Gelegenheit kommt der Verf. auf die metaphysische Deduction der Kategorie der Gemeinschaft aus der disjunctiven Urtheilsform zurück. Die Schwierigkeit derselben indess bleibt für uns auch nach den Ausführungen des Verf. hierüber unvermindert bestehen.

Für die Darstellung der Postulate, welche die Erklärung der Begriffe der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit im empirischen Gebrauche enthalten, werden vom Verf. charakteristische Stellen aus der Methodenlehre herbeigezogen, welche die Forderung, im Gebrauch jener Begriffe stets die Beziehung auf mögliche Erfahrung nach ihren formalen und materialen Bedingungen im Auge zu haben, in ihrer ganzen Bedeutung und Tragweite hervortreten lassen. Insbesondere wird mit Recht auf den Einfluss hingewiesen, welchen die neue Definition der genannten Begriffe auf die für die Einsicht in die Methode der Kritik so wichtige Bestimmung des Wesens der Beweise und der Hypothesen gehabt hat.

Zweierlei haben wir noch anzumerken:

1) S. 236 wird die Erkenntniss des Daseins eines nicht unmittelbar wahrgenommenen Dinges vermittelst anderer Wahrnehmungen, die mit demselben in empirischer Verknüpfung stehen, aus dem Princip für die Anticipationen der Wahrnehmung erklärt. Das verstösst gegen die Kantische Terminologie. Vermöge des genannten Princips erkennen wir nach Kant kein Dasein, sondern legen nur jedem Dasein zum Voraus eine intensive Grösse (nämlich einen Grad des Einflusses auf den Sinn) bei. Die Grundsätze, die in dem fraglichen Falle zur Anwendung kommen, sind vielmehr die Analogien der Erfahrung, wie übrigens Kant selbst an der betreffenden Stelle bemerkt.

2) S. 237 wird zur Frage nach dem Unterschiede des Wirklichen vom Nothwendigen bemerkt: „Das Wirkliche ist das Nothwendige, insofern ich die Apprehensionen . . . lediglich im Verhältniss auf diese Bedingungen (sc. die allgemeinen Bedingungen der Erfahrung) zur Apperception verbinde. Daher (!) betrifft das Prädicat der Nothwendigkeit nur die Verhältnisse der Erscheinungen nicht die Gegenstände der Erfahrung direct; nicht das Dasein der Dinge als Substanzen, sondern dasjenige ihrer Zustände, für welche die Substanz nur die transscendentale Bedingung ist.“ Diese Schlussweise ist hinfällig; denn im ersten Satze ist vom Verhältniss der Erscheinungen oder vielmehr ihrer Apprehensionen zu den Bedingungen

der Erfahrung, im Folgesatze aber von den Verhältnissen der Erscheinungen zu einander die Rede. Was indess den wahren Grund dafür betrifft, dass wir nicht das Dasein der Dinge, sondern das ihrer Zustände allein als nothwendig erkennen können, so ist derselbe nach Kant (Kr. S. 201) einfach darin zu suchen, dass wir nur da Nothwendigkeit aussagen, wo wir aus gegebenen Ursachen auf die Wirkungen nach Gesetzen der Causalität schliessen. Nun unterliegen aber diesen Gesetzen nur die Veränderungen gegebener Substanzen, sie mögen nun deren räumliche Vertheilung oder die ihnen inhärirenden Eigenschaften betreffen, dagegen kann eine Vermehrung des Quantums der Substanz durch sie nicht erfolgen, mithin auch mit ihrer Hülfe a priori nicht erschlossen werden. Eine neue Substanz erkennen wir nur vermittelst einer neuen — directen oder indirecten — Wahrnehmung, die auf ihr Dasein Anweisung giebt, und zwar da dieses Dasein durch kein anderes Dasein bedingt ist, nur als wirklich, nicht als nothwendig existirend*).

Nachdem nunmehr die Kantische Erfahrungstheorie nach allen Seiten hin dargelegt ist, werden ihre Ergebnisse in einem besonderen Kapitel, welches die Ueberschrift führt: „Der transscendentale Idealismus als empirischer Realismus. Das Ding an sich“ zusammengefasst, um das Wesen des transscendentalen Idealismus an sich und im Gegensatze zu dem gewöhnlichen (materialen) Idealismus unzweideutig zu charakterisiren. Wir müssen darauf verzichten, von der Gedankenfülle dieses an Form und Inhalt gleich ausgezeichneten Abschnittes, in welchem Argumente und Gegenargumente in lebendigem Wechsel einander folgen, ein Bild zu geben, und begnügen uns, daraus die Haupt-

*) Man könnte zwar meinen, die Erkenntniss des Daseins einer Substanz fände auch durch einen Schluss, nämlich von der Wahrnehmung zu ihrer Ursache, statt, habe also ebenfalls den Charakter der Nothwendigkeit. Allein ein solcher Schluss, falls er vorläge, würde, da er vom Bedingten zur Bedingung geht, keine bindende Kraft haben. In Wahrheit aber findet hier kein Schluss statt, sondern, da die Erkenntniss des Daseins einer Substanz gar keinen andern Inhalt als die wirkliche Wahrnehmung hat, so ist die vermeintliche Nothwendigkeit dieses Daseins nichts weiter als eine Umschreibung für die Wirklichkeit.

momente darzulegen. Der gewöhnliche Idealist sieht in allen unseren Erfahrungserkenntnissen Täuschung, in den Ideen allein die Wahrheit, doch liegt dieser Anschauung insgeheim der Gedanke von einem unabhängig von unserer Sinnlichkeit, welche trügerisch ist, bestehenden absoluten Realen zu Grunde, und so ist ein solcher Idealist im Grunde ein transscendentaler Realist. Anders der transscendentale Idealist, dieser geht nicht von den Dingen aus, um sie hinterher a priori aus den Ideen zu construiren, sondern von der Möglichkeit der Erfahrung. Anfangspunkt seines Denkens ist die Abstraction von der Materie der Erfahrung, um ihre Form zu finden, in dieser entdeckt er das wahre a priori, um sie, welche in unserem Geiste liegt, müssen sich die Gegenstände der Erfahrung drehen — und dies giebt der Kritik den copernikanischen Charakter. Was aber ferner den Unterschied des transscendentalen Idealismus von dem gewöhnlichen noch von einer anderen Seite kennzeichnet ist dies: jene apriorische Form der Erfahrung liegt nicht bloss in unseren Begriffen, sondern ebensosehr in der sinnlichen Anschauung. Beide sind in gleichberechtigter Weise Quellen der Erfahrungserkenntniss, und indem die intellectuale Anschauung, welche sich an die Stelle der angeblich trügerischen Sinnesanschauung setzen will, ausgeschlossen wird, giebt sich der transscendentale Idealismus zugleich als empirischen Realismus zu erkennen. Das Reale hat seinen Boden allein innerhalb der möglichen Erfahrung, und hier ist die Realität der Dinge vor der Möglichkeit eines blossen Scheines, wie in der Darlegung des inneren Sinnes gezeigt worden, ebensosehr wie die des eigenen Selbst gesichert. Denken wir uns aber das Reale in Beziehung auf ein Etwas ausserhalb der Erfahrung, „das Ding an sich" gesetzt, dem es stricte entsprechen soll, dann löst es sich allerdings in blossen Schein auf und heisst daher Erscheinung. Aber was ist denn dieses Ding an sich, dieses Noumenon? Es ist nichts Anderes als das transscendentale Object, das wir annehmen, „bloss damit wir etwas haben, was der Sinnlichkeit, als einer Receptivität, correspondirt" (Kr. 349). Wir verkennen aber, dass dieses Noumenon nur ein Geschöpf der synthetischen Einheit des Verstandes ist.

;„Der Verstand überhebt sich der sinnlichen Schranken, um in einer neuen Sinnlichkeit, mittelst einer intellectualen Anschauung sich anzubauen. So wächst das Noumenon dem Phaenomenon aus dem Kopfe und über den Kopf.“ Das Noumenon ist in Wahrheit nur ein Grenzbegriff.

Wir haben dieser consequenten Darlegung des kritischen Idealismus hinsichtlich der Auffassung des Noumenon nur hinzufügen, dass Kant selbst allerdings ursprünglich in der transscendentalen Analytik das Noumenon in dieser negativen Bedeutung definirt, dass er aber späterhin in der transscendentalen Dialektik daran nicht festhält, sondern dem Noumenon eine positive Bedeutung beilegt, indem er, um die Möglichkeit der Freiheit zu retten, dasselbe als die intelligible Ursache der Erscheinungen einführt.

Den Beschluss des Werkes bildet die Aufrechterhaltung der von Kant in der transscendentalen Dialektik aufgestellten Beweise für die Thesis und Antithesis des ersten Widerstreits der Antinomie und dessen Auflösung mit Hülfe des transscendentalen Idealismus gegen die Einwürfe, welche einerseits von Schopenhauer andererseits von Trendelenburg gegen ihre Richtigkeit erhoben worden sind. Der leitende Gedanke bei der Abwehr derselben Seitens des Verf.s ist in dem Satze ausgesprochen, dass durch die Antinomie nicht etwa die Lehre von Raum und Zeit, wie von den Gegnern angenommen wird, von Neuem bewiesen werden soll, — diese werde vielmehr in den Beweisen für die Thesis und Antithetis als durch die transscendentale Aesthetik festgestellt, vorausgesetzt — sondern dass nur die als aufgehoben gedachte Consequenz derselben, der transscendentale Idealismus, eine indirecte gleichsam experimentelle Bestätigung erhalte, indem es sich zeige, er allein enthalte den Schlüssel zur Auflösung der Antinomie.

So ist denn in dem vorliegenden Werke das grosse Unternehmen der Kritik der reinen Vernunft mit tief durchdringendem Sinn als ein Organismus dargestellt, in welchem jeder Theil aus der Idee des Ganzen seine Stelle erhält, und der Gliederbau im Einzelnen mit einer eingehenden Sorgfalt beleuchtet, wie sie nur von der hingebendsten Liebe zur Sache

der Philosophie und von der tiefsten Ueberzeugung für die Wahrheit der dargestellten Lehre erwartet werden kann. Die Aufgabe, die der Verf. sich gestellt, das Kantische Werk von den Verdunkelungen, die es selbst Seitens seiner Lobredner erfahren, zu befreien, ist in befriedigendster Weise gelöst, der durch die Autorität der herrschenden Ansichten für die auf die Worte des Meisters schwörende Jugend beinahe verschüttete Quell ist von den Trübungen geklärt und kann nunmehr seine befruchtende Kraft in den Jüngern bewähren, welche aus ihm die neue Denkungsart schöpfen wollen, durch die, nach unzähligen darauf gerichteten vergeblichen Versuchen vergangener Jahrhunderte, der beharrlichen Anstrengung eines die ganze Tiefe und Fülle seiner intellectuellen und moralischen Kraft aufbietenden Genius es gelungen ist, in der Metaphysik die feste Bahn der Wissenschaft einzuschlagen, von der nicht abgewichen werden kann, ohne die Principien der Vernunft mit sich selbst in Widerspruch zu versetzen. Die Einigung der Geister, über deren Mangel Virchow*) öffentliche Klage geführt hat, kann nur herbeigeführt werden, wenn in den Voraussetzungen und den Methoden der Erkenntniss sichere Grundsätze allgemein zur Geltung kommen. Dies kann aber nicht, wie der erwähnte Forscher hofft, dadurch allein erreicht werden, dass das Beispiel eines durch ihre Methoden gleich sehr wie durch ihre glänzenden Resultate ausgezeichneten Gebietes von Wissenschaften, der Naturwissenschaften, allgemeinere Nachahmung findet; klagt ja derselbe Gelehrte zu gleicher Zeit über den „porphyrartigen Bau des psychologischen Wesens“ welcher ihm selbst in naturwissenschaftlich Gebildeten nicht selten entgegengetreten ist. Den Boden für eine Verständigung der Geister zu bereiten, ist wesentlich Sache der Philosophie, jedoch nicht einer solchen, welche die Prätension erhebt, Fragen, die über die Grenzen der Erfahrung hinausgehen, aufzulösen, oder gar innerhalb des Erfahrungsgebiets den Ergebnissen der hier allein

*) Virchow, „Ueber die Aufgaben der Naturwissenschaften in dem neuen nationalen Leben Deutschlands.“ 44. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Rostock, 22. Sept. 1871.

competenten regelrecht angestellten empirischen Forschung durch apriorische Constructionen vorzugreifen, sondern einer Philosophie, die in ihrem speculativen Theile zu ihrem alleinigen Vorwurf hat, die Theorie der Erkenntniss auf kritischem Wege zu begründen und auszuführen, jede Aufstellung von Weltplänen aber in lauter Scheinwissen aufzulösen.

Den Wunsch, dem wir noch Ausdruck geben möchten, knüpfen wir am besten an folgende Worte aus der erwähnten Rede des berühmten Gelehrten an: „Ich hege die Vorstellung dass, wenn es möglich sein sollte, die Mehrzahl der Gebildeten einmal zu einer wirklich objectiven Analyse des menschlichen Geistes zu veranlassen, wenn sich ferner Jedermann daran gewöhnen könnte, keine Probleme zu verfolgen, die überhaupt noch gar nicht der Untersuchung zugänglich sind, sich nicht mit Dingen zu beschäftigen, von denen in der That kein Mensch Etwas wissen kann, wir ohne Weiteres über eine Menge von Schwierigkeiten hinwegkommen würden."

Auf die hier gewünschte objective Analyse brauchen wir zum Glück nicht erst zu warten, sie ist bereits als ein Vermächtniss für alle Zeit in der Kritik der reinen Vernunft niedergelegt worden. Es gilt, die allzulange versäumte Erbschaft derselben anzutreten, sie in den Kreis der exacten Wissenschaften, in denen kein blosses Meinen verstattet ist, aufzunehmen, und sie so zum Gemeingut der Gebildeten zu machen. Wir begrüssen das vorliegende Werk als einen bedeutsamen Schritt zur Erreichung dieses Zieles.

Dr. M. Hamburger.

O. Caspari, Docent zu Heidelberg, die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens. Zwei Bände, XVIII S. und 372 S.; XX S. und 464 S. 8°. Leipzig, Brockhaus 1873.

Aus der durch Darwin neu befruchteten anthropologischen Literatur heben wir hier ein Werk heraus, das innerhalb derselben einen ganz eigenthümlichen Charakter hat. Hören wir hierüber den Verf. selbst. Er habe, sagt er I. S. VII f. einsehen gelernt, „dass die sogenannte anthropologische Alterthumsforschung ebenso wie die heutige Ethnologie so lange als blosse descriptive Sammelwissenschaften erscheinen, solange sie sich nicht mit der Völkerpsychologie, insbesondere aber mit der völkerpsychologischen Urgeschichte in Verbindung zu setzen wissen.“ Es ist ihm also darum zu thun, dass sich „vom psychologisch-historischen Gesichtspunkte ein tieferer Einblick eröffne in den folgerichtig dargelegten Verlauf der ursprünglichsten und frühesten Begriffsbildung unter den Völkern, und sich ferner eine Einsicht biete in den folgerichtigen Verlauf der sich hieran anlehnenden frühesten vorgeschichtlichen Weltanschauungen des Menschengeistes.“ Der Verf. ist sich der Schwierigkeit dieser Aufgabe völlig bewusst. Er weiss, welche Reihe verschiedenartiger weit entwickelter Wissenschaften zusammengefasst werden musste, um die Grundlage zu gewinnen, „auf der sich zusammenhängend und folgerichtig das urzeitliche Geistesleben entwickeln lässt“ (S. XVIII). Die Funde der Urzeit, des Stein- und des Bronze-Zeitalters, die uns jetzt schon so massenhaft vorliegen, sind, so sagt der Verf., „im Grunde nur äusserliche werthvolle Bruchstücke, zu denen wir den geistigen Schlüssel

des Verständnisses zu suchen haben. Denn es genügt dem Geiste nicht, sich an Producten vor Augen zu führen, welche Handlungen der Urmensch in irgend einer Zeit vollzogen hat, sondern er fühlt sich fortgetrieben zu der weiteren Frage, was die Geschöpfe jener Zeit wol für Ideen damit verknüpft haben mögen" (S. XV). „Ueber diesen inneren Ideenzusammenhang" muss die Psychologie Aufschluss geben. Der „Psychologe allein vermag die geistigen Gesetze zu erforschen, die sich im Ideenzusammenhange der Menschen schon vor Jahrtausenden zur Geltung brachten, dem Psychologen allein fällt die Aufgabe zu, in das innere geistige Getriebe einzudringen, das die Menschheit beherrschte zu einer Zeit, an welche uns die heute aus der Erde gehobenen Bruchstücke menschlicher Thätigkeit zurückerinnern."

Es kann wahrlich dem Verf. nicht zum Vorwurf gereichen, dass er für diese Aufgabe die allseitig genügende Lösung nicht gefunden hat. Zur Ehre aber müssen wir es ihm, nach meinem Urtheile, anrechnen, dass er im Ganzen betrachtet den richtigen Ansatz genommen hat. Er besitzt eine ausgedehnte Kenntniss der einschlägigen Gebiete und hat sich, was hier das wichtigste und bis heute verhältnissmässig noch so selten zu finden ist, den psychologischen Sinn geschaffen. Nun dürfte immerhin jede seiner Aufstellungen anfechtbar und widerlegbar sein; jede wird auf den einsichtsvollen Leser anregend und belehrend wirken.

Wenn wir so das angezeigte Werk mit aufrichtiger Freude begrüsst haben, dürfen wir wohl nicht fürchten, diesen Eindruck wieder dadurch zu verwischen, dass wir nun in Einzelheiten unsere Bedenken äussern.

Das Werk ist in fünf Bücher getheilt. Das erste Buch beleuchtet „Die Abstammung des Menschen vom psychologischen Gesichtspunkte." Der Verf. setzt im Allgemeinen die Darwinsche Abstammungs-Theorie der Arten voraus, stellt aber über den besonderen Zusammenhang des Menschen mit den Thieren eine eigene Ansicht auf, abweichend von Darwin, Haeckel und Anderen. Diese nämlich führen den echten (den sprechenden) Menschen durch den Urmenschen oder Affenmenschen (ohne Sprache) zurück auf eine längst untergegangene anthropoide

Affenart, Menschenaffen. Diese werden von den schmalnasigen Schwanzaffen, und diese von den Halbaffen (Hemipitheci oder Prosimien) abgeleitet. Der Verf. dagegen führt den Menschen unmittelbar (d. h. durch unbekannte Mittelglieder) auf die Halbaffen zurück. Letztere selbst aber erhalten bei ihm auch wieder eine andere Stellung im System des Thier-Reiches als bei den Naturforschern. Bei diesen bilden die Halbaffen den gemeinsamen Stamm für fünf Zweige: 1) die wenigen heute noch vorhandenen Formen der Halbaffen; 2) die Nagethiere; 3) die Insektenfresser; 4) die Fledermäuse; 5) die Affen (mit Einschluss des Menschen). Diese bilden die fünf Ordnungen derjenigen Abtheilung von Säuge-Thieren, welche man Discoplacentalien nennt, wegen der Scheibenform der Placenta (des Mutterkuchens), im Gegensatze zu den Zonoplacentalien, so benannt von der Gürtel- oder Ring-Form der Placenta, welche Abtheilung von Säugethieren die Raubthiere umfasst. Beide Abtheilungen zusammen bilden die Classe der Deciduaten (so benannt von einer Haut der Placenta) im Gegensatz zu den Indeciduaten (denen diese Haut fehlt) zu denen namentlich die Hufthiere, sowohl das Pferd als die Wiederkäuer, und die Dickhäuter gehören. Beim Verf. dagegen sind die Halbaffen die Stammväter aller Gattungen der Deciduaten; der Unterschied zwischen gürtelförmiger oder scheibenförmiger Placenta soll für Charakter und Naturell (also psychologisch) ohne Bedeutung sein. Dadurch wird in der That die Reihe der untergegangenen Thierformen, durch welche sich der Mensch entwickelt hat, noch grösser, als vorhin schien; er hat also unter den jetzt lebenden Deciduaten-Arten seine Ahnen gar nicht; die abweichende, eigenthümliche Entwicklung der Menschenform beginnt früher, und ihr Berührungspunkt mit anderen Thierformen liegt tiefer auf der Leiter der thierischen Entwicklung.

Eine solche Abweichung von den zoologischen Autoritäten müsste ausführlicher begründet sein, als vom Verf. geschehen ist; wir meinen, die reine zoologische Begründung jener Ansicht hätte vor allem an sich gegeben sein müssen, bevor die psychologische Charakteristik daran anknüpfen konnte. Wenn schon bei Haeckel die Stellung der Halbaffen das Product, ich

will nicht sagen: einer Hypothese, aber doch blosser Schlüsse ist; so kann die noch weitere Ausdehnung, welche der Verf. jenem Begriffe gibt, so leicht nicht zugestanden werden. Des Verfs. „Stammbaum der Deciduaten" (I. 74) macht auf mich den Eindruck nicht sowohl einer genetischen Gruppirung, als einer logischen Eintheilung. Was den Verf. zu seiner Ansicht führte, war offenbar eine psychologische Gruppirung, der er den Stammbaum anpasste. Das war nicht der Weg, den Vorsicht lehrt.

Der Verfasser ging nämlich von folgendem Gedanken aus. Alle Deciduaten „zeichnen sich gleichmässig aus durch einen hohen Grad von Intelligenz und durch eine dem entsprechende wachsame Sorgsamkeit ihres äussern Wesens. Alle Nagethiere, Raubthiere und Affenarten sind im Allgemeinen hoch begabt, alle sind eigenthümlich rege, in ihrer Art listig, verschlagen und gewandt. Fast keine Art ist im Ganzen genommen so einfältig und so wenig listig, wie die gutmüthigen, sanften und in den meisten Arten dabei äusserlich sehr trägen Hufthiere, Scharrthiere und Faulthiere," d. h. die Indeciduaten. „Hohe Intelligenz, die sich meist in grosser List und Schlauheit äussert, und angeborene wachsame Beweglichkeit, die oft etwas Schleichendes zeigt, gegenüber den graden, oft graziösen und dennoch dabei wenig List zeigenden Bewegungen der Indeciduaten, das sind die allgemeinen unterscheidenden Charakteristiken dieser Arten" (S. 49). Zum Beweise dessen verweist der Verf. auf den Gegensatz von Schaf und Hund, Ochs und Löwen, Faulthier und Eichhorn, Flusspferd und Affen; selbst das Pferd soll in der Wildniss nur einfältig bleiben und ungewandt gegen den listigen Tiger; das Reh, freilich sehr gewandt, sei doch ein Thor dem Wolf und Fuchs gegenüber. Wir dürfen dem Verf. zum Gegenbeweise nicht den Elefanten vorführen; denn er rechnet ihn zu den Deciduaten. Aber wie steht es mit den Stachelschweinen, den Hasen, den Maulwürfen, den Igeln, den Fledermäusen? sie sind Deciduaten und scheinen doch nicht hervorragend intelligent.

Doch hören wir weiter. Sind alle Deciduaten gleich intelligent, so soll nun der psychische Unterschied im Gefühle

liegen. Im Raubthier herrscht das Selbstgefühl neben geringem Mitgefühl; im Nagethier und Affen ist das Mitgefühl hoch entwickelt, aber ohne Muth. Jenes tapfer, stolz und ausdauernd: dieses scheu und furchtsam. Der Mensch stand zwischen beiden und verband Selbstgefühl mit Mitgefühl. Diese psychologische Construction ist ansprechend genug; ihr zu Liebe hat der Verf. seine zoologische Abstammungstafel construirt. Wenn sie nur psychologisch fester stünde. Wir kennen die menschenähnlichen Affen doch noch zu wenig, um ihnen kurzweg Muth und Selbstbewusstsein abzusprechen; ich meine sogar, wir wissen schon im Gegentheil, dass es den grossen Affenarten, wie den Gorillas, gar nicht an Muth fehlt, und dass sie sich dem Menschen gegenüber nicht nur zur Wehr setzen, sondern auch den Menschen, dem sie begegnen, angreifen.

Vielleicht legt der Verf. auf die von ihm vorgetragene Ansicht von der Abstammung des Menschen nur geringes Gewicht und ist unzufrieden, dass sich unsere Kritik an diesen Punkt heftet. Auch bekenne ich, dass es ein Unrecht gegen den Verf. ist, wenn ich nun die folgenden Bücher nur kurz berühre, obwohl in ihnen der eigentliche Werth des Buches liegt. Zur Entschuldigung verweise ich nicht auf Mangel an Raum, sondern darauf, dass ich auf den Gegenstand des ersten Buches sobald nicht zurückkommen zu können fürchten muss, während sich mir vielfach Gelegenheit darbieten wird, die Themata der folgenden Bücher zu behandeln und hier dem Verf. gerecht zu werden. Was ich aber mit der vorstehenden Kritik darthun wollte ist Folgendes.

Darwin bemerkt (Abstammung des Menschen, Uebersetzung 2. Auflage I 163 f.) „Wir können wohl einsehen, warum eine Classification, welche auf irgend ein einzelnes Organ oder Merkmal (selbst auf ein Organ von einer so wunderbaren Complicirtheit oder von solcher Bedeutung wie das Gehirn) oder auf hohe Entwicklung der geistigen Fähigkeiten sich gründet, sich fast mit Gewissheit als unbefriedigend herausstellt. Der Versuch, nach diesem Principe einzutheilen, ist in der That bei den Hymenopteren unter den Insekten angestellt worden. Wurden aber diese nach ihren Instincten classificirt, so erwies sich

die Anordnung als durchaus künstlich.“ Der Grund warum nach geistigen Merkmalen nicht classificirt werden kann, ist der, dass Intelligenz und Gemüth sich je nach den Lebensbedingungen entwickelt und modificirt. Es ist aber begreiflich (das. 164), „dass Uebereinstimmungen in unbedeutenden Bildungen, in nutzlosen und in rudimentären Organen und in Theilen, welche noch nicht völlig entwickelt oder noch nicht functionell thätig sind für die Classification bei weitem die zweckdienlichsten sind; denn sie können kaum Folgen von Anpassungen sein, die in einer späteren Zeit etwa eingetreten wären. Sie offenbaren uns daher die alten Descendenzlinien oder die eigentliche Verwandtschaft.“ Alles Seelische aber ist Anpassung.

Am meisten aber spricht gegen des Verf.s Unternehmen, von der Psychologie ausgehend die Stellung der Thiere zu einander zu bestimmen, sowohl die geringe Entwicklung der Thier-Psychologie, als auch der immer noch nicht genügende Zustand der allgemeinen Psychologie. Sind das wirklich scharf umrissene und genau gegliederte Begriffe: hohe Intelligenz, Selbstgefühl, Mitgefühl? Hat etwa der Ochs nicht so viel Intelligenz als der Löwe? Das Volk nennt den Ochsen einen Philosophen. Hat die Ratte nicht Selbstgefühl und Muth? Welches Thier hätte nicht Selbstgefühl und, wenn es Kraft hat, also dem Schwächern gegenüber, auch Muth? Und der Starke schämt sich nicht vor dem Stärkern zu weichen und wird ihn nicht angreifen. Wenn der Verf. von der Intelligenz der Raubthiere spricht, scheint er den von ihm gebildeten Begriff der „Apperceptions-Enge“ ganz vergessen zu haben. Hat der Wolf eine Apperceptions-Weite, wie sie das Reh nicht hätte? Der Pferdeverstand soll in der Wildniss einfältig bleiben; ist er aber „erziehungsfähig,“ so steht er doch wohl schon ursprünglich höher als der nicht erziehungsfähige Tiegerverstand. Der Hund ist Hund nur durch Abrichtung, Zähmung; sonst ist er ein Wolf. Wie verschieden sind doch geistig zwei sich physisch so nahe stehende Thiere, wie Hund und Wolf!

Es wird also ganz richtig sein, „dass das morphologische Merkmal nicht ganz ausser Beziehung zum Geiste und zu den

angeborenen Fähigkeiten steht;" aber es dürfte heute noch nicht möglich sein, diese Beziehung zu erkennen, ja nur erst die Beziehungspunkte auf beiden Seiten zu finden.

Das zweite Buch handelt von den „Uranfängen der menschlichen Cultur und Gesittung." Hier spricht der Verf. glücklich über die ursprüngliche Gesittung des Menschen. Daran knüpft sich die Entwicklung der Sprache, Wiege und Ausbreitung des Menschengeschlechts, Ausbildung und Werth der Handgeschicklichkeit. Dem dritten und vierten Buche ist die Religion vorbehalten. Das fünfte Buch „der ursprüngliche Aufschwung des intellectuellen Lebens" spricht von der Schrift, der Zahl und den Anfängen der Wissenschaft und Kunst, woran sich endlich „Rückblicke und philosophische Ergebnisse" schliessen.

Aus all dem wäre vieles Richtige herauszuheben. Wir müssen uns auf den Widerspruch beschränken und können auch diesen nur andeuten. Es handelt sich wesentlich um folgende Punkte.

1) Was kann sich im Laufe des Lebens der Menschheit entwickelt haben, und was hatte der Urmensch gerade so wie wir? So weiss ich z. B. nicht, was ich mir darunter denken soll, wenn es beim Verf. (I 258) heisst: „Hand in Hand mit der Ausbildung der Erinnerungs- und Apperceptionsfähigkeit durch die Sprache, und Hand in Hand mit der Einbildungskraft und Combinationsfähigkeit, geweckt endlich durch die bewegliche Geschicklichkeit der Arme, der Hände und des Geistes, begann sich allmählich auch die Fähigkeit der Ideenassociation bedeutend zu steigern."

2) Der Verf. führt die Wirkung leitender Persönlichkeiten schon für die Bildung der Sprache und Religion ein. Ich meine solche Persönlichkeiten treten erst mit der Geschichte auf.

3) Dass die Erfindung des Feuers in der Urgeschichte der Menschheit, besonders der Religion, eine Epoche macht, ist unzweifelhaft. Wenn aber der Verf. meint, in der Sage von Prometheus und den entsprechenden indischen Sagen liege eine Erinnerung an diese Erfindung, so ist das echter Euhemerismus. Jene Sagen beweisen im Gegentheil den Mangel jeder Spur einer geschichtlichen Erinnerung. Auch scheint der Verf.

die Erfindung des Feuers zu spät anzusetzen, wenn er sie in die spätere Steinzeit (II, 38) verlegt; denn Spuren des Feuers hat uns der Höhlen-Mensch, der Zeitgenosse des Höhlen-Bären hinterlassen, der auch keineswegs so roh und unmenschlich war, wie ihn der Verf. zu denken scheint. Dann führt er wiederum die Priester viel zu früh in die Geschichte der Religion ein.

Alle diese Widersprüche gegen den Verf. kann ich hier nur andeuten. Sie geltend zu machen, wird sich die Gelegenheit wohl finden. So sei schliesslich nur dies bemerkt: die Ansichten des Verf.s, denen ich entgegen trete, sollen nicht schlechthin als irrig abgewiesen werden; vielmehr wird jeder, der dieselben durchdenkt sich angeregt und befruchtet fühlen: und das ist für immer das Zeichen eines guten Buches.

L. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Zweiter Band. Cotta 1872. 391 S. 8°.

— — Zur Entwicklung der Menschheit. Vorträge. daselbst 1871. 150 S. 8°.

In den beiden angezeigten Bänden liegt uns der Nachlass des Verfs. vor, für dessen Herausgabe wir dem Bruder des leider so früh Verstorbenen zu Dank verpflichtet sind. Das Vorliegende aber lässt uns nur die Grösse des Verlustes etwas näher ermessen. In der Vorrede zu Band I heisst es Seite IX: „Das erste Buch behandelt das Verhältniss von Laut und Begriff; das zweite und dritte haben die Elemente des Culturlebens, wie sie sich in der Sprache wiederspiegeln, und die Sinnesentwicklung zum Gegenstand; erst dann werden die eigentlichen Keime des Denkens selbst betrachtet werden können.“

Schon hiernach scheint es, als hätte der Verf. den letzten Theil seiner Aufgabe, offenbar den wichtigsten, kaum auch nur für sich selbst einigermaassen durchdacht und gegliedert gehabt, da er über denselben nicht ein viertes Buch, überhaupt keine bestimmte Ausführung versprach. Der jetzt herausgegebene II. Band enthält auch nur das zweite und dritte Buch und zwar das zweite noch nicht in der Form, in welcher der Verf. es zur Veröffentlichung bestimmt hatte, das dritte aber sogar unvollständig.

Eine Ergänzung bieten „die Vorträge.“ Es sind sechs, von denen fünf schon zerstreut gedruckt, aber wenig bekannt geworden waren. Sie behandeln im Kurzen einige wesentliche Punkte, die in das zweite und dritte Buch gehören, namentlich die Entstehung des Werkzeugs, des Feuers, der Schrift und die Entwicklung des Farbensinnes. Der letzte Gegenstand ist in der Tat höchst anziehend, und da ich meinen Gegensatz zum Verf. im Allgemeinen schon dargelegt habe (diese Zeitschr. Bd. VI u. VII), so will ich hier auf einiges Einzelne eingehen.

Der Verf. fragt: „Hat das menschliche Empfinden, hat die Sinneswahrnehmung eine Geschichte?“ So fragt jemand, der nichts von Psychologie versteht. Ist denn „Empfinden“ und „Sinneswahrnehmung“ dasselbe? Letztere könnte eine Geschichte haben, ohne dass ersteres sie hätte. Der Geist hat Geschichte; Sehen aber, wie ich öfter ausgesprochen habe, ist nicht Sache des Auges, sondern des Geistes; also hat das Sehen eine Geschichte. Was hier aber Sehen heisst, ist Sinneswahrnehmung, aber nicht Empfinden. Doch giebt mir der Verf. nicht einmal Veranlassung, diesen Punkt genauer zu entwickeln; es handelt sich bei ihm nur um das Verhältniss zwischen Wort und Anschauung. In den alten Hymnen der Inder nämlich wird auf das häufigste der Himmel gepriesen; er wird aber nie „blau“ genannt. Die Erde ebenso wird nie „grün“ genannt. In der Bibel, im Homer bemerken wir dasselbe. Was beweist das? Der Verf. sagt, es sei ein allgemeines Gesetz: „Die Begriffe gehen von Extremen aus, und zur Bezeichnung ähnlicher Dinge von weniger extremem Charakter allmählich über. Was die Farben betrifft, so stei-

gert sich die Gleichgültigkeit in Betreff der Mittelfarben gegen die Urzeit hin in immer stärkerem Maasse, bis zuletzt nur die äussersten Extreme, schwarz und roth übrig bleiben. Ja es lässt sich nachweisen, dass der geschichtliche Fortschritt sich dem Schema des Farbenspectrums entsprechend fortbewegt hat, dass z. B. für Gelb die Empfindlichkeit früher als für Grün geweckt war.“ So spricht jemand, der nichts von Psychologie versteht. Ist Bezeichnung einer Sache und Empfindlichkeit für dieselbe so identisch, dass, wo jene fehlt, wir auf den Mangel der letzteren schliessen müssen? Also der alte Hebräer, Inder, Chinese konnten die Farbe des Raben und des Himmels nicht unterscheiden. Mit dem Worte nicht, aber auch nicht mit dem Auge? Unterscheiden wir denn nicht, was wir unter demselben Begriff zusammenfassen? Haben wir so viel Farbennamen, wie unser Auge durchschnittlich unterscheiden kann? Wenn unsere Damen eine gleichfarbige Ergänzung zum Stoffe eines Kleides suchen, lassen sie sich dann einen Stoff gefallen, dessen Farbe wir nicht anders benennen können, als die des Kleides? Unterscheiden wir nicht Schattirungen, für die uns kein Name zu Gebote steht?

Wenn der Himmel nicht blau, die Erde nicht grün genannt wird, so beweist dies nur, erstlich, dass man kein Interesse für die Farbe hatte, und darum auch noch kein Wort; zweitens aber, da man doch den Himmel nicht schwarz nannte, wie den Raben, so beweist dies vielleicht, dass man den Himmel so nicht nennen wollte, ein besseres Wort aber nicht hatte.

Ferner: da eben die Wörter die Farben-Unterschiede, die man mit dem Auge wohl erkennt, nicht decken, so bilden sich bei allen Völkern in der Bezeichnung der Farben conventionelle Benennungen, die eine Vergleichung in sich schliessen. Bei diesen Vergleichungen, wie goldgelb, veilchenblau, feuerroth und purpurroth, wirken nicht bloss die Farben selbst als Tertium, sondern auch die sonstige Natur oder vielmehr Schätzung des Dinges. Lieber Leser, hast du schon einmal einen schneeweissen Busen oder Hals gesehen? schon einmal kirschrothe Lippen? perlenweisse Zähne? Antwortest du mir wohl über-

legt mit einem herzhaften Ja, so sage ich eben so herzhaft, ich kenne mit Pindar Veilchenlocken und mit Homer veilchenfarbiges Eisen, worüber der Verf. vor Verwunderung ausser sich gerathen ist. Sagen wir nicht alle: stahlblau? Und so mag Homer die Haare des Odysseus der Hyacinthblume gleich nennen, ohne dass daraus folgte, er habe andere Augen gehabt als wir, wie der Verf. schloss.

So wird denn wohl der Leser die Ueberzeugung gewinnen, es dürfte hinter dem Terminus „Apperception“ eine nicht unwichtige Erkenntniss stecken. Diese aber war es eben, welche dem Verf. abging, und so ward er in seltsamen Irrthümern verstrickt.

Uebrigens vergisst der Verf. ganz solche Ausdrücke, wie Bunt, Schecke, Blässe u. s. w., welche uns zeigen, dass der Mensch, bevor er die einzelnen bestimmten Farben bezeichnete, den Gesammteindruck verschiedener Farben empfand und benannte.

Seine Ansicht von der Schrift hat er ganz problematisch gelassen; denn nachdem er gezeigt zu haben glaubte, dass die Schrift vom Tättowiren ausgehe, „so glaubte er, dass der Ursprung der Schrift sich ohne allzugrosse Lücken auf diesem Wege erklären lässt.“ Wie das geschehen soll, hat er uns nicht gesagt. Alle einzelnen Stufen enthalten „einen zwar bewundernswerthen, aber nicht mehr geradezu wunderbaren Fortschritt“ (Abh. S. 83), den er aber nicht dargelegt hat. Dieser Punkt jedoch ist nicht der schwache Theil seiner Arbeit. Denn in Betreff „des phonetischen Elementes der ägyptischen und chinesischen Schrift und seiner Entwicklung“ erklärt er sich S. 68 mit meiner „Entwicklung der Schrift“ einverstanden. Er hätte also dafür auf mich verweisen können.

Was ihn von mir trennt ist seine Ansicht vom Ausgangspunkte der Schrift. Er leugnete das Vorkommen einer Vorstellungs- oder Bedeutungs- oder Ideenschrift. Dies ist um so mehr zu verwundern, als man schwer einsieht wie ein tättowirtes Bild oder Zeichen etwas anderes als Ideenschrift sein können. Wenn bei den Indianern Amerikas eine „rothe Hand“ auf Rinde, auf Thierfellen, auf Holztafeln, oder auch

auf dem Körper von Tänzern als heiliges Sinnbild gefunden wird, wodurch diese Gegenstände dem Sonnengotte geweiht sind (S. 83) — ist das nicht Ideenschrift? Es scheint, als habe es dem Verf. nur daran gelegen, die Ehre der mexikanischen Schrift als einer Lautschrift zu retten, die man lesen und nicht als Bilderschrift deuten müsse. Dann hätte er zeigen sollen, wie irgend ein mexikanisches historisches oder gerichtliches Document, welches wir andere als Vorstellungsschrift deuten, vielmehr gelesen werden müsse. Warum hat er das nicht gethan? Statt dessen bemüht er sich in leeren Sätzen zu behaupten, dass es überall keine Ideenschrift gebe. Es sei falsch anzunehmen, „die Schrift sei aus einer Art von Malerei hervorgegangen, die ersten Darstellungen seien Gemälde gewesen . . . Schrift ist ein Zeichen für die Sprache, sagt schon Aristoteles, und diese Definition bewährt sich an den Hieroglyphen bis in ihren ersten Ursprung“ (S. 66). Das Schluss-Wort ist falsch ohne das Vorangehende falsch zu machen. Die ägyptische Hieroglyphe mag Zeichen für die Sprache sein, ohne dass sie es in ihrem ersten Ursprunge gewesen wäre. „Auch da wo Wort und Sprache zusammenfallen, ist das Bild doch nur Zeichen des Wortes; es soll Sprache wecken, an einen Laut, nicht an ein Ding erinnern, durch das Auge für das Ohr, nicht für die Vernunft unmittelbar sprechen. Die Schrift ist nicht zum stummen Betrachten da; sie will gelesen, laut gelesen sein. Die Bilder müssen wie die Worte zu Sätzen, nicht wie Figuren eines Gemäldes zu einer Gesammthandlung zusammengeordnet werden“ (S. 66). Gewiss, *wenn* es Lautschrift ist; der Irokese aber und auch der Mexikaner hat keine.

Der Verf. sagt: (II, 107) „die Menschen standen gerade in der ältesten Zeit mit ihrer ganzen Vernunft so völlig unter der Herrschaft des Wortes, dass nothwendig ein Bild eben das was es hiess auch bezeichnen, und wie es gelesen klang, auch verstanden werden musste.“ Ist denn „Wort“ und „Wortlaut“ dasselbe? Und hat denn der, der unter der Herrschaft des Wortes steht, ein Bewusstsein vom Wort? Wer aber Laute schreiben wollte, musste doch ein Bewusstsein von Lauten des Wortes haben. Hier ist der Verf. in die Phrase gefallen.

Nun aber das Letzte: „Aus diesem Grunde ist es gewiss richtiger zu sagen, die Malerei habe sich aus der Schrift entwickelt, als umgekehrt“ (II, 107). Diese geistreiche Behauptung, die auch als solche in ihrer Nichtigkeit nachgewiesen werden kann, scheitert daran, dass wir Zeichnungen aus der diluvianischen Zeit gefunden haben, mit denen Instrumente nicht „als Besitz bezeichnet,“ sondern geschmückt werden sollten. Alle die, welche meinen der Höhlen-Mensch sei ein thierähnliches Wesen gewesen, mögen sich, ausser den andern Zeichnungen, diejenige auf dem Griffe eines Dolches ansehen, welche sich bei Lubbock, Prehistoric times, 3. Aufl. S. 335, wiedergegeben findet. Hier wird in wirklich staunenswerther Weise die Lage des zu zeichnenden Thieres genau der Räumlichkeit des Renthierhorns angepasst, welche eben zum Griffe dient, und mit jenem Bilde ausgefüllt werden soll.

Ich fühle bei dieser Kritik ein doppeltes Unbehagen. Erstlich wiedersteht es mir zu sehen, wie sich der Verf. piquirt, die „rein thierischen Thätigkeiten“ nachzuweisen, aus denen die Vernunft ganz ohne Vernunft hervorgegangen sein solle. Er ist sich hierbei über sein Bestreben und seine Voraussetzungen durchaus unklar. Er sagt (Band I. S. 84): „Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, dass es keineswegs meine Meinung ist, als sei der Mensch jemals Affe oder irgend ein anderes der Gattung nach von ihm verschiedenes Thier gewesen; aber dass der Mensch aus einem Geisteszustande hervorgegangen ist, in welchem er sich von dem anderer Thiere thatsächlich nicht unterschied, dieses glaube ich allerdings, oder vielmehr, ich glaube es zu wissen.“ Beide Sätze sind falsch. Auch ich werde nicht die Tautologie aussprechen, der Mensch sei nie Thier gewesen, weil ich nie den Widerspruch in sich aussprechen werde, der Mensch sei Thier gewesen. Aber das muss ich mit Darwin anerkennen, dass der Mensch aus einem Affengeschlecht hervorgegangen ist. Es gab also eine Zeit, wo der Mensch noch nicht war; aber da er nun hervorgegangen war, so war er Mensch, und nicht thierisch.

Das andere aber ist folgendes. Wahre Kritik bewegt sich freilich nur um ausgesprochene Sätze, und so thut es die vor-

stehende. Thatsächlich aber wird jeder Tadel von dem Verf. der Sätze, oder nach dessen Tode von denen, die ihm innerlich nahe standen, gefühlt. Nun aber war sich unser Verf. nicht bloss unklar, sondern er war schwankend und hat sein eigentliches Princip noch gar nicht ausgesprochen, weil er noch nach zwei Seiten hingerissen ward und nicht zur ruhigen, festen Ueberzeugung gelangt war. Er sagt (II, 123): „Von Seiten des innern Wesens dieser Bräuche (des Tättowirens u. a.) sind wir also auf das Heilige verwiesen, welches auf die Bildung des menschlichen Empfindens eine unglaubliche, fast unumschränkte Herrschaft ausgeübt hat; und es kann nicht meine Absicht sein, die höchste Triebfeder des in unserm Geschlechte aufgetretenen Wollens von einem andern als ihrem eigenen Mittelpunkte aus darzustellen, oder sie durch Vermischung mit der Form, in der sie wirksam wird, zu trüben. Wie und wieso die Urzeit das Heilige empfand, — wodurch sie getrieben wurde, dasselbe darzustellen oder anzudeuten, das ist gegenwärtig nicht die Frage. Die Fähigkeit zu solchen Regungen ist an sich schon etwas die Menschlichkeit ebensosehr Unterscheidendes wie die zur Sprache. Diese Fähigkeit muss für sich erklärt werden, und sie kann es. Aber wenn es wahr ist, dass die Schrift, und zwar vielleicht ursprünglich in der Gestalt des Tättowirens, dem religiösen Triebe entspringt, so ist die Aufgabe, die ich mir hier zunächst gestellt habe, noch nicht die Erklärung jenes Triebes selbst, so wenig wie die Culturentwicklung, in deren Folge die Menschen zum Werkzeuge übergegangen sind, sondern nur der Nachweis, aus welchen rein thierischen Thätigkeiten, nach dem Eintritt jener neuen Anstösse, wie sie dort die Culturbewegung, hier der Götterglaube gegeben hat, nun die neuen bloss menschlichen Handlungsweisen als Metamorphosen hervorgegangen seien.“ Wo aber hätte sich der Verf. über das Wesen und den Ursprung „jener Triebe“ und jener „neuen Anstösse“ geäussert? Und ist denn nicht gerade bloss ihr Ursprung der Ursprung der menschlichen Vernunft? Darum fehlt auch meiner Kritik der Ansicht des Verfs. der eigentliche Kern und Mittelpunkt, und der Verf. könnte sagen, er

sei zu einer Kritik, der er unterworfen werden sollte, zu früh gestorben.

In diesem Unbehagen tritt mir eine Aeusserung des Verfs. entgegen, die er etwa fünf Monate vor seinem Tode gethan hat, Ende März 1870, und mit der Anführung derselben will ich vom Verf. Abschied nehmen. Sie hat meine volle Zustimmung, sie spricht entschieden aus, was ich schon öfter ausgedrückt habe. Sie sagt nichts Neues, sie spricht nur die Göthesche, die Humboldtsche Ansicht vom Menschen aus. Sie lautet (Abh. 109): „Obwohl der Mensch unzweifelhaft aus thierischer Armuth und Hülflosigkeit sich zu seiner gegenwärtigen Höhe emporgerungen hat, so sehen wir doch schon seine frühe Kindheit von dem Schimmer des Idealen umkleidet*), und es ist keineswegs die Noth, die ihn erfinderisch machte, noch auch praktische Klugheit, die ihn antrieb, seine materielle Lage zu verbessern, sondern gerade in seinen frühesten Schöpfungen zeigt sich Begeisterung und Phantasie vor allem wirksam, und was ihm am meisten segensvoll zu werden bestimmt war, ist nicht seine Fähigkeit, das Nützliche zu erspähen, sondern es ist das Künstlerische, das zwecklos Gestaltende in ihm, und der Sinn für den in sein Auge fallenden Strahl der sinnlichen Schönheit."

W. H. J. Bleek, Ueber den Ursprung der Sprache. Herausgegeben mit einem Vorwort von E. Häckel. Weimar, Boehlau 1868. 72 S. 8°.

An die beiden vorstehend besprochenen Werke knüpfen wir wohl passend die Abhandlung des Herrn Bleek. Dass sie selbst in naturwissenschaftlichen Kreisen bekannt ist, verdankt sie wohl ihrem berühmten Herausgeber, dem ausgezeichneten

*) Lubbock an der S. 125 angeführten Stelle sagt: In considering the probable con dition of these ancient Cave-men, we must give them full credit for their love of art, such as it was.

Zoologen; und dass dieser sich für sie interessirte, rührt von einer sehr verwandten (schwerlich ganz gleichen) Weltanschauung, die er und sie bekennen. Indessen würde man sich täuschen, wenn man meinte, Darwin sei der geistige Grossvater derselben: denn sie war 1853 schon vollendet, und es ist später nichts Wesentliches an ihr geändert, noch zu ihr hinzugekommen. Dies erschwert die Kritik. Diese kann nur bedauern, dass der Verf. nicht aus der gewiss sehr reichen Erfahrung, die er während seines langjährigen Aufenthaltes in Südafrika, unter den fast am niedrigsten stehenden Menschen, gemacht hat, so viel wie möglich zur Erforschung des Ursprungs der Sprache mitgetheilt hat. Dies, bitten wir ihn, möge er nachholen.

Sollen wir nun sagen, was, nach unserer Meinung, die Abhandlung des Verfs. heute werth ist, so käme es darauf an, zu bestimmen, für wen. Unter allen Umständen ist sie lesenswerth. Wer aber immer sie liest, wird finden, dass sie eine Jugend-Arbeit ist: tief, aber unentwickelt. Nicht bloss der Ursprung der Sprache, auch das Verhältniss zwischen Philologie oder Geschichtsforschung und Naturwissenschaft wird besprochen. Es werden Grundzüge der Entwicklung der Sprache kurz entworfen; d. h. es wird erzählt, wie sich die Sprache entwickelt haben soll — psychologisch erklärt wird nichts. Das ist freilich ein grosser Mangel. Denn die richtigste Entwicklung, von der man nicht einsieht, wie sie sich vollzogen haben soll, wie sie möglich war, ist mehr als mangelhaft. Seine Philosophie schmeckt nach Schoppenhauer, insofern bei ihm die Willenskraft „lebenspendend“ und alldurchdringend ist.

Gegen manchen Punkt hätte ich Widerspruch zu erheben. Indessen fühle ich mich wenig getrieben, ihn auszusprechen. Lieber hebe ich hervor, dass auch der Verf. von der Onomatopöie ausgeht. Ich könnte noch manchen Punkt erwähnen, den ich billige, wenn er nicht so ganz unentwickelt geblieben wäre. Dieser Umstand aber gerade macht wahrscheinlich die Abhandlung manchem Leser recht angenehm.

H. Steinthal.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Weiteres zur vergleichenden Syntax

— Wort- und Satzstellung —

(vgl. Bd. VI., S. 376 fg.)

Von

Georg von der Gabelentz.

I. Einleitung.

In meinem vorigen Aufsatze habe ich versucht die Sätze zu entwickeln, von welchen meiner Ansicht nach die vergleichende Syntax ausgehen muss, und ich habe hierbei unter dem Namen „psychologisches Subjekt“ und „psychologisches Prädicat“ zwei syntaktische Kategorien aufgestellt, welche nach meiner Ueberzeugung in jeder Sprache vertreten, in allen Sprachen gleichmässig für den Satzbau bestimmend sein müssen. Die folgenden Seiten sollen das dort Gesagte theils erläutern, theils erweitern und ergänzen; der Leser, der meinen heutigen Untersuchungen folgen will, möge es sich also nicht verdriessen lassen, noch einmal meine vorige Arbeit durchzugehen. Erfahrungen, die ich inzwischen gesammelt, haben mich gelehrt, dass ich mich in den zwölf Paragraphen meiner „Ideen“ zu kurz und knapp gefasst, zu wenig darauf Bedacht genommen, naheliegenden Einwänden und Missverständnissen zu begegnen, kurz, dass ich meinen Lesern die Arbeit saurer gemacht habe, als ein Schriftsteller soll: möge es mir heute gelingen, das Versäumte nachzuholen.

II. Das Problem der vergleichenden Syntax.

§. 1. Die vergleichende Sprachwissenschaft verfolgt einen doppelten Zweck, einmal will sie die Sprachen ihrer Verwandtschaft nach ordnen: das ist der genealogische Theil ihrer Aufgabe; dann aber will sie auch das gesammte Sprachmaterial nach Inhalt und Form klassificiren, darthun, welches das Verhältniss des sprachlichen Ausdrucks zum auszudrückenden Begriffe oder Gedanken sein könne: und dies möchte ich die völkerpsychologische Seite des Problems nennen.

§. 2. Die Grammatik einer einzelnen Sprache kann und darf nun nach diesen beiden Richtungen hin Perspectiven eröffnen; derartige Seitenblicke mögen sogar dem Lernenden, wenn sie sich auf ihm bekannte Regionen richten, eine willkommene mechanische Nachhülfe bieten. Nothwendig aber sind sie nie: sie sind mit dem Zwecke der Einzelsprachlehre vereinbar, nicht durch das Wesen einer solchen bedingt. Denn indem ich Jemanden in einer Sprache unterweise, will ich ihn eben nur dieser mächtig machen. Was ich dabei zu seiner Bequemlichkeit oder zu seiner Anregung thue, ist Sache der Methode; nur insofern meine Behandlung des Stoffes dem Wesen dieses selbst folgt, ist sie eine systematische, also wissenschaftliche. Der Lernende aber will ein Doppeltes erreichen: er will den sich ihm bietenden Sprachstoff — Worte, Formen, Constructionen — verstehen, und er will seine Gedanken in dem fremden Idiome richtig ausdrücken lernen. Darum muss eine Grammatik zweierlei beantworten:

1) was bedeutet eine jede sprachliche Erscheinung? und
2) welche Ausdrucksformen besitzt die Sprache für die Gedanken?

§. 3. Und hieraus ergeben sich zwei nothwendige Theile oder Systeme einer jeden Grammatik, die mit der uns geläufigen Eintheilung in Formenlehre und Syntax nichts zu schaffen haben. Ob Wortform, Formwort, oder Construktion, — Alles ist ja nur Sache der sprachlichen Erscheinung. Dass unsere lateinischen Grammatiken und ihr zahlreicher Anhang sich ohne jene von mir vorgeschlagene Zweitheilung behelfen, erklärt sich

leicht aus Gründen der Methode; wer an die Erlernung eines seiner Muttersprache verwandten Idiomes geht, bringt eben schon eine beträchtliche Quantität Vorkenntniss oder doch Sprachgefühles mit und verlangt nicht, dass der Lehrer ihm auseinandersetze, was er sich selbst aus dem Finger saugen kann. Und wenn man weiter bedenkt, dass streng genommen der zweite Theil einer solchen Sprachlehre genau dieselben Thatsachen, nur in anderer Ordnung, unter anderen Gesichtspunkten lehrt, die schon der erste enthält, dass er sich zu diesem etwa so verhält, wie ein deutsch-lateinisches Wörterbuch zu einem lateinisch-deutschen: so wird man einsehen, wie auch die schriftstellerische Oeconomie dafür sprechen kann, beide Theile thunlichst in einander zu verarbeiten, zu verschmelzen.*)

§. 4. Wie aber, wenn es gilt, eine uns ganz heterogene Sprache wissenschaftlich darzustellen? Unter den mir bekannten Arbeiten dieser Tendenz erscheinen mir zwei als mustergültige: Schott's Chinesische Sprachlehre und Steinthal's Werk über die Mande-Negersprachen. Schott hat allerdings die Aufgabe nur in ihrem ersten Theile zur seinen gemacht, nur die Spracherscheinungen und zwar die wichtigsten derselben systematisch geordnet und erklärt. Steinthals Werk dagegen ist recht eigentlich eine doppelte Grammatik, in zwei, fast gleich schwer wiegende Abtheilungen zerfallend.

§. 5. Ich habe mich absichtlich bei diesen allgemeinen Vorerörterungen länger aufgehalten, als es auf den ersten Blick nöthig scheinen mag. Denn einmal gilt, was für die Grammatik überhaupt maassgebend ist, selbstverständlich auch für die Syntax; und zweitens gebührt meines Bedünkens der Syatax eine weit wichtigere Stellung in der Grammatik, als die ihr

*) Die tabellarische Form, die einzige, in welcher eine wahrhaft wissenschaftliche Vereinigung beider Systeme ohne Wiederholungen denkbar wäre, ist aus praktischen Gründen unanwendbar. Sie erscheint mir aber als die ideale, und ich meine, wenn Jemand eine Sprache grammatisch vollständig begriffen hat, so wird er in seinem Geiste den Sprachstoff tabellenartig ordnen. Die von mir vorgeschlagene dualistische Anordnung ist nur ein Surrogat für die tabellarische: die Tabelle wird so zu sagen erst der Länge, dann der Quere nach abgelesen.

gemeiniglich eingeräumte. Jede sprachliche Aeusserung, jedes Wort, jede Form hat syntaktischen Werth; die lebendige Rede dient nie blos zum Ausdruck eines Einzelbegriffes, sondern immer zur Mittheilung einer Begriffsverbindung, eines Gedankens. Wie innerhalb dieses die Begriffe geordnet, verbunden und geschieden werden, ist für die Funktionen der Wörter und Worttheile, für die Abgrenzung der Redetheile bestimmend. Ein Beispiel statt vieler: Eine Sprache, die keinen lautlichen Ausdruck der Copula besitzt, kann auch zwischen Prädicatswörtern, welche die Copula in sich schliessen und solchen, welche dies nicht thun, also zwischen Prädicatsnomen und Verbum keinen durchgreifenden Unterschied machen. Gesetzt nun, es studirt Jemand die Formenlehre einer solchen Sprache ohne Kenntniss von dieser ihrer Eigenthümlichkeit, er stösst in der Lehre von der Conjugation auf Futurum und Perfectum des Wortes, das „König" bedeutet, und findet jenes durch „Kronprinz", dieses durch „Exkönig" übersetzt: wie wird ihm da werden? soll er im finstern tappen, bis ihm, fünfzig Seiten später, in der Syntax ein Licht angezündet wird?

§. 6. Und nun zur vergleichenden Syntax. Die Vergleichung einer möglichst grossen Anzahl von Sprachen unter dem syntaktischen Gesichtspunkte ist ihr nur Mittel, nicht Zweck. Die Erfahrung ist ihr Erkenntnissgrund, ihre Methode die induktive, so lange es gilt die Gesetze zu finden, in denen sich die Erfahrungen bewegen; den deduktiven Gedankengang aber wird sie einschlagen müssen, sobald es darauf ankommt, die Nothwendigkeit der entdeckten Gesetze zu begreifen, und Psychologie und Logik werden ihr dann den Hebelpunkt bieten.

III. Der Sprachgeist und das „Construiren."

§. 7. Mir schwebt ein Distichon Tegnèr's über die Deutsche Sprache vor: auf einen lobspendenden Hexameter folgt da ein neckischer Pentameter des Sinnes: „Hüte Dich, dass Du das erste Wort nicht vergessen hast, wenn Du beim letzten angelangt bist!" So unrecht hat der Dichter nicht; das Construiren eines Deutschen Satzes erinnert oft an das bekannte

Studentenspiel: „Der Graf von Luxemburg." Wie fern liegt da das Zusammengehörige auseinander!

Gehört es denn aber zusammen?

Wenn das Construiren weiter nichts sein soll, als eine logische Uebung und etwa eine Beihülfe zum Uebersetzen, dann meinethalben: verrenkt die Glieder eines deutschen Satzes wie ihr wollt, ordnet die Wörter einer ciceronianischen Rede nach den Grundsätzen der französischen Grammaire, wenn die nun einmal die Logik gepachtet haben soll, — ein Elementarschüler wird es Euch Dank wissen. Gebt aber ja eure „construirten" Sätze nicht für deutsche oder lateinische, gebt eure Construktionen nicht für grammatische Arbeiten aus und, — wenn die Bitte nicht zu unbescheiden ist, — nennt das, was ihr da treibt, nicht mehr Construiren eines Satzes, nennt es lieber Destruiren: das kommt der Wahrheit näher!

Oder treiben wirklich einzelne Sprachen ein so tolles, wüstes Spiel, voll willkürlicher Kuppeleien und grundloser Ehescheidungen, hier Zusammengehöriges weit auseinanderreissend, dort Heterogenes zusammenfügend? Sind sie so vernunftwidrig und sind die Constructionsmänner gar so vernünftig, dass sie jene, „die freie Tochter der Natur", nach ihrem Exercierreglement drillen dürften? Was ist denn das Organische, die Sprache, wie sie geworden und gewachsen ist, oder die Schablone, nach der man sie ummodelt? und was wird also wohl das auf Nothwendigkeiten Beruhende, Vernünftige sein?

§. 8. Man verstehe mich recht: nicht das Construiren an sich will ich angreifen, — das hiesse das syntaktische Verständniss der Sprachen selbst in Frage stellen: sondern nur die mechanische Methode, die dabei beobachtet wird, und die mit dem Geiste der einzelnen Sprache nichts zu schaffen hat. Handelt es sich um poetische und rhetorische Licenzen, um ungewöhnliche Spracherscheinungen irgend welcher Art, um die Entwirrung kunstvoller, langathmiger Perioden: so ist dort die Uebertragung in das Sprachgebräuchliche, hier die Auflösung in kleinere Sätze der sicherste Weg zum Verständnisse des Textes und die beste Gewähr für dieses Verständniss. Aber man soll nur nicht über das Sprachgemässe zurück-

gehen, um sich nicht durch das gewohnheitsmässige Umstellen der Satztheile den Sinn für die Wortstellung abzustumpfen.

§. 9. Ich glaube Grund zu dieser Polemik zu haben. Man hat, scheint mir, die Wortstellungserscheinungen über Gebühr der Rhetorik zugewiesen und dadurch die Grammatik an ihrem Grund und Boden gekürzt.

Der Satz ist eine Einheit, und zwar eine grammatische Einheit, so gut wie das Wort; was aber ihm seine Individualität, seine Physiognomie verleiht, sind nicht nur die einzelnen Wortindividuen für sich betrachtet, sondern ist nicht minder die Art, wie diese seine Theile in ihm gruppirt sind, also die Anordnung der Wörter und Wortgruppen. Sofern diese Anordnung für die Beziehungen der Satztheile aufeinander bestimmend ist, ist sie ein grammatischer Faktor, so gut wie die Wortformen und die Hülfswörter; und wenn sie das ist, so darf man sie nicht der Rhetorik zuweisen.

§. 10. Von unseren Formsprachen haben nun freilich manche eine grosse Beweglichkeit der Satzglieder; diese Glieder kann man transponiren, ohne dass der Hörer oder Leser etwas wesentlich Anderes erfährt. Ich kann sagen: canis puerum mordet, oder canis mordet puerum, oder mordet canis puerum, oder mordet puerum canis: immer tritt Dir dasselbe Bild vor die Seele, — ich habe jedesmal anders geredet, aber doch immer das Nämliche gesagt. Was ist es denn aber anders, wenn ich sage: puer a cane mordetur? warum redet man dort von rhetorischen Freiheiten, Willkürlichkeiten, und hier von einer grammatischen Erscheinung? doch wohl nur, weil nun plötzlich auch andere Wortformen auftauchen:

„Das geht schon ehr, man sieht doch, wo und wie!“

Dabei bezeichnet man denn oft als fein oder schön, was doch blos das den Umständen nach einzig Richtige war. Die folgenden Bemerkungen dürften Beispiele hierfür liefern.

IV. Psychologisches Subjekt oder rhetorischer Nachdruck?

§. 11. Ein Einwand, der mir öfter gemacht worden, ist der: es erkläre sich die auffällige Voranstellung einzelner Satz-

theile daraus, dass dieselben besonders betont seien, der Platz zu Anfang des Satzes sei ein bevorzugter. Wahr ist es nun, dass oft das erste Wort oder der erste Satztheil vom Sprechenden besonders benachdruckt wird; in den Bemerkungen zur Lehre von Frage und Antwort werde ich selbst Beispiele hierfür geben.

Allein, wäre die Erklärung richtig, so müsste sie erschöpfend, zulänglich, es müsste der voranstehende Satztheil immer der betonte sein, es dürfte nie der Hauptnachdruck auf ein in der Mitte oder am Ende des Satzes stehendes Wort fallen. Wie steht es damit?

§. 12. Zunächst: was heisst betonen? Ich lege die Betonung auf einen Satztheil, wenn ich ihn lauter, deutlicher, wohl auch mit verändertem Stimmentone ausspreche. Indem ich zu Jemand rede, will ich, dass er mich höre und verstehe. Fürchte ich, dass er mich überhören könne, steht er etwa fern von mir oder ist er schwerhörig, so spreche ich laut; fürchte ich, dass er mich missverstehe, so bemühe ich mich deutlich zu reden. Wenn ich nun nur einen Theil meiner Worte mit besonderer Anstrengung meiner Stimmorgane ausspreche, so wird der Grund ein analoger sein: ich wünsche, dass gerade dieser Theil nicht überhört, nicht missverstanden werde. Was ich für's Ohr betone, für's Auge unterstreiche oder gesperrt oder fett drucken lasse, ist also dasjenige, worauf es mir besonders ankommt, was mir das Wichtigste ist. Daher aber auch das lebhafte Betonen bei polemischer Rede gegen einen vor uns stehenden oder fingirten Gegner, daher das Geschrei sich zankender Kinder und gemeiner Leute; denn unwillkürlich behandelt man Einen, der anders denkt als wir, gleich Einem, der uns nicht versteht.

§. 13. Hier ist, ich wiederhole es, von Alledem nicht die Rede. Noch haben wir es nur mit der einfach mittheilenden Sprechweise, mit der Sprechweise zu thun, bei welcher wir uns der zweiten Person gegenüber am selbstständigsten fühlen, nichts von ihr fordern, als dass sie uns zuhöre, also nicht sie fragen, bitten oder ihr befehlen, wo wir aber auch nicht von ihr oder durch sie zum Sprechen veranlasst worden sind, also

nicht antworten oder streiten. Und doppelt werthvoll für unseren Zweck sind Sätze, in denen wir uns auch nicht von früher Gesagtem abhängig bewegen oder später zu Sagendes vorbereiten wollen, weil auch in solchen Fällen fremde, aussenliegende Momente mitbestimmend sein könnten. Einfache thatsächliche Mittheilungen, Lehrsätze, aphoristische Sentenzen u. dgl. liefern Beispiele wie wir sie brauchen, Beispiele, in denen sich das Gesetz am reinsten darstellt.

§. 14. Nun wähle man eine Anzahl solcher Sätze und frage sich: sind nicht darunter auch solche, in denen ein bestimmtes Wort nothwendig das betonte sein muss, oder in denen das betonte Wort wo anders als zu Anfang steht? Kann ich nicht in dem Satze: „ich habe heute Kopfschmerzen" je nach Belieben auf ich, heute oder Kopfschmerzen den Nachdruck legen? und wiederum: muss nicht in den Sätzen: „Qualis pater, talis filius" und: „On commence par être dupe, on finit par être fripon" der Hauptton auf pater und dupe fallen? Wo bleibt da die Betonungstheorie? Sie erklärt die Erscheinungen, die uns beschäftigen nicht; haben diese einen Grund, so ist derselbe wo anders zu suchen. Wo? glaube ich in meinem vorigen Aufsatze dargethan zu haben, und an das, was ich dort über das psychologische Subjekt und Prädikat gesagt, knüpfe ich nunmehr an.

§. 15. Ich wähle den Satz: „In Amerika verfertigt seit einem Jahre eine Fabrik Hüte aus Papier." Dieser Satz besteht aus

1. einer Ortsbestimmung *o:* in Amerika,
2. einem Verbum *v:* verfertigt,
3. einer Zeitbestimmug *z:* seit einem Jahre,
4. einem Subjekte *s:* eine Fabrik,
5. einem Objekte *ó:* Hüte,
6. einer Stoffbestimmung *m:* aus Papier.

Diesen Satz kann ich so umstellen, dass nach einander jeder seiner Theile (mit Ausnahme des Verbs, das ein voranstehendes es erheischen würde) den ersten Platz erhält. Dabei verhält sich offenbar die Betonung neutral, sie kann bei jeder Transposition auf jedes Satzelement gelegt werden, — als noth-

wendig ruht sie auf keinem. Und es erfährt auch der Leser bei allen diesen Umstellungen nur immer dieselbe äussere Thatsache. Gleichwohl bietet deren jede, grammatisch betrachtet, eine neue Erscheinung. Probirt nun der Leser eine Anzahl solcher Möglichkeiten aus, so wird ihm sein Gefühl sagen, dass in jeder neuen Figur die Beziehungen der Satzelemente zu einander umgewandelt erscheinen, und forscht er nach dem Grunde, so wird er finden: dass jedes folgende Glied die vorhergehenden näher bestimmt, mit andern Worten, das Prädikat zu diesem bildet, während dieses zu jenen sich als Subjekt verhält.

In dem Satze: „eine Fabrik verfertigt Hüte aus Papier" — *svóm* — spreche ich zunächst von der Fabrik, bezeichne dieselbe als thätig, rede nun von deren Thätigkeit, definire dieselbe als Hutmacherei, rede endlich von den gemachten Hüten und sage von diesen, dass sie aus Papier seien. Dagegen wird in der Formel *svmó* von einer Papier verarbeitenden Fabrik gesprochen und erklärt, dass Hüte deren Produkt seien. — *óvsm* ist richtig, wenn die Hüte oder deren Fabrikation, *mvsó*, wenn das Papier oder dessen Verwerthung das Thema, worüber ich reden will, also mein psychologisches Subjekt bildet; und so lässt sich das Gesetz bei Zuhülfenahme der Faktoren *o* und *z* durch eine Menge weiterer Beispiele verfolgen, und immer wird es sich bewahrheiten. Aber wohl gemerkt, ich habe das Gesetz zunächst nicht als ein allen Sprachen gemeinsames, sondern nur als dasjenige aufstellen wollen, nach welchem sich im Deutschen die Anordnung der Satztheile bestimmt. Der Sprachgebrauch hat auch hier Schranken gesetzt, namentlich für die Stellung von Subjekt und Verb, durch die feste Stellung des Adjektivs, das in seiner attributiven Anwendung nur vorangesetzt werden, also nur Theil vom Theile, nie selbstständiges Satzelement sein kann, und durch die später zu behandelnden Beschränkungen in der Stellung des Verbums.

§. 16. Das Gesetz des deutschen Satzbaues dürfte psychologisch leicht zu erklären sein. Versetzen wir uns zunächst auf den Standpunkt des Anhörenden. Jeden neuen Satztheil, den er vernimmt, verbindet er mit der Gesammtheit der vor-

hergehenden zu einer neuen Einheit, jeder liefert einen neuen Strich in das Bild, das er empfängt, macht dies bestimmter, deutlicher, ist ein Prädicat. Und wenn der Redende stockt, so hilft ihm der Hörer mit einer Frage wieder auf die Fährde, hält ihm das unvollendete Bild vor und zeigt ihm dessen Lücken. Gesetzt, es will mir Jemand sagen: „Morgen — schreibe ich — einen Brief — an meinen Vater;“ er stockt aber an einer der mit einem Gedankenstriche bezeichneten Stellen. Da werden dann meine Fragen jenachdem lauten: Was ist morgen? — Was schreibst Du morgen? — An wen schreibst Du (morgen) einen Brief?

§. 17. Wie ist aber der Vorgang im Geiste des Sprechenden? Der hat den Gedanken, den er aussprechen will, fertig, ehe er zu reden anfängt. Aber ich glaube, es geht ihm, wie dem schaffenden Künstler: seiner Seele schwebt das fertige Bild vor. In welcher Reihenfolge wird er es ausführen? Da giebt es denn hier gewisse technische, dort gewisse grammatische Regeln, die unumstösslich sind, und von denen die letzteren mindestens so zur zweiten Natur geworden sein sollten, dass sie ein besonderes Nachdenken nicht erheischen. Darüber hinaus kann man freilich noch Form und Ordnung der Ausführung zum Gegenstande der Ueberlegung machen, skizziren und Cartons anfertigen, ehe man zu malen, concipiren und memoriren, ehe man zu reden anfängt. Allein Letzteres bildet bekanntlich die Ausnahme: der Gedanke ist fertig, — ihn aus seinen Bestandtheilen zu reconstruiren ist Sache der Sprache und geschieht durch das Sprechen und mit diesem. — Nun zurück zum Maler. Er macht eine Mondscheinstudie, wählt dazu als Landschaft eine Waldlichtung und belebt das Ganze durch ein Rudel ässender Rehe. Oder er macht eine Baumschlagstudie, wählt Mondscheinbeleuchtung und bedient sich zur Belebung des Bildes wieder des nämlichen Mittels. Oder endlich er macht das Rehwild zum Thema seiner Studie und wählt Waldlandschaft und Mondlicht zur Scenerie. Und wenn ich das Bild gesehen habe und beschreiben will, so werde ich natürlich bei dem anfangen, was mir als sein Thema erschien, und dann seine Ausführung vom Allgemeineren zum Besonderen

fortschreitend beschreiben. Aber wohlgemerkt: dabei liegt zunächst das Bild in meiner Erinnerung, und diesem erst wieder das Bild des Malers zu Grunde, jenes, nicht dieses, baue ich vor Dir auf; und dasselbe thue ich, und genau nach denselben Grundsätzen verfahre ich bei jedem meiner Gedanken, den ich Dir redend mittheile: erst das Was, dann das Wie.

Das von mir gebrauchte Bild sollte natürlich nur verdeutlichen, nicht beweisen; einer Verdolmetschung bedarf es aber wohl nicht. Mir scheint das deutsche Satzordnungsgesetz so einfach, seine psychologische Erklärung so naheliegend, dass ich versucht wäre, es für das ursprünglich allen Sprachen gemeinsame zu halten, wüsste ich nicht, was es mit apriorischen Speculationen auf sich hat.

§. 18. In manchen der uns nächstliegenden Sprachen hat der Gebrauch innerhalb weniger Jahrhunderte die Freiheit der Wortstellung eingeschränkt; man vergleiche das Französische des Rabelais mit dem des Voltaire, unser heutiges Deutsch mit dem der Reformationszeit. Das Französische hat nicht immer die Farbenadjektiven nachgestellt, sonst wäre kein Rougemont, kein rouge-gorge möglich. Sprachen, die das Congruenzgesetz haben, besitzen die Voraussetzung zu einer grossen Beweglichkeit in der Wortstellung. Diese war, so scheint es, ehemals Gemeingut aller Zweige des indogermanischen Stammes. Die meisten, wo nicht alle, haben von jener Beweglichkeit eingebüsst, haben, eine jede in ihrer Art, von der ursprünglich vorhandenen Fülle der Möglichkeiten einzelne als Regeln für sich gewählt, auf die anderen verzichtend, und darum konnten sie in dieser Hinsicht soweit auseinandergehen, wie sie gegangen sind. Aber sieht man von diesen usuellen Einschränkungen ab, so dürfte sich wenigstens in den germanischen, romanischen, slavischen und griechischen Sprachen der nämliche Grundsatz nachweisen lassen wie im Deutschen. Ich mag den Leser nicht durch Vorführung weiterer Beispiele an dieser Stelle ermüden; wie sie zu wählen und wie sie zu prüfen sind, weiss er ja.

V. Rückblick auf meinen vorigen Aufsatz.

§. 19. Als ich meine „Ideen" schrieb, lag mir der Gedanke an eine verschiebbare, richtiger wandernde Grenze, wie ich sie vorhin geschildert, noch fern. Ich ging damals vom Standpunkte Eines aus, der reden, seine Gedanken mittheilen will; dieser will die Aufmerksamkeit der zweiten Person auf Etwas lenken, und sie über dieses Etwas das nachdenken lassen, was er ihr darüber sagt. Für ihn wird die Grenze zwischen psychologischem Subjekte und psychologischem Prädicate eine gegebene, feste sein, ohne sich darum für Andere aus der Fassung des Satzes allein zu ergeben.

§. 20. Der Satz laute: „Dort spricht N. mit X."

Erster Fall: Ich weise mit dem Finger auf zwei beisammenstehende Personen und erläutere Dir das Dort, auf das ich Dich aufmerksam mache, indem ich Dir sage, was dort geschieht.

Zweiter Fall: Wir Beiden sehen zwei Personen miteinander sprechen; ich erkläre Dir, wer die Redenden sind.

Dritter Fall: Wir sehen den Dir bekannten N. mit einem Anderen reden; ich erkläre Dir, wer der Andere ist. — In diesem Falle ist also: „dort spricht N." psychologisches Subjekt. Dasselbe ist das Produkt dreier Faktoren — hier einzelner Wörter. — Diese lassen sich umstellen: „N. spricht dort" ohne dass das Ergebniss für den ganzen Satz ein anderes würde; denn dieser giebt auch dann Auskunft darüber, mit wem N. dort spreche; der Hauptabschnitt im Satze, wenn ich so sagen darf, die psychologische Copula fällt immer vor die beiden letzten Worte: „mit X." Allein innerhalb des psychologischen Subjektes ist durch jene Umstellung eine Veränderung erfolgt, denn nun ist „dort" nähere Bestimmung (Zwischenprädicat) zu „N. spricht", während zuvor das Umgekehrte der Fall war: das Dort wurde durch „spricht N." näher begrenzt.

§. 21. Was mich auf meine „Ideen" brachte, waren Beobachtungen an Sprachen, in denen die Stellung der grammatischen Redetheile im Satze eine wenig veränderliche ist,

wie die indochinesische, das Mandschu, das Japanische und die malaiischen und polynesischen Idiome. Anscheinende Anomalien, Inversionen in ihnen fielen mir auf, ich suchte sie mir zu erklären und fand die Erklärung in der Annahme eines gemeingültigen Gesetzes. Das satzeröffnende Adverb zum Beispiel haben auch die malaiischen Sprachen. In diesen steht aber das bestimmende Wort — Adverb, Objekt, Adjektiv, Genitiv — stets hinter dem von ihm bestimmten. Folglich ist hier die Erklärung, ein solches Adverb sei als Adverb für den ganzen Satz bestimmend, unzulässig weil dem Sprachgenius zuwider. Im Mandschu, Japanischen, Chinesischen wäre sie eher einleuchtend, denn hier tritt stets die nähere Bestimmung vor. Soll man aber darum die nämliche Erscheinung hier so, dort anders erklären?

VI. Begränzung der Begriffe „Wort" und „Satz."

§. 22. Das Problem ist, ein Gesetz zu finden, nach welchem für alle Sprachen die Frage, was ist Wort, was ist Satz, — was ist Hülfswort, was Wortbestandtheil, sich beantworten liesse. Es soll ein gemeingültiges Gränzmal errichtet werden: giebt es aber eine gemeingültige Gränze? giebt es nicht Sprachen, in welchen die Gränze eine fliessende ist, und giebt es wohl solche, in welchen sie consequent besteht? Ist die Unterscheidung, von der wir reden, eine qualitative, gegensätzliche, oder ist sie nur eine quantitative, etwa wie die Grade an einem Thermometer?

Die folgenden Bemerkungen sollen die Aufgabe nicht lösen, sie sollen nur einiges Material zur Lösung beitragen. Auf die vielen feinen Beobachtungen, welche gerade in dieser Hinsicht Steinthal's Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues und dessen Werk über die Mande-Negersprachen enthält, brauche ich meine Leser wohl nicht erst hinzuweisen.

§. 23. Es giebt Redeformen, in welchen das Wort ausserhalb jeglicher Satzverbindung, selbständig auftritt. Dahin rechne ich:

1) alle Interjektionen einschliesslich der lautnachahmenden,

2) die (adverbialen und adjektivischen) Exclamationen, z. B. reizend! entsetzlich! die sich den Interjektionen anreihen;

3) die Vocative;

4) die Imperative, mindestens sofern sie das Subjekt unausgesprochen und unangedeutet lassen.

Nicht hierher zähle ich dagegen die aus einem einzigen Worte bestehenden Antworten, denn diese führen keine selbständige Existenz.

Jene Redeformen sind die einfachsten und gewiss die naivsten. Die ersten Worte, die wir aus dem Kindermunde vernehmen, gehören ihnen an. Wollen und Nichtwollen, oder, was auf dasselbe hinaus kommt, Lust und Unlust sind es wohl zunächst, die zu diesen ersten Sprachversuchen anreizen und in ihnen Ausdruck finden. Für uns haben sie nur ein indirektes Interesse: es galt zu bezeichnen, was ausserhalb des Satzes liegt, also hier nicht in Frage kommen kann.

§. 24. Dass ein einzelnes Wort einen ganzen Satz repräsentiren kann, ist bekannt. Ich denke dabei nicht an jene Weglassungen des pronominalen Subjekts, die in manchen Sprachen, z. B. im Chinesischen, Mandschu so häufig sind, sondern an Sprachen, deren Verben Personalformen besitzen und die das Subjekt ausdrücklich zum Bestandtheile des Prädikatswortes machen können, an Wörter wie lateinisch: intelligo, magyarisch: tudom. Die einverleibenden Sprachen der Urbewohner Amerikas und der Basken zeigen, wie weit in dieser Hinsicht die Möglichkeiten gehen.

§. 25. Da hätten wir das Wort als Satz. Beispiele vom Gegentheile, von der Behandlung des ganzen Satzes als einer Worteinheit, liegen nicht minder nahe. Den Kindern verspricht man bei uns zu Lande scherzweise zu Weihnachten „ein goldnes Nichtschen und ein silbernes Wart'einweilchen", der Blumenname „Vergissmeinnicht" ist bekannt, und eine Art weiblicher Kopfbekleidung nannte man auf Englisch: Kiss-me-quick, „küsse mich geschwind'," — deutsch: der Gottseibeiuns. Dahin gehört eine grosse Menge Eigennamen, wie Sick — dich — für (= sieh dich vor), Ortschaft in Thüringen, Wieduwilt, Gerath-

wohl, Thumirnicht, französisch Boileau, italienisch Bevelacqua, Alles Familiennamen, deren beiden letzteren der des ungarischen Maguatengeschlechtes Bórnemisza = „er trinkt keinen Wein" ähnelt. Die Gewohnheit der Hebräer, ganze Sätze als Rufnamen zu verwerthen, ist bekannt, und unser Fürchtegott, Dienegott sind analoge Erscheinungen. Das sächsische Städtchen Geringswalde wird in der Umgegend scherzweise „Dessdich" genannt, angeblich nach einem dort beliebten Fluche: „dass dich . . . . !" — Die griechische Sprache konnte vermittelst ihres Artikels in ebenso naiver wie feiner Weise Sätze als Substantiva behandeln; ich erinnere an die Aristotelischen Formeln *τὸ τί ἐστιν* u. s. w.

§. 26. Eine eigenthümliche Erscheinung bietet das Sanskrit. Hier bildet der Satz eine Einheit für Auge und Ohr. Für das Auge vermöge der Schrift; diese, ein Mittelding zwischen Alphabet und Syllabar, reiht bekanntlich alle Buchstaben eines Satzes in ununterbrochener Folge an eine, nur oberhalb des bh und dh Unterbrechung leidende Linie und verbindet jeden Consonanten oder Consonantencomplex mit dem darauf folgenden Vocale zu einem Ganzen, auch wenn dieser Vocal der Anlaut eines neuen Wortes ist. Für's Ohr durch die Lautgesetze, denen zufolge der Auslaut des einen Wortes durch den Anlaut des anderen beeinflusst, und beim Zusammentreffen zweier Vocale im Aus- und Anlaute, bald durch Verbindung Beider zu einer Länge oder einem Diphthongen, bald durch Elision, bald durch Verwandlung des wortschliessenden i, u, ri in die entsprechenden Halbvocale der Hiatus vermieden wird.

§. 27. Im Chinesischen bedeutet ì-kù (durch . . . . Ursache) soviel als „wegen." Zwischen beide Wörter wird das, was die Ursache ist, als Genitiv eingeschoben. Das kann nun aber auch ein ganzer, manchmal ein recht langer Satz sein, und wir, die Uebersetzer, müssen dann die Präposition „wegen" durch die Conjunktion „weil" ersetzen, — der Chinese kennt diesen Unterschied nicht.

Freilich wenden auch wir den Demonstrativartikel dass und die Präposition ob, die Engländer ihr for als Conjunktionen

an, allein das Sprachgefühl unterscheidet die doppelten Funktionen dieser Wörter, jenachdem sie Substantiva oder ganze Sätze regieren, zu scharf, als dass hieraus allein weitere Schlüsse gezogen werden dürften. — Den Accusativus cum infinitivo darf man erst recht nicht hierher ziehen, weil es ihm an dem Merkmale eines Satzes, am verbum finitum fehlt. Dasselbe gilt von den participialen Construktionen.

VII. Die Stellung des verbum finitum im Deutschen.

A. Im Hauptsatze der mittheilendeu Redeform.

§. 28. Grundgesetz scheint mir nach dem heutigen Stande unserer Sprache zu sein, dass in der mittheilenden Redeweise das verbum finitum des Hauptsatzes immer die zweite Stelle einnimmt. Die erste Stelle kann inne haben:

1) das grammatische Subjekt, das wieder mehr oder weniger einfach oder complicirt sein kann: ich || sah ihn gestern Abend; jeder — vernünftige — Mensch || wird ihm beipflichten; der — mir — gestern — schon — verdächtig — vorgekommene — Hund || soll toll gewesen sein; hören — und — verstehen || ist zweierlei; Jeder, der — auch — nur — einige — Worte — mit — ihm — gewechselt — hat || ist von ihm entzückt. — Es kann

2) das direkte oder indirekte Objekt des Hauptverbums oder das verbale Objekt eines Hülfsverbums den Satz eröffnen: Mich || hast Du gewiss nicht gesehen; Dir || steht es, wie ein Rasender zu toben! Jedem — der — es — mit — erlebt, || bleibt der Eindruck unvergesslich; Dir — oder — mir || gilt das; gesprochen || habe ich ihn nicht —

3) kann ein Adverb oder dessen Aequivalent (adverbiale Redewendung, Adverbialsatz, Ablativ, Locativ, Instrumentalis u. dgl.) zu Anfange des Satzes stehen: oft || begegnet man ihm; mit — Speck || fängt man Mäuse; als — Schriftsteller || wird er sehr geschätzt; unter — dem — Krummstabe || ist

gut wohnen; wo — die — Noth — am — grössten — ist, || ist Gottes-Hülfe am nächsten. — Endlich

4) kann das Prädicatsnomen vorantreten: dumm || ist er nicht, aber faul; ein Drache || scheint es von Gestalt.

§. 29. Dass dieses Gesetz vom zweiten Platze — man erlaube den Namen — kein ganz ausnahmsloses ist, lässt sich leicht erweisen. Wenn Volkslieder anfangen:

War einst ein jung, jung Zimmergesell —

oder:

Sass ein Eichhorn
Auf dem Heckendorn, —

so entspricht dies noch heute der Redeweise unserer unteren Volksschichten. Es ist familiär und darum gewiss nicht naturwidrig. Es befremdet uns nicht, nein, es heimelt uns an, wenn wir im Götz lesen: „Steht eine Burg an der Jaxt, ist Jaxthausen geheissen" u. s. w. Allein ich wage nicht zu entscheiden, ob in jenen Beispielen nicht wirklich die Ellipse eines unpersönlichen es vorliegt, und ob es nicht just die Bequemlichkeit, die zu der Weglassung geführt hat und sich in ihr bekundet, ist, die uns dabei behaglich anmuthet. Genug, der Damm hat ein Loch, und die Kenner unserer Sprachgeschichte mögen entscheiden, ob hier von Anbeginn eine Oeffnung gelassen, oder ob eine solche erst im Laufe der Zeit ausgespült worden ist. Sie werden uns auch sagen können, ob der Anfang eines bekannten Chorales:

Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen

jemals sprachgerecht gewesen sei.

§. 30. Immerhin muss das Sprachgefühl, das uns dem verbum finitum jene zweite Stelle anweisen heisst, lebhaft und mächtig genug sein. Was ist unser unpersönliches „es" (z. B.: es geschehen Zeichen und Wunder) anders als ein vorläufiges Surrogat für das grammatische Subjekt, so zu sagen eine Abschlagszahlung darauf? Aber nur so zu sagen, denn an der Hauptschuld wird dadurch nichts gemindert, — der Satz hat zwei grammatische Subjekte, von denen das eine Alles bedeuten kann und darum Nichts bedeutet. Wozu der Pleonas-

mus? was würde uns hindern es zu machen wie so manche andere Indogermanen, z. B. die Spanier, die unbedenklich den Satz mit dem Prädikatsverbum eröffnen, so oft es ihnen gut dünkt. Es muss eine Art Ordnungsliebe, meinethalben unbewusste Pedanterie sein, unter deren Einflusse wir stehen. Ich möchte den deutschen Satz einem Schranke mit drei Fächern vergleichen. Was das erste Fach enthalten kann, haben wir vorhin gesehen. Das zweite, engste, enthält ein für allemal das verbum finitum. Das dritte ist das geräumigste, denn dahinein muss Alles, was noch nicht untergebracht ist. Nun kommt es aber oft genug vor, dass dem Verbum die erste Stelle gebührt, weil alle übrigen Satztheile sich zu ihm als psychologisches Prädikat verhalten. Dann müsste also das erste Fach leer bleiben, — aber nein! ein horror vacui drängt uns etwas hinein zu thun und wären es auch nur ein unbeschriebenes Blatt Papier oder was es sonst Nichtssagendes giebt.*)

§. 31. Dasselbe Gefühl aber, welches dem Hauptverbum nicht den ersten Platz gönnt, duldet auch nicht, dass es auf den dritten, vierten oder einen späteren zurückgedrängt werde. Man kann Vielerlei in das erste Fach thun. immer aber nur Einerlei auf einmal; Nominative dürfen nicht mit Accusativen, Beide nicht mit Dativen, alle drei nicht mit Adverbien zusammentreffen u. s. w. Es leuchtet ein, dass hierbei oft das Gesetz vom zweiten Platze die Durchführung jenes Grundsatzes

---

*) Das Schwedische bietet die nämliche Erscheinung; auch hier tritt: det, es, vor das satzeröffnende Verbum, so am Anfange eines Volksliedes:

Det står ett ljus i Österland
Es steht ein Licht im Osterland.

Ein anderes Lied hebt an:

Gick jag mig uti lunden gröna,
Ging ich (mich) in den grünen Hain.

Hier wäre det als Pronomen III. Pers. natürlich nicht am Platze. — Die zweite Strophe eines spanischen Liedes beginnt:

Hizieron en duras peñas
Mys lagrimas sentimiento —
Es machten auf harte Felsen
Meine Thränen Eindruck.

beeinträchtigt, wonach jedes folgende Satzglied psychologisches Prädikat der Gesammtheit der vorausgegangenen Glieder sein soll (IV). Manus manum lavat scheint mir besser als unser: eine Hand wäscht die andere; denn das Sprüchwort redet von der Beziehung zwischen Hand und Hand, das ist zwischen Gleich und Gleich, und erklärt, dieselbe bestehe im Einander-Waschen, — soll heissen: in der gegenseitigen Hülfeleistung. Nach der deutschen Uebersetzung aber könnte es sich ebensogut ums Händewaschen handeln, und von diesem ausgesagt werden, dasselbe geschehe durch gegenseitige Thätigkeit der Hände. — Das Einschalten eines Adverbialsatzes zwischen Subjekt und Prädikatsverbum ist oft von vortrefflicher Wirkung, wo es gilt, das Subjekt in seiner augenblicklichen Lage, Stimmung, Gesinnung darzustellen, und aus dieser heraus seine Handlung folgen zu lassen. „Cäsar, bevor er den Rubicon überschritt, hielt eine Ansprache an sein Heer,“ ist gewiss sachgemässer als: „Cäsar hielt, bevor er u. s. w.“ oder gar: „Bevor Cäsar u. s. w., hielt er . . . .“; sprachgemässer aber ist die Ordnung in den beiden letzteren Sätzen; und Wendungen wie jene erstere möchte ich für Latinismen halten, die man sich gern gefallen lässt, wenn sie durch logisch-stylistische Feinheit ersetzen, was ihnen an grammatischer Regelmässigkeit abgeht.

§. 32. Woher nun, bei der sonstigen Beweglichkeit unseres Satzbaues, diese Stabilität des Verbums? Sollte wohl ursprünglich ausser der wandernden noch eine Hauptgrenze zwischen psychologischem Subjekte und Prädikate bestanden — vgl. V — und das Verbum finitum die Funktion gehabt haben, das psychologische Prädikat zu eröffnen? Das ist eine Hypothese, vielleicht eine von vielen möglichen, über deren Richtigkeit Kenner unserer Sprachgeschichte am besten werden urtheilen können.

B. Conditional- und Concessivsätze durch Inversion.

§. 33. Dem Deutschen und mit ihm mehreren neugermanischen Sprachen ist es eigen, Adverbialsätze ohne Hülfe von Conjunctionen durch blosse Stellung des verbum finitum an

den Anfang des Satzes — richtiger Satztheiles — zu bilden. Solche Sätze entsprechen rücksichtlich der Anordnung ihrer Glieder genau den Frage- und Wunschsätzen, sind aber im Gegensatze zu diesen blosse Nebensätze, zunächst von conditionaler, hypothetischer Bedeutung.

„Brichst Du mich, so stech' ich dich!" warnt das Röslein auf der Haide. An das „Wenn" reiht sich das „Wann, so oft:" z. B. ist er bei Laune, so giebt es keinen besseren Gesellschafter als ihn, englisch: when he is in good humour etc. Erst durch das Hinzutreten von Hülfswörtern wie „auch, gleich, schon" im Vorder- „doch, dennoch u. s. w." im Nachsatze werden derartige Sätze zu concessiven, und es ist charakteristisch, dass die entsprechenden Conjunctionen wennauch, wennschon, wenngleich, obschon, obgleich lauten.

Welches ist nun die Bedeutung, der Werth, welches der Ursprung dieser Sprachform?

§. 34. Mit der Betonungstheorie kommen wir auch hier nicht zu Fache. Die Vordersätze: „Spricht X mit Y" und „wenn X mit Y spricht" lassen es dahin gestellt, wo der Nachdruck zu ruhen habe. In beiden können

1) X,
2) mit Y, oder
3) spricht
oder 4) X mit Y
oder 5) mit Y spricht

die betonten Satztheile sein und der Nachsatz zu beiden kann lauten:

1) so brauche ich es nicht,
2) so hat er sich an den Rechten gewandt, oder
3) so braucht er nicht an ihn zu schreiben, oder
4) so können Andere nicht zu Worte kommen, oder
5) so kann er sich den Brief an Z ersparen.

Mir scheint aber gerade in dem Falle unter 3 die Inversion weniger am Platze; ich würde sie, wenn ich das verbum finitum betonen will, nur dann anwenden, wenn die folgenden Worte an sich leicht wiegende sind, wie in dem Satze: „Brichst Du mich, so stech' ich Dich," oder in der Devise: „Rast'

ich, so rost' ich.“ Hier wäre die Formel: –́⏑⏑‖⏑|–́⏑⏑ oder: –́⏑‖⏑|–́⏑. Man vergleiche dagegen die Sprüchwörter: Trittst Du mein Huhn, wirst Du mein Hahn, — prügelst Du meinen Juden, prügle ich Deinen Juden. Hier wäre die Formel etwa: –⏓⏓–́‖–⏓⏓–́ oder –⏓⏓–́⏓‖–⏓⏓–́⏓.

§. 35. Eine gewisse Energie ist der Inversion nicht abzusprechen; Hülfswörter geben ja stets der Rede etwas Mattes, Schleppendes. Allein aus Liebe zur Kürze macht man wohl eine Ellipse, aber keine Inversion. — Die folgenden Bemerkungen werden nicht die Erscheinung erklären, sie werden aber vielleicht einigen Anhalt für die Erklärung bieten, die vollständig nur mit Zuhülfenahme der Sprachgeschichte geliefert werden kann.

§. 36. Wie erwähnt, haben wir genau die nämliche Gliederfolge im Fragesatze; mit anderen Worten: nimm einen durch Inversion gebildeten Bedingungssatz und streiche der zugehörigen Folgesatz weg, so bleibt die Frage übrig. Und zwar eine Frage ohne Fragewort, also, wie wir später sehen werden, eine solche, die nur ein Ja oder Nein als Antwort heischt. Dies Letztere kennzeichnet Art und Grad des der Frage zu Grunde liegenden, in ihr bekundeten Nichtwissens. Just ebensoviel ist mir aber fraglich bei einem Satze, welchen ich zur Bedingung mache.

§. 37. Nun ein zweites Experiment. Man lasse den Folgesatz stehen, setze aber hinter den Bedingungssatz ein Fragezeichen, schalte nach diesem die bestätigende Antwort, also nach einer positiven Frage ein „Ja,“ nach einem negativ gestellten ein „Nein“ ein, so wird z. B. aus: „Bleibst Du hier, so leiste ich Dir Gesellschaft,“ nunmehr ein Gespräch:

A. Bleibst Du hier?
B. Ja.
A. So leiste ich Dir Gesellschaft.

Nun streiche man die Antwort des B weg: was bleibt dann anders übrig, als eine der alltäglichsten Spracherscheinungen? „Gehst Du nach Hause? ich gehe mit;“ Regnet es? Da nehme ich meinen Schirm mit.“ „En veux-tu? je t'en donnerai,“ — und Aehnliches kann man täglich hören. Man

erspart oft dem Gefragten die Antwort, nimmt an, diese laute bestätigend und knüpft daran seine Folgerungen. Darin liegt auch die materielle Aehnlichkeit dieser Redeweise mit unsern Bedingungssätzen. Ein Unterschied besteht aber doch: wenn ich Dich frage, so halte ich Dich für einen Wissenden; knüpfe ich hingegen eine Behauptung an eine Bedingung, so gilt es mir gleich, ob Du um das Zutreffen oder Nichtzutreffen der Bedingung weisst oder nicht; Du hast keine Veranlassung Dich mir gegenüber darüber zu äussern, denn Du bist es, nicht ich, der etwas erfahren soll. Und doch scheint mir dieser Unterschied nicht tiefgreifend genug um die Genesis des Bedingungssatzes aus dem Fragesatze zu wiederlegen.

§. 38. Wunsch- und Drohreden wie: „Wärst Du da!“ „Wenn ich dich treffe!“ sind bekanntlich nur Bedingungssätze, bei denen oft, wie hier, der Nachsatz der Phantasie des Hörers überlassen bleibt.

Was endlich diese Inversion syntaktisch vor der Satzbildung durch Hülfswörter auszeichnet, wird sich im nächsten Abschnitte ergeben.

C. Die Verwandlung von Sätzen in Satztheile und die beiläufigen Prädikate; die Einschachtelei.

§. 39. Wie wir unter IV, gesehen, ist im Deutschen jedes folgende Satzglied psychologisches Prädikat des oder der vorhergehenden. Satzglied, sage ich, nicht Wort, — denn ein Satzglied kann aus mehreren, ja aus sehr vielen Wörtern bestehen, Was characterisirt es als solches, was giebt dem Deutschen Satze seine Gliederung?

§. 40. Wir fassen wieder einzig und allein die Wortstellung ins Auge. Bei dem Gesetze vom zweiten Platze haben wir gesehen, wie der Satz aus drei Abtheilungen bestehe, von denen die erste und zweite nur je ein Glied, die dritte aber deren beliebig viele enthalten könne. Damit wären die ersten zwei Glieder erkennbar begränzt, nicht aber die folgenden unter sich. Folglich muss die Antwort auf unsere Frage wo anders gesucht werden.

§. 41. Was die Paläontologie für die Wissenschaft von der organischen Natur, das ist für die Wortstellungslehre die Kunde von den zusammengesetzten Wörtern. Diese sind die engste Verbindung mehrerer selbständiger Wortindividuen zu einem einzigen; die Einzelexistenz hört hier auf zu Gunsten der zu schaffenden neuen Einheit. Loser, aber verwandt ist die Verbindung mehrer Wörter zu einem Satzgliede; hier sind die Individuen unter sich selbständig, sonderlebig, wenn der Ausdruck gestattet ist; ihre Gesammtheit aber bildet allen Draussenstehenden gegenüber eine Einheit. Von vornherein ist anzunehmen, dass solche Einheiten nach ähnlichen Grundsätzen gebildet, in ihnen die Elemente in ähnlicher Weise geordnet seien, wie in den Compositis. Und die Erfahrung bestätigt dies.

§. 42. Im Deutschen gilt, wie im Sanskrit und Griechischen, das Gesetz, dass in zusammengesetzten Wörtern die nähere Bestimmung, das beiläufige Prädikat, vorantritt. Man denke an Wörter wie Vaterhaus, gottvergessen, ruhmgekrönt, Schwarzseher, Dreifelderwirthschaft u. s. w.*)

§. 43. Nun verfolgen wir die Erscheinung weiter. Das Thema sei: „ein Pferd.“ Wir bestimmen den Begriff näher durch Bildung eines Compositums: „ein Reitpferd,“ dann noch näher durch Einschaltung eines Adjectivums: „ein junges Reitpferd,“ und meinethalben noch näher: „ein braunes, noch junges, aber durch einen unserer besten Bereiter, Herrn N in X, vortrefflich auf alle Gangarten geschultes englisches Reitpferd.“ Gewiss ist hier der Fortschritt wahrnehmbar, aber ebenso gewiss ist er nur ein quantitativer, nicht ein qualitativer. Das eigenthümliche der Erscheinung besteht darin, dass zwischen „ein“ und „Pferd“ eine immer wachsende Zahl Prädikate ein-

*) Wörter wie Taugenichts, Φιλόστρατος scheinen eine Ausnahme zu machen; in ihnen ist das Verbum mit seiner näheren Bestimmung unbeschadet der beiderseitigen Stellung verwachsen. Dass lateinische Composita, wie Jupiter, respublica, paterfamilias nur lose aneinander hängen, beweist die Art ihrer Declination. Benedicere, litigare, damnificare, circumducere u. s. w. dagegen entsprechen dem Gesetze, das ursprünglich allen indogermanischen Sprachen gemeinsam gewesen sein muss.

geschaltet worden; ihre Stellung ist, — recht bezeichnend — eine parenthetische, sie sind syntaktische Infixe.

§. 44. Soviel für jetzt von den näheren Bestimmungen des Substantivs, von der Bildung adjectiv-substantivischer Wortcomplexe. Wo Verben mit ihren Ergänzungen zu einem Satzgliede vereinigt werden, geschieht dies durch den gleichen Prozess: „Du streitest Dich manchmal mit mir“ — aber: „um Dich manchmal mit mir zu streiten.“ — X lieh gestern von Y ein Buch“ aber: „als, dass, weil X gestern von Y ein Buch lieh.“ Schliesslich, um zu den Compositis zurückzukehren, noch ein Beispiel: „Er schleift Scheeren; weil er Scheeren schleift, nennt man ihn den Scheerenschleifer.“

§. 45. Jetzt wird der Unterschied zwischen den durch Inversion und den durch „Wenn“ gebildeten Bedingungssätzen einleuchten. Dort hatten wir formell selbständige Sätze, die nur durch äussere Umstände in die Stelle von Satzgliedern zurückgedrängt worden sind, und jederzeit unbeschadet ihrer Gestaltung durch blosse Lostrennung auch zur materiellen Selbständigkeit gelangen können. Sie sind gegliedert, die Sätze mit „wenn“ dagegen sind selbst nur Glieder, unfähig je zu einer Eigenexistenz zu gelangen; was dort psychologisches Prädikat, ist hier blosse Parenthese, Theil vom Theile, und als solcher syntaktisch gekennzeichnet.

§. 46. „Vergiss nicht das erste Wort, wenn Du beim letzten angelangt bist!“ sagt Tegnèr. Vielleicht hätte er von seinem Standpunkte aus richtiger gesagt: vergiss das zweite nicht; denn der schwedische Uebersetzer wird, wie der englische, französiche, italienische und mancher andere, sehr oft das letzte Wort des deutschen Satzes gerade hinter dem zweiten Satzgliede einschalten müssen. „Er ist gestern mehrere Male bei mir gewesen“ heisst auf Schwedisch: „han har varit (er hat gewesen) i går flera gång hos mig (gestern mehrere Male bei mir). „Wenn Du sie weinen siehst: når du ser henne gråta (wenn Du siehst sie weinen). Kein Wunder, dass es Ausländern unheimlich wird in dem scheinbaren Labyrinthe unseres Satzbaues, denn für sie ist es ein Labyrinth, ein Wirrsal. Geht es ihnen etwa wie armen Leuten in einem grossen Palaste?

Ist nicht gerade das, was man Schachtelsystem nennt, vernünftig angewandt ein herrliches Mittel, die Haupt- und Unterabtheilungen des Gedankens gegeneinander förmlich und verständlich abzuheben, ein logischer und ästhetischer Vorzug? Man unterschätze den deutschen Stil der Zopfzeit, den der Canzleien des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts nicht. Wer die wuchtige Fülle und das architektonische Gleichmaass einen ciceronianischer Periode zu würdigen, aber den Unfug der zeitüblichen Fremdwörter für den Augenblick zu übersehen weiss: dem werden Schöpfungen wie die churfürstlich Sächsische Prozessordnung von 1622 als Meisterwerke deutscher Satzbaukunst erscheinen, ebenbürtig so manchem Erzeugnisse römischer Stilkunst. Jetzt allerdings, da uns jene sylbenreichen, schwerwiegenden Bindewörter, die allein in die Symmetrik eines reichgegliederten Satzes hineinpassen, da uns jene „allermaassen, sintemalen, jedennoch" und wie sie hiessen, abhanden gekommen sind, jetzt dürfen wir die Gefügigkeit unserer Syntax nur noch ausnahmsweise zu umfangreicheren Satzgebilden verwerthen. Denn wo die Macht unserer Sprache, da liegt auch ihr Gebrechen. Welche Literatur der Welt könnte stilistische Missgeburten aufweisen wie sie von manchen, leider nicht den geringsten Vertretern deutschen Geistes jahraus jahrein in die Welt gesetzt werden. Welch schmachvoll liederliche Sprachverhunzung!

D. Die näheren Bestimmungen des verbum finitum — der Fragesatz. —

§. 47. In den vorhergehenden Abschnitten haben wir das verbum finitum auf seiner Wanderung durch den Satz begleitet und dabei versucht seine Bedeutung für die Gliederung des Satzes zu bestimmen. Unter A., haben wir eine Dreitheilung der Periode, unter C., die Art erkannt, wie complizirte Satzglieder der Form nach als solche, das ist als Einheiten zur Geltung kommen. In dem Gesetze vom zweiten Platze erkannten wir eine Einschränkung des Grundgesetzes von der deutschen Satzgliederordnung — Kap. IV; — Abschnitt C., schliesst sich an das Kapitel VI an.

§. 48. Wir greifen auf Absatz A., zurück. Die dritte Abtheilung des mittheilenden Satzes, also Alles was auf das verbum finitum folgt, ist nach dem allgemeinen Gesetze nähere Bestimmung dieses Letzteren. Ist jene dritte Abtheilung mehrgliedrig, so wird die Anordnung der Glieder ihrerseits dem im Kapitel IV., entwickelten Grundsatze folgen, mit anderen Worten, es muss jedes folgende Glied psychologisches Prädikat der vorhergehenden sein. Daraus folgt, dass die Glieder der dritten Abtheilung nicht ohne eine gleichzeitige Modification des Sinnes umgestellt werden können.

§. 49. Bezeichnen wir nun jene drei Abtheilungen mit a, b und c, so erhalten wir nach den vorhergehenden Abschnitten, drei Formeln:

Zu A., die des mittheilenden Satzes: a b c,

Zu B., die der Inversion: b a c,

Zu C., die des Nebensatzes: a c b.

Beispiel: zu A., X | macht | mit Y eine Reise nach Amerika;

Zu B: Macht | X | mit Y eine Reise nach Amerika.

Zu C: (wenn) X | mit Y eine Reise nach Amerika | macht.

Man sieht, kein Glied der Abtheilung c zeichnet sich formell vor den übrigen durch engere Zugehörigkeit zum verbum finitum aus. Dieses steht das eine Mal zwischen „X“ und „mit Y,“ dann vor „X“ und endlich hinter „nach Amerika;“ so wechseln seine Nachbarschaften. Nur gerade das Regimen „eine Reise,“ das unsere Constructionsmänner sicherlich dicht hinter das Verbum stellen würden, bleibt immer von diesem getrennt, weil es eben diesmal von den drei Gliedern der dritten Abtheilung das mittelste ist. Wer jetzt noch nicht in dieser Abtheilung ein festes, nach Aussen abgeschlossenes Ganzes erblicken will, der setze unser Beispiel um ins Perfektum oder Futurum. Da ist hat oder wird verbum finitum, und das verbale Regimen eines jeden dieser Wörter, gemacht oder machen, tritt dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach an's Ende der dritten Abtheilung: X | hat | mit Y eine Reise nach Amerika gemacht; hat | X | mit Y eine Reise nach Amerika gemacht; da X | mit Y . . . gemacht | hat. Jetzt wird er-

hellen, dass diese Regimina innerhalb der Satzabtheilung, der sie zugehören einen ebenso festen Platz haben wir die übrigen Glieder derselben, dass sie sich durch nichts als besonders eng dem verbum finitum verbunden kennzeichnen. Und wenn wir unser Beispiel weiter abändern und sagen: „X hat mit Y eine Reise nach Amerika vor," so ist die Erscheinung analog, vielleicht noch auffälliger; pflegt man doch in dem Falle acb das Adverb vor mit seinem Verbum zu einem Worte zu verbinden: „da X mit Y . . . vorhat."

§. 50. Schon darnach wäre es unzulässig aus der Wortstellung zu weitgehende Folgerungen ziehen, leugnen zu wollen, dass diese verbalen und adverbialen Ergänzungen unter allen Gliedern der dritten Abtheilung das nächste, engst zugehörige Complement des verbum finitum, dass die übrigen Glieder „mit Y eine Reise nach Amerika" ihrerseits erst wieder nähere Bestimmung von „hat . . . gemacht, wird . . . machen, hat . . . vor" sind. Woher nun trotzdem diese Stellung? warum „construirt" der Deutsche nicht auch ausserhalb der Schulstube: X hat vor eine Reise mit Y nach Amerika? Abschnitt C., unseres Kapitels giebt die Antwort: wir haben auch hier einen Fall der parenthetischen Prädikate, und diese Einschachtelung hat auch hier den Zweck und die Bedeutung eine grammatische und logische Einheit zu verkörpern.

§. 51. — Welche Einheit? Hätten wir es nur mit verbalen Complementen zu thun, so dürften wir uns wohl mit der Antwort begnügen: die Einheit der Abtheilung C; denn was diese sonst enthält ist zunächst nur nähere Bestimmung des Verbalcomplementes, welches seinerseits die übrigen Glieder dieser Abtheilung mit dem verbum finitum grammatisch und logisch verbindet. Wo dagegen Verb und Adverb ein trennbares Compositum bilden (vorhaben, anbinden, einstecken u. s. w.), da steht die Sache anders. Da kann von einem Voranstellen des beiläufigen Prädikates nicht mehr, sondern nur von einer Einschiebung, einer Infixion desselben die Rede sein, und dasjenige, wozwischen eingeschoben wird, bildet mit dem Einschiebsel zusammen eine neue Einheit, wenn man will eine Einheit höherer Ordnung. Erkläre ich aber diese Erscheinung

so, dann habe ich auch keinen Grund mehr, jene anders zu erklären, zu sagen, hier ist Voranstellung, dort Einfügung; denn wo sich mir für zwei ähnliche Vorgänge eine gemeinsame Deutung bietet, werde ich nicht jedem derselben eine besondere geben. Was folgt aber daraus weiter?

§. 52. In der Formel abc ist das letzte Glied von c nicht von b zu trennen. Folglich bildet in aussagender Redeform das verbum finitum mit allen ihm folgenden Satzgliedern zusammen eine Einheit bc.

In der Formel acb ist cb mittels des Schlussgliedes von c mit b eng verbunden, und a von c nicht erkennbar geschieden; es fehlt ihr die Cäsur, sie eignet sich zu Nebensätzen, zu Satztheilen, nicht zu vollkommenen Sätzen.

In der Formel bac (hat X mit Y eine Reise . . . . vor) ist zwischen das aufgelöste Compositum hat vor alles Uebrige infigirt. Also auch hier keine Cäsur. Nun ist, wie wir gesehen, bac die Formel der fragenden Redeweise. Der Fragesatz selbst aber ist und will kein selbständiger sein, er verlangt eine Antwort, die ihn ergänze. Und Fragen nach der Formel bac sind die aller-unvollkommensten, denn der ihnen zu Grunde liegende Zweifel betrifft die Copula selbst, das Sein oder Nichtsein, und mit einem Ja oder Nein ist er gelöst. Frage ich: Wen siehst Du? — abc — so weiss ich, Du siehst Irgendwen; frage ich aber: Siehst Du Jemand, siehst Du den N? — bac — so bekunde ich dadurch keinerlei materielles Wissen.

§. 53. Es verhalten sich aber Frage und Antwort zu einander wie psychologisches Subjekt zu psychologischem Prädikate: ich, der fragende, gebe Dir Jenes, Du, der Antwortende, fügst dieses hinzu. Darum ist die Frage materiell keine selbständige Rede; was Wunder also, wenn sie es auch formell nicht ist?

E. Schlussbemerkungen.

§. 54. Das gegenwärtige Kapitel hat, so lang es ist, eine vollständige Theorie der deutschen Wort- und Satzstellungsgesetze nicht geben, es hat nur einige, vielleicht die wichtig-

sten derselben darstellen und thunlichst erklären sollen. Der Stoff ist ein grosser und wahrlich ein feiner. Zwei Gesetze, das von dem fortschreitenden psychologischen Subjekte und das von den infigirten, beiläufigen Prädikaten kreuzen einander fortwährend, wie Aufzug und Einschlag. Dadurch die so zarte und mannichfache Gliederung, darum aber auch die Gefahr für den Darsteller in die Breite zu gehen, statt in die Tiefe.

Geflissentlich habe ich gewisse Ausnahmeerscheinungen bisher übergangen, meine Beispiele so gewählt, dass, denke ich, der Leser aus ihnen kein Aber heraus klauben soll. Es galt ausscheiden, was verwirren konnte. Erst jetzt wage ich es auf ein paar Wahrnehmungen hinzudeuten, die Ausnahmen bilden in unserm Systeme.

§. 55. 1) Gleich die Worte, die ich soeben niedergeschrieben habe: „Erst jetzt — in unserm Systeme.“ Da haben wir eine Satzform, die mehrfach vom Schachtelsysteme abweicht. Letzterem zufolge müsste es heissen: auf ein paar Wahrnehmungen die Ausnahmen von unserm Systeme bilden, hinzuweisen. Relativ- und Adverbialsätze, oft auch andere adverbiale und objektive Wortgruppen dürfen nun solche Ausnahmen machen; ihrer Quantität, ihrem lautlichen wie gedanklichen Gewichte mögen sie dieses Vorrecht verdanken.

§. 56. 2) Der Satz nach der Formel abc laute:

a) Gestern ging ich mit Dir auf den Markt, oder

b) Gestern begegnete ich Dir auf dem Markte.

Nach der Formel acb abgeändert müsste das nun heissen:

a) Als gestern ich mit Dir auf den Markt ging,

b) Als gestern ich Dir auf dem Markt begegnete.

Bekanntlich zieht man aber meist vor, die persönlichen Fürwörter, vermuthlich wegen ihres leichten Gewichtes unmittelbar auf die Conjunktion folgen zu lassen:

a) Als ich gestern mit Dir u. s. w.

b) Als ich Dir gestern u. s. w.

Und ähnlich nach der Formel bac:

„Begegnete ich Dir gestern u. s. w.“

Dass dies möglich ist, möchte ich aus dem Mangel einer Cäsur zwischen a und c erklären.

§. 57. 3) Dass das Adjektiv, das Possessivpronomen, kurz das Attribut eines Hauptwortes oder Eigennamens letzterem voranzustellen sei, ist bekanntlich keine ausnahmlose Regel. Unser Liederschatz bietet Beispiele nachgesetzter Attributswörter die Hülle und Fülle:

— Brüderlein fein,
's muss geschieden sein. —
— Ade nun Herzliebchen, so feine . . . .
— Was zog er aus seiner Tasche?
Ein Messer scharf und spitz . . . .
— Da schloss er seine Aeuglein klar,
Der jung' jung' Zimmergesell.

Göthe hat dies trefflich benutzt:

— Röslein, Röslein, Röslein roth . . .
— stand sie bei ihrem Buhlen süss . . .

— und ich könnte ähnlicher Beispiele noch Dutzende beibringen. Andere neugermanische Sprachen wenden die gleiche Wortfolge in ähnlichen Fällen aber gerade in der traulichen Prosa gern an, so das Englische: Charles dear, sister mine; das Schwedische: moder min, Hilda lilla. Die heutige deutsche Prosa bedient sich dieser Wortstellung namentlich in den allervulgärsten Redensarten, beim Schimpfen und Fluchen: Schaafkopf, einfältiger! Schurke verfluchter!

Dort Kosen, hier Schelten und Wettern, und das Kosen wird zarter, und das Schelten und Fluchen heftiger, gemeiner durch ein und dasselbe Mittel! Wo liegt da das Gemeinsame? Ich glaube darin, dass das nachgesetzte Attribut sein Vorderwort dem Sinne nach (implicite) wiederholt. Darin liegt die Innigkeit im guten und bösen Sinne. Aehnlich ist es wohl mit den nachgesetzten persönlichen Fürwörtern bei liebkosenden oder scheltenden Anreden oder Ausrufen: Ich Thor, ich! Esel Du! Sie kleine Schäkerin, Sie!

VIII. Stellung des Adjektivums im Französischen, — „Sprachgebrauch."

§. 58. Die folgenden Bemerkungen betreffen eine Speciallehre, die unter den Schwierigkeiten der französischen Gram-

matik einen hervorragenden Platz einnimmt. Ich weiss nicht ob über dieselben mehr als eine blosse Anzahl von Regeln, ob ein einheitliches Gesetz, eine zureichende Erklärung der einschlagenden Spracheigenthümlichkeiten bereits aufgestellt worden und anerkannt ist.

. — Sprachgebrauch. — Es dürfte hier, wie so oft in unserer Wissenschaft, streng zu scheiden sein zwischen dem Gesetze und den Einschränkungen, welche dieses durch den Sprachgebrauch erlitten hat. — Sprachgebrauch, — wie steht es damit? wie ist er möglich? wie ist es denkbar, dass ein Gesetz, also eine Nothwendigkeit durch Gewohnheit beseitigt werde? Es ist so bequem vom Sprachgebrauche zu sprechen, dass das Wort selbst nachgrade einer gewissen Anrüchigkeit verfallen ist. Für den Grammatiker giebt es keine bequemere Redensart als die: das ist Sprachgebrauch. Und dem Schulfuchse der sie hört ist damit gesagt: die Leute dortzulande reden einmal so und nicht anders, also mache es du ihnen nach! Das heisst freilich unwissenschaftlich sprechen, einpauken statt zu belehren. Einen Sprachgebrauch giebt es aber nichtsdestominder, und das Wort: usus est tyrannus ist und bleibt für den Sprachforscher eine Wahrheit. Falsch ist es nur, wenn man vermeint, mit dem Hinweise auf den Sprachgebrauch allein etwas erklärt zu haben; jeder Sprachgebrauch ist vielmehr eine Sondererscheinung, die nichts erklärt, ehe sie selber erklärt worden ist. Was dieser Faktor aber vermag, davon legt meines Wissens keine Sprache beredeteres Zeugniss ab als die französische. Wer den Decamerone oder den Don Quixote in ihren Urtexten liest, der findet darin eine Beweglichkeit der Satztheile, eine Freiheit in der Anordnung derselben, die an das Lateinische gemahnen und darzuthun scheinen, dass in dieser Hinsicht die lingua rustica nicht viel von dem Reichthume der classischen Sprache eingebüsst haben konnte. Und Rabelais, der bei allen sonstigen Tollheiten seiner Redeweise doch hierin gewiss an den Grundsätzen seiner Sprache nicht gerüttelt hat, beweisst, dass das Französische noch im sechszehnten Jahrhundert einer Mannichfaltigkeit des Satzbaues fähig war, von der die classische Prosa eines Voltaire keine Spur mehr

zeigt. Jene Beweglichkeit war aber durch Gesetze gebändigt, so gut wie die der deutschen Syntax, und das Grundgesetz wird wohl hier wie dort das nämliche gewesen sein.

§. 59. Es fragt sich: was vermochte jene Beweglichkeit zu hemmen, jenes Gesetz zu unterdrücken und an den Platz des Gesetzes Regeln zu stellen? Vielleicht darf man antworten: eben die Regel, sofern dieses Wort das an einer Vielheit von Fällen beobachtete Gemeinsame bedeutet.

Ich stelle mir den Hergang auf zweierlei Art vor: —

§. 60. 1) Die nächste Entstehungsmöglichkeit dürfte die sein: Gewisse Wörter und Redetheile werden ihrem materiellen Inhalte nach nur oder doch vorzugsweise in bestimmten grammatischen Formen oder syntaktischen Verknüpfungen auftreten; in thesi sind andere Möglichkeiten vorhanden, thatsächlich wird aber von diesen überhaupt nicht, oder doch nur höchst selten Gebrauch gemacht. Die Folge wird sein, dass man diese anderen Möglicnkeiten mit der Zeit vergisst, sie für diese Wörter, diese Redetheile ausschliesst, zur sprachlichen Regel heranwachsen lässt, was zuvor nur häufige Erscheinung war. Und ist eine solche Regel einmal im Sprachgefühle des Volkes eingenistet, dann mag sie wohl auch, Analoges miterfassend, noch weiter um sich greifen. —

§. 61. 2) Dem Sprechenden boten sich eine Menge Möglichkeiten seinen Gedanken kundzugeben, die Wörter, die ihn in ihrer Zusammenwirkung ausdrücken sollten, zu ordnen. Seiner Individualität nach wählt er unter diesen Möglichkeiten eine. Je verschiedener die Individualitäten, desto verschiedener die Ausdrucksweisen, — le style, c'est l'homme. Wo aber die Geister uniformirt werden, da wird eben die Individualität, die Eigenartigkeit der Gedankenfolge unterdrückt, und mit ihr die Vielfaltigkeit des sprachlichen Ausdruckes.*) Nun wird der Gebrauch der massgebenden Personen, Gesellschaftskreise, Cen-

*) Man denke an die Dialekte. Zunehmende Volksschulbildung, Militärdienst, vermehrter Reiseverkehr u. s. w. wirken zu ihrem Verderben wie zu dem so mancher andern Provinzialeigenthümlichkeiten. So lange Italien der classische Boden des Particularismus war, blühten die Dialekte und wurden literarisch gepflegt. Dem Engländer dagegen sind seine Volks-

tralorte für die anderen zur Mode, der man sich unterwirft, man weiss selbst nicht wie. So mag Luther durch seine allverbreitete Bibelübersetzung den deutschen Sprachgebrauch mächtig beeinflusst haben; das Werk wurde, ächt demokratisch, ein allen zugänglicher Nationalschatz, ein Gut, das Jeder ergreifen konnte und das Jeden ergriff. In dem Frankreich des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war es ein verhältnissmässig enger Kreis von Aristokraten der Geburt und des Geistes, der, beherrscht von einem mächtigen Hofe, seinerseits wieder Alles im Lande was zur Intelligenz und zur guten Gesellschaft gerechnet sein wollte, mächtig beeinflussen musste.*)

§. 62. — Das Stellungsgesetz. — Es handelt sich um eine Feinheit der französischen Sprache, die für den Deutschen eine Schwierigkeit bildet, weil sie seiner Muttersprache abgeht. Diez macht in seiner Grammatik den romanischen Sprachen, Band III. S. 414 der 1. Aufl., diese Lehre zum Gegenstande eingehender Erörterungen und weist nach, dass auch hier das Französische in der Hauptsache mit seinen Schwestersprachen Hand in Hand geht. Gewiss kann ich hinsichtlich der Einzelbeobachtungen und der Wahl der Beispiele keinen besseren Gewährsmann erkiesen als ihn; das Grundgesetz aber möchte ich anders als er formuliren. Er sagt (S. 414):

„Rhetorischer Accent und rhythmischer Ausdruck entscheiden im Ganzen, wiewohl die Neigung waltet, das Adjektivum gleich anderen Attributen dem Substantivum nachzusetzen. Den ersten Einfluss übt der Accent. Wird ein Substantiv von einem Adjectivum begleitet, so hat der die zweite Stelle einnehmende Redetheil an und für sich den Hauptton (alta montágna, abito vérde); wenn daher das Adjectivum seinem Substantiv eine minder hervorstechende, allgemeiner ausgedrückte oder eine dem Begriffe des Letzteren verwandte Eigenschaft beilegt, so dass ihm kein rhetorisches Gewicht zukommt, so nimmt es die erste

mundarten schon längst nur nach interessante Reliquien, und der „centralisirte“ Franzose fasst die seines Vaterlandes verächtlich unter dem Namen patois zusammen.

*) Man denke an das Erklären gewisser Wörter für tabu bei den Polynesiern.

Stelle ein .... Ist aber die Eigenschaft individueller oder unterscheidender Art, so nimmt das Adj. mit dem Hauptton bekleidet die zweite Stelle ein ... Inversion ist in diesem Falle erlaubt, alsdann aber bleibt dem Adj. der Hauptton und es gewinnt an Bedeutung, wie etwa ital. incomprensibil cosa, franz.: horrible faute. — Den nächsten Einfluss übt der rhythmische Ausdruck der Rede, der dem sylbenreicheren oder complicirteren Adj. gerne die zweite Stelle anweist."

§. 63. Soweit vorerst Diez. Was er über den Einfluss des Rhythmus sagt, ist als richtig bekannt, und auch das scheint mir unzweifelhaft, dass diese Erscheinung eine secundäre sei, und das allgemeine Gesetz wo anders gesucht werden müsse. Ob aber da, wo Diez es zu finden meint, im Accente, in der Betonung? Muss nicht auch Diez zugeben, dass das betonte Adjectivum vorantreten könne? Und indem er dies zugiebt, verneint er da nicht seine eigene Erklärungsweise? Ich meine, wir haben da wieder einen der Fälle, wo die Betonungstheorie sich als unzulänglich erweist.

§. 64. Jedes Attribut ist ein beiläufiges Prädikat. Indem ich das attributive Eigenschaftswort zwischen den Artikel (oder das pron. poss.) und das Hauptwort stelle, bewirke ich eine syntaktische Infixion. Eine solche besteht ihrer äusseren Erscheinung nach darin, dass durch Einschiebung neuer Elemente ein Satztheil erweitert wird. Und dieser äusseren Erscheinung dürfte das innere Wesen, entsprechen; durch die Einschaltung wird eine grössere Einheit geschaffen, aber die Einheit bleibt, und so erklärt sich das was hier facultativ ist, aus demselben Grunde, auf welchem die regelmässige Stellung des deutschen Adjektivums beruht — vgl. Cap. VIII unter D. — Da ist also ein Wortcomplex geschaffen, der in Form und Wesen einem Compositum sehr nahe steht, das infigirte Adjektivum wird von zwei zusammengehörenden Wörtern umklaftert, amplectirt.

§. 65. Ein rein praktisch-technisches Hülfsmittel glaube ich durch die Erfahrung gefunden zu haben, eine Art Probestein, an welchem sich entscheidet, ob das Adjektivum voran, oder nachzustellen sei. Darf ich, ohne den Gedanken wesentlich zu modifiziren, an Stelle des Eigenschaftswortes einen Relativ-

satz, qui est . . ., qui sont . . . setzen, so hat jenes Wort nachzutreten, anderenfalles muss es voranstehen. Une aimable jeune fille ist freilich der Sache nach soviel als une jeune fille qui est aimable, und doch denke ich mir als Sprecher oder Hörer bei jener Redewendung etwas Anderes als bei dieser. Dort, bei Einschaltung des Adjektivums habe ich ein Gesammtbild, einen Gesammtbegriff vor Augen, hier, beim Adjektivsatze wird zunächst ein Umriss gegeben, und dann das Charakteristische hineingezeichnet. So lange ich nur den Umriss gegeben oder erhalten habe, steht es dahin, wie die Ausführung werden solle: sie könnte ja auch ganz anders ausfallen, die anderen Möglichkeiten bleiben zunächst zugelassen, um erst durch das folgende ausgeschlossen zu werden. Dies aber geschieht nach Diez durch die „Eigenschaften individueller oder unterscheidender Art,“ deren Wortrepräsentanten nachzutreten haben, und so hätte denn hier die Praxis der Theorie den Weg gewiesen. Meinem Freunde X darf ich von „mon fidèle ami Y“ sprechen; würde ich aber sagen „mon ami fidèle Y,“ so könnte er mir das übel nehmen, denn indem ich so sage, denke ich zugleich an treulose Freunde und gebe dies zu erkennen. Aehnlich mit „une jeune fille aimable.“ Man dürfte wohl scheltend sagen: „Méchante que vous êtes! voyez votre soeur, — voilà une jeune fille aimable!“ Denn da ist das aimable im Gegensatze gedacht. Oder: „Dans tel et tel pays les jeunes filles aimables sont rares,“ denn darin liegt: pour la plu-part elles ne sont pas aimables; ebenso: „heureux celui qui a trouvé un ami fidèle“ u. s. w. In allen diesen Beispielen ist das Adjektiv rhetorisch accentuirt, weil es eben gegensätzlich gemeint ist. Nun kann ich aber auch den Hauptton auf das vorangestellte Adjektiv legen in Sätzen wie: „C'est une charmante personne, que Mlle. une telle!“ oder: „Vous venez de me causer un horrible embarras!“ und diese Betonnung kann eine recht emphatische sein. Aber gegensätzlich sind darum die Adjektiva doch nicht zu verstehen, sondern auch sie dienen nur dazu, in Verbindung mit den ihnen folgenden Hauptwörtern einen einzigen complicirten Begriff auszudrücken; sie enthalten eine nähere Begrän-

zung der Begriffe personne, embarras, nicht einen Fortschritt des Gedankens.

§. 66. Einen solchen Fortschritt werden nun regelmässig diejenigen Adjektiva nicht bezeichnen, welche mit Diez zu reden, ihrem Substantiv eine minder hervorstechende, allgemeiner ausgedrückte, oder eine dem Begriffe des Letzteren verwandte Eigenschaft beilegen. Daher werden solche meist als blosse Bestandtheile des substantivischen Begriffes vor das Hauptwort treten; z. B. ital.: alta montagna, aurea corona; spanisch: duro hierro, hermoso caballo, franz: cher ami, doux parfum, heureuse paix, claire fontaine.

§. 67. Dass auch in Compositis wie rouge-gorge, sage-femme, chauve-souris, prud'-homme, bon-homme, blanc-seing, fausse-clef, fausse-couche, sauf-conduit, das Adjektivum voransteht, bestärkt mich in meiner Ansicht vom Werthe und Wesen dieser Wortanordnung. Man kehre letztere um, sage: gorge rouge, femme sage, homme prude, seing blanc, und man wird den Unterschied wahrnehmen: dort ein Begriff, hier deren zwei.

§. 68. An einigen weiteren Beispielen wird das bisher Entwickelte noch schärfer hervortreten:

Un savant professeur — une femme savante: dort gewöhnliche hier seltene Eigenschaft.

Der Ausruf: ce maudit traitre! bedeutet: dieser mir verhasste Verräther, und ist nur eine verstärkte Form von: ce traître! Man halte dagegen âme maudite, race maudite.

C'est un chien fidèle, preist mir der Hundehändler seine Waare an; ce chien est fidèle würde aber ziemlich auf dasselbe herauskommen, denn dass das Thier, das er mir zeigt, ein Hund ist, lehren mich meine eigenen Augen. Ich glaube aber, beim Liebkosen wird Jeder seinen Hund „mon fidèle chien“ nennen.

Sancho Pansa, le fidèle écuyer de Don Quichote, wird richtig sein — vgl. Florian's Bearbeitung des Don Quichote — denn der Ritter von La Mancha hatte nur einen Schildknappen, und wie sollte dieser anders sein als treu? „Écuyer fidèle, S. P. ne manqua pas de se mêler dans cette malencontreuse aventure“ dagegen lässt sich etwa so umschreiben: Weil er Schildknappe und in dieser seiner Stellung ein treuer

Diener war, so liess er seinen Herren nicht im Stiche. — Wie es aber kommt, dass man in französischen Büchern, so oft liest: une épouse fidèle, — das weiss ich selbst nicht zu erklären.

§. 69. Nun zurück zu Diez. Er fährt fort: „Es ist klar, dass, da der accentuirte Begriff, Inversion gestattet und das rhythmische Gefühl keine deutliche Vorschrift giebt, die Stellung des Attributes immer noch sehr willkürlich ist. Man sagt z. B. gleich gut ital.: vergogna eterna und eterna vergogna, franz.: émotion douce und douce émotion."

§. 70. Hier möchte ich zunächst das letzte Beispiel durch ein anderes ersetzt wissen, denn, soviel mir bekannt gehört auch doux zu den Wörtern, welche, figürlich angewandt, regelmässig voranzustellen sind — vgl. S. 417 des Diez'schen Werkes. — Aber auch abgesehen davon kann ich dem Obigen nicht ganz beipflichten; denn, ist meine Ansicht die richtige, so besteht eben auch in diesen Fällen zwischen dem voran- und dem nachstehenden Adjektivum ein feiner Unterschied, der genügt um die Willkür auszuschliessen und ich darf z. B. „diese Unglückliche" nur durch „cette malheureuse femme," nicht durch „cette femme malheureuse" übersetzen, „eine Frau, die Unglück hat" aber nur durch, „une femme malheureuse" nicht durch „une malheureuse femme."

(Schluss folgt.)

Die Erkenntnisslehre unter dem völkerpsychologischen Gesichtspunkte.

Von

Dr. **W. Windelband.**

Mit Rücksicht auf Sigwart, Logik I. Tübingen. Laupp'sche Bchhdlg. 1873.

Nächst der Ethik ist die Logik diejenige Wissenschaft, in welcher sich am meisten dem Begriffe des völkerpsychologischen Werdens alt eingewurzelte Ueberzeugungen entgegenstellen. In beiden meint auch die wissenschaftliche Betrachtung vor einer Reihe unwandelbarer ewiger Gesetze zu stehen, mit deren Würde, mit deren allbeherrschender Macht das zweifelhafte Geschick einer allmählichen Entwickelung unverträglich erscheinen muss. Wenn in der Auffassung religiöser Vorstellungen der Gesichtspunkt einer stetigen Entwickelung mit den Vorurtheilen eines Glaubens und einer Dogmatik zu kämpfen hat, welche ihren „Wahrheiten" dadurch den unnahbaren Nimbus zu geben lieben, dass ihnen dieselben als unmittelbar vom Himmel herabgefallen gelten, so sind es dagegen in der Logik wie in der Ethik wissenschaftliche Principien, welche sich dagegen sträuben, ein Werden der in ihnen aufgestellten Gesetze im Entwickelungsgange der Menschheit anzuerkennen. Wo es ein Gutes und wo es ein Wahres giebt, da hat es eben seinen Werth darin, dass es, unabänderlich und unabhängig von dem wechselnden

Treiben des psychologischen Mechanismus in sich selbst ruht und aus sich heraus den psychologischen Bewegungen das regelnde Gesetz giebt. Und so hat sich die Ansicht gebildet, es müsse das Gesetz des Wahren wie des Guten jenseits der psychologischen Entwickelung, auf jenen idealen Höhen gesucht werden, wo das Licht des Ewigen aus einer sei es göttlichen, sei es höchsten vernünftigen, Gesetzgebung hervorstrahlt. Allein, auch die Fixsterne, die in „ewig gleichen" Figuren an unserm nächtlichen Himmel flammen, haben sich vor der Rechnung unserer Astronomen zu gewaltigen Bewegungen bequemen müssen.

Eins freilich muss auch von denen zugegeben werden, denen das ethische und das logische Gesetz als ewige, unveränderliche, werdelose gelten: die Menschheit bewegt sich zu ihrer Erfassung, zu ihrem bewussten Ergreifen in allmählich aufsteigender, annähernder Entwickelung. Nicht unmittelbar ist im natürlichen Menschen das Bewusstsein seiner sittlichen Pflicht, seiner richtigen Gedankenfolge gegeben: die Zucht der Geschichte hat die Völker zu beiden erzogen, und vermöge ihrer Resultate findet sich der Mensch der jetzigen Cultur fast spielend auf eine ethische und logische Höhe gehoben, von der das Individuum der zurückgebliebenen Völker auch mit äusserster Anspannung seiner Kräfte und unter den günstigsten Verhältnissen nur schwer eine Ahnung erlangen kann. Mögen daher das ethische und das logische Gesetz nicht geworden sein: bewusst geworden sind sie jedenfalls erst in der psychologischen Entwickelung der historischen Menschheit.

Aber wie nun, wenn diese Gesetze überhaupt nur im Bewusstsein wurzelten? wenn desshalb ihr Bewusstwerden mit ihrem Werden überhaupt zusammenfiele? wenn es ein ethisches Gesetz nur unter der Voraussetzung eines vernünftigen Wesens gäbe, das mit Bewusstsein die Entscheidungen seines Willens abzuwägen unternähme — wenn ein logisches Gesetz nur für das Bewusstsein dessen gälte, der die Wahrheit der eigenen oder fremder Vorstellungen prüfte? Haben jene Gesetze solche Zwecke des Bewusstseins zu ihrer Voraussetzung, so können sie auch erst im Bewusstsein dieser Zwecke geworden sein.

Und in der That, eben diese Beziehung auf einen bewussten Zweck unterscheidet das ethische und das logische Gesetz vor allem, was wir sonst Gesetz zu nennen pflegen. Ethische und logische Gesetze sind Zweckgesetze, sie sind nicht Gesetze, die erfüllt werden müssen, sondern solche, die erfüllt werden sollen, um einen bestimmten Zweck zu erreichen: sie sind nicht Gesetze im Sinne von Naturgesetzen, sondern sie tragen in sich eine normative, imperativische Gesetzgebung, und gerade in dieser Beziehung auf einen Zweck des Bewusstseins haben sie ihre Abgrenzung gegen die psychologischen Gesetze der Willensentscheidung und der Vorstellungsbewegung, mit denen sie auf demselben Gebiete gewissermassen concurriren. Aber eben desshalb sind sie nicht voraussetzungslos: sie sind vielmehr überall bedingt durch den Zustand des Bewusstseins, in welchem allererst die bewusste Setzung jenes Zweckes möglich war, bedingt also rückwärts durch den psychologischen Inhalt dieses Bewusstseins und vorwärts durch den in diesem Bewusstsein aufgestellten Zweck. Nur insofern können sich „unbedingte Gesetze“ ablösen lassen, als von solchen immer vorhandenen Voraussetzungen des psychologischen Zustandes und in demselben immer auftretenden Zwecken die Rede sein kann: aber auch dann hat diese „Unbedingtheit“ nur den Werth einer constanten, unveränderlichen Bedingtheit.

Indem wir es ethischen Untersuchungen überlassen, zu solchen Gedanken Stellung zu nehmen, versuchen wir uns ein Bild von dem Zustande des Bewusstseins zu machen, auf welchem auch nur die ersten Anfänge einer Logik, das erste Werden einer logischen Gesetzgebung des vernünftigen Wesens möglich waren. Dazu gehörte vor Allem die bewusste Unterscheidung des wahren und des falschen Denkens, und diese setzt schon einen entwickelteren Zustand des geistigen Lebens voraus. Denn noch jetzt sehen wir an dem primitiven Vorstellungsleben des Kindes, dass an und für sich jede Vorstellung mit der Gewissheit ihrer Objectivität psychologisch verschmolzen ist. Es fragt sich nun, welches in diesem primitiven Zustande die psychologischen Anlässe zur Unterscheidung wahrer und falscher Gedanken sein können. Es läge nahe, dieselben in ge-

täuschten Erwartungen zu suchen. Allein die in die Zukunft reichenden Vorstellungen dieses ersten Zustandes sind so sehr auf unmittelbare Bedürfnisse bezogen, dass, wenn das eintretende Ereigniss ihnen nicht entspricht, schmerzliche oder freudige Affecte von einer Stärke damit verbunden sind, neben welcher für die theoretische Beobachtung, dass die frühere Vorstellung der Wirklichkeit nicht entsprochen habe, kein Raum bleibt: und eine solche Reflexion auf sich selbst und den Werth seiner Vorstellungen entspricht dem ersten Stadium des natürlichen Vorstellungslebens durchaus nicht. Die Begriffsbestimmung der Wahrheit als der Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit, ist daher späteren Datums: zuerst musste sich die Unterscheidung wahrer und falscher Gedanken an ein ganz äusserliches Kriterium der Wahrheit anschliessen, an die allgemeine Anerkennung, an die Uebereinstimmung der Vorstellungen verschiedener Menschen. Wo diese gestört war, und wo die verschiedenen Meinungen über denselben Gegenstand auf practischem Gebiete mit einander in Conflict geriethen, wo nur aus einem Gesichtspunkte gehandelt werden konnte und doch zwei Menschen verschiedene Gedanken darüber hegten, da musste zuerst das Bewusstsein davon dämmern, dass nur Einer von ihnen Recht haben konnte. Da, indem Jeder auf seiner Meinung bestand und sie practisch durchzusetzen suchte, verneinte er die Ansicht des Widersachers, und nichts anderes als diese gegenseitige Verneinung ist in dem sogenannten ersten Denkgesetze unserer Logik ausgesprochen, welches desshalb auch mit psychologischer Begründung der Satz des Widerspruchs heisst. Nur mit diesem Denkgesetze ausgerüstet würde ein Jeder die Wahrheit seiner Behauptung beanspruchen und die Verneinung derselben von Anderen für falsch erklären; aber es wäre doch damit schon die Unterscheidung des wahren und des falschen Denkens zum Bewusstsein gekommen und damit die Möglichkeit gegeben, den gewonnenen Begriff der Falschheit auch auf die eigenen Gedanken anzuwenden, wenn in der psychologischen Bewegung ein Widerspruch von Vorstellungen oder ein Zweifel eintritt.

Fragen wir nun, ob in diesem Falle nur ein Besinnen des Menschen auf ein unabhängig von ihm schon vorher existi-

rendes Gesetz stattfand, oder ob vielmehr dies Gesetz erst das Product jener psychologischen Bewegung war, so wird man eingestehen müssen, dass ohne eine solche psychologische Grundlage der Satz des Widerspruchs vollständig in der Luft schwebt. Das ausschliessliche Verhältniss, welches er zwischen Bejahung und Verneinung statuirt, hat gar keinen Sinn, wenn es kein verneinendes Denken giebt, und dies Verneinen giebt es eben nur in der subjectiven Bewegung des Denkens, während die Verneinung mit dem realen Wesen der Dinge nichts zu thun hat. Der Satz des Widerspruchs, dieser erste Grundstein aller Logik ist daher der Ausdruck eines Verhältnisses, welches nur in demjenigen Denken Statt hat, in welchem vermöge der subjectiven Beschränktheit die Falschheit und der Widerspruch der Vorstellungen eintreten kann: und dies Gesetz wird erst in dem Bestreben dieses subjectiven Denkens sich gegenüber dem Widerspruche geltend zu machen. Mit dem Begriffe eines absoluten Denkens ist der Satz des Widerspruchs unvereinbar: in demselben gäbe es nur Wahrheit, folglich keinen Anlass zur Verneinung, folglich überhaupt keine Verneinung folglich keine Regel über das Verhältniss der Bejahung zur Verneinung. Eben desshalb aber gäbe es für ein solches absolutes Denken überhaupt keine Logik: denn diese will eine Kunstlehre sein, um die psychologische Bewegung des Denkens zum richtigen Denken zu erziehen. Sie hat daher die Möglichkeit des falschen Denkens zur Voraussetzung und fällt mit dieser Voraussetzung.

Nicht anders steht es mit dem zweiten grossen Grundsatze aller Logik: dem Satze vom zureichenden Grunde. Er hat bereits den Satz des Widerspruchs d. h. das Bewusstsein von der Möglichkeit eines falschen Denkens zur Voraussetzung: aber er ist mit demselben durchaus nicht unmittelbar gegeben, sondern vielmehr das Product einer höheren Entwickelung. Denn wie alles Verneinen, so ist auch alles Beweisen auf der ersten Stufe des Lebens practisch: und wie der Widerspruch sich zuerst in der practischen Verneinung aussprach, so war auch die Entscheidung zwischen beiden, welche der Satz vom zureichenden Grunde regeln soll, zunächst die ganz rohe, practische, die wir noch jetzt im Streit der Kinder finden: der Stärkere behält

eben „Recht," und der „zureichende Grund" der frühsten Menschen war sicher — die Keule und die Majorität. Erst wo das Denken von der unmittelbarsten Verwendung für das augenblickliche Bedürfniss frei wird, wo es, auf sich selbst zurückgeworfen, die Möglichkeit des Irrthums bewusst betrachtet, erst wo der einzelne Mensch zur Ueberlegung, wo die Gemeinschaft der Menschen zur Berathung gekommen ist, erst da tritt die Frage nach dem Grunde der Behauptung ein, erst da heisst es: Du hast Recht, wenn Du Deine Meinung beweisen kannst. So sehen wir das Kind, sobald es nur erst die Freiheit seines theoretischen Lebens gewonnen und den erworbenen Schatz von Vorstellungen in sich zu verarbeiten angefangen hat, begierig nach dem „Warum?" fragen. In dieser Frage „Warum?" liegt aber ursprünglich nichts Anderes als die Forderung, den psychologischen Vorstellungsverlauf auszusprechen, aus welchem die in Frage gestellte Behauptung als Resultat hervorgegangen ist: und es wollen sich dabei nur die Vorstellungen nach ihrer psychologischen Stärke mit einander messen. Indem ich einen Andern nach dem Warum seiner Behauptung frage, mache ich den Versuch, ob, wenn ich seinen Vorstellungsverlauf in mich aufnehme, die daraus hervorgehende Vorstellungscomplexion stärker ist als meine eigene frühere: und daher ist der Ausdruck, die Gründe nach ihrer „Stärke" zu messen, durchaus adäquat. Will ich daher einem Widersprechenden etwas beweisen, so kann ich nichts anderes thun, als entweder Vorstellungen, die er nicht beachtet hat, die er aber schon besitzt, in ihm zum Bewusstsein bringen oder seine Vorstellungen in andere Combinationen setzen; jedenfalls aber muss ich es den Naturgesetzen des Denkens überlassen, ob er daraus eine der meinigen gleiche Vorstellungscomplexion bilden und ob diese seiner früheren an psychischer Stärke überlegen sein wird.

Sehen wir auf diese psychologische Basis des Satzes vom Grunde, so leuchtet wiederum ein, dass derselbe für ein absolutes Denken durchaus jeden Sinn verlöre. So wenig als auf dem allerersten Zustande unseres Bewusstseins, auf welchem Vorstellung und Vorstellung der Objectivität des Vorgestellten noch nicht auseinander getreten sind, die Frage nach dem

Warum eintritt, ebensowenig könnte in einem nur richtigen Denken der Satz vom Grunde als Denkprincip gelten: er hat vielmehr das Vorhandensein der falschen Vorstellung und den (nur theoretischen) Streit der Meinungen zu seiner unumgänglichen Voraussetzung und beruht daher wesentlich auf dem subjectiven, in's Falsche übergreifenden Denken. Es kommt nicht nur erst in demselben zum Bewusstsein, sondern er ist auch in demselben allein möglich. Ein Gott fragt auch logisch nicht nach dem Warum.

Wenn der Satz des Widerspruchs den Ausdruck der für das Werden des logischen Bewusstseins erforderlichen Bedingung, der Unterscheidung des wahren und des falschen Denkens ist, so enthält der Satz vom Grunde die zum Bewusstsein gekommene Forderung einer richtigen Gedankenfolge d. h. einer Logik. Dies allgemeine Postulat, in jedem einzelnen Falle der psychologischen Denkform gegenüber geltend gemacht, ergiebt dann die einzelnen logischen Regeln der Begriffsbildung des Urtheilens und des Schliessens. Nun wissen wir aber, dass unser Denken unter Naturgesetzen steht, und dass deren Wirkungsart eine unveränderliche und ausnahmslose ist, dass dieselben folglich auch da in Thätigkeit sein müssen, wo logische Regeln unser Denken beherrschen sollen. Hieraus folgt, dass die logischen Gesetze mit den Naturgesetzen des Denkens nicht nur nicht im Widerspruche, sondern vielmehr im innigsten Zusammenhange stehen müssen. Denn da alles Denken nur nach Naturgesetzen sich vollziehen kann, so trifft dies auch das richtige, das logisch regulirte Denken. Ueberlegen wir nun, in welcher Weise wir überhaupt einem Anderen etwas zu beweisen suchen, so rechnen wir dabei, wie schon erwähnt, indem wir unsern Gedankengang klar legen, immer darauf, dass in ihm mit denselben Vorstellungen sich dieselben naturgesetzlichen Verschmelzungsprocesse wie in uns vollziehen werden, d. h. wir bauen jeden Beweis auf die Annahme einer gemeinsamen Naturgesetzlichkeit des Denkens in Andern und in uns. Das logische Gesetz ist somit nur eine Art und Weise, eine Reihe von Naturgesetzen des Denkens in Thätigkeit zu bringen, und zwar eine solche Art und Weise, durch welche der Denkprocess richtig

und allgemein anerkannt wird. Und zwar ist in jedem Falle, die in dem logischen Gesetze erlangte Combination naturgesetzlicher Denkacte abhängig von eben jenem Zwecke des richtigen Denkens über den betreffenden Gegenstand. Die das logische Gesetz begleitende Nothwendigkeit ist daher hypothetisch, sie resultirt nur aus dem Zwecke des Denkens, Erkennen, d. h. richtiges Denken zu sein. Jeder Beweis kann nur dies sagen: wenn Du richtig denken willst, so musst Du so denken.

Sind aber so die logischen Gesetze nur hypothetische Normen des an sich den Naturgesetzen unterworfenen Denkens, sind sie nur durch das Bewusstsein eines Zweckes festgestellte Combinationsformen der Naturgesetze des Denkens, so haben sie nicht nur diesen Zweck, sondern auch eben diese Naturgesetze zu ihrer Voraussetzung. In der That finden schon in den allerersten Stadien des geistigen Lebens Vorstellungsprocesse Statt, in denen neue Begriffe gebildet, Urtheile über das Verhältniss der Begriffe festgestellt und aus Urtheilen neue abgeleitet werden, ohne dass von einer logischen Bedeutung dieser Vorgänge die Rede sein könnte: sie fallen vielmehr noch in jenen Zustand des Bewusstseins, in welchem die Gewissheit der Objectivität von der Vorstellung überhaupt noch nicht getrennt und deshalb kein Bedürfniss einer richtigen Vorstellungsbegründung vorhanden ist. Erst wenn dieses eingetreten ist, macht sich damit auch die Nothwendigkeit geltend, uns auf diejenigen Formen zu besinnen, in denen die psychologischen Verschmelzungsgesetze combinirt werden müssen, um den Zweck des richtigen Denkens zu erfüllen.

Wäre nun dieser Zweck von Anfang an so abstract und rein, wie wir ihn hier aussprechen, in dem Bewusstsein der sich entwickelnden Menschheit vorhanden gewesen, so wäre damit auch schon von Anfang an der Anlass zu einer von vorn beginnenden wissenschaftlichen Erkenntnisslehre gegeben gewesen. Dies aber war natürlich nicht der Fall, und der Zweck des richtigen Denkens kam zunächst immer nur an den einzelnen, vorzugsweise den practischen Aufgaben des Lebens zum Bewusstsein: und so mussten sich an den einzelnen Aufgaben des Denkens in der natürlichen Entwickelung allmählich einzelne

Normen des richtigen Denkens entwickeln. Dies ist der Punct, an welchem zunächst die Geschichte der Erkenntnisslehre von völkerpsychologischen und sprachwissenschaftlichen Untersuchungen wichtige Aufschlüsse erwarten dürfte. Ist es doch nicht zu verkennen, wie schon zwischen den Culturvölkern, bei denen wir im Allgemeinen dieselben Formen des Denkprocesses voraussetzen, sich bemerkbare Unterschiede in Rücksicht auf die Vorherrschaft einzelner dieser Formen vorfinden, wie z. B. namentlich bei gewissen Völkern die inductiven Schlussreihen, bei anderen die deductiven mit Vorliebe gewählt werden; und in der vertieften Durchbildung der inductiven Methode liegt ja auch der wesentliche Fortschritt der modernen Erkenntnisslehre gegen die antike und mittelalterliche. Wie viel lebhafter müssen solche Unterschiede bei unentwickelten Völkern hervortreten, die in ihrer ganzen Denkrichtung noch viel einfacher, aber auch einseitiger sind! Und so wäre es gewiss eine dankenswerthe Aufgabe, wenn vom völkerpsychologischen und sprachwissenschaftlichen Standpunkte untersucht würde, welche Formen des logischen Denkens auf den verschiedenen Stufen der sprachlichen Entwickelung zum Durchbruch gekommen sind. Wenn man dann nach den Ursachen solcher Verschiedenheit fragte, so könnte man dieselben nur in den ursprünglichen Denkrichtungen der Völker suchen, und diese wiederum sind bedingt durch die ganze Mannigfaltigkeit der Aufgaben und Interessen eines jeden Volkes. Die Abhängigkeit des Denkinhalts vom Interesse ist gewiss eine unleugbare, wenn auch noch lange nicht genug untersuchte und beachtete Thatsache: allein sie würde um so bedeutungsvoller werden, wenn sich nachweisen liesse, dass durch die Verhältnisse dieses Inhalts auch gewisse Denkformen vor anderen sich lebhafter entwickeln. Es wird z. B. nicht ausbleiben können, dass, wo die Culturbedingungen eines Volkes dasselbe auf die Ausbildung des Messens und Rechnens anweisen, wie das bei den alten Aegyptern der Fall gewesen ist, sich auch die dem Rechnen näher stehenden Denkformen energischer entwickeln — wie ja auch bei einer ganzen Reihe von Philosophen der Einfluss des mathematischen Denkens auf ihre Methode eine unzweifelhafte Thatsache ist.

Man würde diesen Auseinandersetzungen Unrecht thun, wenn man in ihm etwas anderes sehen wollte, als eine vorläufige Hypothese zur Erklärung der logischen Gesetzgebung — eine Hypothese, von welcher hier nur die allgemeinen Umrisse ihrer Möglichkeit skizzirt werden sollen, und welche nur das entgegenkommende Nachdenken Anderer und namentlich Solcher erwecken möchte, denen das völkerpsychologische Material durchsichtiger ist als dem Verfasser. Derselbe hatte in seiner Beschäftigung mit der Geschichte der wissenschaftlichen Methoden schon lange seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, wie sehr sich mit den den einzelnen Menschen und Völkern meistens durch irgend welche Interessen nahe gelegten Gegenständen des Denkens auch die Anwendung der Formen ändert, und wie desshalb die Geschichte der Methoden in aufsteigender und sich mehr und mehr erweiternder Entwickelung eine Anpassung des menschlichen Denkens an den ihm gegebenen Erkenntnissstoff darstellt; wenn er jedoch jetzt diese Gedanken, welche er durchaus nicht als abgeschlossen betrachtet, vorläufig veröffentlicht, um möglicherweise in Anderen das Interesse an dieser Auffassung und eine breitere Bearbeitung derselben zu erregen, so geschieht dies hauptsächlich, weil er für die darauf bezüglichen Gedanken in einem von ihm auch an anderer Stelle hervorgehobenen, für die logische Wissenschaft gerade zu Epoche machenden Werke, der Sigwart'schen Logik,*) ganz neue Anregungen empfangen hat.

Diese Logik geht von dem überaus fruchtbaren Grundgedanken aus, dass eine Logik nicht die Aufgabe haben könne, das Denken gewissermassen „von vorn anzufangen," sondern nur diejenigen Formen aufzuweisen habe, unter denen wir von dem gegebenen Zustande unseres Vorstellungslebens zum richtigen Denken gelangen können. Sie beginnt desshalb mit einer Analyse der Formen des psychologischen Vorstellungsmaterials und sucht in ihrem „normativen Theil" nur die Bedingungen auf, unter denen unsere Begriffsbildung, unser Urtheilen und

---

*) Logik. Von Professor Dr. Chr. Sigwart. Erster Band. Tübingen. 1873. Laupp'sche Buchhandlung.

unser Schliessen dem Zwecke des Denkens, richtiges Denken zu sein, entsprechen kann. Und gerade dieser Auffassung verdankt dies Werk eine überraschende Fülle origineller und fundamentaler Einsichten in das Wesen der logischen Gesetzgebung.

Je einleuchtender aber eine solche Behandlung des logischen Problems war, desto mehr musste sich der Gedanke geltend machen, dass, wenn die logischen Gesetze nur in ihrer Beziehung auf den ihnen zu Grunde liegenden naturgesetzlichen Process der psychologischen Vorstellungsbewegung Sinn und Bedeutung haben, sie auch mit der historischen Entwickelung der psychologischen Form in genauestem Zusammenhange stehen müssen, und dass auf jeder Stufe dieser Entwickelung die logische Gesetzgebung sich als eine Resultante aus den vorhandenen Vorstellungsmassen und dem jedesmaligen Zwecke der Erkenntniss ergeben muss. Wenn in diesem Process eine Reihe von psychischen Formen constant und diesen gegenüber eine Reihe von Denkzwecken gleich constant bleiben, so ergiebt sich daraus für die dabei entspringenden logischen Gesetze jene oben erwähnte „Unbedingtheit" als „constante Bedingtheit."

Wenn nun wir, die wir auf den Schultern dieser ganzen Entwickelung stehen, solche logischen Gesetze nicht erst zu bilden, sondern nur in uns aufzufinden brauchen, so haben wir eben in der Vererbung die Errungenschaften dieser Entwickelung als ein Fertiges erhalten und treten somit auch in dieser Beziehung die Erbschaft der ganzen Vergangenheit an, indem unsere Sprache und unsere Erziehung uns mühelos auf den Standpunkt stellt, den die Arbeit der Generationen erkämpft hat. Und durch diese Auffassung würde eine solche Hypothese Etwas erklären, wobei die Logik sonst als bei einem Unergründlichen stehen bleiben muss — nämlich das „Gegebensein" der logischen Gesetzgebung. Der Werth derselben besteht bekanntlich gegenüber der Willkür des psychologischen Processes in der Nothwendigkeit, mit der sie uns als zu befolgendes Gesetz gegeben ist. „Keine Logik," sagt Sigwart, sehr richtig, „kann anders verfahren, als dass sie sich der Bedingungen bewusst wird, unter denen dies subjective Gefühl von Nothwendigkeit eintritt," und die bedeutendsten Vertreter der formalen Logik, z. B. Drobisch, haben

anerkennen müssen, dass der Beweis der logischen Gesetze lediglich in ihrer Uebereinstimmung mit sich selbst bestehe, — d. h. dass wir sie in uns finden als ein absolut Gegebenes, auf welches wir uns nur zu „besinnen“ brauchen, um seine absolute Giltigkeit sofort anzuerkennen. Wie soll man sich nun von diesem „Gegebensein,“ von diesem „Vorfinden in uns selbst“ irgend eine Vorstellung machen? Will man nicht eine unbegreifliche Offenbarung annehmen, so möchte es vielleicht am einfachsten sein, diese logischen Formen gerade so zu erklären, wie die ganze Vorstellungsmasse, die wir in uns haben, die wir aber nicht selbst erzeugt, sondern durch die Vererbung durch die Sprache, durch das, was in diesen Blättern „Verdichtung des Denkens in der Geschichte“ genannt worden ist, überkommen haben: danach wäre ihr „Gegebensein“ das functionell vererbte, welches bei gegebener Gelegenheit actuell und damit Gegenstand unseres Besinnens wird.

Unter diesen Voraussetzungen bliebe auch die Würde der logischen Gesetze als absolut geltender Normen vollkommen gewahrt. Entsprungen aus den allgemeinen Formen des Denkens und seiner Erkenntnisszwecke, entwickelt und geläutert in der ausgleichenden Bewegung des gemeinsamen Denkens der Menschheit, würden sie auf Nothwendigkeit und Allgemeingiltigkeit den vollen Anspruch behalten. Mehr aber kann den logischen Gesetzen nie vindicirt werden. Die Frage, ob die durch den logischen Process gewonnenen Resultate mit einem Sein ausserhalb der Denkenden identisch sind, ist eine metaphysische Frage, welche die formale Logik, der die logische Gesetzgebung eine „absolut gegebene“ ist, ebensowenig beantworten kann. In dieser Beziehung sei zum Schlusse noch eine Bemerkung gestattet. Je mehr man sich in den psychologischen Charakter des Denkens vertieft, desto mehr muss man einsehen, dass eine ganze Reihe der Vorstellungsgebilde, bei denen wir den Anspruch, dass sie richtiges Denken erhalten, mit vollem Rechte erheben, weit davon entfernt sind, einem Sein zu entsprechen. Dem Nominalismus wird man immer zugeben müssen, dass die Allgemeinbegriffe als solche durchaus keinem Sein entsprechen, und gar jede Negativität im Denken, die für das

Denken sehr richtig sein kann, hat, wie noch jüngst Sigwart sehr schlagend nachgewiesen hat, durchaus kein Abbild im Realen. Je abstracter der Denkprocess wird, desto mehr entfernt er sich von der ausser uns befindlichen Wirklichkeit und kehrt erst wie auf einem Umwege zu derselben zurück, wo er neue Einzelvorstellungen aus dem Allgemeinen herausbildet und diese in der Erfahrung bestätigt findet. Die Physiologie der Sinnesorgane hat es längst erkannt, dass unsere sinnliche Weltauffassung z. B. im Sehen, weit davon entfernt, ein Abbild der ausser uns befindlichen Welt zu geben, sich vielmehr darauf bescheiden muss, im „normalen" Sehen „Symbole" der Dinge zu haben, vermöge deren wir uns in der Welt zurechtfinden können (vgl. Helmholtz, Physiologische Optik § 26): wie nun, wenn wir uns mit dem „normalen Denken" der Logik in einer ganz gleichen Lage befänden?

Zusatz zum vorstehenden Artikel.

Von

Prof. **H. Steinthal.**

Die Billigung des von Hrn. Dr. Windelband ausgesprochenen Grundgedankens möchte ich durch folgende Bemerkungen bethätigen.

In dem Kreise der Darwin-Literatur ist mir öfter der Gedanke begegnet, auch die sogenannten angebornen Ideen, die apriorischen Kategorien, seien Producte der Vererbung. Die Völkerpsychologie kann diese Ansicht gut heissen; nur ist nicht an eine leibliche Vererbung in einer sich bildenden Gestalt gewisser Gehirn-Theile zu denken, sondern an die geistige Vererbung, durch welche uns auch Sprache, ästhetische Formen, Wissenschaft und sittliche Ideen geschaffen, überliefert und entwickelt sind. Formen (und das sind die logischen, wie die

sittlichen und die ästhetischen Ideen) pflanzen sich mit dem Inhalt fort und erweitern sich in den Menschengeschlechtern der Zeiten. Der Inhalt ist wandelbarer, als die Form; vieles vom Inhalt schwindet, und neuer tritt an dessen Stelle. Die Formen haben mehr Dauer und Festigkeit; einige sind, einmal geschaffen, unzerstörbar, d. h. dem menschlichen Wesen so anpassend, dass sie nur mit diesem schwinden oder sich ändern können. So die logischen Formen und Gesetze, viel weniger die sittlichen, am wenigsten die ästhetischen.

Dass Formen vom Inhalt abhängig sind, d. h. dass gewisse Formen nur an bestimmtem Inhalt hervortreten können, nur ihm passen, und dass sie auch erst mit ihm und an ihm entstehen, wird wohl ohne Weiteres zugestanden oder liesse sich bald klar machen. Dass aber der Inhalt selbst vom Interesse abhängig ist, dafür liesse sich vieles anführen; hier sei nur an die von Caspary so benannte „Enge des Bewusstseins" in der Urzeit der Menschheit erinnert.

Das mythische Denken (oder die Schöpfung der Mythen) ist noch nicht das erste und ursprünglichste im Menschengeschlecht. Es ist aber ganz ohne die Kategorie der Causalität. Hier werden durchaus nur Vorgänge, oder vielmehr Handlungen göttlicher Persönlichkeiten, wahrgenommen und erzählt.

Sehen wir von den arischen Indern und muhamedanischen Arabern ab, so giebt es im ganzen Orient (Aegypten eingeschlossen) weder Logik noch auch Denken in logischen Formen. Dennoch gibt es hier tiefe Gedanken und reine sittliche Ideen. Aber Ansätze zu logischem Denken und Anfänge zur Ausbildung logischer Formen werden doch schon angetroffen.

Die orientalische „Weisheit" hat wesentlich praktische Bedeutung; im Kern und in ihrer Aeusserung ist sie Tugend. Wahr und gut ist identisch. Ich denke hierbei besonders an die Hebräer. Bei ihnen heisst nicht nur willensfrei, sondern überhaupt verständig und vernünftig sein, ein entwickelter Mensch sein: „das Böse zu verschmähen, das Gute zu wählen verstehn" (Jesaja 7, 15 f.). Denselben Gedanken drückt Sophokles aus durch die Worte die er dem Aias in den Mund legt (V. 555): „sich freuen und sich betrüben gelernt haben." Der prophe-

tische Verfasser des fünften Buches Mose (4, 6) hegt die Gewissheit, alle Völker werden die Weisheit der jahvistischen Lehre anerkennen. — Hier ist nur das erste logische Denkgesetz in der Form wirksam, wie Hr. Dr. Windelband (oben S. 169) es dargelegt hat.

Besonders anziehend aber ist, das Erwachen des Bewusstseins vom Causalitätsgesetz zu verfolgen. In einem der ältesten prophetischen Stücke (Amos 3, 3—6) soll der Gedanke gelehrt werden, es geschehe nichts ohne zureichende Ursache. So habe auch jedes Unglück, das den Staat treffe, seinen Grund im Willen Gottes, der die Sünden Israels ahnde aus Liebe zu Israel. Dieser Gedanke wird so ausgedrückt: „Wandeln wohl zween mit einander, ausser wenn sie sich eingefunden haben? Brüllet wohl der Leu im Walde, ohne dass er Beute hat? Lässt der junge Löwe seine Stimme erschallen aus seiner Höhle, ausser wenn er etwas gefangen? Fällt wohl der Vogel in den Sprenkel am Boden, ohne dass eine Schlinge ihm gelegt ist? Geht wohl der Sprenkel vom Boden in die Höhe und er finge nichts? Oder wird in die Posaune gestossen in einer Stadt, und das Volk erschräke nicht? Oder ist ein Unglück in einer Stadt, und Jahve hätte es nicht gethan?“ Der Ausdruck, meint man, sei bildlich und dichterisch. Dies ist er aber, streng genommen, so wenig, wie hier eine Induction im eigentlichen, logischen Sinne vollzogen ist; sondern so denkt der Prophet, und er kann nicht anders; sein Bewusstsein hat keine andere Form für seinen Gedanken der Ursächlichkeit. Die Beziehung der hier aufgestellten Gleichnisse ist auch dem Propheten wie seinen Hörern geläufig. Nach üblicher Redeweise ist der brüllende Löwe der drohende und strafende Gott; der Sprenkel ist das Unglück, die Schlinge die Sündhaftigkeit. Des Hebräers Geist also bleibt in der Discursion der Inductionsfälle befangen, er bleibt ganz eigentlich discursiv: während wir nach vollzogener Discursion das Ergebniss derselben in einem Begriffe verdichten. So fassen wir die einzelnen Fälle der Induction zusammen durch die geistige That, welche wir eben Induction nennen, wogegen sich im Bewusstsein des Hebräers die Einzelheiten nur durch die ihnen gemeinsame Beziehung (als medius terminus) auf das

Unglück der Stadt zusammenschliessen. Diese Beziehung bleibt unausgesprochen; aber ohne sie würden die besonderen Fälle getrennt bleiben, jeder für sich, und es wäre gar kein einheitlicher Act des Geistes da: das heisst, es würde der Sinn fehlen. Die nothwendige Zusammenfassung wird hier angeregt und unterstützt durch die Metaphern vom Löwen und der Schlinge, welche einen poetischen medius terminus bilden.

Bestimmter schon im Ausdruck scheint mir die Stelle in dem Straf-Liede Moses (5 B. M. 32, 29 f.): „Wären sie weise, so verständen sie dieses“ (nämlich: folgendes), „begriffen ihre Folge“ (welche Zukunft ihnen nothwendig als Folge ihrer gegenwärtigen Thaten bevorsteht, und auch wie ihre Lage jetzt sein muss als Folge ihrer Vergangenheit): „Wie könnte Einer tausend verfolgen und Zween zehntausend jagen, wär' es nicht, dass ihr Fels sie verkauft, und Jahve sie ausgeliefert?“ Wären sie weise, wird also gesagt, so würden sie begreifen, dass die unerhörte Niederlage Wirkung der göttlichen Strafe ist.

So ist denn auch wohl der Satz Jes. 46, 10 „Gott verkündet von Anfang das Letzte, und von Alters, was noch nicht geschehen“ nicht in dem beschränkten Sinne zu fassen, dass Gott das Auftreten und Wirken des Cyrus vorausgesagt habe. Freilich wäre es weit über das Ziel hinausgeschossen, wollte man darin den Gedanken sehen, Gott erkenne aus dem Beginn einer Sache deren Ende, indem er die nothwendige Folge aus der Ursache durchschaut. Indessen der Zusammenhang und die stylistische Färbung jener Stelle weisen darauf hin, dass hier unter „Anfang“ und „vor Alters“ eine lange Vergangenheit, und unter „Letztes“ eine vom Anfange weit abgelegene Zukunft zu verstehen ist, und die Ansicht des Propheten ist wahrlich nicht die, dass Gott ohne Vermittelung, so zu sagen: durch ein zweites Gesicht, durch leeres Voraussehen, die Zukunft voraus wisse; sondern dass er dieselbe weiss, weil er sieht, wie alles zusammenhängt, und das Ende vom Anfang abhängt. Das ergiebt sich nicht nur aus Stellen, wie die angeführten des Deuteronomium, sondern auch aus den unmittelbar auf unsere Stelle folgenden Worten: „der da spricht: mein Rath wird bestehen, und all meinen Willen richt' ich aus.“ Der

Rath und Wille liegt eben in einer zusammenhängenden Kette von Gedanken, welche der Mensch begreift.

Demnach ist die Ansicht des Propheten über Causalität wohl folgende. In den kleinen, alltäglichen Ereignissen des Lebens, hat jede Wirkung ihre Ursache und jede Folge ihren Grund; in den Völkerschicksalen aber spricht sich Gottes Wille aus, der indessen ebenso wie der menschliche durch die Kette von Grund und Folge beherrscht ist, daher er wie der Wille eines Menschen von uns aus der That erkannt wird.

Auch sonst zeigt sich, dass im Hebräischen die Wirkung und Folge als das Spätere, als ein Ende und Letztes, appercipirt wird. Daher עֵקֶב, wegen, weil, eig. das Ende. Hier mag die Vermittelung noch besonders durch die Vorstellung des Lohnes bewirkt sein, welche ebenfalls in jenem Worte liegt. In einem andern Worte, פְּרִי, eig. Frucht, ist ebenfalls der Begriff des Lohnes entwickelt (Belohnung und Strafe) doch scheint hieraus der allgemeinere Begriff der Folge nicht fest geworden zu sein.

Wenden wir uns nach China. Schon bei anderer Gelegenheit (Gesch. der Sprachwissenschaft bei den Griechen S. 153) habe ich bemerkt, dass uns hier die Form des Denkens entgegentritt, welche in der Pythagoreischen Philosophie ihre doch schon entwickeltere Analogie findet, nämlich der Anfang der Definition. Nur wird auf Fragen, wie: was ist Menschlichkeit? was ist Tapferkeit? immer mit einem einzelnen besonders typischen Fall geantwortet.

Die Schlussweise aber ist eine hypothetische Kette; z. B. Meng Tsze I, 1, 3. „Wenn die Bauern nicht durch Frohndienste gehemmt werden, so werden die Ernten den Verbrauch übersteigen; wenn nicht mit zu engen Netzen gefischt wird, wird es immer mehr Fische geben, als man braucht; wenn die Wälder nicht unzweckmässig gerodet werden, wird es immer Holz in Ueberfluss geben. Wenn man aber mehr Fische hat, als man verzehren kann, und mehr Holz, als man verbrauchen kann," (und reichere Ernten, als man geniessen kann), „so wird das Volk die Lebenden ernähren und den Todten die Opfer bringen können; dann wird es nicht murren." Von solchen Schlüssen

wimmelt die angeführte Schrift, wie die ganze chinesische Literatur.

In diesen hypothetischen Schlüssen wird eine Thatsache unmittelbar als Wirkung an eine andere Thatsache als Ursache gerückt, ohne dass die ursächliche Vermittelung ausgesprochen wäre; der Schriftsteller verlässt sich auf die unmittelbare Anschauung sämmtlicher hierher gehöriger Vorgänge; er verlässt sich auf den gesunden Menschen-Verstand. Darum sind diese Schlüsse noch so fern von unsern strengen Conclusionen und Beweisen.

Solche Schlussweise wird durch die Form der conditionalen Versprechungen und Drohungen („wenn du das thust, so werde ich dir jenes geben") vorbereitet. Sie bekundet aber den Uebergang vom Singulären zum Allgemeinen. Dass sich dieselbe Sprachform für das Kategorische wie für das Assertorische, ebenso wohl für das nothwendig und immer Eintretende, also Allgemeine, wie für das Einzelne, Empirische schickt, hat seine Analogie in dem Gebrauche des Singulars („der Mensch") für den empirischen Einzelnen und die allgemeine Gattung. — Wenn nun Gott es ist, welcher verspricht und droht: so ist das empirisch Einzelne und das Allgemeine oder Nothwendige unmittelbar in einem Falle vereinigt. Daher mag sich Gott ausdrücken, wie ein Mensch („wenn du meine Gesetze beobachtest, so werde ich Regen geben u. s. w."), der Satz hat, weil Gott ihn spricht, nicht den Sinn des Einzelnen, Vergänglichen, sondern des Ewigen, also des Allgemeinen. Ebenso wie mit den Aussprüchen Gottes, verhält es sich aber auch mit den Sätzen des Propheten und des Weisen. Dieser Zusammenhang kommt sogar zu Bewusstsein; denn der Prophet fügt seinen Worten bei: „so spricht Gott;" und die personificirte Weisheit sagt: wer mich kennt, „kennt Gott" (Spr. Sal. c. 2). Ueberhaupt wäre über die Causalität in den sogenannten Sprüchen Salomos und im Prediger wohl manches zu bemerken, was jetzt übergangen werden mag. Ich erinnere also nur noch an folgendes. Die Lehre, welche (1. Mose 4, 7) Gott dem neidischen Kain gibt: „wenn du recht handelst, so hebt sich dein Antlitz; wenn du aber nicht recht handelst, so lagert vor der Thür die

Sünde" — diese Lehre wird eingeleitet mit der Anrede? „nicht wahr? ist es nicht so?" zum Zeichen, dass sich Gott für die Bewahrheitung des Satzes auf das unmittelbare Bewusstsein beruft, das den Zusammenhang empirisch geschaut hat.

Das nun macht das eigentlich logische Denken aus, wie es in Griechenland (wir sehen von Indien ab) erwacht ist, dass man sich nicht mehr auf die gesehenen Zusammenhänge der Erfahrung beruft, sondern auf abstracte Elemente zurückgeht, die nur durch Denken zu erzeugen sind, und deren Verbindung ebenfalls nicht in der Erfahrung geschaut, sondern durch besondere Thätigkeit erfasst wird. Nachdem Pythagoras und die Eleaten solches Denken vorbereitet haben (Heraklit steckt noch ganz in orientalischer Form des Bewusstseins), ward endlich logisches Denken zuerst von Sokrates geübt. Hierüber will ich nur kurz auf meine Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen verweisen. Dort habe ich nachgewiesen, wie Sokrates zwar zuerst in logischen Formen dachte, die logischen Formen der Induction und der Definition schuf; wie dann diese Erfindung von den Megarikern beanstandet ward; wie Plato andere Denkmethoden erfand, um die Verbindung der gedanklichen Elemente zu sichern; wie aber erst Aristoteles den Begriff des Allgemeinen und Einzelnen schuf und damit die Lehre vom Schlusse erfand und so die Wissenschaft der Logik gründete, zugleich damit aber auch das eigentlich logische Denken befestigte.

Wer sich dies überlegt, wird schwerlich den Wahn in sich beherbergen, die logischen Denkformen seien ein im eigentlichen Sinne des Wortes organisches Erzeugniss, die Wissenschaft der Logik sei die Naturlehre des Denkens, und die Sprache sei durch organische Entwickelung körperlich gewordene Logik. Alles was der Mensch ist und hat, ist allmählich durch Arbeit, unterstützt von Glück, erst errungen.

Wenn dies heute noch besonders zu betonen, und zur Lösung der hiermit gestellten Aufgabe anzuregen ist: so thut auch schon noth, vor zu grosser Ausdehnung des Gesagten zu warnen. Der Vorgang des Athmens mit Lungen ist irgend einmal auf Erden eingetreten, während er vorher nicht statt-

fand; und noch viel später ist das Ereigniss des Ganges auf zwei Beinen eingetreten. Das Gesetz der Schwere und des Gleichgewichts aber, der Unterschied zwischen flüssigen und gasartigen Körpern, chemische Affinität, Abkühlung und Verdunstung u. s. w. dies galt von Ewigkeit; dies alles ist gegeben mit der Körperlichkeit. Geistige Thätigkeit mag sein, was sie wolle: es sind mit ihrem Auftreten geistige Gesetze gegeben. So wie Materie undenkbar ist ohne physikalische und chemische Gesetze, so ist Geist, selbst in den ersten Anfängen, nur mit psychologischen Gesetzen zu denken. Die Kaulquappe hat ihre Psychologie; auch in ihr gilt die Association der seelischen Elemente und anderes, wovon wir vielleicht nichts wissen. Sicherlich gilt in ihr, und in der Spinne, und in der Auster nicht alles, was psychologisch im Menschen gilt; und im Urmenschen findet nicht die ganze Psychologie ihre Anwendung, die wir in Kants Bewusstsein wirkend finden. Ebenso gibt es in der Natur physikalische Gesetze, die erst seit dem Auftreten der Organismen ihre Wirklichkeit haben. Denn gewisse Gesetze, physische wie psychische, können sich erst bei einer gewissen Mannichfaltigkeit der Elemente und ihrer Combination bethätigen. Wie also nicht alle heutigen Naturgesetze von Ewigkeit her wirksam waren, so auch nicht alle psychologischen Gesetze. Aber doch einige. Also hat wohl auch nicht bloss die Logik, sondern sogar die Psychologie, die in der That eine Naturlehre des Denkens ist, wie die Physik ein reales Werden ihrer Objecte zu beachten, wird also historisch, und die Völkerpsychologie ist nicht bloss die Psychologie der Völker-Geschichte, sondern zugleich die Geschichte der Psyche; von gewissen, wenn auch sehr wenigen, Verhältnissen aber ist die Psyche überhaupt, und von gewissen, ziemlich zahlreichen Verhältnissen die menschliche Psyche ganz unzertrennlich. Dasjenige Psychologische nun, was im Werden war, von demjenigen Psychologischen, was immer, d. h. vor der Entstehung des Menschen, gegeben war, zu sondern, ist Aufgabe einer umsichtigen Psychologie, welche Aufgabe von Lazar Geiger geradezu plump, besonnener von Caspary in Angriff genommen worden ist.

Nach diesen Bemerkungen, welche das in der Geschichte

der Menschheit allmähliche Hervortreten logischer Formen überhaupt zeigen sollen, noch einige Zusätze über die Bedingungen zu den einzelnen Schritten, welche ja Hr. Dr. Windelband vorzugsweise und mit Recht betont. Natürlich sollen in dieser Richtung hier noch mehr als in den ersteren Bemerkungen nur Andeutungen gegeben sein.

Wenn der Verf. des Aufsatzes (S. 171) richtig bemerkt, dass ursprünglich die Richtigkeit des Gedankens mit Fäusten bewiesen ward (wie fern sind wir noch von den glücklichen messianischen Zeiten, wo dies nicht der Fall sein wird), so geht schon hieraus hervor, dass Logik nicht aus der Praxis des Verkehrs erfolgt. Aus dieser ergibt sich nur das Verhältniss des Befehlens und Gehorchens, des Herrschers und Dieners. Der befehlende Herr hat Recht; der Andere muss ihm folgen, er hat bloss Unterthanen-Verstand.

Also nicht in der Praxis, sondern in der Theorie entwickelt sich Logik, und nicht in der Masse, welche zum Schlagen höchst respectabel ist, aber im Denken miserabel. Nur im einzelnen Denker entsteht wirkliche Logik. Der Verf. sagt (S. 169), durch den praktischen Gegensatz zweier Menschen, durch ihren Conflict sei „die Möglichkeit gegeben, den gewonnenen Begriff der Falschheit auch auf die eigenen Gedanken anzuwenden, wenn in der psychologischen Bewegung ein Widerspruch von Vorstellungen oder ein Zweifel eintritt“ — also nur eine Möglichkeit, abhängig von Bedingungen, die nur im einsamen Charakter gegeben sein werden. Dies bemerkt auch der Verf. (S. 171) für den Satz vom zureichenden Grunde.

Fragen wir, wann und wo das Gesetz A = A, und A nicht gleich Nicht-A, zuerst geltend gemacht ward (nicht abstract formulirt. sondern in Anwendung gebracht): so ist wohl nicht daran zu zweifeln, dass dies von dem grossen Parmenides geschehen ist, indem er behauptete: das Sein ist Sein und ist nicht Nicht-Sein. Betrachten wir also, unter welchen Umständen dies geschehen ist.

Ehe gegen das eigene Denken Zweifel auftritt, vergeht ein gut Stück der Geschichte der Philosophie. Einen Widerspruch in den eigenen Vorstellungen mag vor Sokrates nie-

mand entdeckt haben. Den Widerspruch aber seiner Vorstellungen gegen die allgemein geltenden bemerkt man, sobald er eintritt, und er tritt ein sobald die Bedingungen zu einer individuellen Bildung und Geistes-Richtung in einer mannichfachen Cultur, einem bewegten Leben des Denkens, selbst Bekanntschaft mit fremden cultivirten Völkern gegeben sind. War ursprünglich, wie der Verf. richtig bemerkt, die allgemeine Uebereinstimmung das Kennzeichen der Wahrheit, so war es Heraklit, der mit seiner Ueberzeugung aus der allgemeinen Denkweise mit vollem Bewusstsein heraustrat, den Bann des Gesammtgeistes durchbrach, seinen Gedanken ganz individuell gestaltete und sich Recht, dem Volke Unrecht gab.

War der Gedanke des Parmenides entwickelt durch Heraklit, so war die Kühnheit des letztern, sich der Volksmeinung zu widersetzen, ebenfalls schon vorbereitet. Die Praxis ist freilich eine grosse Lehrerin; wenigstens weckt sie das theoretische Nachdenken. Ich meine: der im Sclavendienst Geborene kommt schwer zum Denken, so schwer wie der in der Herrschaft Geborene. Der edle freie Mann dagegen, der von einem habsüchtigen Mächtigern in seinem Rechte gekränkt ist und doch die Macht nicht hat, sich sein Recht zu schaffen: der drängt, weil er nicht hinaus kann, sich in sich hinein und theoretisirt über Recht und Macht. So tröstet schon Hesiod den Armen, der unter dem Mangel an Rechtspflege oder unter falschen Richtern leidet. Dazu kommt, dass der Edle oft unglücklich ist; da hat Gott oder haben die Götter Unrecht. So weiss man sich im Rechte gegen einen Andern, gegen den man sich dennoch nicht Recht schaffen kann; aber man weiss dies in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Meinung. Heraklit aber verurtheilt gerade die letztere; sie setzt er sich als das Andere gegenüber, von dem er leidet, dem er Unrecht vorwirft. Parmenides endlich widersetzt sich ihm wie der Volksansicht. Denn der Edle leidet bei der Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit, selbst wenn sie ihn nicht persönlich berührt.

Die Uebereinstimmung Aller, als Kriterium der Wahrheit, obwohl schon so früh durchbrochen, machte sich in den Zeiten des Verfalls und subjectiver Zersplitterung des objectiven Ge-

sammtgeistes doch wieder geltend. Der Consensus omnium war der Hauptbeweis für das Dasein der Götter, als man nicht mehr an sie glaubte; also der zergangene Consensus! Der hatte freilich eine theoretische Begründung gefunden, in der allgemeinen menschlichen Natur, aus welcher die allgemeinen Wahrheiten, von selbst entstehen, die *προλήψεις*, die *ἔννοιαι φυσικαί.*

Logisches Denken unter Leitung des Satzes vom Widerspruche wird also schwerlich entstehen, wo Einer dem Andern widerspricht: da ist eben Zank und Streit. Wo aber der Einzelne sich mit der Wahrheit dem Volke entgegen weiss: da wird das reine theoretische Bewusstsein von Wahr und Falsch entstehen. Dies geschieht wohl allemal da, wo ein Reformator, sei es der Religion oder der Politik, auftritt. So war es in China, in Palästina und in Griechenland. Als der Prophet der götzendienerischen Welt seinen Monotheismus entgegensetzte, da waren die Götzen das Falsche, das Leere; und als in Griechenland grosse Staatsmänner dem verfallenden Gemeinwesen neue Gesetze und Einrichtungen schufen, um altes Unrecht gut zu machen, oder als Tyrannen entstanden und sich der Gesammtheit gegenüberstellten: da konnte der Denker auch seinen Gedanken als Wahrheit den Gedanken des Volkes entgegensetzen. Und nun wäre es auch anziehend, zu verfolgen, wie die Begriffe des Wahren und Falschen bezeichnet (appercipirt) wurden.

S. 170 bemerkt Hr. Dr. Windelband: „Verneinen gibt es nur in der subjectiven Bewegung des Denkens, während die Verneinung mit dem realen Wesen der Dinge nichts zu thun hat.“ Allerdings, so gilt uns heute das Verneinen. Dem Verf. ist aber wie jedem Logiker nicht unbekannt, dass nicht nur bis auf Parmenides und bei seinen Gegnern das Nichtsein in die Realität gesetzt ward, sondern dass dann auch wieder von Platon für dasselbe Raum im Denken wie im Sein geschaffen ward, und dass auch Aristoteles die Negation im Denken als Spiegelbild einer Sonderung in der Wirklichkeit ansah. Auch bei Hegel ist das Nicht-Sein ein Moment des Werdens, also von objectiver Bedeutung. Ueberhaupt dürfte eine Darlegung, wie das Falsche, der Irrthum, das Nicht im Gegensatze zur Wahrheit und zum Sein angesehen ward, anziehend und nicht

ohne Wichtigkeit sein. Doch dieser Punkt gehört nicht sowohl in die Geschichte des logischen Denkens, als in die der Logik. Auch in dem vom Verf. S. 171 hervorgehobenen „Warum?“ liegt ursprünglich gewiss die objective Rücksicht, und man meint nicht, dass bloss der Vorstellungs-Verlauf dessen, der belehrt werden soll, zu ändern sei, sondern dass ein neuer objectiver Gedanken-Inhalt von ihm aufgenommen werden müsse.

Durch den dargelegten Zusammenhang der Logik mit der Psychologie und der Geschichte wird die Logik dennoch nicht psychologisch und historisch; sondern das Massgebende in ihr bleibt für immer der Zweck des Denkens, Wahrheit zu finden. Dies ist der Punkt, den Lotze hervorgehoben hat. Die Metaphysik zeichnet der Logik ihr Ziel vor. So steht die Logik zwischen Psychologie als der gegebenen Voraussetzung und der Metaphysik als Zielpunkt zwischen inne. Wie muss richtiges Denken beschaffen sein, da es auf solchen und solchen psychologischen Bedingungen beruht, und da es zu wahrhafter Erkenntniss der Dinge führen soll: das ist die logische Frage. Damit aber verliert sie ihre geschichtliche Beziehung nicht; denn die Metaphysik ist ja ebenfalls historisch, wie schon längst Hegel erkannt hat.

Noch einmal der Stammbaum der indogermanischen Sprachen.

Von

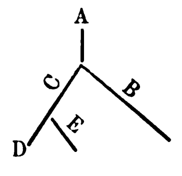
Dr. J. Jolly,
Privatdocenten in Würzburg.

Mit Rücksicht auf Fick, die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europa's. Göttingen, Vandenhöck und Ruprechts Verlag 1873.

Seitdem ich dieses schon vielfach hin und her gewendete Problem in dem im vorigen Hefte dieser Zeitschrift abgedruckten Aufsatze erörtert habe, scheint sich die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Stammbaumtheorie wieder fast allgemein befestigt zu haben. Auf Havet's in der „Revue critique," L. Meyer's in den „Gött. Gel. Anz." ausgedrücktes Verwerfungsurtheil über J. Schmidt's neue Hypothese von der Verbreitungsart der indogermanischen Sprachen in der ältesten Zeit konnte ich schon hinweisen, nun ist auch G. Curtius in der zweiten Auflage seiner Chronologie d. indogerm. Sprachf. der eigenthümlichen Auffassungsweise Schmidt's entgegentreten, indem er namentlich darauf aufmerksam macht, wie wenig gerade in den ältesten Zeiten der noch unentwickelten Gesittung und Staatsordnung an ein solches „idyllisches Nebeneinanderwohnen" der Völker zu denken ist, wie die Schmidt'sche Annahme von einer fortwährenden Wechselwirkung der Sprache des einen auf die des anderen voraussetzt; liegt aber, wie ich a. a. O. gezeigt habe, der Kern der Schmidt'schen Irrthümer in der aus Schleicher's Sprachphilosophie festgehaltenen Anschauung, dass die Sprache

sich in vorgeschichtlichen Zeit ganz anders entwickle als in geschichtlicher, so ergibt sich hiermit, wie sogar die Consequenzen dieser seiner eignen Anschauung gegen seine geographische Theorie sprechen.

In ausführlicherer Weise hat sich ferner in den Proceedings der American Oriental Society vom 16. October 1873 Whitney, der bekannte Sanskritist und Sprachforscher, „on Johannes Schmidt's new Theory of the Relationship of Indo-European Languages" geäussert, die er als „eine Art geographische Theorie" bezeichnet (vgl. meinen Aufsatz); denn nach Schmidt's Auffassung sind ja die Sprachen in dem Grade verwandt, wie sie sich räumlich nahe liegen, indem jede der indog. Sprachen die „organische Vermittelung" zwischen den auf beiden Seiten ihres Gebiets angrenzenden Nachbarsprachen bildet. Whitney nun bemerkt, dass er nicht darauf ausgehe, die einzelnen von Schmidt gegen die Stammbaumtheorie vorgebrachten Argumente anzugreifen und ihre Widerlegung zu versuchen, sondern er gedenke zu zeigen, wie unwissenschaftlich und unhaltbar die von ihm aufgestellte neue Erklärung sei. Sie widerspreche platterdings allem, was man von der Vererbung und Ueberlieferung der Sprache und den Ursachen und Kennzeichen der Abstammung mehrerer Sprachen von einer gemeinsamen Ursprache wisse. Dass man sich dieselbe unter dem Bilde eines Stammbaums zu denken hat, ist eine nothwendige Consequenz aus dem Umstande, dass wir uns auch das Verhältniss verwandter Völker zu einander nicht anders vorstellen können. Die Sache wird noch einleuchtender, wenn man sie sich graphisch veranschaulicht; ich gebe daher beistehend das einfache Schema wieder, mit dem Withney dies thut. Spaltet sich nämlich ein gegebenes Volk A in zwei (oder mehr) Stämme, nämlich B und C, später dann C wieder in zwei (oder mehr), nämlich D und E, so werden die Sprachen dieser neuentstandenen Stämme von einander abweichen, da sie sich in Folge des nach ihrer Trennung zu voller Geltung gelangten, weil nicht mehr durch die einigende Wirkung des Verkehrs



gehemmten partikularistischen Sprachneigungen der Einzelnen verschieden gestalten werden, und es werden ebenso viele neue Sprachen als Völker entstehen, also D, E und B. Natürlich kann dann E nichts von A enthalten, das nicht auch schon in C war und desgleichen auch schon in D, bevor die Trennung von D und E stattfand; ebenso wenig kann es irgend eine E und B speciell eigenthümliche Spracherscheinung geben, die nicht auch D vermöge seiner Herkunft von A und C einmal sogut wie E besessen hätte; alle Ausnahmen von diesem Satze können in der Regel nur entweder auf einem zufälligen Zusammentreffen, oder auf einer Entlehnung, auf einem Austausch zwischen E und B beruhen — abgesehen von den ganz seltenen Fällen, wo eine schon in der Grundsprache A vorhandene Spracherscheinung, die aber in D aus irgend einem Grunde verschwunden war, sowohl in B als in E wieder stärker hervortritt. Wie D, E und B sich geographisch zu einander verhalten, das ist für ihr sprachliches Verhältniss vollkommen irrelevant, ausser insofern dadurch etwa der Eintritt von Entlehnungen befördert wird. Auf das Entschiedenste spricht sich dagegen Whitney (wie Curtius) gegen die Annahme aus, als könnten die Sprachen zweier verschiedener Völker, die nur hie und da mit einander verkehren und sich gegenseitig nicht im geringsten um ihre Sprache kümmern, einfach durch eine Verminderung des örtlichen Zwischenraums, der sie trennt, einander näher gebracht werden. Im Ganzen genommen erblickt der amerikanische Gelehrte in dieser Theorie ein neues Beispiel von der in der deutschen Linguistik nur zu sehr verbreiteten Richtung, die anerkanntesten Sätze der Sprachwissenschaft wieder umzustossen; über Schmidt's einzelne Argumente bemerkt er nur, dass dieselben theils von Fick in dem neuen, gleich näher zu erwähnenden Werke, theils von mir in meiner Geschichte des Infinitivs erledigt seien, nur auf den Haupteinwand, den Schleicher aus der gleichen Behandlung des ursprachlichen *k* in den arischen und slavolettischen Sprachen gegen den herrschenden Stammbaum entnehmen zu dürfen glaubte, geht er etwas näher ein, indem er im Anschluss an Ascoli und Fick zeigt, dass diese viel berufene Spracherscheinung sich nach der

einen der drei theoretisch von ihm festgestellten (s. o.) Methoden sehr wohl erklären lässt. Wie demnach die vergleichende Sprachwissenschaft durch diese und ähnliche Spracherscheinungen noch lange nicht genöthigt sei, sich zur Annahme einer so gewaltsamen Erklärung wie Schmidt's geographische Hypothese zu bequemen, so hält Whitney die herrschende Stammbaumtheorie ebenso wenig durch den von Max Müller darauf gerichteten Angriff für erschüttert, über den er sich nur kurz, doch ganz in dem Sinne der eingehenden Widerlegung der Müller'schen Argumente äussert, die ich früher in diesen Blättern zu geben gesucht habe.

Eine sehr viel ausführlichere Erörterung als in den bisher angeführten kritischen Aeusserungen französischer, deutscher und amerikanischer Sprachforscher über die Schmidt'sche Hypothese hat die gesammte Stammbaumfrage in dem unlängst erschienenen Werk von F i c k „die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas" erfahren. Dass der Verfasser des „Wörterbuchs der indogermanischen Sprachen," das bekanntlich ganz auf die Schleicher'schen Voraussetzungen gegründet und in eine Reihe von Wortsammlungen, die den Wortschatz der indogermanischen, der arischen, europäischen, gräcoitalischen Grundsprache u. s. w. repräsentiren, eingetheilt ist, sich nicht auf diese Weise gleichsam den Boden unter den Füssen wegziehen lassen würde, war gar nicht anders zu erwarten; insbesondere ist es die Annahme einer europäischen Periode, die er in dem vorliegenden Werke gegen die Einwendungen Schmidt's in weitestem Umfange zu rechtfertigen unternommen und auch wirklich — um mein Gesammturtheil gleich vorauszuschicken — mit Evidenz bewiesen hat.

Treten wir dem sehr umfassenden Werke näher und beginnen mit dem minder Wichtigen, so fallen betreffs des Styles manche (gelinde gesagt) Unebenheiten auf. Neologismen wie der Ausdruck, dass „das alte *kv* in *hv* u m t r a t" statt ü b e r t r a t (S. 32), die V e r s c h w e m m u n g zweier Laute, wie der Verf. statt „Vermischung" oder „Verschmelzung" sehr gerne sagt, sind Geschmackssache; aber wenn Fick S. 3 von „gleichmässig eingetretenem Organwandel" spricht, der „nur in organisch ver-

bundenen Volksmassen einzutreten und durchzugreifen pflegt," so scheint ihn hier das Gefallen an der Neubildung „Organwandel" und dem damit verbundenen Wortspiele zu einer schiefen Auffassung verleitet zu haben. Denn bei der slavolettischen und arischen Wandlung des ursprachlichen *k* in einen Zischlaut, um die es sich an der bez. Stelle handelt, kann nicht von dem Uebergang dieses Consonanten aus einem Organ in ein anderes, wie ein solcher z. B. bei dem häufigen Wechsel zwischen den beiden Tenues *k* und *p* vorliegt, sondern nur von einer Aenderung der physiologischen Beschaffenheit des fraglichen Lautes die Rede sein, durch den die Tenuis zur Spirans wurde, während gerade „das Organ" d. h. die Articulationsstelle ungeändert blieb. Dies sind Proben bedenklicher Unklarheiten im Ausdruck, an denen das Buch nicht eben arm ist.

Was den Plan desselben angeht, so knüpft es durchaus an die Schmidt'schen Gedankengänge an und behandelt daher zuerst und am ausführlichsten die Geschichte des ursprachlichen *k*-lauts in den arischen und slavisch-litauischen Sprachen. Die angebliche Spaltung des ursprachlichen *k* in diesen beiden Sprachfamilien war ohne Zweifel der plausibelste der Gründe, die Schmidt zur Stütze für seine genealogische oder geographische Annäherung dieser beiden Sprachzweige vorbringen konnte: der Spaltung des alten *a*, die den Hauptbeweis für die Annahme einer europäischen Periode bildet, stellt er die arisch-slavolitauische Spaltung des *k* gegenüber. Ich bin desshalb schon in meinem vorigen Artikel auf dieses Thema näher eingegangen und habe, wesentlich im Anschluss an Ascoli, ausgeführt, wie sich diese auf den ersten Blick auffallende Erscheinung mit der bisher geltenden Auffassung von den Verwandtschaftsbeziehungen der indog. Sprachen vereinbaren lässt. Ganz denselben Weg der Erklärung hat jetzt Whitney betreten, indem er, von der oben mitgetheilten Zeichnung ausgehend, bemerkt, die Assibilirung des *k* im Arischen sowohl als Slavolitauischen lasse nur eine doppelte Auffassung zu: entweder nämlich sei die Linie E unrichtig gezogen, d. h. die beiden erwähnten Sprachfamilien seien näher unter sich verwandt als

mit den übrigen; oder aber diese Erscheinung sei nur ein Ueberrest von einer schon in der Ursprache vorhandenen Lautneigung, die aber nur in diesen beiden Sprachfamilien zur vollen Entwickelung gebracht, in allen verwandten Sprachen dagegen wieder fallen gelassen worden sei. Nun ist es aber aus einer Menge sonstiger Gründe geboten, an der Richtigkeit der Linie E festzuhalten; es bleibt also nur die andere Erklärung übrig.

So hatte wie gesagt schon Ascoli diese von Schleicher früher mit Unrecht auf reinen Zufall zurückgeführte arisch-lettoslavische Lautentsprechung aufgefasst. Die beiden entscheidenden Stellen finden sich in seinen Corsi di Glottologia I, p. 56 f. und p. 84 f. (Torino e Firenze 1870). An ersterer Stelle resumirt er seine vorausgehende ausführliche Besprechung der fraglichen Erscheinung etwa in folgenden Hauptsätzen. Nachdem er sowohl die (Schleicher'sche) Erklärung vermittelst eines bloss zufälligen Zusammentreffens, als die Annahme einer engeren Gemeinschaft zwischen beiden Sprachfamilien kurz zurückgewiesen hat, entscheidet er sich für die dritte mögliche Annahme, dass wir „dovremo immaginare, che il k originario, leggermente affetto dalla parassita (nämlich einem accessorischen i), in un determinato numero di esemplari, sin dal periodo proto-ariano, si venisse poi liberando, in alcune favelle, di questo intacco, ed in altre all'incontro, per conforme sviluppo del l'antica affezione, subisse trasmutazioni conformi, le quali rappresentebbero effetti consimili, ma tra di loro independenti, di una medesima causa." Als typisches Beispiel hierfür dient ihm das indogermanische Zahlwort für zehn, das in der Einheitsperiode mit einer leichten Affection des *k* *dak*ⁱ*a* gelautet habe: hieraus sei einerseits, quasi il tipo (d. h. das von Ascoli als ursprünglich vorausgesetzte reine *k*) risanato, *daka* entstanden, welche Grundform dem griechischen, lateinischen, keltischen und germanischen Numerale für die Zehnzahl zu Grunde liege; andererseits sei, mit Beibehaltung und Fortbildung des Zulauts *i*, die Form *dakja* daraus hervorgegangen, aus der sich dann die betreffenden, statt des ursprachlichen *k* einen Zischlaut enthaltenden arischen und sla-

13*

visch-litauischen Wortformen entwickelt hätten. Freilich habe diese Annahme abgesehen von einigen ihr direkt entgegenstehenden Thatsachen — die ich unerwähnt lasse, weil sie inzwischen von Fick befriedigend erklärt sind — auch mit einer indirekten Schwierigkeit zu kämpfen, nämlich dem Bestehen einer zweiten Affection des ursprachlichen *k* (arisch *k'* = latein. qu etc.), die sich ganz anders auf die einzelnen Sprachen vertheile; denn während die vorerwähnte Affection der gutturalen Tenuis das arische und litauisch-slavische Sprachenpaar den sämmtlichen verwandten Sprachen gegenübertreten lässt, sei dieser zweite „germe alterativo“ dem Arischen mit der Mehrzahl der europäischen Sprachen gemein, dagegen im Slavisch-Litauischen unvertreten. Letztere Wahrnehmung wird in der folgenden (3.) Vorlesung näher ausgeführt und an der schon bezeichneten Stelle (p. 84) dem obigen *dakja*, resp. *dakža*, *daša*, *daça* die verschiedene Ausgestaltung eines anderen Zahlworts, des der Vierzahl nämlich, in den indog. Sprachen gegenübergestellt: ursprachlich k^{v}atvar, „la cui incerta parassita (quasi un v greco) riuscisse ad assumere tra gl'Indo-irani, in un' epoca relativamente moderna, la pronuncia palatina (kjatvar, donde k'atvar, catvar), e tra gli Europei, all' incontro, o almeno tra quelli i cui idiomi qui ripercuotono un antico kv, si fissasse, di regola in pronuncia labiale ed in labio-dentale (kuatvar, kvatvar, onde quatuor u. s. w.). Also, dahin lässt sich die Auffassung Ascoli's resumiren, in der Ursprache gab es ausser dem reinen *k* zwei verschiedene Affectionen desselben, die er mit den Symbolen k^{i} und k^{v} bezeichnet; im Arischen seien dieselben vollständig, wenn auch nicht gleichzeitig (p. 85) zur Entwickelung gekommen, daher in jenen beiden typischen Beispielen *dak*^{i}*a* zu *daça*, *k*^{y}*atvar* zu *k'atvar* geworden; in Europa sei das durch *i* afficirte *k* („il tipo dak^{i}a“) ausser im Slavo-Litauischen wieder mit dem reinen *k* verschmolzen, das k^{y} hingegen, aus dem im Arischen *k'*, in Europa gemeinhin *kv* oder sonstige andere Consonanten hervorgingen, gerade nur im Slavo-Litauischen in *k* zurück verwandelt worden.

Ich bin auf die Darlegung des berühmten italienischen Linguisten näher eingegangen, weil es zur Beurtheilung des

Fick'schen Werkes wichtig ist, seine Auffassung betreffs dieses Hauptpunktes mit der Ascoli'schen zu vergleichen; auch fordert er selbst in der Vorrede zu einer solchen Prüfung und Abwägung „der feinen Deduktionen Ascoli's," dem er das Verdienst zugesteht, zuerst auf die Doppelnatur des *k* im Indogermanischen hingewiesen zu haben, gegen seine eigene Darstellung auf. Es hiesse den Leser ermüden, wollte ich ihm die desshalb von mir angestellte Vergleichung bis ins Einzelne hinein vorführen, genug wenn ich mein Ergebniss mittheile, dahin gehend, dass Ascoli im Wesentlichen das Material zusammengebracht hat, auf welches sich Fick stützen konnte, um nun seinerseits, nicht ohne zugleich in stofflicher Hinsicht manche schätzbare Ergänzung zu liefern, die ganze Masse der hieher gehörigen Erscheinungen entschieden richtiger als Ascoli anzuordnen und zu erklären. Es wäre nämlich zwar unbillig, so manches Treffende der Ascoli'schen Darstellung zu verkennen, und wenn Schmidt sie als „unwissenschaftlich" bezeichnet, weil sie mit der Annahme eines Zufalles operire, so gibt ihm Whitney a. a. O. diesen Vorwurf zurück, indem er sagt, dass derselbe nicht den treffen könne, der eine unbestreitbar zulässige, wenn schon nicht wahrscheinliche Erklärung beibringe, wohl aber den, der eine den obersten Grundsätzen der Sprachwissenschaft widersprechende Annahme aufstelle; das sei nicht anders, als wenn Jemand beim Würfelspiel, um das zweimal wiederholte Auffallen der Sechszahl nicht dem Zufall zuschreiben zu müssen, es aus dem Einfluss der Sterne erkläre. Allein Ascoli's Darlegung und Deutung des Sachverhalts fehlt darin, dass sie zu complicirt ist; sowohl die Symbole, die er zur Bezeichnung seiner zwei Affectionen des *k* der Ursprache gewählt hat, k^i und k^v, als auch diese Annahme selbst einer blossen Affection statt einer ursprünglichen Zweiheit des alten *k* sind künstlich, und letztere Annahme hat ihn dann weiter zu der noch unwahrscheinlicheren Ansicht verleitet, als sei das afficirte *k* in einigen Sprachen wiederhergestellt, „geheilt" worden. Schon Havet hatte in der Révue critique vom 23. November 1872 auf das Missliche der Ascoli'schen Symbole hingewiesen und zugleich bemerkt: Il est certain qu'il y avait un

k[1] et un k[2]. Ich hatte dies schon in meinem vorigen Artikel erwähnt, und die ursprüngliche Geschiedenheit der beiden *k* noch schärfer als Havet betonend, gesagt, dieselbe werde durch zwei Thatsachen bewiesen: 1) lägen in allen verwandten Sprachen gesonderte Reflexe eines dem semitischen Kaph 2) eben solche eines dem semitischen Koph entsprechenden, als *kv* (durch einen Druckfehler steht an der bez. Stelle S. 29 *ko*) anzusetzenden Gutturals vor. Eine höchst willkommene Gewähr für die Richtigkeit dieser Anschauung ist es mir nun, dieselbe von Fick durchaus getheilt und zur Grundlage seiner ganzen Darlegung gemacht zu sehen, wie aus der nachstehenden Wiedergabe derselben erhellen wird; zugleich werden sich aus derselben, daran zweifle ich nicht, die Zusammenhänge und Gründe derjenigen Spracherscheinungen dem Leser deutlich ergeben, die ihm in der vorhin mitgetheilten Darstellung Ascoli's dunkel geblieben sein dürften.

Schon das Urvolk, dahin fasst Fick S. 31 ff. das Ergebniss seiner Untersuchungen zusammen, besass zwei scharf geschiedene *k*-laute, deren physiologischen Werth wir jedoch schwer bestimmen können, da sie uns nicht selbst, sondern nur in einer Reihe von Nachkommen bekannt sind. — Eben dieser Umstand spricht übrigens wie gegen die Ascoli'sche, so auch gegen die Fick'sche Bezeichnung nämlich durch *k* und *k*̦; denn sie verführt zu dem Glauben, als sei ersterer Laut nichts anderes als unser gewöhnliches, reines k, anstatt eben eine erst noch zu ermittelnde Grösse: entschieden verdient daher die von Havet vorgeschlagene Transscription der beiden *k* mit k_1 und k_2 den Vorzug. Von dieser unwesentlichen Ausstellung abgesehen erkennt man leicht, wie sehr die Fick'sche gegenüber der Ascoli'schen Auffassung im Vortheil ist; eben daher dass letztere nur eine gelegentliche Affection, keine durchgreifende Spaltung des *k*-lauts anerkennt, entsteht jene künst-

*) Auf dieses Zusammentreffen würde brieflicher Mittheilung zufolge schon der Kritiker des Fick'schen Werkes im „Lit. Centralbl.," der gleichfalls dieser Auffassung den Vorzug vor derjenigen Ascoli's giebt Bezug genommen haben, wäre ihm nicht des oben erwähnten fatalen Druckfehlers wegen der Sinn meiner Aeusserung unklar geblieben.

liche und unbefriedigende Erklärung des reinen *k*, wo es wie z. B. im Litauischen einem k_1, (oder k_2) der übrigen Sprachen begegnet, als Wiederherstellung des ursprünglichen Lauts. Auch dass überhaupt das *k* eine so ganz besondere Vorliebe haben soll, parasitische Laute neben sich zu erzeugen, erscheint in Ascoli's Darstellung unbegreiflich; nimmt man dagegen statt eines ursprachlichen *k* deren zwei an, so erscheint die verschiedene Gestaltung derselben in den Einzelsprachen höchst natürlich, und es ergeben sich, um mit der Wiedergabe von Fick's Ansichten fortzufahren, für die Geschichte derselben in der proethnischen Zeit weiterhin folgende Perioden: Die arische Periode zeigt statt des ursprachlichen k_1 *k* und *c*, statt des k_2 *ç*, die europäische Spracheinheit, welche ebenfalls die beiden *k*-laute noch sorgfältig auseinanderhält, k^v (d. h. ein durch ein mehr oder weniger stark nachschlagendes *v* modificirtes *k*) und einzeln schon *kv*; die nordeuropäische Periode liess wahrscheinlich auch noch die beiden Laute als gesonderte bestehen, denn im Slavischen und Litauischen werden ihre Reflexe (litau. *sz* und slav. *s* = ursprachl. k_2, arisch *ç*; litau. und slav. *k* — vereinzelt auch, wie Fick zuerst gezeigt hat, *kv* — = ursprachl. *k*, europ. k^v, arisch *k*) noch strenge gesondert, während sie freilich im Deutschen wegen des Zerfliessens der beiden *k* in verschobenes *h* bei den Germanen meist zusammenfallen; endlich die Südeuropäer, d. h. die Kelten (bei denen jedoch wohl nicht alle Reflexe des ursprachl. *k* zu *kv* geworden sind), Griechen und Römer liessen einerseits das ursprachliche k_1 in der Regel zu *kv* werden, das in den beiden Zweigen der keltischen Sprachfamilie und im Griechischen an seinen Nachwirkungen noch deutlich erkennbar, im Lateinischen *qu* sogar noch direkt erhalten ist, während sie die sämmtlichen Reflexe des ursprachlichen k_2 (= arisch *ç* lit. *sz* = slav. *s*) ebenso gleichmässig in reines *k* verwandelten.

Kurz, weit entfernt zur Aufgebung des (modificirten) Schleicher'schen Stammbaumes zu nöthigen, gibt die verschiedene Behandlung der beiden alten K-laute in den verwandten Sprachen vielmehr eine neue und besonders zuverlässige Stütze für denselben ab. Allerdings bleiben noch immer manche

Schwierigkeiten übrig, die Fick nur erst theilweise zu erledigen versucht hat; die bedeutendste, die er gar nicht erwähnt hat, scheint mir in dem Umstande zu liegen, dass es der sonstigen Erfahrung widerspricht, dem Urvolk eine grössere Distinctionsgabe in Betreff der Laute seiner Sprache zuzutrauen, als den sonst so viel höher entwickelten Einzelvölkern; bei den Vocalen z. B. sehen wir ja gerade den umgekehrten Fall eintreten, dass das eine *a* der Ursprache sich späterhin in fünf verschiedene Vocale spaltet. Doch kommt hier ohne Zweifel viel auf Rechnung der Schrift, die es, nachdem man einmal nur ein Zeichen für die gutturale Tenuis besass, nicht zuliess die ursprüngliche Zweiheit des K-lauts auch da wo nicht andere Laute dafür eingetreten waren, durchgängig festzuhalten. Nur die Römer haben, praktisch wie sie waren, das von den Griechen überkommene Koppa zur Bewahrung des alten Unterschieds vermittelst ihres *qu* benutzt; während es im Griechischen in den Dialekten, die es sich noch erhalten haben, lediglich zur Bezeichnung des unbedeutenden physiologischen Unterschieds zwischen demjenigen *k*, welches dunkleren und jenem, welches helleren Vocalen vorausgeht, benutzt wird.*)

Mit dem aus der Geschichte der gutturalen Tenuis (oder Tenues) entnommenen Einwande steht und fällt Schmidt's Argumentation gegen die Annahme einer europäischen Periode; es war daher ganz in der Ordnung, hierauf in einem Werke, das eben diese Annahme zu erweisen unternimmt, den Hauptnachdruck zu legen. Auch bei allen Besprechungen, die das Schmidt'sche Schriftchen bisher gefunden hat, ist dies geschehen, und in die Reihe derselben gehört gewissermassen auch Fick's Werk hinein, dessen Plan kurz dahin angegeben werden kann, dass er sich widerlegend, berichtigend, ergänzend auch in all seinen übrigen Theilen durchaus an den Gedankengang Schmidt's hält. Welche Punkte dabei Fick für

*) Eine neue Bestätigung hierzu, wenn es einer solchen bedürfte, liefert der seit einigen Jahren durch die Publicationen von Oekonomides näher bekannt gewordene lokrische Dialekt; ganz constant steht hier das Koppa vor *ο*, *ω*, *οο*, *οι*; vor den übrigen Vocalen ebenso regelmässig das *κ* (s. Allen de dialecto Locrensium in Curtius' Studien III, 217).

die wichtigsten hält, wird am deutlichsten aus folgender Angabe seiner Kapitelüberschriften erhellen: I. Stellung der Slavoletten zu Germanen und Ariern. II. Das Vorkommen von *k* und $k_{,}$ im europäischen Wortschatze. III. Die Stellung der Griechen zu den Ariern. IV. Abweichende Lautgestalt alter Nomina bei den Europäern und Ariern. V. Die gemeinsam-europäische Entwickelung des *e*-Vocals. VI. Die gemeinsam-europäische Entwickelung des *l*. VII. Gemeinsam-europäischer Wortschatz. VIII. Die Indogermanen Europas ehemals ein Volk.

Der letzte Abschnitt recapitulirt noch einmal den Hauptinhalt des ganzen Buches und bezeichnet als die Hauptentwicklungen, durch die sich die europäischen Sprachen von den arischen scheiden, folgende drei: 1) eine reiche Entfaltung des *e*-Vocals gegenüber dem ursprachlichen und arischen *a*, 2) die Entwickelung des *l* aus dem *r* der Ursprache, gegenüber dem *r* der arischen Einheitsperiode, 3) der gemeinsame Besitz von mehreren Hunderten theilweise höchst origineller Wörter und selbst Wurzeln, die den arischen Sprachen völlig abgehen. Es befremdet, in diesem Resumé gerade nur zwei der Lautlehre und ein dem Wortschatz angehöriges Moment hervorgehoben und auf die von dem Verf. selbst mit so vielem Fleisse gesammelten Uebereinstimmungen in Betreff des Formenbaues augenscheinlich ein viel geringeres Gewicht gelegt zu sehen — von den syntaktischen Beweisgründen ganz zu geschweigen: so charakteristisch gerade letztere für den Verwandtschaftsgrad zweier verglichener Sprachen sind, wie ich im vorigen Artikel und in meiner Geschichte des Infinitivs an einigen Beispielen gezeigt habe, so werden sie doch auch in dieser neuen Untersuchung kaum nur gestreift. Aber auch wer Fick darin beistimmt, dass er auf lautliche Coincidenzpunkte am meisten gibt, wird doch mit Verwunderung bemerken, dass er sich gerade auf die angeblich europäische Entwickelung des *l* mitberuft. Das arme, viel umstrittene, viel verkannte *l*! Schon von Bopp's Zeiten her ist die Frage nach dem Vorkommen oder Nichtvorkommen desselben so vielfach hin- und hergewendet worden — eine eigene Monographie darüber liegt nun auch vor, die es wieder der Ursprache vindicirt — dass nachgerade

ein hoch sanguinisches Temperament dazu gehört, um eine Einigung der Forscher in Betreff derselben noch zu erwarten. Warum hat also Fick gerade diese noch so problematische Uebereinstimmung, warum hat er z. B. nicht geradezu das von ihm so eingehend nachgewiesene Zusammentreffen der europäischen Sprachen in der Behandlnng der beiden *k*-laute unter seine drei Hauptargumente aufgenommen? Ich weiss hiefür keinen anderen Grund ausfindig zu machen, als die Anordnungs- und Darstellungsart des Verf.'s, die desshalb hier noch zu besprechen ist.

Der grosse Umfang des Werkes (432 S.) erklärt sich nämlich nur theilweise aus den langen Wortverzeichnissen, die in dasselbe eingefügt sind — nicht eben zur Erhöhung seiner Lesbarkeit: solches lexicalische Beweismaterial sollte doch durchweg in Beilagen verwiesen werden — mindestens den gleichen Antheil hat daran die schleppende Manier des Verf.'s. Der Recapitulationen nicht nur, sondern der einfachen Wiederholungen und selbst Verbreiterungen der doch nur theilweise neuen Gedanken, die Fick uns vorführt, ist kein Ende; sollte aber ein Gefühl der Ermüdung hierüber sich nicht auch bei ihm selbst eingestellt und ihn hie und da ins andere Extrem, nämlich zu einer übertriebenen Prägnanz und Kürze getrieben haben? An derjenigen Stelle wenigstens, die mich zu diesem Seitenblick auf seine Darstellung geführt hat, gewinnt man entschieden den Eindruck, als habe Fick, in der Besorgniss, die Leser durch eine nochmalige vollständige Aufzählung der schon bis zum Ueberdruss oft vorgeführten Argumente für die europäische Spracheinheit zu langweilen, rasch zu den drei nächsten besten gegriffen, ohne näher zu überlegen, ob es auch die drei schlagendsten seien.

Die soeben gerügten Mängel durften hier um so weniger übergangen werden, da sie sich, wie das Gesagte ergibt, neben der Form auch auf den Inhalt des Fick'schen Buches beziehen; was jedoch die Haupttendenz desselben betrifft, so kann ich hier schliesslich nur das Eingangs ausgesprochene Urtheil wiederholen, denn wenn die Annahme einer europäischen Periode schon bisher unter den stimmführenden Sprachforschern ziem-

lich allgemein verbreitet war, so ist sie nun, durch den Schmidtschen Angriff blos momentan erschüttert, durch Fick's reiches Beweismaterial über jede Anfechtung erhoben. Ausser den rein sprachvergleichenden sind es auch noch historisch-linguistische Momente, auf die er sich stützt; so wird namentlich, um den Anhängern der „organischen Vermittelungs"-theorie auch den letzten Halt zu entziehen, in Betreff der kleineren Völker, „welche die breite Scheidezone zwischen den Ariern im Osten und den uns nach Sprache und Nationalität völlig bekannten Indogermanen Europa's" einst einnahmen, nachgewiesen, dass dieselben sich trotz der Spärlichkeit der Data, die die uns erhaltenen historischen Notizen und Sprachüberreste liefern, sich doch mit aller Bestimmtheit theils den Ariern, theils den europäischen Indogermanen zuweisen lassen. Im Norden kommen hier die Skythen und Sauromaten in Betracht, sie waren schon von Müllenhoff, dessen bez. sehr schlagende Argumentation Fick hier kurz widergibt, als Iranier erwiesen; dagegen zeigt Fick in Betreff der beiden grossen Nationen des Südens, der Phryger und Thraker, von denen man die ersteren bisher gleichfalls meistens der iranischen Sprachfamilie zugesellt hat, auf Grund ihm von Wachsmuth mitgetheilter Zeugnisse, dass sie vielmehr europäischen Stammes sind. Zu einer Vermittlerrolle in dem von den Freunden der geographischen Theorie geforderten Sinne leihen sich also auch diese Völker so wenig wie die Slavolitauer und Griechen her.

Hat es demnach einmal in einer frühen, aber uns doch schon viel näher als die indogermanische Urzeit liegenden Epoche eine grosse europäische Gesammt-Nation gegeben, so hat auch auf diese wie auf das indog. Urvolk die historische Forschung ihr Recht wahrzunehmen. Es ist daher dankenswerth, dass Fick den Versuch gemacht hat (S. 265 ff. an einer nur wegen des fehlenden Registers von flüchtigen Lesern leicht zu übersehenden Stelle), den seit Kuhn öfter unternommenen Schilderungen von dem Culturzustand der Indogermanen ein Bild von der Gesittung des europäischen Urvolks gegenüberzustellen. Indem er demselben eine auf dem neuesten Stande der Forschung stehende Skizze von dem Leben und den Sitten der Indogermanen vor-

anstellt, gewinnt er den Vortheil, die Fortschritte, die die Europäer nach ihrer Trennung von dem arischen Schwestervolke gemacht hatten, deutlich vor Augen führen zu können. So erscheint das schon in der indogermanischen Epoche sehr entwickelte Familienleben bei den Europäern durch die Prägung von Bezeichnungen für den Grossvater, die Manneschwester, den Schwestersohn, dann einer Reihe von Kosenamen noch weiter gesteigert; auf politischem Gebiet tritt neben den König die Gemeinde tauta als „die Machthabende," die mit dem König zusammen die Gesetze (osk. *ligu*, lat. *lex* = german. *laga*, eigentlich „das Gelegte") erlässt; die den Europäern bekannte Pflanzen- und Thierwelt weist auf den Westen unseres Erdtheils als ihren Stammsitz hin, auch waren sie ohne Frage schon mit dem Meer und verschiedenen Seethieren bekannt; vor Allem aber waren sie aus sesshaften Viehzüchtern zu Ackerbauern geworden: daran lassen zahlreiche sprachliche Belege keinen Zweifel, ebendamit stimmt auch die Geschichte, die uns wohl in Asien, nirgends aber auf europäischem Boden Hirtenvölker indogermanischen Stammes kennen lehrt.

Diese culturhistorischen Ergebnisse bilden die anziehendste Partie des Fick'schen Werkes, die man daher gerne noch weiter ausgesponnen sähe; der Schilderung der europäischen Urzeit hätte eine eben solche — nicht gerade des nord- oder südeuropäischen Urvolks, da über die innere Gliederung der Europäer noch allzu grosse Unsicherheit besteht — der europäischen Einzelvölker folgen sollen. So hat ja z. B. Mommsen in seiner römischen Geschichte das Bild der „gräcoitalischen," und italischen Periode, schon früher J. Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache die Germanen unmittelbar vor ihrem Eintreten in die historische Zeit mit wenigen, aber prägnanten Zügen gezeichnet. Auf Grund der raschen Fortschritte, welche die indogermanische Sprachwissenschaft inzwischen gemacht hat, liessen sich jetzt sehr viel detaillirtere Schilderungen dieser Art entwerfen. Als Muster für dieselben möchte ich, damit zugleich zum Schlusse auf das neueste Werk über die indogermanische Urgeschichte hinweisend, die höchst lebendige, von einer Menge geistreicher und beachtenswerther Einfälle und Combinationen

durchzogene Darstellung der Sitten und Einrichtungen, Begriffe und Anschauungen der alten Kelten empfehlen, welche der zu früh verstorbene Bacmeister in seinen Keltischen Briefen (Strassburg 1874, herausgeg. von O. Keller) auf Grund der Sprachvergleichung gegeben hat. Auch auf die schwierige Frage nach der verwandtschaftlichen Stellung der Kelten wirft dieses Buch, ohne ausdrücklich darauf einzugehen, manch interessantes Streiflicht; mir ist aus den zahlreichen, grossentheils neuen Etymologieen Bacmeisters die Menge von Analogieen mit dem germanischen Wortschatz, die sich darunter finden, auffällig entgegengetreten. Ich erinnere hierbei an das, was ich über die nothwendigen Fehlerquellen bei allen Untersuchungen über den Verwandtschaftsgrad der indog. Sprachen im vorigen Artikel bemerkte; bedenkt man, in wie später Zeit erst — verglichen mit dem lateinischen nämlich — sowohl auf keltischem, als auf germanischem Sprachgebiete die ältesten Denkmäler beginnen, und erwägt man ferner die sprüchwörtliche Neuerungssucht, welche die Kelten in geradem Gegensatz zu dem Conservatismus der Litauer auch in Betreff der Sprachbildung an den Tag legen, so muss es doppelt auffallen, noch so viel altes Sprachgut bei ihnen vorzufinden, das sie nur mit den Germanen gemein haben. So liefert auch die neueste Forschung über die Sprache der Kelten wieder eine Bestätigung der Ebel'schen Ansicht, die sie am nächsten an die Germanen rücken, und gegen die Schleicher'sche, die sie mit den Römern verbinden wollte.

Die Benennung des Löwen bei den Indogermanen, ein Beitrag zur Lösung der Streitfrage über die Heimath des indogermanischen Urvolkes von Dr. **Carl Pauli.** — Münden, 1873. Verlag von Hans Augustin. —

Diese kleine interessante Schrift sollte, wie der Titel andeutet, einen doppelten Zweck erfüllen. Zunächst galt es die Wurzel und verwandtschaftliche Sonderformation gewisser, bei den indogermanischen Völkern gebräuchlicher Benennungen eines und desselben Objektes fest zu stellen und zu vergleichen. Daraus aber versprach der Verfasser auch einen Schluss auf die noch so zweifelhaft dünkende Heimath des indogermanischen Urvolkes ziehen zu können. Die Bedeutung der Arbeit liegt lediglich in der Behandlung des ersten Theiles der Aufgabe. Dass wir mittels des hieraus gewonnenen Resultates wirklich einen Schritt weiter in der Räthsellösung betreffs unserer Urgeschichte gekommen seien, kann ich aber nicht behaupten. Der Verfasser selbst fasst jenes Resultat der sprachlichen Untersuchung in die folgenden beiden Sätze zusammen:

„1) Die Ausdrücke für den Löwen bei den europäischen Indogermanen weisen allesamt eine Gestaltung auf, die den Laut- und Wortbildungsgesetzen jeder dieser Sprachen völlig gemäss ist; und ferner ist die für jede Sprache sich so ergebende Grundform von den Grundformen der anderen abweichend gebildet, so dass es aus beiden Gründen schwer fällt an eine Entlehnung innerhalb des Kreises der genannten Sprachen zu glauben;

2) Alle diese Ausdrücke leiten auf eine im Lateinischen (und vielleicht auch im Griechischen) noch höchst lebendige Wurzeln *liv* (*lu*) „graugelb sein" zurück; wo aber eine Wort-

gruppe ihr evidentes Etymon findet, da ist auch ihre Heimath, und deshalb vermag ich an eine Entlehnung aus den semitischen Formen, die an sich den Lauten nach nicht völlig unmöglich scheint, nicht zu glauben. —"

Die vorhergehende Untersuchung hatte also ergeben, dass jeder der vier Hauptsprachstämme der europäischen Indogermanen (mit Ausnahme des Keltischen) dieselbe Wurzel *liv* (*lu*) zur Bezeichnung des „Löwen" eigenartig fortgebildet habe. Aus der Vergleichung der griechischen Worte *λέων*, *λέαινα*, Homer. Dativ: *λείουσι*, Nom.: *λῖς* (*livs*) hatten sich die griechischen Grundformen: *liv-*, *laivant-*, *laivanja-;* aus der Vergleichung der lateinischen Worte *leo*, *lea*, die lat. Grdf.: *laiva-*; aus der Vergleichung der deutschen Worte *lewo*, *leo*, *louwo*, *lewe*, *leuwe*, *leu*, *löuwe*, *löwe*, alleman. *lio*, *lioin*, *lionna*, die deutsche Grdf.: *lavjan-*, *laivan;* — und aus der Vergleichung der slavisch-litauischen Worte *lĭvŭ*, *lev*, *levŭ*, lit. *liútas*, *liutine*, lett. *lauwa*, zemoritisch: *láwas*, *lẽwas* die slavo-lit. Grdf.: *ljava-*, *ljavā-*, *liuta-* ergeben.

Man könnte dies gelten lassen, da positive Beweise für eine Falschheit der sprachlichen Schlüsse fehlen. Man könnte die Verschiedenheit der Stammbildungen sogar wohl natürlich daraus erklären, dass mit dem Verluste des wirklichen Objektes auch die ursprüngliche gemeinsame und gleich gebildete Bezeichnung desselben verloren ging, und um zur Bezeichnung einer blossen Vorstellung von einem aus den Augen verlorenen, nur durch Hörensagen wieder bekannt gewordenen oder, wenn man will, bekannt gebliebenen Objekte von jedem der bereits getrennten Völker in verschiedener, der Einzelsprache entsprechendster Weise aus der altgemeinsamen Wurzel neue Stämme gebildet wurden. „Ethnische Weiterbildungen einer und derselben proethnischen einfacheren Form" nennt ja auch der Verfasser seine angegebenen Grundformen.

Zugleich aber regt sich mir der Gedanke, ob man denn nicht Angesichts dieser Verschiedenheit ebensogut, der Ansicht des Verfassers gerade entgegen, daraus einen Schluss auf die Entlehnung ziehen könne? Dass ein altgemeinsames Wort in den verwandten Sprachen sich — abgesehen von ge-

wissen allgemeinen sprachlichen Gesetzen — ziemlich gleichförmig erhalte ist so natürlich, wie dass andererseits ein entlehntes Wort in jeder einzelnen Sprache, durch keine Altgemeinsamkeit gehemmt, recht nach Art und Lust dieser Einzelnen sich umforme. Somit wäre mindestens die Unmöglichkeit der Entlehnung nicht erwiesen worden, vielmehr die Möglichkeit gerade wegen dieser Verschiedenheit der Stammbildungen noch völlig annehmbar! — Nun aber dünkt mich auch diese Verschiedenheit durchaus nicht so bedeutend, wie der Verf. sie darstellen möchte. Zunächst kann ich die Berechtigung zur Annahme eines älteren lat. *leus* für *leo* wegen des dichterischen Feminins *lea*, neben dem eingestandenermassen dem Griechischen entlehnten *leaena*, nach Analogie des *deus* mit dem Feminin *dea*, nicht anerkennen. Mir scheint diese Operation der einfachen Deutung: „*leo* aus gr. *leon*, *leaena* aus gr. *leaina*“ gegenüber in ähnlicher Weise umständlich, wie dies der Verf. bei anderer Gelegenheit der Corssen'schen Beweisführung vorwirft. Dass dem Dichter die Lizenz zustand, wo er das langathmige Fremdwort nicht gebrauchen wollte oder konnte, sich ein so nahe liegendes römischeres *lea* nach Analogie der *lupa*, *equa* u. a. m. zu bilden, wird Niemand leugnen mögen. Oder sollte es etwa schon ein älteres gr. *λεά* neben *λέαινα* wie *θεά* neben *θέαινα* gegeben haben? — Es drängt sich nun freilich die Vermuthung auf, dass, wie das Lateinische dem Griechischen, geographisch-historischem Gesetze nach auch das Deutsche dem Slavisch-Litauischen entlehnt sein dürfte. *Lauwa*, *Ljawa*, *Lĕwas*, *Lewu* klingen dem *leuwe*, *lewa* ähnlich genug. Nichts destoweniger würde sich diese Annahme nicht halten können. Erstens steht das litauische *liútas* durchaus von allen deutschen Bildungen ab. Zweitens kennt nur das Hochdeutsche, nicht das Nordische und Angelsächsische, den Namen des Löwen; letztere haben ihn ersichtlich später entlehnt. Drittens deuten aber sowohl die ahd. Formen *leo*, *lewo* als die alemannische: *lio*, *lionna* fast zweifellos auf lat.: *leo*, *leuena*; dass sie sich späterhin durchaus verdeutschten, war eben ganz natürlich, sobald das Fremdwort deutsch geworden: mhd. *schrîbe*, *schreip*, *geschriben* dünkt auch so echt deutsch wie *schrîte*, *schreit*, *ge-*

schriten, und doch ist es ein dem Lateinischen entlehntes Wort. Viertens ist offenbar die Kenntniss des Löwen den Hochdeutschen erst durch die lateinische Sprache wieder vermittelt worden; im deutschen Walde war, nach der sicher hier massgebenden uralten Thiersage, nicht der fremde Löwe, sondern der heimische Bär König; Name und Gestalt erscheint erst durch lateinischen Einfluss in später, ahd. Periode. —

Ohne also die Schlüsse des Dr. Pauli umstossen zu wollen, möchte ich doch die Möglichkeit auch folgender, aus obigen, nur angedeuteten Beobachtungen geschöpfter Annahme dagegen aufrecht erhalten. Es muss einleuchten, dass Joh. Schmidt („Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprache") mit seiner Verwandelung der Schleicherischen Stammbaum-Theorie in die Theorie continuirlich fortschreitender Entwickelung, so zu sagen: „Völkerverschiebung," das Rechte in Betreff der Urgeschichte der indog. Sprachen getroffen hat. Danach bildet das Griechische einerseits das Bindeglied des Arischen und des Südeuropäischen: es steht sprachlich wie geographisch zwischen dem Zend und dem Italischen; andererseits bildet das Lituslavische das Bindeglied des Arischen und des Nordeuropäischen: es steht sprachlich wie geographisch zwischen dem Zend und dem Germanischen. Das Keltische bildet schliesslich die Bindegruppe zwischen dem Italischen und dem Germanischen. Mag es formell dem Ersteren näher stehen, so bemerkt man doch in den Begriffsbezeichnungen zumal auf dem Gebiete des Kriegshandwerkes zwischen ihm und dem Germanischen besonders auffällige Verwandtschaft. — Es lässt sich nun für sicher annehmen, dass von all diesen Völkern diejenigen, welche am nächsten und engsten zu der arischen Gruppe sich hielten und mit den später das Zend redenden Stämmen, sei es am Kaukasus, sei es in Skythien, sei es am Kaspisee, längere Zeit noch zusammen wohnten, die urindogermanische Bezeichnung des südlichen Geschöpfes durch jene Wurzel *liv* (*lu*) eigenthümlicher sich erhalten haben als die ferner Stehenden. Man darf also wohl annehmen, dass die Griechen diese Wurzel mit den Stammbildungen *laivant* und *laivanja* neben dem ursprünglichen *liv*, die Lituslaven dieselbe Wurzel mit den Stammbil-

dungen *ljava* und *liúta*, also Süd-Europäer und Nord-Europäer, dergestalt von einander getrennt, erhalten und fortgebildet haben, während die Italiker ihr Wort dem Griechischen, die Deutschen dem Lateinischen entlehnten, da sie in keiner Weise mehr in Beziehung zu dem wirklichen Objekte gestanden hatten, das unter jenen zusammenwohnenden Ariern, Griechen und Lituslaven noch übel gehaust haben mochte. Den Grenzsprachen von Europa und Asien scheint das Wort in bezüglich eigenartiger Form, auch nach dem Schwinden des Objektes, eigenthümlich verblieben; die ferneren Sprachen haben ihre Bezeichnungen dafür erst wieder entlehnen müssen. Diese Erklärung dünkt mich nicht weniger natürlich als die des Verf.'s vorliegender Schrift. Darüber zu entscheiden, welche Möglichkeit der Wirklichkeit entspreche, wird vorläufig schwerlich gelingen.

Der zweite Punkt der sprachlichen Erörterung betrifft die Wurzel der angeführten Worte selbst. Hier muss ich dem Verf. unbedingt Recht geben. Wodurch sich die Aehnlichkeit der semitischen Worte erkläre, ob etwa, wie manch eine sonstige Aehnlichkeit, aus einer alten Nachbarschaft in Armenien, bleibe dahingestellt als noch offene Frage, deren Beantwortung allerdings höchst interessant sein und die hier gepflogene Untersuchung vielleicht erst zum rechten Ende bringen würde, was, wie wir sehen werden, dem Verf. noch nicht gelang. Auch in der Deutung der Wurzel möchte ich noch einen Schritt weiter gehen. Ist sie, was mir zweifellos scheint, auf europäischem Boden *liv* (*lu*), d. h. ursprünglich *lu*, davon *liv* = *liu* die erste Steigerung darstellt, und ihre Grundbedeutung: „gelbgrau sein" oder, wie die abgeleiteten Worte *lividus*, *lūridus*, *lūteus* (*Aurora lūtea*), *oblivio* (vergessen = verblassen) nicht minder anzunehmen rathen: „blass" also „hell sein," (wonach man auch *lavare* (*λούειν*) *lau* zweite Steigerung, „blank machen" unter dieselbe Wurzel wird zu stellen haben) so führt sie sehr natürlich auf die — oft zur formalen Vergleichung vom Verf. angezogene — Wurzel *du*, *div*, glänzen zurück, so dass das *l* der Bezeichnungen für den Löwen ein secundärer Laut für das ursprüngliche *d* wäre, eine Schwächung, welche ja wohlbekannt ist. Hieraus erklärt sich das beschränkte Gebiet für die jün-

geren Formen mit *l* dem grossen der älteren gegenüber. Denkt man nun an die eigenthümlichste europäische Form des Löwennamens, das litauische *liútas* und erinnert sich an die sanskr. Bezeichnung des Löwen als *mriga-dyut* d. i. Gazellen-Jäger, so möchte man beinahe, bedrängt durch die bedenkliche Erkenntniss, dass die asiatischen Sprachen jene Wurzel *lu* oder *du* durchaus nicht gebrauchen, um den Löwen zu bezeichnen, nach dieser merkwürdigen Erscheinung als einem, wenn auch noch so zarten Faden zur Rettung aus der wirklich übeln Bedenklichkeit greifen. Sollte nicht dieses *mr'ga-dyut* nur einer späteren Umdeutung des alten, unverstandenen *dyut*, *liúta*, Löwe in einen *dyut*, von Worten *du*, *div*, *dyu* jagen, Jäger, seine Entstehung verdanken? — Constatiren kann man jedoch nur, dass, wenn W. *lu*, blass sein, auf W. *du*, glänzen, zurückzuleiten ist, auf europäischem Boden für erstere Bedeutung überhaupt nur die schwächere Form mit *l* in Gebrauch erscheint.

So wäre denn gegen den ersten Theil der Arbeit, wie zuvor bemerkt, etwas Positives nicht einzuwenden gewesen, dagegen aber auch ihm ein positiver Werth nicht beizumessen, da sein Resultat nur eine Möglichkeit war, der eine andere Möglichkeit leicht gegenüber gestellt werden konnte. Der zweite Theil, der dies Resultat zur Lösung der Heimatsfrage verwenden sollte, ist äusserst kurz und unbefriedigend ausgefallen. Das Versprechen des Titels, dass die Arbeit in der That zu dieser Lösung beitragen solle, hatte übrigens bereits der erste Satz wieder bedeutend eingeschränkt, indem er darauf hinzuzuweisen schien, dass es überhaupt nur gelte einen einzelnen Beweisgrund gegen die asiatische Heimat der Indogermanen als hinfällig erkennen zu lassen. Es war nämlich behauptet worden: weil die indogermanisch-europäischen Sprachen die Urnamen der bedeutendsten asiatischen Raubthiere Löwe und Tiger, nicht kannten, so dürfe man auch den Ursitz dieser Völker nicht in Asien annehmen. „Diese Behauptung“ sagt Pauli „erscheint mir in Bezug auf den Löwen nicht haltbar.“ — Wenn die ganze Abhandlung mit all ihren interessanten Details lediglich in der Absicht diese Behauptung Benfey's als

unhaltbar darzustellen geschrieben ward, verlohnte es sich wahrlich der Mühe nicht. Denn das kann doch offenbar ein Grund nicht sein die asiatische Heimat zu verwerfen: dass die Völker Bezeichnungen für gewisse in ihren Ursitzen heimische Geschöpfe mit der Zeit verloren, da sie die Geschöpfe nicht mehr kannten, und später, als sie ihnen wieder bekannt wurden, sie natürlich mit Fremdworten benennen mussten! Galt es dagegen zu zeigen, dass, obwohl jener Einwand an sich schon haltlos war, überdies auch die Voraussetzung eine falsche gewesen, so muss man gestehen, dass dies Letztere dem Dr. Pauli, wenigstens in Bezug auf das Griechische und Lituslavische recht wohl gelungen ist. Doch noch eine andere Möglichkeit war vorhanden. Entweder eine Bezeichnung geht mit dem Objekte verloren, oder: sie wird für ähnliche Objekte nach ihrer begrifflichen Bedeutung späterhin weiterverwandt. Es wäre denkbar, ja, zu erwarten wäre es gewesen, dass die Wurzel *lu* in ihrer Bedeutung des „Graugelb-seins" zur Bezeichnung eines anderen graugelben Geschöpfes von den Völkern verwendet worden sei, welche den Löwen nicht mehr „persönlich" kannten. Davon keine Spur! All jene Worte bezeichnen einzig den fremden König der Thiere. In dieser wunderlichen Erscheinung möchte ich eine Bestätigung meiner Annahme sehen. Mindestens den Deutschen und Italikern musste das Wort, das sie nur für ein ihnen nicht mehr bekanntes Objekt gebrauchten, als Fremdwort zugeführt worden sein, und zwar von solchen, bei denen es, wie bei Griechen und Lituslaven, nach vorhistorischer Hypothese, als eigenthümliches, specifisch unterschieden fortgebildetes Wort noch lebendig geblieben sein konnte. — Man musste sich dann dafür erklären, dass überall in jenen Ländern noch nach der Trennung der Völker wirklich Löwen gehaust haben, welche sie dann, jedes in seiner Art, mittels der gemeinsamen Wurzel benannten, was allerdings, so unglaublich wie es dünkt, der einzige stichhaltige Beweis für die Richtigkeit der Paul'schen Annahme wäre. Darauf beinahe läuft auch seine ganze Untersuchung hinaus, wenn er schliesslich, das Versprechen des Titels wieder in voller Bedeutung aufnehmend, die Folgerung für die Heimathsfrage dahin präcisirt: „dass es in der Urheimath

der Indogermanen Löwen gab," woran er natürlich die weitere Bemerkung knüpfen musste: dass Anhänger der europäischen Heimath nun nachzuweisen haben würden, es habe wenigstens zur Zeit vor der Trennung in Europa Löwen gegeben, was er selbst nicht für unmöglich hält. Dies also ist das ganze Resultat: die verschiedenen Benennungen des Löwen bei den Indogermanen führen auf Eine Wurzel zurück, welche zu der Bezeichnung desselben Thieres bereits vom Urvolke benutzt worden sein muss. Das Urvolk hat also da gesessen, wo es einmal Löwen gab d. h. wahrscheinlich in Asien, oder was auch nicht unglaublich, in Europa. — Ich füge hinzu: doppelt wahrscheinlich in Europa, da gerade den asiatischen Sprachen, wenn man auf jenes von mir angezogene sanskr. *dyut* nicht reflectiren will, die Wurzel fehlt, so dass nach erbrachtem Beweise für die europäischen Löwen der dann immer noch herrschende Zweifel, welches der beiden Löwenländer, Asien oder Europa, die Heimat gewesen, in der That eine Schwächung zu Gunsten des gerade jene Wurzel allein besitzenden Europa erleiden dürfte, die weder Pauli noch mir selber angenehm sein würde! — Dieser Mangel der Wurzel *lu* zur Bezeichnung des Löwen bei den Ariern ist der dunkle Punkt in der gesammten Forschung nach der Heimat mittels jener Wurzel. Wie soll man das erklären? Man steht vor allerlei Hypothesen rathlos. Entweder man nimmt an: die Wurzel war einst den Indogermanen gemeinsam, aber gerade die Asiaten verloren sie oder ersetzten sie, wie sanskr. *sĩmhas* vermuthen lässt, durch eine begrifflich verwandte, während die Europäer sie seltsamer Weise beibehielten und fortbildeten.

Oder man wagt die Vermuthung, es habe eine Zeit gegeben, in welcher die später als Griechen und Lituslaven nach Süden und Norden sich scheidenden Stämme bereits von den Ariern getrennt noch eine Einheit gebildet; und eben in dieser Zeit sei unter ihnen zur Bezeichnung des damals also dort noch vorkommenden Raubthieres die Wurzel *lu* für indog. *du* in Gebrauch gekommen. Oder aber man greift nach der semitischen Hypothese, etwa in dieser Weise: einst wohnten Arier sowohl wie spätere Europäer des indog. Stammes nachbarlich

oder gar untermischt mit Semiten zusammen, und nahmen von diesen das Wort für den Löwen in die eigene Sprache auf, das jedoch die Arier später nach Südosten sich ausbreitend mit selbst gebildeten Benennungen vertauschten, indes die nach Nordwesten sich vertheilenden Europäer die semitische Wurzel mit der lautlich verwandten eigenen Wurzel *lu* identificirend nach der Art ihrer Einzelsprachen fortbildeten. Bei letzterer Annahme fiele also auch die von mir vorgeschlagene Ableitung aus indog. *du*. Sämmtliche Möglichkeiten sind so bedenklich und so wenig genügend, während doch Pauli's Arbeit ihnen allen noch freies Feld liess, ja, sie herausforderte, so dass man gestehen muss, der Löwe überhaupt sei ein nicht gut gewählter Zeuge für irgend welche Heimath der Indogermanen. Bestenfalls bleibt es bei einem Entweder-Oder. Schlimmstenfalls — nach unserer Ueberzeugung — darf sogar Europa als siegreicher dünken. Der Löwe kann also unverrichteter Sache wieder abtreten, und ich sehe mich genöthigt, nochmals für das Zeugniss meines Drachen zu plaidiren, wodurch ich einst jene unliebsame Europa-Hypothese widerlegen zu können meinte. Ich erinnere an dieser Stelle nur mit kurzen Worten daran, dass ich aus folgender Betrachtung den der asiatischen Heimath günstigen Schluss zog. Ich fand das Bild des feuerspeienden Drachen im höchsten Norden zur mythischen Darstellung des kalten Winters benutzt, den der Sonnenheld erlegt, und dasselbe Bild im warmen Süden zur mythischen Darstellung der dörrenden Sonnengluth, von welcher der Gewittergott die Erde befreit. Offenbar war das letztere Bild als das natürlichere das ursprünglichere, dagegen das erstere, der Vernunft geradezu widersprechend dünkende, nur noch ein überkommenes Bild, während der Gegenstand sich gänzlich verwandelt hatte. War dies richtig, so lag es auf der Hand: dass die Völker, bei denen dies mythische Bild für die feindliche Macht sich erhielt, von jenem Lande ausgingen, wo selbst das Bild noch ganz dem Gegenstande entsprochen hatte. Damit aber war die asiatische Heimat der Indogermanen meiner Ansicht nach, bereits erwiesen. Ich hatte gehofft in Pauli's Schrift meinem mythologischen einen sprachwissenschaftlichen

Beweis zur Seite treten zu sehen. So anerkennenswerth jedoch die Arbeit gerade in sprachwissenschaftlicher Beziehung ist, den daraus zu gewinnenden Beweis, den eigentlichen „Beitrag zur Lösung der Streitfrage über die Heimath des indogermanischen Urvolkes" ist Dr. Pauli uns leider eben schuldig geblieben. —

Berlin, im November 1873. Hans von Wolzogen.

Antikritik.

Wie Einer den Nagel auf den Kopf trifft.

Ein freundschaftlicher Dialog.

Freund: Sie können unmöglich einen Mann von Whitney's Stellung in der Wissenschaft ohne Entgegnung lassen. Das habe ich Ihnen schon vor zwei Jahren gesagt, als sein Aufsatz in der Review erschienen war, und kann es jetzt, da derselbe in einem Buche*) neu abgedruckt ist, das in weit verbreiteten deutschen Blättern gerühmt wird, nur um so dringender wiederholen.

Ich: Damals wenigstens hatte ich unseres Freundes X Ansicht auf Seiten meines Schweigens.

Er: Ja, ich erinnere mich noch genau dessen, was der gute Träumer sagte.

Ich: Nun? Was sagte er?

Er: Erinnern Sie sich nicht? Wie er declamirte:

„Das Gute schelten? — Magst's probiren!
Es geht, wenn Du Dich frech erkühnst;
Doch treten, wenn's die Menschen spüren,
Sie Dich in Quark, wie Du's verdienst."

Nun bin ich überhaupt kein Freund von Göthes Manieren; aber ich wäre zufrieden gewesen, wenn Sie diese Verse Göthes mit einigen Nutz-Anwendungen auf den vorliegenden Fall als Ihre Gegen-Erklärung veröffentlicht hätten. Nur nicht schwei-

---

*) Whitney, Oriental and linguistic studies.

gen. Sie sehen ja: wenn's die Menschen spüren. Darin liegt alles. Sollen es denn die Menschen spüren, auch wenn niemand sie darauf hinweist?

Ich: Haben denn die Menschen keine Augen zu sehen?

Er: O gewiss, Freund, sie sehen alles, was man ihnen zeigt, und wie man es ihnen zeigt; glauben es zu sehen. Da kommt Whitney, er kommt von weit her und ruft: seht, ich bin der Mann; der Steinthal ist ein schreckliches Nichts. So sehen die Leute Whitney als Mann, und Steinthal ist nichts. Dann kommt Michel und sagt: was ist das für ein Mann! wie trifft der den Nagel auf den Kopf! Auf, guter Freund, machen Sie ein neues Sprichwort: „Der trifft den Nagel auf den Kopf, sagte Michel, da hatte jemand auf einen Nagel geschlagen, der spitz hervorstach und die Hand durchbohrte."

Ich: Das Sprichwort würde gut sein. Aber meinen Sie denn, die Leute sehen nicht, wie Der, indem er tolpatschig auf den scharf-spitzen Nagel schlug, die Hand annagelte?

Er: Nun die Thatsache ist ja, dass sie das so wenig sehen, als es jener fühlte. Und wie sollten sie auch? Sie dürfen das gar nicht von ihnen verlangen. Als zum Beispiel . . .

Ich: Lassen Sie die Beispiele. Kurz, ich habe anderes zu thun als Antikritiken zu schreiben.

Er: Ja, Gott Lob, anderes und besseres.

Ich: Liegt mein Buch nicht vor? Ich habe gesprochen; Whitney hat auch gesprochen. — Der Leser urtheile. Welche Veranlassung habe ich, auf eine Kritik zu erwidern? Wozu soll ich dem Leser vorgreifen? Er sei Richter.

Er: Die Sache liegt aber dem Richter nicht in gleicher Weise vor. Sie sollten bedenken, dass Whitney verstehen sehr leicht ist, und was man leicht versteht, ergötzt; was Sie schreiben (das können wir uns doch nicht verhehlen, und Sie könnten es von Vielen hören, ja Sie haben es selbst ausgesprochen) also was Sie schreiben ist schwer zu verstehen und macht Mühe. Der Grund ist der weitreichende Zusammenhang und Anderes; gleichviel was. Und nun erwarten Sie, das Publicum soll sich den ganzen Zusammenhang Ihres Buches, nein, Ihrer Bücher vergegenwärtigen, dauernd gegenwärtig halten, um ihn an Whit-

neys Angriffen zu messen? Und es wäre zu viel gefordert, dass Sie dem von Ihnen gequälten Publicum ein wenig zu Hülfe kommen? Mehr als das, ein wenig helfen, können Sie nicht und sollen Sie auch nicht . . . Sie schweigen! Wo ist Ihre ehemalige Streit- und Kampfes-Lust hingerathen? Wie friedlich, wie mild sind Sie geworden! Sie werden trotz all dem und unter allen Umständen bleiben, der Sie sind; wirken aber was Sie könnten, werden Sie nicht.

Ich: Wo meine Kampfes-Lust hingerathen ist? Vielleicht irren Sie; ich habe sie vielleicht nie gehabt. Doch davon ein andermal. Jetzt aber will ich es Ihnen sagen, warum ich Whitneys Angriff ignoriren muss. Wäre mir eine . . .

Er: Sie stocken.

Ich: Nun ich will sagen: wäre mir eine Herausforderung zu einer wissenschaftlichen Rede und Gegenrede in parlamentarischen Ausdrücken, in den Formen der guten Gesellschaft hingeworfen worden, dann wäre ich frisch, frei und fröhlich darauf eingegangen. Jetzt, wie die Sache liegt, hätte ich Dinge zu sagen, für die der gute Ton keinen Ausdruck hat.

Er: So, das ist freilich etwas anderes. Und warum sagen Sie mir das erst jetzt? Bisher haben Sie mir immer nur gesagt, Sie haben keine Zeit und die Sache lohne Ihnen nicht, Whitneys Einreden wollen nichts bedeuten u. s. w.

Ich: Nun, und damit habe ich Ihnen schon die Lust benommen, die sogenannte Kritik zu lesen. Wenn ich nun erst genauer zeigen sollte, wie die Whitney'sche Kritik . . .

Er: Nun, unter uns dürfen Sie ja reden.

Ich: Ja . . . O Sokrates, warum bist Du dem Professor Whitney nicht erschienen, als er die Feder eintauchte, seine Kritik zu schreiben!

Er: Sie werden komisch, Freund. Aber gut, das ist ja die rechte Stimmung um mit heiterem Witz dem Publicum inhaltslose Irrthümer aufzudecken. Schreiben Sie Ihre Antikritik sokratisch-platonisch! Dass ich nicht gleich darauf verfiel und es Ihnen anrieth! Mir wäre das schon ganz besonders recht und das Allerliebste.

Ich: Es geht nicht. Diese Form ist für die Whitney'sche Sache zu fein.

Er: Immer mehr! Sie machen ja neugierig, Sie spannen. Was also ist's?

Ich: Sie wissen, dass ich in meinen Kritiken ungern oder nie aus dem Kreise wissenschaftlicher Epitheta gehe. Mit feinem Witze, mit sokratischer Ironie lassen sich recht wohl Irrthümer bekämpfen. Hier aber müsste ich doch . . .

Er: Ei nun, so reden Sie endlich!

Ich: Hier habe ich die Kritik Whitneys. Wir wollen sie ruhig von vorn bis hinten durchnehmen. Hören Sie zu. Erstlich wird mir so viel Ehre gespendet, als mir gebührt und, wie Andere meinen, noch mehr als das, ein wenig zuviel. Er nennt auch die Titel meiner Haupt-Werke, also ausser dem neuesten auch die Charakteristiken, die Geschichte der Sprachwissenschaft und die Mande-Neger-Sprachen.

Er: Und hat er die alle gelesen?

Ich: Darüber mögen Sie denken wie Sie wollen. Von den Charakteristiken sagt er, dass sie auf dem Arbeitstische jedes tieferen Sprachforschers gelegen haben müssen.

Er: Muss sie auch jeder gelesen haben?

Ich: Mein Gesichtspunkt und meine Methode seien streng metaphysisch, distinctively and highly metaphysical.

Er: Sind Ihre Charakteristiken und die Neger-Sprachen metaphysisch? Das kann man dem Publicum alles sagen! Aber nun weiss ich wirklich nicht, ob Whitney nicht gelesen oder nicht gedacht hat? Was also weiter?

Ich: Sie werden schon am Anfang ungeduldig. Ich bin also insbesondere der Schüler, Interpret und Fortsetzer Wilhelm's von Humboldt.

Er: Soll das ein Lob oder ein Tadel sein? Es kommt eben darauf an, wer Wilhelm von Humboldt war. Aeussert sich Whitney über Humboldt?

Ich: Das war ein Mann, sagt er, den heut zu Tage die Mode ist höchlich zu rühmen, ohne ihn zu verstehen oder auch nur ihn zu lesen.

Er: Wie treffend! Solche Bemerkung macht nur der, der es in sich selbst gefunden hat.

Ich: Ich bin in Deutschland, vielleicht in der Welt derjenige Mann, der jenes scharfsinnigen und tiefen, aber unklaren und gänzlich unbrauchbaren (unpractical) Denkers Mysterien durchdringt, seine Verwickelungen entwirrt, und seine dunklen Sprüche deutet.

Er: Und das wollen Sie Deutschland gesagt sein lassen? wollen nicht hinweisen auf solche Inconsistency: scharfsinnig und tief, und trotzdem unbrauchbar! Aber doch, das ist ja sehr richtig. Für den, der weder Schärfe erfasst, noch in die Tiefe dringt, muss Scharfes und Tiefes ungenutzt bei Seite bleiben.

Ich: Humboldt's Schicksal werde ich so wenig ändern, dass ich im Gegentheil es verschlimmert habe. Früher kannte man ihn nicht: jetzt kennt man ihn eben so wenig; früher aber pries man ihn: jetzt heisst es kurz, Steinthal habe ihn widerlegt. Woher soll mir da die Lust kommen?

Er: Nun, fahren Sie jetzt nur in Withney fort.

Ich: Schön. Nun sehen Sie hier das Ende seiner Expectoration. Er will die metaphysische Richtung an sich nicht verurtheilen, wie Viele wohl thun. Die Metaphysik führt zu Höhen und zu Tiefen, die in anderer Weise nicht zu erreichen seien; sie gewährt die erhabenste Arbeit und den feinsten Genuss, dessen der Mensch fähig sei: die Metaphysiker, bemerkt Whitney, sagen es, und sie müssen es natürlich wissen. Aber, fordert Whitney, wenn sie herabsteigen und von Dingen reden, welche im Gesichtskreise des gemeinen Menschenverstandes, des Common Sense liegen, so müssen sich ihre Ansichten und Schlüsse mit denen des gemeinen Menschenverstandes reimen; oder, wo nicht, so müssen sie uns zeigen können, warum nicht und müssen unsern gemeinen Verstand durch ihren ungemeinen überführen. Die Vertheidiger von Ansichten, wie die Steinthalschen, bilden noch immer (wie Whitney meint: bloss durch die Tradition von den Jahrhunderten der Dunkelheit) den grössten und einflussreichsten Theil derer, die über die Theorie der Sprache schreiben . . .

Er: Welcher Humbug! Das Jahrhundert Wilhelms von Humboldt ein Jahrhundert der Dunkelheit! Und die Theorie der Sprache liegt im Bereich des gemeinen Menschenverstandes! Woher weiss denn das der gemeine Menschenverstand? Und so leeres Gerede setzt man dem ersten Kapitel der Einleitung Ihres Abrisses, Ihrer Theorie der Erkenntniss entgegen!

Ich: Ja Freund, das thut man unter Händeklatschen in Deutschland. Versuche doch einer solchen Humbug, (Sie haben recht, nicht common sense) solchen Humbug zu widerlegen!

Er: Jetzt sehe ich allerdings auch, wie jemand, der (um einen Ausdruck von Ihnen anzuwenden) in der goldenen Wiege der aristotelischen Logik gewiegt ist, an dessen Wiege Kant'sche Lieder gesungen wurden, schwer an diese Commonsensisten herankommen kann. Doch hilft's nichts. Zeigen Sie doch, dass es nicht heissen kann: common sense, sondern Logik. Und wenn es gilt, sich zu legitimiren, verweisen Sie doch auf das öffentlich ausgesprochene Urtheil der Physiologen über Ihr Buch. Aber erst weiter.

Ich: Nun kommen wir zum Schluss des Herrn Whitney. Solche Schreiber also, die noch aus den Jahrhunderten der Dunkelheit stammen, blicken mit Verachtung auf die entgegengesetzte Partei herab als verloren in der Gedankenwirre der Oberflächlichkeit und Philisterhaftigkeit.

Er: Halt, hinc illae lacrimae! Hier hat er sich verrathen. Er fühlt sich von Ihnen beleidigt und spricht mit Ingrimm gegen Sie. Ja, Ihre Kritik seiner Vorlesungen hat ihn erbittert. Aber, wie ist mir denn? Mir ist gar nicht, als hätten Sie ihn so getadelt.

Ich: Ich habe gesagt, seine Ansichten seien gesund und nüchtern. Jetzt muss ich das freilich zurücknehmen. Doch davon ein ander Mal. Hören Sie also aus: Nach Whitney's Ansicht ist die Tiefe der Metaphysiker rein subjectiv, und ihr ganzes System ist bestimmt, weggefegt zu werden und dem naturwissenschaftlichen, dem inductiven Platz zu machen. Dieses allein ist . . .

Er: Lassen Sie! an diesem Gerede habe ich in Deutschland genug.

Ich: Aber in Deutschland hat es mehr Sinn, als in Amerika.

Er: Noch schlimmer; aber wieso?

Ich: Ich meine, es könnte in Deutschland mehr Sinn haben, weil hier die Induction nichts mit thörichtem Common sense zu thun hat. Freilich gibt es bei uns eben so geistlose Linguisten wie Hr. Whitney ist; freilich schreien sie so laut und sinnlos wie er: Induction, naturwissenschaftliche Methode! Sammt und sonders haben ja diese Leute keine Ahnung von Naturwissenschaft. Verstünden sie etwas davon, so würden sie sehen, wie unsre Helmholtz, du Bois-Reymond, Virchow u. s. w. echte Metaphysiker sind, welche inductorisch in das Innere der Natur, hinter den natürlichen Schein in das zu Grunde liegende Wesen der Erscheinung dringen. Hier ist Common sense und Induction ganz und gar von Metaphysik durchtränkt. Hier also kann man zu den Linguisten sagen: Naturwissenschaftliche Methode wollt Ihr? Das ist recht. Nun geht zu den grossen Naturforschern und studirt sie gründlich! In Amerika aber tritt folgendes wunderliche Verhältniss ein. Wer hat die Induction erfunden? Sokrates. Und wer hat ihm als seinem ärgsten Feinde den Giftbecher in die Hand gedrückt? Common sense. Herr Common sense in Athen hatte natürlich auch das Streben, suum esse conservare; und da ihm Sokrates den Krieg erklärt hatte, so ward er von ihm hingerichtet. Denn Common sense hat gute Fäuste. Von der Geburt an also steht Induction dem Common sense feindlich gegenüber. Darum sagte ich vorhin, o wenn doch Sokrates dem Whitney erschienen wäre!

Er: Ja, sehen Sie, ich glaube, Sokrates erscheint nur dem, von dessen Daimonion er herbeigesehnt wird. Whitney aber wird wohl keins haben. Indessen gleichviel, wie glauben Sie denn, dass Sokrates den Whitney angeredet hätte? Mit so einem Sokratischen Dialoge könnten Sie uns einen Hauptspass machen.

Ich: Wie Sokrates den Whitney angeredet hätte, das weiss ich; ich weiss nur nicht, wie ihm Whitney geantwortet hätte. Darum kann ich nur sagen, dass er nach einem Eingange wie folgt: „O Wahrheitsfreundester, Falschheitsdrachentödtendster, Sprachgeschichtsforschester, Kritikumsichtigehrlichster u. s. w.,"

gefragt haben würde, was Common sense sei und leiste. Er würde durch seine Fragen Whitney zum Geständniss gebracht haben, dass er nie gewusst habe, was Common sense ist, und dass dieser nicht das Geringste weder von Jurisprudenz, noch von Medizin, noch von irgend einer Wissenschaft, einer Kunst, einem Gewerbe verstehe; dass das Copernikanische System nicht weniger als Hume und Berkeley, und der elektrische Telegraph ebenso sehr wie Thier- und Pflanzen-Physiologie und Medizin (von welchen Dingen allen der Linguist nichts zu wissen braucht) sich alle im Gegensatz zum Common sense bewegen, daher der Common sense sie theils zwar angefeindet hat, theils aber, weil er ihren Nutzen sieht, sie anstaunt, und wenn nicht für Zauberei, sie doch für Taschenspielerei hält. Daher denn auch derselbe wohl von Sprachwissenschaft absolut nichts verstehen werde, überhaupt aber der deutsche Holzhauer Recht behalten werde, welcher meinte, zum Holz hauen gehöre auch Wissenschaft, welcher also damit erklären wollte, der Common sense reiche nicht aus für die edle Holzhauerkunst; und auch der Berliner Recht behalten werde, welcher Common sense übersetzt durch „mein dummer Menschen-Verstand,“ indem er, bescheiden wie er ist, sich zwar den Common sense zuschreibt, beim Andern aber, den er achtet, das Wissen voraussetzt. Scheint Ihnen dies ein passender Inhalt zu einem Dialog? Doch wir müssen zu Whitney.

Ich habe Ihnen Anfang und Ende gezeigt, den Gegensatz der Principien.

Er: Ich habe ja aber noch gar nicht gehört, was Whitney von Psychologie sagt. Darauf käme es doch an.

Ich: Natürlich; aber davon lieber später, damit uns nicht Whitney vorwerfe, wir lesen gerade so wie wir die Sache metaphysisch behandeln, nämlich das Letzte zuerst. Also bleiben wir, nachdem wir nun doch schon einmal metaphysisch gesündigt haben, indem wir den Schluss an den Anfang knüpften. lieber bei seiner Anordnung und gehen der Reihe nach.

Whitney will nicht eine umfassende Analyse und Kritik meines Buches geben, noch auch die allgemeinen Züge meines

Systems darstellen. Er zieht es vor ein einzelnes Object oder Kapitel vorzunehmen, nämlich den Ursprung der Sprache.

Er: Aber Bester, der Mann hat Sie entschieden nicht gelesen. Ihr ganzes Buch zeigt ja nur den Ursprung der Sprache. Wie kann er sagen, dieser bilde nur ein Kapitel, sei ein einzelnes Object Ihres Buches. Oder was liegt hier vor?

Ich: Ich würde es ebensowenig wissen, wenn es nicht gleich hier stünde. „Der Ursprung der Sprache ist behandelt in dem letzten Kapitel der Einleitung."

Er: Hilf Himmel, über den Unverstand! Der muss die Deutschen für blind halten! Nein, das ist unmöglich, er hat Ihr Buch nicht gelesen. Geben Sie es doch her. So. Nur ihr prachtvolles Inhaltsverzeichniss hätte er brauchen anzusehen, dessen Studium Sie ja in der Vorrede empfohlen haben. Sah er denn hier nicht gross und breit, eine ganze Seite des Inhaltsverzeichnisses, „Hervortreten der Sprache," „Entwickelung der Sprache." Das hat er nicht beachtet? nicht gesehen? Denn hätte er es gesehen, so hätte er es auch beachten müssen.

Ich: Nein, Bester. Darauf nimmt er gar keine Rücksicht.

Er: Ich begreife; denn dann hätte er auch beachten müssen, dass alles Vorangehende und Folgende in Ihrem Buche nur Begründungen und Ausführungen jener beiden Kern-Abschnitte sind. Aber was ist denn das? Ich werde noch gar nicht klug aus der Sache. Also Ihre Theorie vom Ursprung der Sprache will er darlegen und prüfen, und dazu greift er nach dem Kapitel in der Einleitung? In diesem aber steht ja Ihre Theorie selbst noch nicht einmal andeutungsweise, sondern lediglich und ausschliesslich um die Fragestellung handelt es sich da — natürlich; wie es sich für die Einleitung ziemt. Nun nimmt also Whitney Ihre Fragestellung für Ihre Beantwortung der Frage?

Ich: Ja, ja, das thut er. Aber gerathen Sie nur nicht ausser sich.

Er: Nein, Ihre Geduld geht zu weit. Das ist ja in der Geschichte aller Kritik noch gar nicht dagewesen! Oder haben Sie sich nicht deutlich ausgedrückt? Doch! Da steht ja im Inhaltsverzeichniss: „Fassung der Aufgabe. Voriges Jahrhundert.

Umgestaltung der Aufgabe. Disposition der Untersuchung." Das ist doch alles deutlich für jeden der lesen kann. Und im Buche selbst. S. 72. „Wir kommen endlich zur genaueren Feststellung der uns in diesem Buche beschäftigenden Aufgabe." Und so weiter. S. 74. Hier: „Es ist aber bei jeder Untersuchung von grösster Wichtigkeit, klar darüber zu sein, was man sucht. Ueber falsch gestellte, unklar gedachte Fragen" und so weiter. „Die richtige Stellung der Frage.. Gehen wir also an die Untersuchung des Ursprungs der Sprache nicht, ohne vorher gesehen zu haben, welche Forderung diese Frage in sich schliesst, welche Bedeutung sie nur haben kann." Hier weiter S. 77. „Das eben Gesagte jedoch bezeichnet nur ein Moment der völlig verschiedenen Stellung, die wir im Gegensatze zum vorigen Jahrhundert in Bezug auf die Frage um den Ursprung der Sprache einnehmen." Weiter S. 78. „Sehen wir nun, wie auf solchem Standpunkte der Sinn der Aufgabe, die durch die Frage um den Ursprung der Sprache gestellt ist, sich . . . völlig umgestalten muss." S. 80. „So gestaltet sich also die Frage" u. s. w. Nein, diesmal sind Sie unschuldig, unschuldig wie Herr Fiebel an der Dummheit des Bauern-Jungen, der nicht lesen lernt. Das ist ja der greulichste Humbug, ein Schw . . .

Ich: Ich bitte Sie, ich will davon nichts hören.

Er: Es ist ja ein gründerhafter . . .

Ich: Ich will nichts hören. Mag es sein, was es will.

Er: Nein, Hr. Whitney, mit Ihnen hat Sokrates, der Märtyrer des logischen Denkens, nichts zu thun. Wenn er Sie, Hr. Prof. Whitney, hätte warnen sollen, so hätte er sagen müssen, dass Sie mit Ihrer Kritik nicht vor den richtenden Linguisten, sondern vor den ethischen Richter gerathen.

Ich: Still doch, still doch!

Er: Aber, ich bitte Sie, wie benimmt man sich, wenn man die Frage kritisirt, als wäre sie die Antwort?

Ich: Nun, so hören oder lesen Sie doch ein wenig weiter, so werden Sie sehen, wie fein sich das anhört. Erstlich, er bemerkt es selbst, dass es sich nur um die Fragestellung handelt. Sehen Sie hier S. 6: what demand this present que-

stion contains, what significance it can alone have. S. 17 heisst es dann aber schon: „Wir sehen nun ziemlich klar, wie viel und wie wenig wir von Prof. Steinthal für die Lösung der wirklichen Frage vom Ursprung der Sprache zu erwarten haben.“ Das kann freilich und muss wohl bedeuten, dass Steinthal nach Whitneys Kritik eine falsche Frage vom Ursprunge der Sprache gestellt hat. Weiter: „Es ist indessen von Wichtigkeit, dass wir fortfahren seinen Reflexionen zu folgen und uns zu merken, zu welchem Ergebniss, *result*, sie wirklich kommen.“ Da wird es zweideutig, worauf die Sache hinaus will. Nun endlich S. 29 wird meine Stelle S. 84 f. citirt: „Es kann schon hier mit Rücksicht auf das Dargelegte gesagt werden, was später (*hereafter*, übersetzt Whitney richtig) noch deutlicher werden wird: der Mensch lernt nicht sowohl sprechen, als verstehen.“ Und so weiter, der ganze Absatz bis zu Ende: „So lernt auch der Urmensch die Ursprache, die er eben falls nicht geschaffen hat, die vielmehr nur von der Seele der Urgesellschaft geboren wird.“ Und nun fügt Whitney hinzu: „Dies mag die Spitze (*climax*) des Kapitels sein. Wir haben jetzt unsere Lösung der Frage, our solution of the question, vollständig. Fragst Du, welches war der Ursprung der Sprache? Nun, da war einst . . .“ Nun folgt eine sein sollende Darlegung des vorher von mir Ausgesprochenen, die den Anspruch macht, witzig zu sein. Natürlich ist der Witz ganz eines Mannes, der weder auf das *hereafter* nur den flüchtigsten Blick geworfen hat, noch auch von völkerpsychologischen Darlegungen des Gesammtgeistes das Geringste weiss. Und er schliesst: Du, der Du fragst, welches der Ursprung der Sprache war, „Bist Du nun befriedigt? Kann es einen grössern Hohn geben als diesen? Wir verlangen nach Brod, und ein Stein ist uns zugeworfen. Was haben diese Dinge (*statements*) mit dem Ursprung der Sprache zu thun? Warum all dies lange Gerede, um zu einem so einfachen Ergebniss zu kommen?“

Er: Halt, dieser Jes . . .

Ich: Still doch! Wir haben nur zu sehen was vorliegt, was Hr. Whitney gibt; wir sind nicht Sitten-Richter.

Er: Nein, ich meine auch, ethische Kritik soll nicht in

die wissenschaftliche Kritik dringen. Aber, ich möchte Lessing fragen: wenn das Vorliegende, das Ausgesprochene, nicht verstanden werden kann, ob man dann nicht auf das Dahinterliegende gehen soll.

Ich: Lassen Sie es lieber unverstanden. Wenn Sie an einen Ort kommen, wo es übel riecht, suchen Sie die Quelle des Geruchs auf? Nein, denn Sie wissen, dass Sie damit den Geruch in seiner Kraft aufsuchen.

Er: Gewiss werde ich diese Quelle aufsuchen, wenn sie Deutschland zu verpesten und so mir überall hin zu folgen droht; ja ich werde in ihr wühlen müssen, um sie fortzuschaffen, wenn ich keine Arbeiter finde, die es für mich thun. Was soll das heissen? Jemand fragt: welchen Ursprung hatte die Sprache? Darauf sagt der Gefragte: das wollen wir untersuchen. Zuerst aber wollen wir sehen, was in deiner Frage liegt, in Wahrheit liegt. Darauf setzt er dem Fragenden auseinander, welchen Sinn die Frage nur haben kann, und sagt dann: So; nachdem wir nun die Frage bestimmt haben, lass uns an die Beantwortung gehen, die freilich mühsam und lang sein wird. Da dreht sich der Frager um und schreit: „Was, ich habe Dich gefragt; nun giebst Du mir meine Frage zurück. Du spottest meiner!“ Was wird die Welt zu solchem Frager sagen? Bist Du zu faul, um eine lange, schwierige Antwort hinzunehmen, so sage es; aber den, der Dir die Antwort vorzulegen sich anschickt, anklagen, dass er Dir bisher nur die Frage deutlich gemacht hat, das ist . . .

Ich: Lassen Sie es doch sein, was es will.

Er: Ja gewiss, ich will es sein lassen, was es ist. Aber dass hinter solchem Benehmen etwas liegt, was die Welt hervorzuholen und zu richten das Recht, die Pflicht hat, das würde Lessing nicht leugnen. Und also sage ich . . .

Ich: Ich will's nicht wissen; und wenn Sie nicht aufhören, so höre ich auf. Wenn Sie nicht ruhig zuhören wollen, so sind wir fertig.

Er: Schon gut. Fahren Sie nur fort. Aber erst nur noch Eins. Wie konnte Whitney glauben, dass Sie so wunderlich seien, nicht zu merken, dass Sie in Ihrer, wie er meint, Lösung

sein sollenden Darstellung nicht Lösung, sondern Frage geben? Wie konnte er glauben, es werde ihm dies, wenn er es auch hundert Mal sagt, irgend jemand glauben, der Sie nicht als einen Blödsinnigen, noch als betrügerischen Renommisten kennt?

Ich: Das ersehen Sie sogleich aus dem Anfang der Whitney'schen Kritik. Er hat sich wohl gesichert. Schon als er mich lobte, hat er mich streng metaphysisch genannt. Ich weiss nicht, welchen Eindruck das in Nord-Amerika machen muss. Aber ich schliesse von Deutschland. Wer hier ein Metaphysiker genannt wird, das ist ein Thier auf dürrer Haide. So wird's in Amerika auch sein. Das erste, was von solch' einem metaphysischen zweibeinigen federlosen Thier feststeht, ist, dass er alles am verkehrten Ende anfasst. Whitney sagt also (hier S. 5) „Es ist charakteristisch für Steinthals synthetischen und aprioristischen Gang, dass er es für nothwendig hält, beim eigentlichen Beginn die geheimnissvollste und schwierigste Frage in der ganzen Wissenschaft abzumachen, eine Frage, welche die meisten Gelehrten ohne Zweifel vorziehen würden an das Ende ihres Werkes zu verschieben.

Er: Nun ja, er hat nicht einmal so viel von Ihnen verstanden, dass er wüsste, wie nach Ihnen die Frage vom Ursprunge der Sprache keine bestimmte, keine einzelne Frage ist, die in einem abgesonderten Kapitel behandelt werden kann; dass sie vielmehr kurzweg einziger Gegenstand der Sprachwissenschaft ist. Das hätte er aber schon aus Ihrer Schrift über den Ursprung der Sprache ersehen müssen. Kennt er sie denn?

Ich: Er erwähnt sie nicht. Nun also! Aber, sagt Whitney, Steinthal „ist durchaus (nothing if not) metaphysisch, und die metaphysische Methode erfordert, dass man hinter die Dinge komme, mit denen man zu thun hat, und sie durch eine Nothwendigkeit aus irgend einem vorbestimmenden Princip entwickele."

Er: Nun wissen Sie doch, was Sie sind.

Ich: Wenn ich es nicht längst gewusst hätte.

Nun also nehmen wir an, Whitney habe klar gewusst, dass ich in der Einleitung nur die Frage stelle . . .

Er: Aber, mein Gott, was Sie mir eben vorgelesen haben,

beweist doch klar, dass er meint, Sie hätten hier die Frage erledigen wollen; und das macht er Ihnen ja zum Vorwurf, dass Sie das am Anfang thun.

Ich: Gleichviel! Wir setzen, Whitney habe klar gewusst und gesagt, dass es sich um die Stellung der Frage handle, und er wolle, bei der hohen Wichtigkeit eben der Fragestellung, diese an sich prüfen.

Er: Nun, das hätte Whitney allerdings thun können. Nur darf doch nichts eine grössere Bedeutung haben wollen, als ihm seiner Natur nach zukommt. Sie haben aber oft geäussert, wie bei aller Wichtigkeit der Frage an sich ein gerechter Kritiker die Behandlung derselben nicht unbeachtet lassen dürfe: vor allem, weil diese Ausführung der naturgemässe Commentar zum richtigen Verständniss der Frage ist, wie auch umgekehrt; und dann, weil nicht bloss eine gute Frage leichtfertig und in jeder Weise ungenügend behandelt werden kann, sondern auch eine völlig falsch gestellte Frage einen gründlichen Arbeiter zu Ergebnissen führen kann, durch welche die Wissenschaft wahrhaft gefördert wird, wenn auch nach anderer Seite hin, als der Verfasser glaubte. Hat nun vielleicht Hr. Whitney Ihnen diese Gerechtigkeit erwiesen?

Ich: Nein, das hat er nicht. Ich habe aber selbst die Wichtigkeit der Frage so stark betont, dass ich mir eine isolirte Prüfung gefallen lassen muss.

Er: Gewiss. Wir müssen nur darüber klar sein, was bei solcher Prüfung für das Ganze herauskommen kann. Und darüber scheint Whitney ganz und gar nicht im Klaren zu sein. Den Aufsatz nennt er: „Steinthal über den Ursprung der Sprache;“ und in der Sammlung heisst derselbe: „Steinthal und die psychologische Theorie der Sprache.“ Er glaubt also mit der Prüfung der Fragestellung habe er Sie ganz und gar vernichtet. Nun muss ich doch sagen, Sie wissen, wie sehr ich gerade dieses Kapitel in der Einleitung schätze; das heisst: stylistisch und didaktisch. Sie werden schwerlich noch einmal so glücklich gewesen sein in Bezug auf Klarheit und Fluss und Fasslichkeit. Bei all dem aber könnte ich doch nur sagen: dieses Kapitel komme mir vor, wie eine schöne Freitreppe zu einem

prächtigen Gebäude. Mehr ist es nicht; es ist also doch immer nur etwas Aeusseres, das zum Gebäude selbst nicht gehört. Bricht jemand die Freitreppe ab, so hat er nichts an jenem zerstört. Das Gebäude selbst bleibt darum immer noch eben so schön, als es war, bloss dass man keinen bequemen Zugang mehr hat. Indessen wer fliegen oder klettern kann, käme noch recht wohl hinein. Und sollte doch am Ende ein freier Flug das einzige Mittel sein, um sich in eine Wissenschaft zu versetzen? Sollten wir jemals durch ein stufenweises Aufsteigen von der Ebene an, immer um einen Zoll höher zur Spitze gelangen?

Ich: Das soll doch nicht einen Gegensatz in der Methode der Erkenntniss darstellen?

Er: Nein, nur in der Didaktik. Er soll nur die Hoffnung berühren, die wir von Schülern haben können. Einige scheinen zu fliegen, andere munterer oder träger zu steigen. Oder führt vielleicht nur ein Flug zum Ziel?

Ich: Die Etymologie gibt Ihnen schon darauf Antwort. Denn die Wurzel, welche fliegen bedeutet, *pat* . . .

Er: Also griech. *πέτομαι.*

Ich: Ja wohl. Diese ist fast oder geradezu identisch mit der Wurzel *path* gehen, welche im *πατέω* treten, *πάτος* Pfad vorliegt. Also alles Gehen, sagt die Etymologie, ist ein Fliegen.

Er: Dann sagt sie ja ziemlich das Gegentheil von der Physiologie, welche erklärt, Gehen sei ein fortgesetzt unterbrochenes Fallen.

Ich: O, dem stimmt die Etymologie auch bei. Denn dieselbe Wurzel *pat* bedeutet auch fallen in *πίπτω*. In die Höhe fallen nennen wir fliegen; herabfliegen nennen wir fallen: wer die Treppe hinabgeht, fällt; wer sie hinaufgeht, fliegt. Also sehen Sie, dass, wie langsam und vorsichtig er auch zu einer Wissenschaft hinansteigt, er immer fliegt. Der Geist kann nicht getragen, gezogen, gestossen werden, wie Masse; er ist durchaus selbst-thätig, wie der lebendige Organismus auch. Wer kann einen todten Puls schlagen, todte Lungen athmen machen?

Er: Und also, meinen Sie, wenn man auch die herrlichste Freitreppe baute, so käme es allemal noch darauf an, ob ein

Schüler hinauffliegen wolle und könne. Wer nicht zwei Flüglein hat, bleibt unten.

Ich: Gewiss. Indessen muss doch ein Baumeister allemal gute Treppen bauen. Und nun lassen sie uns sehen, ob die unsrige fest gebaut war, oder ob sie unter dem Riesen-Fuss des Hrn. Whitney zusammengebrochen ist.

Zuerst vermisst er eine Definition der Sprache.

Er: Der Tolpatsch! Da muss Ihre Treppe schön gekracht haben!

Ich! Er hätte nämlich, sagt er, so etwas erwartet, wie: „Sprache ist hörbares Denken; oder der Leib, dessen Seele Gedanke ist; oder Sprache ist die gesprochene Vermittelung des Denkens (language is the spoken instrumentality of thought); oder eine Masse (a body) geäusserter Zeichen für Vorstellungen."

Er: Wen hätten Sie denn mit solchen Definitionen belehren sollen? Hrn. Whitney nicht; denn er kannte sie. Unsere Jugend in den Elementar-Schulen auch nicht; denn sie kennt sie ebenfalls. Wen also? Sie haben aber den Grund angegeben, wenn ich mich recht erinnere, warum Sie keine Definition geben. Hat er denn den beachtet.

Ich: Nun, zum Theil; und den Theil hat er leider nicht verstanden. Ich sagte, die Sprache lasse sich nicht definiren, weil sie erstlich in sich zu mannichfaltig sei. Das übersetzt der gute Mann durch *language is manifold*, und entgegnet, Locomotiven sind auch zahlreich und verschieden; und wenn die Sprache wächst und sich entwickelt, so ist auch die Constructionsweise der Locomotiven immerfort wechselnd. Dennoch lässt sich einem schlichten Manne eine Definition von Locomotiven geben.

Er: Nun ja, was soll man mit einem Menschen anfangen, der eine Uebersetzung, wie jedes Fremdwörterbuch sie gibt, für eine Definition hält. Er möge nur einmal einem schlichten Manne, der Common Sense hat, solche Definition von Locomotive geben, so wird er hören, wie der ihm sagt: danach habe ich nicht gefragt; das weiss ich selber. So wenig Logik also kennt Whitney, dass er noch nicht einmal zwischen Verbal-

und Real-Definition, zwischen Wort-Erklärung und Sach-Definition unterscheidet!

Ich: Nun gebe ich ja aber dennoch eine Definition. Ich sage hier S. 74: „Und so verhält es sich mit der Sprache. Wenn man fragt, wie sie ist, so lautet die richtige Antwort: sie ist, was sie wird; d. h. ihre Definition liegt in ihrer Entwickelung.“

Er: Und das habe ich immer so verstanden: (und wer kann es anders verstehen?) ihre Definition wird mit der ganzen Sprachwissenschaft gegeben. Und was sagt Whitney dazu?

Ich: Es sei nicht der Mühe werth gewesen, den Punkt zu erörtern, nur um zu einem so dürren Ergebniss wie dies zu gelangen.

Er: Solche Eier, wie Ihrem Geist entstammen, müssen freilich jemanden, der sie bei der Berührung sogleich zerdrückt, sehr unfruchtbar vorkommen. Wer noch nicht einmal Verbal- und Realdefinition unterscheidet, wie soll der etwas von Parmenides und Heraklit wissen! Nein, an diesem Punkte waren Sie klar genug. Diese erste Stufe Ihrer Treppe war gut genug für jeden der gehen kann, wenn auch nicht für den Lahmen und Steifen.

Ich: Nun so gehen wir weiter. Whitney kommt jetzt zu meiner Bemerkung über den Streit um den Ursprung der Sprache im vorigen Jahrhundert.

Er: Weiss er daran auch zu mäkeln?

Ich: Er meint, wenn ich die Ansichten der Vertheidiger des menschlichen Ursprungs des vorigen Jahrhunderts trivial und roh nenne und ihren Gegnern, welche den göttlichen Ursprung behaupteten, einen tiefern Blick zuschreibe, so gehe aus meiner kurzen Darstellung und Charakterisirung dieser Anschauungen gerade das Gegentheil hervor.

Er: So! Nun das ist Geschmackssache.

Ich: Whitney scheint wie Sie zu denken und sagt, er möge davon nicht weiter reden, es sei von geringem Belang. Von viel grösserer Wichtigkeit aber sei es anzumerken, dass ich nirgends in dem Kapitel Bezug nehme auf eine Ansicht von der Natur und dem Ursprung der Sprache, welche von einer ganzen Schule von linguistischen Forschern heutigen Tages

behauptet werde, und welche der zuerst dargestellten Ansicht, nämlich der vom menschlichen Ursprunge, verwandt ist, nur modificirt nach der bessern Erkenntniss und tiefern Einsicht der neuern Zeiten.

Er: Was ist das? Eine linguistische Schule, welche den menschlichen Ursprung der Sprache behauptet, natürlich im Einklang mit der Denkweise der spätern Zeiten, wen meint er denn? Da kann ich nur an Herder denken und an Humboldt und Grimm und an alle neuern Sprachforscher, Whitney und Sie mit eingeschlossen. Und auf diese Schule sollten Sie keinen Bezug genommen haben? also Sie hätten auf Sich selbst nicht verwiesen? Wie soll ich das verstehn?

Ich: Das kommt eben. Es heisst weiter: „Ein Anhänger dieser Ansicht dürfte wahrscheinlich einwenden, dass es eine leichte Sache ist Vorwürfe und Spott auf die vorhundertjährige Gestalt derselben zu werfen."

Er: Gewiss leicht, sogar sehr leicht, so leicht, dass Sie sich nicht einmal die Mühe zu geben brauchten, Ihre Vorwürfe zu begründen, da sie sich von selbst verstehen, um so mehr, als sie schon wer weiss wie oft ausgesprochen sind. Sie erinnern mit einem Satze daran, und damit abgethan. Wer kann daran Anstoss nehmen? Sie machen ja auch eigentlich niemand einen Vorwurf, und von Spott ist hier bei Ihnen keine Spur. Sie charakterisiren eine Zeit, die wir weit hinter uns haben.

Ich: Ja, so denken Sie. Aber hören Sie Whitney: Es könnte also leicht jemand einwenden, „dass, von der Form des vorigen Jahrhunderts eine Verdammung der gegenwärtigen Form jener Ansicht zu erschliessen und eine Verurtheilung von jener auf diese zu übertragen, zwar sehr leicht und bequem, aber viel weniger aufrichtig und ehrlich ist" . . .

Er: Ich erstarre —

Ich: „Und er würde gerechtfertigt sein, indem er hinzufügte, dass ihre gegenwärtigen Gegner in der Lage (*habit*) sind, sie in solcher Weise zu bekämpfen und in solcher allein."

Er: Jetzt ist mir alles klar! Jch sagte schon vorhin, er ist von Ihnen beleidigt, glaubt es zu sein. Hier ist die Beleidigung: Sie haben ihn in Ihrem Buche nicht genannt,

nicht gerühmt als Führer einer grossen Schule! Das war ein gross Verbrechen! Der Geck! Nein, schreiben Sie mit Bezug auf ihn keinen Sokratischen Dialog über Common Sense. Whitney hat mit Common Sense, Induction, Naturwissenschaft oder Geschichte gar nichts zu thun; das sind bloss vorgehaltene Schilde vor seiner hochmüthigen Eitelkeit. Auch ist auf seine Veranlassung nicht von feinen Schattirungen der Volksgeister selbst in der Wissenschaft zu reden; er steht gar nicht innerhalb des Nord-Amerikanischen oder irgend eines Volksgeistes. Vor uns steht in ihm ein geckenhaftes Individuum mit zügellosem Hochmuth. Mit ihm haben Sie nur Eins zu machen, auf Göthes Rath: treten Sie ihn in Quark!

Ich: Diesen Rath gestatten Sie mir wohl in Ueberlegung zu ziehen. Noch freilich habe ich keine Lust, was ich als Kind oft gesehen habe, jetzt als Geschäft zu betreiben: Braunkohlen zu treten.

Er: Nein, das ist schmachvoll! Ob wohl ausser Whitney noch irgend ein Mensch auf den Gedanken gekommen ist, Sie bildeten sich ein, mit Ihrer Bemerkung über das vorige Jahrhundert zugleich einige oder alle Linguisten von heute zu treffen! Wie?

Ich: Ich kann es auch nicht glauben. Ich habe dazu nicht die geringste Veranlassung gegeben. Jeder musste annehmen, was ich wirklich annehme, dass jeder Sprachforscher von heute, unmöglich von Bemerkungen über das vorige Jahrhundert getroffen werden könne, weil jeder mit der Substanz seines Geistes unserem Zeitgeiste angehört.

Er: Aber der Eitle will genannt und gerühmt sein. Und seine ingeniösen Interpretationskünste spüren unwillkürlich Beleidigungen auf. So findet er unwillkürlich und doch durch seine Schuld, in der Bosheit seines Herzens, Gelegenheit, sich an Ihnen zu rächen.

Ich: Nun, wollen Sie weiter hören?

Er: Eigentlich habe ich kein Interesse mehr daran, zu hören, was eine keifende, beleidigte Coquette über Sie schilt. Indessen, dergleichen macht ja Spass. Also fahren Sie fort, und ich hoffe, Sie nicht mehr zu unterbrechen.

Ich: Nun denn, um so schneller werden wir fertig.

Whitney bemerkt, dass ich mich auch nicht der andern Partei anschliessen könne, welche für die Sprache einen göttlichen Ursprung in Anspruch nimmt. Und führt meine Gründe an, und prüft sie.

Er: Gott, welche Gründlichkeit!

Ich: Zuerst kommt meine Ansicht vom Verhältniss der Religions-Philosophie zur Special-Wissenschaft in Betracht.

Er: Nun dieses Verhältniss wäre ihm wohl schwer zu fassen geworden, selbst wenn er seine Vernunft nicht vor Ingrimm verloren hätte; nun, da er sie verloren hat, wird er es gewiss gründlich missverstehen.

Ich: Hören Sie doch! „Wenn, sagt er, die Religionsphilosophie das Monopol hat die Idee Gottes einzuführen, dann tritt, sobald diese Idee eintritt, auch Religionsphilosophie ein: und die letztere ist in diesem Falle berufen, ein Problem lösen zu helfen, welches die Wissenschaft unlöslich findet. Religionsphilosophie und die speciellen Wissenschaften mögen so verschieden sein, dass sie auch nicht einmal die Idee eines Gottes gemeinsam haben; aber wenigstens kann doch dieselbe Person Beides sein, Mann der Wissenschaft und (wenn auch ohne es zu wissen) Religionsphilosoph; und was er in dem einen Charakter nicht erreichen kann, mag er versuchen in dem andern zu erreichen. Wenn Steinthal sagen will, dass es nicht wissenschaftlich sei, an einen göttlichen Schöpfer zu appelliren, dass es nur die Schwäche des Mannes der Wissenschaft zeigt, dessen Problem wirklich lösbar ist ohne solchen Appell: dann werden wir verstehen, was er meint, und vielleicht herzlich mit ihm einverstanden sein."

Er: Und was deutet darauf hin, Hr. Whitney, dass Steinthal das nicht sagen will? Oder inwiefern ist es zweifelhaft, dass er mindestens das auch sagen will, wenn auch vielleicht noch etwas mehr? Warum wollen Sie also nicht herzlich mit ihm übereinstimmen? Freilich kann diese herzliche Uebereinstimmung Steinthal sehr gleichgültig sein. Also lesen Sie nur das Aber.

Ich: „Aber behaupten, dass Gott die Sprache nicht könne

hervorgebracht haben, weil wir in unserer Classification der Erkenntniss die Idee Gottes unter eine andere Rubrik als die Linguistik bringen, scheint uns reine Wortspielerei."

Er: Dass die hier ganz auf Ihrer Seite ist, Hr. Whitney, werden vielleicht Sie selbst nicht bestreiten. Denn wo hat Steinthal behauptet, was Sie ihn aussagen lassen, nur damit Sie nicht Veranlassung haben, mit ihm herzlich übereinzustimmen? Also wo hat er gesagt, Gott könne die Sprache nicht geschaffen haben, weil Gott keine Idee der Linguistik ist? Steinthal wollte nur erklären, warum er sich den Kämpfern für den göttlichen Ursprung nicht anschliessen könne, und gibt dafür zuerst einen „ganz allgemeinen" Grund an, der aus der allgemeinen Methodologie fliesst. Da Gott keine Kategorie der Linguistik ist, so kann Steinthal als Linguist mit Gott nicht operiren. Ob er es als Religionsphilosoph thut? Das gehört nicht hierher. Jedenfalls ist nicht in Steinthal's Worten, sondern nur in Ihrem herzlichen Widerpruch, Hr. Whitney, in Ihrer Missgunst, der Grund des erwünschten Missverständnisses.

Ich: Sollte ich wirklich zu der Thorheit von einem Monopol der Religionsphilosophie Veranlassung gegeben haben? Was ich meinte, war natürlich dies. Der Botaniker z. B. erklärt, wie die Pflanze überhaupt, und jede insbesondere, wächst und gedeiht. Dabei bringt er Ursachen vor. Die Religionsphilosophie aber, ohne sich um Pflanze und Thier zu kümmern, zeigt dass die Kette der Ursächlichkeit ohne Gott keinen Zusammenhalt haben kann; dass also jede Ursache für sich, wie der Complex von Ursachen, innerhalb dessen sie liegt, Gott voraussetzt. Folglich muss zu jeder causalen Naturbetrachtung, wenn diese erschöpfend und wirklich erklärend sein soll, wie der Religionsphilosoph fordert, Gott, wenn auch still, doch durchweg, im Hintergrunde des Geistes als letzte Ergänzung hinzugedacht werden. Der Religionsphilosoph hat also auf die Botanik als Naturwissenschaft gar keinen Einfluss. Er kann ihr nirgends etwas geben, was sie aus sich, nach ihrer Natur sich schaffen muss. Hat aber die Botanik ihre Pflicht vollbracht, ihre Aufgabe geleistet, so dürfte dann doch der Botaniker auch Religions-Philosoph sein, und so gibt er der ganzen Causal-

Betrachtung einen Abschluss in Gott. So hat der Sprachforscher zu zeigen, wie sich die Sprache rein causal entwickelt; und in die Reihe der wirkenden Ursachen kann Gott nicht eintreten. Hat aber der Sprachforscher sein Geschäft vollendet, so mag er als Religionsphilosoph hinzudenken, was ihm nöthig scheint. Habe ich das klar genug in meinem Buche gesagt?

Er: Wenigstens klar genug, um die Reden Whitney's, wenn er nicht den Diabolus um jeden Preis spielen wollte, unmöglich zu machen. Wie konnte Common Sense sagen, der Religionsphilosoph werde aufgefordert ein Problem lösen zu helfen, welches die Wissenschaft unlösbar findet, da ja diese nur behaupten kann: *φυσικά* oder *ἀνθρώπινα πάντα*, jene aber nur *πάντα θεῖα*. Könnte dasselbe Problem zwei Mal in zwei verschiedenen Weisen zu so entgegengesetztem Ergebniss gelöst werden, so würden auch diese beide Lösungen einander widersprechen. Dass dies nicht geschehen dürfe, haben Sie ausgesprochen. Es sind also ganz verschiedene Probleme, welche die Sprachwissenschaft, und andererseits, welche die Religionsphilosophie zu lösen berufen ist. Dasselbe was *φυσικά* ist, ist auch *θεῖα*; denn Alles und Jedes ist Beides: *πάντα θεῖα καὶ φυσικὰ πάντα* d. h. Alles und Jedes kann in doppelter Weise betrachtet werden, weil es ein zwiefaches Problem darbietet. Einerseits steht es im Zusammenhange der Causalität und bietet ein mechanisches Problem: so fällt es der Special-Wissenschaft zu; andererseits bietet es andere Seiten dar und andere Probleme, und so wird es Gegenstand der Religionsphilosophie. Beide Seiten und die beiderseitigen Probleme müssen streng aus einander gehalten werden; und wer mit Kategorien der Religionsphilosophie ein Problem der Mechanik erklären will, lässt sich eine heillose Verwirrung zu Schulden kommen.

Ich: O, Sie haben mich sehr gut verstanden; Sie haben auch meine Sprachwissenschaft und ausserdem meine Religionsphilosophie gehört. Aber, ob das was Sie eben sagten, aus meinen wenigen Sätzen hier zu ersehen war?

Er: Nun, wenn nicht, so war wenigstens was Whitney herausgelesen hat, unter allen Umständen nicht darin. Gehen Sie nur weiter.

Ich: Es sei. Nun kommen die beiden besonderen Gründe. Gegen den ersten weiss er nichts einzuwenden. Gott kann nicht als Lehrer der Sprache für die Menschen gedacht werden. So hat er sie vielleicht den Menschen anerschaffen? Was ich hiergegen sage, citirt der gewissenhafte Mann vollständig in wörtlicher Uebersetzung. Und in der That, Whitney versteht gut deutsch, ich glaube, besser als ich englisch. Wenigstens übersetzt er besser mein Deutsch, als ich sein Englisch. Er findet aber in meinem Beweise gegen die göttliche Anerschaffung der Sprache eine dunkle Verschlungenheit. Trotzdem glaubt er die Schwäche meines Schlusses so hervorheben zu können, dass sie Jedem sogleich einleuchten soll. Ich zeige nämlich, sagt er, „die Annahme sei unmöglich, weil, nun, warum sollten die Dinge so gewesen sein?" Whitney glaubt nun den Spiess umdrehen zu können: sie ist möglich, weil, nun, warum sollten die Dinge nicht so gewesen sein? Was der Schöpfer für geeignet gehalten hat oder nicht, für die ersten Menschen zu thun, um ihnen einen schönen Anstoss für das Leben zu geben, können wir nicht entscheiden." Ueberhaupt, meint er, begehe ich den Fehler, nicht zu beachten, dass es sich um ein Wunder handeln soll, das eben den Natur-Gesetzen nicht entsprechen kann.

Er: Er aber, meine ich, begeht den Fehler, nicht vorauszusetzen, dass Sie mindestens gerade so gescheit sind wie er, und dass, wenn Sie auch aristotelische Logik studirt haben, Sie doch auch so viel Logik im Leibe und im kleinen Finger haben, als er. Disputiren Sie mit Wundergläubigen? Sie wollen „in aller Kürze" erklären, warum wir heute uns den Verfechtern des göttlichen Ursprungs der Sprache nicht anschliessen können. Wir, das heisst, Leute, die eine Religionsphilosophie haben, nach welcher Alles eben sowohl göttlich als natürlich ist, und welche in keinem Punkte den mechanischen Wissenschaften widerspricht oder hilft.

Ich: Sie mögen rechthaben. Vielleicht auch liegt Whitney's Fehler wo anders. Gleichviel. Er fährt fort: „Die Annahme des göttlichen Ursprungs der Sprache, wie wir sie verstehen" . . .

Er: Ja, Whitney's Fehler lag wo anders. „Wie wir sie verstehen!“ Nur mit ihm sollten Sie sich beschäftigen. Alle Andern, selbst die Wundergläubigen, sind ihm gleichgiltig. Nur Er! Also wie versteht er sie?

Ich: Sie leugne gar nicht, dass jedermann in seiner menschlichen Natur die Fähigkeit besitze, die Sprache zu lernen, zu gebrauchen und zu machen; sie enthalte nur, dass, während diese Fähigkeit unendlich oder endlich lang sich entwickeln müsse, um Sprachen hervorzubringen wie diejenigen, welche wir kennen, die ersten Menschen wunderbar durch Anticipation in Besitz ihrer vollendeten Früchte gesetzt waren.

Er: Nun ja, Hr. Whitney, Sie mögen die Sache so verstehen. Um Sie aber handelt es sich nicht. Diejenigen, welche in Deutschland den göttlichen Ursprung behauptet haben, haben dies nur darum gethan, weil sie zeigen zu können glaubten, dass der Mensch ohne Wunder, wie er naturgemäss ist, die Sprache nicht habe schaffen können. Wir haben es nicht mit Ihnen und Ihres Gleichen zu thun, sondern, wenn nicht mit der Sache selbst um der Wahrheit willen, dann mit Männern wie Haman und Lessing. Denkt man an den Magus im Norden, so erscheint diese Whitney'sche Annahme vom Ursprunge der Sprache wie die Kinderlehre eines gutmüthigen Pastors.

Ich: Lassen wir ihm also die Advocatur der Kindereien. Wir kommen jetzt zu Ernsterm und wirklich Ernstem. Whitney erkennt das an, indem er zu dem von mir angedeuteten Umschwung in unserer Anschauung vom Menschen kommt.

Er: Mir aber wird schon unheimlich bang, wenn ich denke, wie sich wohl der kniffige Advocat zu Göthes schönem Ausspruch verhalten wird, den Sie bei dieser Gelegenheit citiren, und eben zu dieser ganzen erhebenden Anschauung unserer grossen Zeit, unserer Classiker in der Poesie, Philosophie und Philologie. Sie haben, wie mir scheint, überhaupt diese grosse Zeit der deutschen Intellectualität in aller Kürze treffend und begeistert gekennzeichnet.

Ich: Was also kann daran liegen, wenn Whitney gegen diesen Geist bellt? Auch an meinen Worten in jener Stelle

kann nicht viel liegen, weder einem Andern noch mir. Ich habe es immer als den Stolz der neuen Sprachwissenschaft bezeichnet, dass sie mit und in und aus jenem Geiste gezeugt, empfangen und geboren ist, die würdige Schwester Schillerscher und Göthescher Poesie und der höchsten philosophischen Speculation, die bisher dem menschlichen Geiste gelungen ist. Und in allen meinen Arbeiten war ich bemüht, diesem schlechthin humanen Geist nach der einen Richtung, in welcher ich arbeite, Ausdruck zu geben. Schön und ganz dem Wesen der Sache angemessen ist es auch, dass unser goldenes Zeitalter nach keinem Fürsten benannt wird, obwohl mancher Fürst voll jenes Geistes war. Freilich wird dieser Geist jetzt in Deutschland selbst vielfach verläugnet, auch in der Philologie und Sprachwissenschaft selbst. Aber wenn ich beim Ueberblick der Wenigen, die heute noch aus der Zeit unserer Classiker in Kunst und Wissenschaft am Leben sind (ein günstiges Geschick erhalte sie uns noch lange, diese Alten!) und bei der Erinnerung an die Reihe derer aus jenem Kreise, die ich kannte, und die nicht mehr unter den Lebenden sind, wenn ich daran gemahnt werde, dass ich anfange, angefangen habe alt zu werden, so freut es mich doch, ganz junge Männer emporkommen zu sehen, die sich dasselbe Losungswort angeeignet haben, denen zum Theil ich selbst es überliefert habe, das mir von Böckh und Humboldt gegeben ward, und das ich treu bis an mein Ende wahren, und für das ich, wenn es nöthig ist, kämpfen werde. Amen!

Er: Ja und Amen! — Und was sagt Whitney?

Ich: Auch hier zeige sich, sagt er, Steinthals vollständiger Widerspruch gegen die inductiven und wissenschaftlichen Tendenzen des Tages.

Er: Das ist, wie wir schon wissen, die Phrase, hinter der er seine kleine Person birgt.

Ich: Er nämlich würde gesagt haben, die herrschende Triebfeder des modernen Gedankens sei genau das Gegentheil von dem, was von mir angegeben sei. Was ich sage, das gehöre den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts; und ich müsse wohl an einen intellectuellen und moralischen Fall des

Menschengeschlechts glauben. Und so gehe er an meine Darlegung mit einem Gefühl der Entmuthigung und Hoffnungslosigkeit. Wenn ich auf die Hülfe seitens einer rationalen Psychologie hinweise, so komme es darauf an, welcher Art diese sei. Er sagt (S. 12) „Die Seele des Menschen und ihre Kräfte und Wirkungen seien, nach Allem, das Mysterium der Mysterien für uns; die Erscheinungen der Sprache aber sind eine ihrer äussern Kundgebungen und vergleichsweise eine einfache Sache; das Licht also, welches diese auf die Seele werfen kann, muss wahrscheinlich grösser sein, als das welches sie von unserm Begriff von der Seele empfangen sollen.“

Er: Für einen Advocatus Diaboli ist das geschickt gesprochen. Wenn der Richter es nicht schon weiss, so wird es wahrlich schwer oder unmöglich sein, ihm diese Phrasenhaftigkeit klar zu legen. Wie da der Seele und ihren Kräften und Wirkungen die äussern Kundgebungen gegenübergestellt werden; wie die Sprache bloss zu einer äussern Kundgebung herabgesetzt wird; wie einfach eine solche Kundgebung sein muss gegen die ganze Seele mit allen äussern Kundgebungen und allen innern Kräften und Bewegungen; wie das Mysterium aller Mysterien von dem Einfachen doch eher Licht bekommen, als ihm geben könne: das ist geschickt an einander gereiht. Und doch könnte man vielleicht dem Richter klar machen, was Wechselwirkung heisst; und wie wohl in einem Rundbogen jeder Stein den andern hält; und wie eine Aufgabe durch eine approximative Methode gelöst werden könne. Was meinen Sie? Oder, mir fällt etwas anderes ein. Wenn wir Herrn Common sense zum Richter bekämen, könnten wir nicht so sagen: „Denken Sie Sich, vielbezopfter Herr, die Seele habe 10 Kräfte, 100 Wirkungen und 1000 Manifestationen, deren eine die Sprache ist. Die Finsterniss, welche die Seele mit ihren 10 Kräften und 100 Wirkungen vor uns verhüllt, gleiche der ägyptischen Finsterniss einer unterirdischen Höhle, in der wir uns unglücklicher Weise befinden. Jede der 1000 Manifestationen aber könne uns einen dünnen Strahl Lichts bringen. Wer wird nun wohl mehr Licht haben, derjenige, welcher sich bloss eine Manifestation, z. B. die Sprache, ihr Licht zustrahlen lässt,

oder derjenige, der sein Auge so lenkt, dass ihm die sämmtlichen 1000 Manifestationen ihre 1000 dünnen Strahlen zusenden müssen? Was meint Ihr wohlweiser Zopf?" Nun, würde ich damit Eindruck machen? Oder, halt! jetzt hab' ich's. Wir wollen dem Richter sagen: Unser Ankläger, Hr. Whitney, lügt. Es ist nicht wahr, dass Steinthal der einfachen Sprachwissenschaft Licht von der mysteriösesten Psychologie holen will, sondern gerade umgekehrt, er bringt der Dunkelheit der letztern Disciplin Licht aus der Sprache. Denn, haben Sie nicht der Psychologie die Kategorie der Vorstellung gegeben, und ihr damit das primäre Element, so zu sagen: das Molecule, geschaffen? und haben Sie die Vorstellung nicht durch Analyse der Sprache gefunden? Sie lächeln zu allem.

Ich: Ja wohl.

Ich bin mit Whitney fertig, und stimme ihm bei in seinen Schlussworten: „Nur der Erfolg kann entscheiden." Und den will er nun prüfen trotz aller Hoffnungslosigkeit. Wollen Sie ebenfalls hören, wie er prüft; trotz aller Hoffnungslosigkeit?

Er: Gewiss, wir müssen hören, wie das ausläuft.

Ich: Abermals hält er mir eine schreckliche Strafpredigt, dass ich mir den Gegner in den Gräbern der Männer des vorigen Jahrhunderts aufsuche. Es ist hier (S. 13) derselbe lächerliche Missverstand, den er schon (S. 7) ausgekramt hat. Ihn hätte ich bekämpfen sollen, und er nenne die Sprache nicht eine Erfindung jemandes zu irgend einer Zeit.

Er: Sie sehen aber hier doppelt bestätigt das Unglaubliche, dass Whitney für Ihre wirkliche volle Auflösung hält, was nur Fragestellung und pädagogische Einleitung ist. Gerade hier kommt er mit seinem Vorwurf und spricht die Absicht aus, das Ergebniss prüfen zu wollen, hier, wo er Ihre Worte vor Augen haben musste: „Sehen wir, wie auf solchem Standpunkte der Sinn der Aufgabe, die durch die Frage um den Ursprung der Sprache gestellt ist, sich heute im Vergleich zum vorigen Jahrhundert völlig umgestalten muss." Warum haben Sie nicht hinzugefügt: sogar beim grossen Whitney sich umgestalten muss!

Ich: Ja diese Sünde war gross. Whitney meint also mit

einem Eifer, dass man glauben mag, es handle sich um mein grundlegendes Princip: wenn ich (S. 80) zu dem Schlusse komme, „dass es wichtiger und anziehender sei, die Gesetze zu erforschen nach denen die Sprache sowohl ursprünglich bestand und lebte, als auch heute noch besteht und lebt, und dass weniger daran liegt die Besonderheiten zu kennen, unter denen die erste Schöpfung von Statten gegangen sein mag:" Whitney also bemerkt hiergegen: „Aber worauf läuft nach allem Steinthal's Einwand hinaus? Dass es etwas grösseres (*a grander thing*) sei, ein Chemiker oder Physiker zu sein, als menschliche Cultur zu studiren, wie sie in der Geschichte der mechanischen Erfindungen vorliegt. Das mag so sein; es wäre unnütz, die Frage der grössern oder kleinern Würde (*relative dignity*) zu discutiren; aber in jedem Falle sind die beiden gänzlich verschieden, und es gibt Raum und Beschäftigung für Beide. Der Historiker ergreift seine Aufgabe nicht voll ohne die Hülfe des Physikers, der ihm die Natur der praktischen Probleme lehren muss, welche menschlicher Scharfsinn gelöst hat, eines nach dem andern; jedoch ist er ein unabhängiger Arbeiter in einem besondern Zweige der Untersuchung, auf welchem der Physiker vielleicht so wenig bewandert ist, als er in Physik. Ebenso mag es etwas weit grösseres (*a far grander thing*) sein, Psychologe zu sein, als historischer Sprachforscher; indessen, die beiden sind nicht in derselben Arbeit begriffen, und der eminente Psychologe mag sich als blosser Stümper zeigen, wenn er mit den Thatsachen und Principien der linguistischen Geschichte zu thun hat."

Er: Ah, da haben wir den Humbug in seiner Blüthe. Nun ja, er mag sich von Ihnen beleidigt fühlen. Aber das ist es nicht. — Steinthal oder Whitney, wer ist der Grössere? das ist die Frage, die rein persönliche Frage. Haben Sie von Dignität gesprochen? Nein! Wichtiger und anziehender, sagen Sie, sei die heutige Frage als die von vor hundert Jahren. Aber er weiss nichts ohne Beziehung auf seine *dignity*. Nun könnten Sie und Whitney ja ruhig neben einander arbeiten auf verschiedenen Gebieten. Da schmerzt es ihn nur zugestehen zu müssen, dass er sich vom Psychologen über die Natur

des Sprach-Problems belehren lassen müsse. Aber seinen Unmuth darüber schüttet er aus in der Behauptung, dass Sie dafür auch in der Sprach-Geschichte ein Stümper seien.

Ich: Schade, dass ihm das gar nichts nützt. Denn in seinen „Vorlesungen" hat er gesagt (S. 398), zu den ersten Aeusserungen, den historischen Anfängen der Sprache führe die historische Forschung nicht. Die Frage vom Ursprunge der Sprache (und von der ist doch jetzt die Rede) könne nicht historisch erledigt werden; ihre Entscheidung verlange eine andere Methode, „allgemeinere Betrachtungen und Analogien durch Schlüsse aus den Thatsachen der menschlichen Natur und den Thatsachen der Sprache, zusammen genommen, und aus ihren Beziehungen zu einander. Sie fällt vielmehr in das Gebiet der Sprachphilosophie als eines Zweiges der Anthropologie, denn in das der geschichtlichen Sprachwissenschaft." Zweifelhaft ist freilich, ob er unter Anthropologie versteht, was wir Psychologie nennen; aber die Negation der Sprachgeschichte ist unzweideutig. Jetzt muss sich freilich sein eigener Satz eine Umdrehung gefallen lassen, wobei er dann auch zurücknimmt, was er den Augenblick zuvor zugesteht. Hat er nicht gesagt, der Geschichtsforscher der praktischen Erfindungen müsse sich vom Physiker über die Natur der Probleme belehren lassen? Aber weiter heisst es (S. 16): Alle Fragen über Geschichte und Ursprung der Sprache seien vornehmlich historisch, und „Psychologie hat damit gerade so viel zu thun, als Mechanik und Chemie mit dem Studium der menschlichen Erfindungen; sie ist unschätzbar als Kritik und Hülfe, aber werthlos als Grundlage und in Stellvertretung."

Er: Welche Kniffe! Wer hat von Stellvertretung (*substitute*) gesprochen? Das ist ja eine sophistische Unterstellung!

Ich: Ohne Verdrehung meiner Worte wäre von jetzt ab seine Kritik gar nicht mehr fortzusetzen gewesen. Denn ich verlasse ja schrittweise die Ansicht des vorigen Jahrhunderts und stelle sie in ihrer neuen Gestalt auf. So entwickelte ich ja hier (S. 80) das Wesen einer werthvollen, ja einer tiefen Wissenschaft der Geschichte der Erfindungen, zu der dann auch die Sprachwissenschaft als ein Theil gezogen werden kann. Er

aber muss sich nun einmal in den äussersten (*utterly*) Gegensatz zu mir drängen, mag darüber seine und meine Ansicht entstellt werden. Er meint (und das hätte ich ganz verkannt), was in der Linguistik einer besondern Maschine entspreche, sei „nicht die Erzeugung der Sprache überhaupt; fern davon; es ist die Erzeugung eines einzelnen Wortes oder Form.“ Jedes einzelne Element (*item*) hat seine Geschichte für sich. „Die Geschichte der Sprache ist weiter nichts als die Summe und das Ergebniss (*the sum and result*) solcher einzelnen Geschichten.“

Er: Himmel, welch blöde Sophistik! auf welche Schläfrigkeit des Lesers muss dieser Mensch gerechnet haben! Das zwar könnte sich dem Leser leicht entziehen, dass Sie in Ihrer pädagogischen Darstellung die einzelnen Momente der Wahrheit nur allmählich vorführen können. Aber was ist Summe und Ergebniss? Bei Summe liesse sich allenfalls noch denken, dass dabei die einzelnen Ansätze der Rechnung sämmtlich mit gedacht werden sollen. Aber Ergebniss? Muss dies nicht etwas Einheitliches sein, so zu sagen: ein Schlusssatz, wenn auch aus noch so vielen einzelnen Vordersätzen? Nein, meint Whitney. Die Geschichte der Sprache ist eine Sammlung unzähliger Geschichten. Und wenn das wäre, was geht Sie das an? Müsste dann jede einzelne Wort-Erfindungs-Geschichte weniger den Forderungen entsprechen, die Sie aufstellen? Oder wird ein Leser glauben, dass Sie, wenn Sie von Geschichte oder vom Ursprung der Sprache reden, Sie an die Schöpfung einzelner Wörter gar nicht denken? Sie wollen Obst haben, sollen die Leser glauben, aber keinen Apfel, keine Kirsche.

Ich: O, hören Sie nur weiter. An diese einzelnen Geschichten reicht die Psychologie nicht heran: darauf will Whitney hinaus.

Er: Da wäre ich doch neugierig, wie er das plausibel machen will?

Ich: O das ist sehr einfach. Er sagt: „Welches von all den unzähligen Ereignissen der linguistischen Geschichte ist uns durch die apriorische Methode zugänglich?“

Er: Das fragt ein Mensch den Verfasser des ersten Kapitels Ihrer Einleitung?

Ich: Ja wohl, und sehr nachdrücklich: „Welches Wort oder welche Form in irgend einer Sprache unter der Sonne könnten wir prophezeit haben aus den Gesetzen der Handlung des menschlichen Geistes und der Seele?"

Er: Wie schmälich! und wie dumm!

Ich: Sie kommen mir mit Ihren Zwischenreden wirklich vor wie Junker Tobias, während Malvolio den Brief deutet.

Er: Ja ein Malvolio ist er. Und der redet von inductiver Sprachwissenschaft? Wenn nun Jemand zum Physiker sagte: Welche von allen mechanischen Erfindungen ist der apriorischen Methode zugänglich? welche Maschine hättest du aus den Gesetzen der Bewegung der Natur und der Materie prophezeien können? Wie würde dieser Physiker einen solchen Frager ansehen?

Ich: Wissen Sie wie? So ruhig, wie ich Whitney ansehe, und er würde ihm sagen: Es sprach der heilige Nikolas, geh' in die Schule und lerne was. Also weiter in Whitney: „Möge der Himmel die Sprachwissenschaft vor Psychologie bewahren!"

Er: Das sagt er eben, da er zugestanden hat, sie sei Hülfe und Kritik! Er will also kritiklos sein Geben Sie ihm doch das Zeugniss, dass er des Himmels Hülfe nicht nöthig hat.

Ich: Aber nun, wollte ich Ihnen vorlesen, was kommt (S. 17, 18), Sie würden platzen vor Lachen. Mit einem Ernst, einem Pathos, einer Ausführlichkeit, wie wir sie in Deutschland der wichtigsten, principiellsten Frage zuwenden, die noch von Niemanden gelöst ist, wird dargelegt, dass die Sprache eine Handlung des Körpers ist; z. B. das Wort „springen" so gut wie das wirkliche.

Er: Ja, der Casus macht mich lachen. Wozu war denn also der ganze Lärm, den er um die Psychologie in der Sprachwissenschaft gemacht hat? Das war ja alles ganz kurz zu haben: Gymnastik ist nicht Psychologie. Aber nun wird's auch tragisch. Denn Whitney rühmt sich ja sehr, die Entdeckung gemacht zu haben, dass sprechen und denken nicht identisch sind. Sehr begreiflich nach ihm, der sprechen für eine bloss körperliche Bewegung hält. Die Grammatiker aber, welche diese Identität behaupteten, haben eine innere und eine

äussere Sprache behauptet. Nur von der innern Seite haben sie behauptet, dass sie mit dem Denken identisch sei; von der äussern haben sie wie Whitney geglaubt, dass sie eine körperliche Bewegung ist. Dass aber die innere und die äussere Seite identisch sei, hat niemand behauptet. Also haben Becker und Genossen in Wahrheit dasselbe gesagt, was Whitney; und dieser leugnet in Wahrheit nicht, was jene meinten. Denn Denken ist gewiss die innere Seite der Sprache. Das würde ganz klar werden, wenn Whitney an die innere Seite der Grammatik ginge. Da würde er nur logische Kategorien, Denkformen finden, und das hat Becker behauptet.

Ich: Auf Whitney's eigene Ansicht gehe ich nicht ein. Allerdings ist ihm die Sprache bloss eine Summe von Zeichen (S. 23), und von innerer Sprachform hat er keine Ahnung. Doch davon mag ich nicht reden. Auch wird es mir zu langweilig weiter zu lesen, und mir sagen zu lassen, dass ich nicht daran gedacht habe, heute gebildete Wörter wie „Locomotive" und „Spectroskop" zu erklären; ich flüchte mich lieber, meint Whitney, in die Dunkelheit alter Zeiten zurück. Das wirft er mir vor, dem er zugleich vorwirft, dass ich alles aus dem heutigen Bewusstsein erkläre. Der Drang, sich hervorzuthun im Gegensatze gegen mich treibt ihn zu den tollsten Sprüngen, die er aber nicht leiblich, sondern geistig macht. Ich will also nur andeuten, dass er auch vom Sprechenlernen der Kinder redet, und dass er mir die scharfsinnige Erinnerung macht, das Kind, welches ein Wort ergreife, erzeuge es so wenig, wie der Urmensch, der, von einem Wolfe angefallen, einen Stein zur Vertheidigung aufhebt, diesen Stein erzeugt hat.

Er: Damit, versichere ich Sie, wird er gegen Sie reussiren.

Ich: Davon bin ich überzeugt. Er hat, wie die Sophistik allemal und in wohl erklärlicher Weise, viel mehr Ausdauer darin, dem Gediegenen seine spitzfindig aufgeblasenen und ausstaffirten Nichtigkeiten gegenüberzustellen, als ich habe sein Gewäsch zu widerlegen. Er wird durch jeden meiner Sätze gehoben und gewinnt Inhalt; ich bekomme von ihm nichts als leere Blasen. Ueberall bei ihm gähnt mich hohle Leere an, überall grinzte mich hochmüthig Eitelkeit an.

Er: Hören Sie auf, ich bitte Sie selbst darum; genug, und verzeihen Sie, dass ich Ihre Geduld übermässig beansprucht habe. Die Sache liegt in der That anders, als ich bisher meinte. Ich werde Hrn. Whitney nicht fragen: wie konnten Sie, da Sie im Denken so ungebildet sind, sich anmaassen, ein Werk zu kritisiren, das an der Stirn das Motto trägt: „Denken ist schwer?“ Ich werde nicht so fragen. Hier handelt es sich nicht um Gedanken, sondern um Thatsachen.

Dass es jemand wagen kann, den historischen Standpunkt so entschieden gegen den psychologischen zu stellen bei Gelegenheit eines Verf.'s, der Bände zur Sprachgeschichte verfasst hat, der von der Psychologie in Werken und Abhandlungen bewiesen hat, dass sie historisch sein müsse, und von der Geschichte, dass sie psychologisch sein müsse, der also den Gegensatz von Geschichte und Psychologie gar nicht kennt; bei Gelegenheit eines Werkes, in dessen Vorrede und Einleitung, Kap. II., angegeben wird, dass dem ersten Bande, welcher die allgemeine Sprachlehre enthält, andere Bände folgen sollen, welche die linguistische Ethnologie und die Sprach-Geschichte bearbeiten werden; dass jemand es wagen kann, Ihre Betrachtungsweise, weil sie psychologisch ist, kurzweg streng metaphysisch zu nennen, da doch jeder, der wirklich etwas von Ihnen gelesen hat, wissen muss, dass Ihre Psychologie durchaus empirisch ist, obwohl rational: dass jemand dergleichen wagen kann, das ist nicht entschuldbarer Irrthum, sondern ein Beweis von Unverschämtheit, die nicht stark genug gegeisselt werden könnte. Ueberhaupt scheint mir, Whitney's Kritik sei einzig in der Geschichte der Wissenschaften. Dass eine Kritik so nichtig und inhaltsleer, so wenig auf die Sache eingehend ist und sie nur berührt, um sie zu verdrehen, das mag schon vorgekommen sein; dass jemand mit so aufgeblasener Eitelkeit nichts weiter gesucht hat, als sein liebes Persönchen mit seiner Weisheit herauszustellen, mag schon dagewesen sein; dass schon jemand nicht nur so unverschämt hochmüthig geschimpft*),

*) Um von dem hochmüthigen Ton, welcher Hrn. Whitney schon zur Natur geworden ist, noch ein Beispiel zu geben, das nicht mich betrifft, so wähle ich folgendes. Whitney sagt von Hrn. Prof. Häckel in Jena: The

sondern sogar so jesuitisch den Angegriffenen moralisch verdächtigt hat, auch das mag nicht ohne Beispiel sein. Aber alle diese Eigenschaften vereint: das ist doch vielleicht einzig.

Ich: Also Sie meinen nun ebenfalls, wir schweigen.

Er: O keineswegs! In Quark mit ihm! wie Göthe sagt. Nein, Sie haben Deutschland zu zeigen, was ihm angethan worden ist. Göthe, Humboldt u. s. w. geschmäht. Sie haben das saubere Bubenstück blosszulegen. Und Sie haben zu zeigen, dass wenn irgendwo die Lust entstehen sollte, solche Manier in die wissenschaftliche Kritik einzuführen, Sie ganz der Mann dazu sind, der für jeden Klotz den angemessenen Keil hat; der der Sophistik ihren Spiegel, der Grobheit einen Schild entgegenhält, und den vergifteten Pfeil moralischer Verdächtigung in die Brust des Schützen zurück schnellt. Indessen, ich werde Ihnen die Mühe ersparen. Ich habe Sie ja nun gehört, und so denke ich die Kritik schon machen zu können. Sie aber setzen bloss Ihren Namen darunter.

Der Freund verliess mich. Scherzend hatte ich auf sein letztes Wort „gewiss“ gesagt. Nach acht Tagen kam er wieder zu mir. Er brachte mir eine Antikritik — das vorstehende Gespräch. Hier ist es, und hier auch mein Name darunter.

H. Steinthal.

Es versteht sich, dass ich nun die Verantwortlichkeit für

latter gentleman, particularly, appears to be one of those headlong Darwinians who take the whole process of development by natural selection as already proved and unquestionable, and go on with the fullest and most provoking confidence to draw out its details. Und weiter: But we cannot think the theory yet converted into a scientific fact; and those are perhaps the worst foes to its success who are over-hasty to take it and use it as proved fact. Nor have we patience with men who, inspired by it, claim to be wise respecting mans grand and great-grand ancestors to a degree far beyond what is yet written in the book of science. — Wer sind *We* denn? Wen wollen denn *We* glauben machen, dass *We* etwas von Naturwissenschaft verstehn, und dass *We* wissen, was im Buche der Wissenschaft geschrieben ist? Das werden *We* niemanden glauben machen, der wenigstens Darwin, die Abstammung des Menschen, I. S. 4 gelesen hat.

das Gespräch tragen muss, und kurz, dass ich der Verf. bin. Ich bedaure, zu solchem Auftreten gezwungen zu sein und, um mich doch auch hierbei zu befriedigen, so benutze ich die Gelegenheit, die Männer, welche S. 240 gemeint sind, verehrungsvoll zu grüssen, und um wenigstens Einen bei Namen zu nennen: ich grüsse den alten Schömann, und wünsche, dass er mit mir zufrieden sei und bleibe.

D. O.

Notizen aus Amerika.

mitgetheilt von

Prof. **H. Steinthal.**

1. Doppelte Muttersprache.

In den Verhandlungen der fünften Jahres-Versammlung der amerikanischen philolog. Ges. (1873) zeigt sich ein recht erfreuliches Leben der philologischen Studien. Die linguistische Seite ist allerdings vorzugsweise vertreten, was wir von unserm allgemeinen Gesichtspunkte aus nicht für glücklich halten würden, wenn die Verhandlungen auch in dieser Arbeits-Theilung das treue Abbild des Zustandes der Philologie in Amerika bieten sollten. — Schade ist es, dass in solchen Berichten nicht gesagt werden kann, in welchem Maasse der Theilnahme die Vorträge aufgenommen wurden. Mit Freuden aber bemerke ich, dass in der Amerikaner Philologen-Versammlung keine Sectionen bestehen. In Deutschland habe ich es rühmend aussprechen hören, alles Leben der Versammlungen sei in den Sectionen. Nun wartet es nur ab! Ihr werdet bald sehen, was Sections-Leben bedeutet. Ich spreche es nicht aus; das Wortspiel mit einem anatomischen Ausdruck liegt ja zu nahe. Wenn ich zu Euch sagte: „Bedenket, wie ganz anders muss ein Mann auftreten, wenn er vor Vertretern aller Zweige der Philologie

spricht, als wenn er zu Special-Fachgenossen redet," so würdet Ihr mir mit beiden Händen rechtgeben — aber in einem Sinne, der dem meinigen entgegengesetzt ist. Aber erlaubt die Frage: was versammelt Ihr Euch, wenn Ihr nur zusammenkommt, Euch zu sondern?

Genug hierüber. Eine Mittheilung aber, welche den Vortrag des Hrn. Prof. Brewer über „die Aneignung einer doppelten Mutter-Sprache" betrifft, wollen wir vollständig übersetzen. Für die deutschen Pädagogen war es von jeher ein Trübsal zu sehen, wie Kinder schon im zartesten Alter durch die Bonne eine fremde Sprache neben dem Deutschen erlernten; man knüpfte daran allerlei Befürchtungen, nicht nur für den Patriotismus, sondern auch die geistige Entwickelung des Kindes. Durchschlagende Beobachtungen über den unglücklichen Erfolg solcher Doppel-Sprachigkeit waren schwer anzustellen. Herr Brewer theilt uns nun Erfahrungen mit, die er in Athen zu machen Gelegenheit hatte. Dort lernen Kinder griechisch und zugleich etwa deutsch oder englisch. Was fand sich?

„Es ward beobachtet, dass ein Kind im Anfang die beiden Sprachen nicht als gleichbedeutende (alternative) Ausdrucksweisen gebrauchte, sondern jedes Wort zur Mittheilung einer bestimmten Vorstellung an eine bestimmte Person anwandte. Ein Kind, das nur sechs Wörter erworben hatte, drei deutsche und drei griechische, richtete nie eins der deutschen Wörter an die griechischen Dienstboten, noch auch hatte es Gelegenheit dazu; aber es verstand gewisse Befehle, wenn sie in der einen oder der andern Sprache gegeben wurden, und hatte eine deutsche und eine griechische Weise Nein zu sagen gelernt."

„Bei älteren Kindern wurde beobachtet, dass sie, während sie in der einen Sprache redeten, einzelne Worte aus der andern borgten; z. B. „Ich habe *πόνους* in meinem *δοντάκι*," und dass sie Idiotismen nachahmten: z. B. „der Baum macht weisse Blüten," oder: „ist nicht hier," für: es ist nicht hier."

„Wenn eine gewisse kindliche Kenntniss beider Sprachen erreicht war, so wurden sie nicht mehr gleichförmig angewandt, sondern jede in einem ergänzenden Verhältniss zur andern, indem die eine in der Schule, die andere zu Hause gebraucht

ward, die eine auf dem Markt, die andere in der Familie, (parlor). Keine der beiden Sprachen wird so schnell oder so vollständig erlernt, als wenn sie ausschliesslich gebraucht wird. Wenn Personen, welche so erzogen sind, versuchen eine der Sprachen für Gegenstände zu gebrauchen, welche sie in der andern zu behandeln gewohnt sind, so erscheinen sie wie Ausländer."

„Es ward auch bemerkt, dass die Sprache einer Gemeinde, mag sie gebildet sein oder nicht, deren Mitglieder von Kindheit an sich eine andere Sprache aneignen, ganz besonders Veränderungen ausgesetzt ist, selbst bis zu dem Masse, dass sie sich zu einer neuen Sprache entwickelt."

Abgesehen davon, dass wir an der Richtigkeit dieser Beobachtungen des Hrn. Brewer zu zweifeln nicht den mindesten Grund haben, lässt sich alles hier Bemerkte leicht begreifen.

2. Science, scientific.

In derselben Versammlung sprach Hr. Prof. Comfort über die Neigung, gewissen Wörtern von allgemeinerer Bedeutung einen beschränktern, besondern Sinn zu geben, und erläutert dies an Beispielen aus der englischen Sprache. Zunächst erinnert er an ältere Beispiele. *Hound*, welches ursprünglich den Hund bedeutete, bezeichnet jetzt speciell den Jagdhund; *deer*, ursprünglich unser Thier, jetzt Rothwild (Hirsch und Reh); *stool*, eig. Stuhl, jetzt Sessel (ohne Lehne); *starve* eig. sterben überhaupt, jetzt verhungern oder erfrieren. Missverständniss entsteht hieraus nicht, zumal wenn die Aenderung vom Volke ausgeht.

„Aber, fährt Hr. Comfort fort, es ist bemerkenswerth, dass Männer der Gelehrsamkeit, Leiter der Erziehung, eine gleiche Aenderung im Gebrauche einiger der wichtigsten Wörter in der Sprache bewirken, zumal wenn aus solcher Aenderung der Bedeutung nach logischem Gesetz irrige Eindrücke und Schlüsse folgen. Eins der beachtenswerthesten Beispiele hiervon liegt in dem Gebrauche des Wortes *science* und seiner Ableitungen." Sehr oft nämlich „bezieht sich *science* zumeist oder ausschliess-

lich auf die „Natur-Wissenschaften," woraus sich natürlich für den Studirenden wie für das Publicum arge Schlüsse betreffs der Psychologie und Philosophie ergeben müssen.

Hr. Comfort ist wohl (ob durch deutschen Einfluss?) nach Hrn. Whitney's Meinung noch voll von Ansichten der Jahrhunderte der Dunkelheit. Ich aber rufe ihm über's Meer ein Bravo zu.

Auch in Deutschland haben populäre Schriftsteller den Versuch gemacht, das Wort ‚Wissenschaft und wissenschaftlich' auf die Natur-Wissenschaften zu beschränken, dabei geleitet oder verleitet durch Unkenntniss und Unverstand, vielleicht noch durch andres. Noch aber ist die Hoffnung begründet, dass unsere Meister in der Naturforschung jenen schädlichen Sprachgebrauch nicht aufkommen lassen werden.

Wir erwähnen endlich noch einen Vortrag des Hrn. Dr. Easton über Aphasie, bloss um daran die Frage zu knüpfen, ob auch in einer deutschen Philologen-Versammlung ein solcher Vortrag denkbar wäre, und die Bemerkung hinzuzufügen, dass aus dem kurzen Bericht hervorzugehen scheint, dass Wilhelm von Humboldt's Theorie in Amerika noch nicht, wie Hr. Whitney wünscht, weggefegt ist.

Zur deutschen Orthographie.

Seit einem halben Jahrhundert, seit dem Emporblühen eines germanistischen Zweiges der Philologie, haben die Bemühungen Einzelner nicht aufgehört, die deutsche Rechtschreibung zu reformiren; und in neuester Zeit sind sie aus den Gelehrten-Kreisen auch in die Schulen, selbst die Elementar-Schulen gedrungen. Die Verbände der Gymnasien der grössten deutschen Staaten haben unter sich je eine Orthographie vereinbart, und so auch die Berliner Gymnasien. Besonders aber haben sich zwei Männer um diese Frage bemüht, welche vor-

zugsweise dazu berufen sind: Hr. Dr. **Michaelis** und Hr. Dr. **Sanders**. Jenen zwang die Stenographie zu einer Prüfung unserer Schreibweise, diesen, wie früher Grimm, das Wörterbuch.

Ich will hier die von diesen beiden verdienstvollen Männern gemachten Vorschläge nicht prüfen, aber doch der dringenden Beachtung empfehlen; — prüfen mag ich sie nicht, weil meine Ansicht folgende ist.

Ich erkenne erstlich die Nothwendigkeit einer Reform unserer Rechtschreibung an. Wer noch nie über diesen Gegenstand nachgedacht hat, der mache folgendes Experiment mit sich. Er denke an drei auf einander folgenden Tagen, jeden Tag eine Stunde (das ist doch wenig?) darüber nach, wie wir das Dehnungszeichen *h* bald setzen bald nicht, wie auch nach dem Vocal *i* das *e* als Dehnungszeichen mit *h* wechselt, oder auch *h* noch zum *e* hinzutritt (stiehlt), bald wieder jedes Längen-Zeichen fehlt, und wie die Kürzung durch Doppel-Consonanz bezeichnet wird. Wenn er dann noch weiss, ob man *nahm* oder *nam*, *kam* oder *kahm*, *Rahmen* oder *Ramen*, *lam* oder *lahm* schreibt, und wann *t* oder *th* zu setzen ist: dann will ich sagen, er habe viel Talent zum Philisterthum, was um so ehrenwerther ist, da er ja kein Philister ist, wie er bewiesen hat.

Wie schädlich das ganz irrationale Wesen unserer Schreibung auf die Schuljugend und damit auf unser Volk wirken muss, leuchtet ein. Es begünstigt einen Autoritätsglauben, dem jeder Unterricht entgegen arbeiten sollte.

Wer nun dies alles zugesteht und vielleicht der Meinung ist, die Schreibung werde sich schon selbst regeln, wie sie sich seit dem vorigen Jahrhundert schon vereinfacht habe und rationeller geworden sei, so werde sie es immer mehr werden: dem antworte ich, dass auf solchem Wege, da auch die Sprache sich ändert, eine gesunde Schreibweise nie entstehn werde.

Nach meiner Ansicht kann nur folgender Weg zu einem gedeihlichen Ziele führen. Irgend eine Akademie, ich denke zunächst an die Berliner, nimmt die Sache derartig in die Hand, dass sie sich mit sämmtlichen Akademieen oder ihnen gleichstehenden Gesellschaften des deutschen Reiches, Deutsch-

Oesterreichs und der Schweiz in Verbindung setzt, und eine Commission bildet, zu der jede Akademie oder Gelehrten-Gesellschaft einen, zwei oder drei Abgeordnete schicken kann, einen Psychologen, einen allgemeinen Sprachforscher und einen Germanisten, jede je nach der Eigenthümlichkeit ihrer Mitglieder.

Diese Commission hat eine deutsche Orthographie zu bilden, der sich nur Narren auf eigene Faust nicht unterwerfen werden.

Streng massgebender Grundsatz dieser Commission muss sein: die deutsche Sprache wird, so weit die Bequemlichkeit es gestattet, nach den Gesetzen des allgemeinen linguistischen Alphabets geschrieben.

Da die Aussprache schwankt, so kann es vielleicht jeder grössern Provinz in Deutschland innerhalb festgestellter Grenzen überlassen bleiben, die ihrige geltend zu machen.

Auch könnte das dehnende *h*, wo es organisch begründet ist, wie im Zahlwort *zehn*, in denjenigen Gegenden, wo eben der Dialekt es hörbar werden lässt, wie bei der häufigen Aussprache „zechne,“ beibehalten werden.

Unsere klassischen Schriftsteller werden nach derjenigen Aussprache, die mit Recht die allgemeine genannt wird, umgedruckt. Es ist wohl in der Ordnung, dass Schillers und Göthes Dramen so geschrieben erscheinen, wie jeder gute Schauspieler Deutschlands ohne Unterschied von Nord und Süd, Ost und West, sie spricht. Diese Schreibung wird von selbst durch die Macht der Classiker grössere provinzielle Differenzen nicht aufkommen lassen.

Für den Druck ist nur das lateinische Alphabet zulässig. Die Schreibung der *S*-laute wird die geringste Schwierigkeit des Unternehmens ausmachen.

Für die Currentschrift bleibt die übliche deutsche Weise in Gebrauch, erstlich weil hier jederman verfahren mag, wie er will; zweitens weil sie mit ihren kurzen und eckigen Zügen sowohl zur Schnelligkeit als auch zugleich zur Deutlichkeit viel geeigneter ist, als die runden Formen der lateinischen Schrift. Aber den Stenographen bleibt die Aufgabe ein Alphabet zu

erfinden, das, kürzer als das heutige, und eine Vorstufe zur Stenographie, doch der Schönheit die nothwendige Rücksicht schenkt.

Ob grosse oder kleine Anfangsbuchstaben? kann jedem überlassen werden: ich bin für Beibehaltung und rathe den Engländern sie einzuführen. Man schreibe in Byron die Substantiva gross, und er wird viel leichter zu verstehn sein. Wie gelegentlich auch im Deutschen der Sinn betroffen wird, je nachdem ein Buchstabe gross oder klein ist, mag ein Beispiel bei Sanders zeigen, nämlich aus Schiller: „Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe ein Bürger *derer*, welche kommen werden,“ derer, d. h. der Jahrhunderte; nicht *Derer*, was heissen würde: ein Genosse oder Mitbürger der spätern Menschen.

Nennt sich Deutschland die Heimat der Sprachwissenschaft, so geziemt es sich, dass der Deutsche zuerst, seine Sprache nicht nach historisch überlieferter Verkehrtheit sondern linguistisch rational schreibe. Neben diesem universellen Princip bleibt der berechtigten Individualität Raum genug.

H. Steinthal.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Zur Religionsphilosophie.

Ein Hauptgrund, warum wir es uns nicht gefallen lassen können, dass man den Namen Völkerpsychologie durch den der Culturgeschichte oder ähnliche Benennungen ersetze, warum durch solche Namen unser Begriff jener Disciplin verfälscht und beschränkt wird, ist der, dass dieselbe nicht bloß historisch Gewordenes aus dem causalen Mechanismus des Geistes erklären soll, sondern auch zur Gestaltung der Gegenwart beizutragen hat, zur Bildung unserer Weltanschauung und der ihr entsprechenden öffentlichen Einrichtungen. Eine Disciplin, wie sie, welche sich zum Object den Gesammtgeist gewählt, kann sich z. B. nicht damit begnügen, das Leben der religiösen Gemeinde in seinem geschichtlichen Schicksal zu erforschen; sondern sie muss positiv, durch bestimmte Aufstellungen, die Religion unserer Tage bestimmen. Genau so verhält es sich mit der Ethik. Beide Disciplinen, Ethik und Religionsphilosophie, sind nicht mehr ohne völkerpsychologische Grundlage zu erbauen.

Man gesteht das Gesagte vielleicht ohne Weiteres zu, aber doch nur insofern, als es sich um Ordnung von Gemeindeverhältnissen, um Verkörperung und Aeußerung religiöser Ideen, Betätigung des religiösen Gefühls, Ueberlieferung und Auffassung von Glaubenssätzen, Herstellung der Gemeinsamkeit im Glauben handelt, dagegen ganz und gar nicht, insofern bestimmt werden soll, was den Inhalt der religiösen Ideen künftig ausmachen wird. Man gibt wohl gern zu, dass die Ethik lehrt, der Mensch solle Gemeinden und Gesellschaften aller Art bilden deren Mechanismus die Völkerpsychologie zu erforschen hat;

aber über die Ideen, welche diese Gesellschaften beseelen sollen, habe die Völkerpsychologie nichts zu sagen, zur Entwicklung der ethischen Ideen selbst könne sie nichts beitragen. Denn, meint man, die Religion wohnt im Gemüte des Einzelnen und entwickelt sich in ihm; die ethischen Verhältnisse beginnen mit dem Verhalten des Einzelnen zu sich selbst und werden vom Einzelnen weiter geführt zu einem Verhalten gegen Andere.

So meint man, weil man bisher vielleicht immer so gemeint hat — aber auch mit Recht? Die Völkerpsychologie wird allerdings damit beginnen müssen, diese Individualisations-Ansichten wegzuräumen und den Menschen in der Wissenschaft so hinzustellen, wie er sich in Wirklichkeit zeigt, als Gesellschaftswesen. Der Mensch ist eine Gesellschaft von Menschen oder aber — gar nicht. Was ist eine Biene ohne Bienenstock? Aehnlich ist ein Mensch ohne Gesellschaft.

Also die ethischen und religiösen Ideen selbst, ihrem eigensten Inhalt und Wesen nach, sind nicht ohne Mithülfe der Völkerpsychologie, sind nur aus dem Gesammtgeiste und für diesen zu entwickeln. Sittlichkeit und Religion gehören nicht dem Einzelnen, sondern der Gesammtheit; der Einzelne nimmt nur Teil am Gemeinsamen, und diese Teilnahme ist seine individuelle Sittlichkeit.

Diese Bemerkung — sollte sie paradox klingen? Sie ist ganz trivial, wird tausend Mal geäußert — wenn man sich nur selbst verstünde, bedächte, was man sagt. Wie oft, wenn von der Sittlichkeit einer historischen Person vergangener Zeiten, ferner Orte, fremder Sitten die Rede ist, wird gesagt, man müsse den Mann nach seiner Zeit und den damals und dort obwaltenden Umständen beurteilen! Was heisst das? Doch nichts anderes als: von der Sittlichkeit jenes Individuum könne im Grunde und der Hauptsache nach nicht geredet werden, sondern von der der Gesammtheit, in der er lebte, und wie er diese in sich darstellte. Und wir Alle — wer von uns hat denn seine Ethik und seine Religion gemacht? Wären wir durch Zufall von einem Brahmanen erzogen, unsere Religion wäre eine andere, als sie heute ist. Welche Religion wird Blanca von Filnek haben, wenn Rabbi Nathan sie erzieht? und welche der

Sohn des Rabbi Mortara, wenn er im Franziskaner Kloster gebildet wird?

Geistig schafft nicht das Individuum die Gesammtheit, sondern der Gesammtgeist schafft den Einzelgeist: dieser Grundsatz muss auch auf Ethik nnd Religion nach allen Seiten dieser geistigen Betätigungen und also auch auf ihren idealen Gehalt angewandt werden.

Ich will für die folgenden Blätter anknüpfen an:

Jürgen Bona Meyer, Philosophische Zeitfragen: Populäre Aufsätze. 1874. 466 S. 8.

Dieser Band erscheint jetzt in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage. Vor vier Jahren erschien die erste. Diesen glänzenden Erfolg verdankt das Buch vor allem der gefälligen Darstellung, bei der die Gründlichkeit nicht leidet. Das Populäre liegt nur in der Abwesenheit systematischer Erschöpfung und systematischen Zusammenhanges. Der Erfolg war aber auch gewiss von der gemäßigten Parteistellung des Verfs. abhängig. Er spricht in zwölf Abhandlungen über folgende Themata: 1. Die Philosophie und unsere Zeit. 2. Kraft und Stoff, Zweck und Ursache. 3. Die Entstehung der Arten (Darwinismus). 4. Die Rangordnung der organischen Wesen. 5. Tier und Mensch. 6. Seele und Leib. 7. Die Temperamente. 8. Der Wille und seine Freiheit. 9. Das Gewissen und die sittliche Weltordnung. 10. Die Zukunft der Seele (Unsterblichkeitsglaube). 11. Religion und Philosophie in unserer Zeit. 12. Die philosophischen Systeme und die Zukunft der Philosophie. Man sieht leicht einen inneren Zusammenhang dieser Punkte; sie gehören sämmtlich in denselben Kreis und werden ihn wohl auch erschöpfen. Es ist dies der Kreis, den Lotze in seinem Mikrokosmos zuerst bearbeitet, vielleicht zuerst bestimmt gezogen hat. Sollen wir ihn nicht kurzweg als den der Religionsphilosophie bezeichnen? Es sind die Fragen, die wohl noch niemals mit solcher Lebhaftigkeit behandelt wurden, wie heute. Der Verf. nun zeigt sich als ruhiger Verteidiger der Philosophie und Religion gegen die Negationen der neuen naturalistischen Richtung.

Ich stimme vielfältig, und namentlich in den allgemeinsten Punkten mit dem Verf. überein, weiche aber in der Durch-

führung der Einzelheiten doch oft und wesentlich von ihm ab. Manchmal verstehe ich auch den Verf. nicht gut genug und ich bin unsicher über meine Stellung zu ihm. So sogleich in dem ersten Kapitel. Wie da die Aufgabe der Philosophie definirt wird (denn wenn es sich auch über drei oder vier Seiten erstreckt, so nenne ich das doch nur Definition), so scheint es mir allerdings ganz übereinstimmend mit dem zu geschehen, wie ich es auf den ersten Blättern meines „Abrisses" getan habe. Bedenklich aber werde ich, wenn ich beim Verf. (S. 9) lese: „Die Philosophie erscheint nunmehr als die eigentliche Wissenschaft vom Geiste." Ich würde so nicht reden, und darum bin ich nicht sicher, ob ich den Ausdruck richtig verstehe. Ich will aber hierauf diesmal nicht näher eingehen. Ich überschlage auch die Darwinsche Frage und komme zur Religion.

Nach Erwähnung des Gegensatzes zwischen den Strenggläubigen und den Atheisten, und weiter zwischen diesen beiden Ganzen und den Halben sagt der Verf. (S. 376): „Mehr als je bedürfen wir einer befriedigenden Religionsphilosophie, welche das rechte Wort findet für den Glauben, der in unserer Zeit die Masse denkender Geister zu einigen vermag." Diesem Vernunft-Glauben steht immer noch die Ansicht entgegen, die sich schon in den letzten Jahrhunderten des Heidentums geltend machte, dass der wissenschaftliche Denker und das ungebildete Volk ganz verschieden zur Religion stehen. Letzteres könne und dürfe die positive Religion nicht aufgeben, wenn der Staat die Gesellschaft und alle Cultur nicht untergehen sollen; der Denker aber möge sich für sich und seines Gleichen reinere Begriffe bilden. Der Verf. spricht lebhaft dagegen, dass in den Volksschulen eine andere Religion gelehrt werde, und eine andere auf Gymnasien; dass die Frauen eine andere Religion haben sollen und eine andere die Männer u. s. w. Er sagt (S. 382): „Es gibt nur ein für Alle gleiches menschliches Recht auf Wahrheit, und eine für Alle gleiche Pflicht sie zu erstreben; nur in der Art die Wahrheit aufzunehmen und für's Leben zu verwerten, können und dürfen die Unterschiede der Naturanlagen in Betracht kommen." Und weiter: „Der Wert

einer Religion ist nicht allein nach dem beiläufigen Nutzen zu bestimmen, den dieselbe als Beistand in Glück und Unglück den einzelnen Menschen gewähren mag" ganz und gar nicht aber, fügen wir unzweifelhaft in des Verfs. Sinn hinzu, nach dem Nutzen, den die Religion dem Staate und der Polizei gewährt); „sondern vor Allem hängt derselbe von der Befriedigung ab, welche dieselbe dem aufrichtigen Streben nach Wahrheit sichern kann. Nur ein Glaube, der sich mit diesem unabweislichen Streben der menschlichen Vernunft in Einklang hält, hat Aussicht auf dauernden Bestand im Fortschritte der Menschheit. Ein solcher Glaube aber lässt sich nicht den verschiedenen Menschenkreisen von Jugend auf in verschiedenem Grade zumessen. . . Hat der religiöse Glaube einen wahren Grund in der Menschenseele, so ist die Pflege desselben in der Erziehung für alle Menschen, gleichviel wes Geschlechtes, Standes oder Berufes sie sind, einigermaßen wichtig. Die Verschiedenheit dieser Pflege kann dann nur noch die Form, nicht die Sache selbst betreffen."

Solche und ähnliche Aeußerungen, in genügender und anziehender Ausführlichkeit vorgeführt, werden es sein, welche, wie sie des Verfs. edle Gesinnung aussprechen, so auch sich den großen Leserkreis erworben haben. Gegen solche Darlegungen Gegenbemerkungen machen, ist unangenehm, nicht nur für den Leser, sondern zumeist für mich selbst. Doch kann ich folgendes Bedenken nicht verschweigen. Wenn ich mir gewisse Verhältnisse vergegenwärtige, möchte ich wirklich eine Verschiedenheit des Glaubens als notwendig befürworten, nur gerade umgekehrt als man bisher getan. Man verschone doch, meine ich, Sinn und Gemüt des einfachen, mitten im praktischen Leben stehenden und darin den grössten Teil seiner Zeit und Kraft verwendenden Menschen, Mann oder Weib, mit Speculationen über die letzten Dinge. Dergleichen überlasse man dem Denker. Ich scherze nicht; es ist mir sehr Ernst — der Leser glaube es: bitterer Ernst. Dieses „Ganze," „Wahrheit" ist nur für Philosophen gemacht. Sie mögen zusehen, wie sie „den alten Sauerteig verdauen," sich gut rüsten, dass ihnen vor „dem ew'gen Glanze" nicht bange wird; dem Volke „taugt einzig Tag und Nacht."

Sehe ich schwarz? Die Religion hat unsägliches Elend über die Welt verbreitet. Liebe predigend, hat sie Hass gesät; um die Menschen selig zu machen, hat sie Scheiterhaufen errichtet, unaussprechliche Folterqualen ersonnen. — Nicht die Religion, sagt man, hat das getan; die Bosheit hat sich der Religion bemächtigt. — Es mag so sein, ja. Und nun? ist das nicht noch schlimmer? Nehmen wir doch der Bosheit mit der Religion das grauenhafteste Mittel ihrer Zerstörungslust und entziehen wir damit ihrer qualvollen Herrschaft ein weites Gebiet. — Abusus non tollit usum — nun freilich; überlasse man doch die Religion den Philosophen. Die werden den usus kennen; und verfallen sie dem abusus, so schaden sie höchstens sich selbst. Aber verschont das Volk!

Dass die Religion, Liebe und Heil verkündend, Hass und Unheil bringt, ist nicht das Erste, ist nur das Zweite. Das Erste ist: die Religion, „die Wahrheit,“ verdummt die Menschen. Der Verf. gesteht ja zu: „In der Art die Wahrheit aufzunehmen dürfen die Unterschiede der Naturanlagen in Betracht kommen.“ Ich frage jeden Psychologen, ob nicht in den Begriffen Gott und Unsterblichkeit der Seele eine unvermeidliche, natürliche Dialektik steckt, die notwendig in den finstersten Aberglauben verführen muss. Nur der Philosoph kann sich davor hüten. Er hat die Kraft sich zu sagen: so weit und nicht weiter. Er kann die Phantasie zügeln, kann sogar sich logische Consequenz versagen: so kann der gemeine Verstand nicht sich selbst beherrschen; „die Naturanlage“ gestattet es nicht. Ihm wird alles Transcendentale zum grausigen Gespenst. Der liebe Gott wird notwendig zürnen und strafen, und die unsterbliche Seele hat die ewige Qual.

Ist also Glaube und Aberglaube ein zusammengewachsenes, untrennbares Zwillingspaar, kommt aber alle Nahrung, die ich dem Engel reichen möchte, nur dem Caliban zu Gute, so dass sich dieser mästet, und jener zur blossen schönen Engels-Larve wird, wohinter sich der Caliban versteckt: so lasse man doch das ganze Paar fahren.

Man stelle es also den Denkern frei, ob sie Theisten, Pantheisten, Atheisten, Deisten (und warum nicht auch Pandeisten?)

sein wollen: dem Volke aber predigt nichts von Gott und ja nichts von Unsterblichkeit. Kommt ein Mann des Volkes, ein Schuhmacher z. B., auf dergleichen, redet es ihm aus, so lange es möglich ist; oder winkt ihm einverstanden zu mit der Bemerkung: „aber sag' es nicht weiter."

Mein Rat ist nicht unerhört, und das verdient, erwähnt zu werden, um so mehr, als man es bisher verkannt hat. Es ist bekannte Tatsache, die von allen, welche die hebräische Bibel philologisch interpretiren, eingeräumt wird, dass in derselben die Unsterblichkeit der Seele nicht gelehrt wird. Das ist nun von den Verächtern des Judentums allemal als Beweis eines niedrigen religiösen Standpunktes angesehen worden. Dass es kaum ein Volk gibt, das nicht an Unsterblichkeit der Seele glaubte, und dass es unbegreiflich ist, wie die Israeliten, die so manches von Aegypten, von Babylonien oder Tyrus gelernt haben sollen, gerade dies nicht gelernt hätten: beides macht eine Unkenntniss der Unsterblichkeitslehre unter jenem Volke sehr unwahrscheinlich. Nun kommt aber das Wichtigste hinzu: fehlt auch jede klare Aussage dieser Lehre, so findet sich dafür nicht nur der Zweifel gegen dieselbe im „Prediger;" sondern ihre entschiedene Läugnung wird ja im Pentateuch ausgesprochen. „Das Blut ist die Seele": so spricht man nur, wenn man eine andere Vorstellung bekämpft. Die Todtenbeschwörung ist verboten: das ist doch nur möglich, wenn der Unsterblichkeitsglaube vertreten ist. Der Unfug des Spiritualismus würde vom Pentateuch als Götzendienst angesehen werden.

Die Propheten und die Priester, welche den Monotheismus sichern wollten, hatten die Gefahr begriffen, welche dem Gottes-Glauben aus der Unsterblichkeitslehre drohte. Wir wissen nicht minder, dass alle Pfaffenherschaft und aller Pfaffentrug auf der Furcht vor dem Leben nach dem Tode steht. Diese Lehre ist die unheilsvollste, verderblichste von allen, die jemals ersonnen waren. Die ursprünglichsten Lehrer des Monotheismus bekämpften sie als eine heidnische, noch aus der heidnischen Zeit im Volke wurzelnde. Nun konnten sie freilich dem Einzelnen keine zukünftige Belohnung und Bestrafung verheissen. Nur eins konnten sie lehren: der israelitische Staat werde Be-

stand haben und gedeihen, wenn das Volk, und also jeder Einzelne, die Lehre Gottes beobachten werde. Wenn es z. B. heisst: „Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf dass du lange lebest im Lande, das dein Gott dir gibt,“ so ist es falsch, hierin Verheißung eines langen Lebens für den Einzelnen zu sehen. Nur dem Volke wird lange Dauer versprochen; ihm hat Gott das gelobte Land gegeben.

Wir wissen freilich, dass diese Abweisung der Unsterblichkeitslehre nicht lange gefruchtet hat. Der poetische Aberglaube knüpfte sich an die Messias-Lehre. Immerhin verdient es Beachtung, dass er in dem Gebetbuche der Juden eine geringe Rolle spielt. Zunächst erscheint er in folgendem Gebet, das allerdings an hervorragender Stelle steht, wo es wörtlich also heißt: „Du bist mächtig in Ewigkeit, o Herr, Du belebest die Todten, bist reich an Hülfe. Du ernährst die Lebenden in Gnaden, belebst die Todten in großer Barmherzigkeit, stützest die Fallenden und heilst die Kranken, erlösest die Gefesselten und bewährst deine Treue den im Staube Schlafenden. Wer ist wie Du, Allmächtiger, und wer Dir ähnlich? König, der tödtet und belebt und sprossen lässet das Heil. Und Du bist zuverlässig, die Todten zu beleben. Gelobt seist Du Gott, der die Todten belebt.“ Trotz der vielfachen Wiederholungen ist doch der Ausdruck etwas unbestimmt durch den Zusammenhang oder die Beimischung. Gott belebt die Todten, wie er die Fallenden stützt, die Kranken heilt. Zur exacten historischen Auffassung dieses Gebets, das ohne geschichtliche Gelehrsamkeit gar nicht vollkommen verstanden werden kann, wäre noch manches zu bemerken. — In einem andern Gebete ist der Ausdruck materieller: „Gelobet seist Du Gott, der die Seelen den todten Leibern wiedergibt.“ Hier kann der Sinn kaum dadurch gemildert werden, dass es ein Früh-Gebet nach dem Erwachen aus dem Schlafe ist; im Gegenteil erhält dadurch die Auferstehung der Todten eine erklärende Analogie.

Mehr Stellen dieser Art kenne ich wenigstens nicht, gibt es wohl auch nicht. Dagegen muss ich nun auf ein drittes Gebet hinweisen, das ein still gesprochenes Glaubensbekenntnis enthalten soll, wo jeder Glaube an Unsterblichkeit fehlt, ob-

wohl man alle Ursache hat, ihn zu erwarten. Es heisst: „Nicht im Vertrauen auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf Deine Barmherzigkeit flehen wir zu Dir. Was sind wir?" Nun wird die Nichtigkeit kurz, aber entschieden, ausgesprochen und mit den wirklichen Worten des „Prediger" geschlossen: „und einen Vorzug des Menschen vor dem Tier gibt es nicht, denn Alles ist eitel." Hierauf nun folgt das „Aber." Erwartet man nicht, dass der Unsterblichkeit gedacht werde? Das ganze „Aber" indessen enthält weiter nichts als: Heil uns, nochmals Heil uns! denn wir bekennen Gott. Darauf also läuft der ganze Lärm über die Auserwähltheit hinaus: Tiere und Menschen, Juden oder Nichtjuden sind gleich nichtig; aber Heil dem Juden, dem Auserwählten, denn er bekennt Gott.

Kaum minder zu verdammen und zu beklagen, als die Unsterblichkeitsphantasie ist ein Unverstand, der sich an den Glauben an Gott und an eine göttliche Leitung der menschlichen Geschicke anschliesst. In der abscheulichsten Weise nämlich, ganz nach den niederträchtigen Gelüsten des eigenen Herzens, will man bald hier bald da „den Finger Gottes" erkennen.

Kurz, ich bitte euch, macht den Glauben zur Sache der Denker. Euch wird er nicht schaden. Uns aber, das einfache Volk, befreit von dieser schrecklichen Erfindung.

Ich kenne Schleiermacher nicht gut genug. Doch kann ich nicht verhehlen, dass ich, wenn ich an seine Reden über die Religion denke, auf die sich natürlich auch der Verf. beruft, den Gedanken nicht unterdrücken kann, hier liege wohl ein Betrug vor. Da wird uns ganz allgemein von Religion gesprochen, von einer Religion, wie sie Spinoza auch hatte, und jeder edle Mensch in sich findet. Und dann, hat er den Vogel erst in der Hand, so sperrt er ihn in den Käfig der positiven Religion, welche mit jener in den Reden gar keine Gemeinsamkeit hat. Der Kunstgriff war grob; und doch sind so Viele an dem Leim kleben geblieben.

Den Verf. brauche ich vor diesem trügerischen Spiel nicht zu warnen. Er scheint mir Kraft genug zu haben, um jeden Käfig zu zerbrechen. Und so überhaupt die Denker. Um das

arbeitende Volk ist mir auch nicht bange, und die Blasirten sind wohl nicht zu fürchten. Aber um das aristokratische Volk würde ich nicht ohne Sorge sein; es läuft in jede Kirche, welche ein Prediger zur Mode zu bringen versteht. Daher, bietet man uns einen Glauben, so verlange ich eine genaue Angabe der Glaubenssätze, die wir annehmen sollen. Diese Sätze müssen so beschaffen sein, dass sie jedem gesunden Sinne unmittelbar einleuchten, und vorzüglich daraufhin werden wir sie sorgfältig zu prüfen haben, ob sich nicht hinter dem einen oder dem andern dieser Sätze ein Teufel verborgen hält, der uns binnen kurzem wieder in das ganze Elend des Offenbarungsglaubens führt.

Der Verf. macht am Schlusse seines Kapitels (S. 436) Vielen, zu denen ich zu gehören bekennen muss, den Vorwurf der „Unwahrheit im Glauben". Nämlich so: Glaubensbekenntnisse stehen einander gegenüber; aber die Bekenner erachten sich in großer Zahl nicht mehr an sie gebunden. Katholiken, Protestanten, Reformirte und Juden treffen zusammen in einem Glauben; aber sie fühlen sich nicht getrieben diesem gemeinsamen Glauben auch einen gemeinsamen Ausdruck zu geben. Sie bleiben unter einem Bekenntniss mit denen vereint, die sie verketzern und verdammen." Mir scheint dieser Vorwurf nicht gerecht.

Ich mache zuerst auf eine Tatsache aufmerksam, die nicht wegzuläugnen sein wird. Zwischen dem Katholiken, dem Protestanten und dem Juden, welche in einem und demselben Glauben zusammentreffen, macht sich fortwährend eine Differenz sehr stark geltend. Diese betrifft gar nicht den Glauben, stört dessen Einheit gar nicht: sondern nur um eine historische Ansicht handelt es sich. Was ist „der natürliche Vernunftglaube?" Darauf antwortet der Bekenner desselben, wenn er als Christ erzogen ist: „geläuterter Christenglaube" (S. 375), und der Verf. selbst erklärt, dass dieser Theismus „das im rechten Glauben begonnene Werk des Christentums vollenden werde" (S. 427). Das wird sowohl der Katholik wie der Protestant sagen; nur wird jener nicht zugestehen wollen, dass der Protestantismus eine notwendige Phase des Läuterungsprocesses bilde, noch auch dieser, dass der Katholicismus als

eine Stufe der Reinigung des Christentums anzusehn sei; jedenfalls wird letzterer behaupten, dass die Vernunftreligion unmittelbar dem Protestantismus entspringe, dass sie notwendig durch diese Stufe wandern musste. Der Christ wird dem Juden zugestehen, dass das Werk des Christentums von den jüdischen Propheten begonnen ward, wird aber behaupten, dass das Judentum erst im Christentum vollendet worden ist, und dass die Vernunftreligion nicht dem Judentum, sondern unmittelbar nur dem Christentum entspringe. Der Jude wird eine ganz andre Auffassung des historischen Hergangs der religiösen Entwicklung haben und behaupten, ohne Rückgang zu den Propheten sei die Vernunftreligion unmöglich. Ich will nicht noch den Muhamedaner, Brahmanen und Buddhisten redend einführen; aber auf den Philologen muss ich hinweisen, der uns alle belächelt: wie stünd's um eure Humanität, hättet ihr nicht Plato und Cicero u. s. w. gelesen!

Dieser Streit zwischen Nicht-mehr-Katholiken, -Protestanten, -Juden, zwischen lauter Vernunftgläubigen ist so heftig, wie der zwischen den Offenbarungsbekenntnissen. Und ist er zu verwundern? ist er nicht leicht erklärlich?

Jeder will, dass, um herbartisch zu reden, ein richtiges und schönes Bild von ihm im Bewusstsein des Andern sich finde; und er hat ein Recht auf dieses sein Bild im Andern; er kann fordern, dass es richtig sei. Wer bin ich aber, und was umschließt ein Bild von mir? Etwa mich, dieses leiblich gesonderte Individuum? Das ist eben grundfalsch. Ich bin nicht solch ein Einzelner, ein Ich = Ich, sondern ein Ich = Wir. Ich bin nicht bloß Einer von unseren Leuten, sondern ich bin unsere Leute. Daher die Empfindlichkeit, die man den Juden zum Vorwurf macht, weil der Christ nicht leicht Gelegenheit hat, zu erfahren, wie empfindlich er ist, wenn ein Andersgläubiger über die Christen unvortheilhaft spricht. Dieselbe Empfindlichkeit haben auch die Vernunftgläubigen. Auch von seinen Eltern und Voreltern fordert er im Andern ein richtiges und schönes Bild. Sie alle, die verstorbenen Vorfahren, müssen Teil haben an der Vernunftreligion, und sie alle haben an ihr mitgeschaffen. Dann kommt noch die nationale Eifer-

sucht. Wer hat die Vernunftreligion erzeugt? Der Deutsche! Und wie der Franzose? Der Engländer? Der Pole? u. s. w.

In dieser Verlegenheit, die nur nicht vertuscht werden darf, wüsste ich wohl Rat. Das erste Dogma der Vernuftreligion sei: alle Religionsformen aller Völker, welche die Cultur gefördert haben, sind als Vorbereitungen der Vernunftreligion zu erachten, und es ist zuzugestehen, dass sie alle zur Herbeiführung derselben mitgewirkt haben; sämmtlich aber sind sie durch diese überwunden; und die Vernunftreligion ist nicht ein geläutertes Christentum oder Judentum u. s. w., sondern etwas ganz Andres als diese, völlig und principiell von ihnen verschieden.

Sehen wir uns nun aber des Verfs. Theismus an. Er führt uns (S. 426) „zur Vorstellung von Gott als einem Wesen, das in seinem Bewusstsein die Welt des endlichen Daseins neben und außer sich hat; der Pantheismus geht über zum Theismus. Gott erscheint nun als der allmächtige und allwissende Grund alles Daseins, aber dieses durch Gott gewordene Dasein des Endlichen wird nicht aufgesogen vom göttlichen Wesen selbst, sondern bewahrt seine begrenzte Selbstständigkeit neben demselben. Auf dem Boden dieser Vorstellung lässt sich die Annahme der bedingten Freiheit des einzelnen Willens in Einklang denken mit der unbedingten Macht Gottes in der Idee einer sittlichen Weltleitung, einer göttlichen Vorsehung. Und indem wir diese Macht also wirksam denken in der Herbeiführung eines heiligen Tugendreiches der Geister, wird uns der allmächtige und allwissende Gott zugleich zum Gott des allerheiligsten Wollens.“ Diese theistische Gottesidee hat zum Quell sowohl unser Denken, wie unser Fühlen und auch unser Wollen (S. 423): „Unser Denken treibt uns an, in dem Wechsel der Erscheinungen einen letzten Halt, einen letzten Grund zu suchen und diesen als eine einheitlich wirkende, das All durchdringende Kraft uns vorzustellen; unser Wollen unterstützt diesen Gedankentrieb von der sittlichen Seite durch die Forderung, dass diese Kraft auch im Stande sei, den Wirrwarr der zahllosen endlichen Willenstriebe zur Harmonie einer sittlichen Weltordnung auszugleichen; und unser Gefühl macht uns den Zu-

sammenhang der also gewonnenen Weltanschauung wert und gibt dem auf sie gerichteten Denken und Wollen die Stimmung des innigen und andächtigen Glaubens an die übersinnliche Welt göttlichen Daseins, die zu schauen oder anders als aus unserm Innern zu erweisen, uns Menschen nicht gegeben ist. Jene Gedanken- und Willensrichtungen erregen unser Gemüt und dieses selbst treibt uns an zur Gewinnung einer Vorstellung von der Harmonie des sinnlichen und sittlichen Kosmos. Aus der innigen Mischung und Verbindung dieser Gemütsbewegungen entsteht das religiöse Gefühl."

Diese Gottesidee, der Verf. gesteht es zu (S. 427), lässt einige Schwierigkeiten ungelöst. Indessen es sei „grundlos zu behaupten, dass diese Schwierigkeiten für alle Zeiten unlösbar bleiben. An sich betrachtet müssten sie sogar lösbar sein schon heute so gut wie morgen; denn diese Lösbarkeit hängt nicht ab von einer Zunahme menschlichen Wissens, von der Eröffnung einer neuen Wissensquelle, sondern nur von der Klarheit eines Geistes, dem es gelingt für diesen Glauben den rechten Ausdruck zu finden." Wie kommt es denn nun aber, fragen wir, dass Plato und Aristoteles, Chrysippos und Seneca, Spinoza und Leibniz, Kant, Schleiermacher und Hegel diesen Ausdruck nicht gefunden haben? Ja noch mehr! gerade weil für die Lösung jener Schwierigkeit eine Zunahme menschlichen Wissens, die Eröffnung einer neuen Wissensquelle gleichgültig ist, darum können wir von der Zukunft nichts erwarten. Was die Klarheit des Geistes zu erreichen vermag, das hat uns Kant ein- für allemal gezeigt.

Der Verf. gesteht (er ist ja selbst in gewissem Sinne Anhänger Kants): „Allerdings wird dieser Glaube nie mehr als ein berechtigter Glaube sein, wird für menschliche Kraft nie zum bewiesenen Wissen werden; aber dem Glauben tut dies keinen Abbruch" (S. 428) — gewiss nicht, aber dem Wissen, das nur im Beweise ruhig verharrt, oder im unruhigen Streben nach einem solchen bleibt oder — in Entsagung.

Der Verf. fährt nach den eben angeführten Worten fort: „Alles Wissen muss auf einem Glauben ruhen, das selbst nicht aus einem andern bewiesen werden, sondern nur aufgewiesen

werden kann. Unser Wissen von der Außenwelt beruht auf dem Glauben an die Aussage unserer Sinne, unser Wissen vom eigenen Ich beruht auf dem Glauben an die Aussage unseres Bewusstseins. Unser Wissen von der Ewigkeit des Stoffs und der Unveränderlichkeit der Naturgesetze ist genau besehen nichts Anderes als der Glaube an den Bestand der beobachteten Gesetzmäßigkeit der Welt.“ Das ist die Weise zu schließen, welche mir jedes Unternehmen, die Berechtigung der Gottesidee nachzuweisen, verdächtig macht; das ist in meinen Augen (mein Freund Jürgen Bona Meyer möge mir verzeihen) Sophistik. Was ich diesem Schluss entgegenstellen werde? Ein Doppeltes. Erstlich: Der Glaube, von dem hier der Verf. spricht, dieser aristotelische Glaube, ist ein ganz anderer als derjenige, mit welchem wir Gott erfassen, ein Glaube ganz anderer Art. Er ist das unmittelbarste Wissen, erstreckt sich auf das sinnlich Einzelne; ihn erkennen wir an. Der andere Glaube bezieht sich im Gegenteil auf das höchste Princip alles Seins und Wissens, er ist der Glaube des νοῦς an sich selbst.

Ja dreht euch, und wendet euch, die ihr durchaus einen Gott haben wollt, wie ihr wollt: euer Gott wird nie etwas anderes sein, als eure Selbstvergötterung, Ich = Ich, νόησις νοήσεως, und wie Schelling-Hegel sagt: in meinem Selbstbewusstsein schafft Gott mich und die Natur und sich; Ich ist die absolute Potenz Gottes. Und noch gut, wenn es so scheint; denn, wenn es anders scheint, so macht der Mensch Gott, wie Fichte und die Brahmanen ihn schaffen. Was ist Brahma? Das vergötterte Gebet. Der brahmanische Priester ist mächtiger als Gott; denn er zwingt ihn ja zu tun, um was er bittet. Das Gebet ist also das allermächtigste. Der Perser bildete sich ein, die Erhörung sei mächtiger als das Gebet, sei sein höchster Gott. Aber der Inder hat Recht; das Gebet erzwingt die Erhörung. In einer katholischen Dogmatik soll stehen: Jesus ist mächtiger als Gott, die Jungfrau ist mächtiger als Jesus, der Priester ist mächtiger als die Jungfrau. Nun bedauere ich, dass der katholische Laie nicht die Reihe der Mächtigen vollendet hat: Und der Laie ist mächtiger als der Priester; denn mit so viel Geld bewegt er den Priester zur

Messe. Der wahre Sinn aber von all dem ist schon längst ausgesprochen: Theologie ist Anthropologie.

Jedes Sophisma bewegt sich fort wie eine Lawine. Nachdem der Verf. mit dem Gottesglauben einen Glauben zusammengestellt hat, welcher toto genere von jenem verschieden ist, fährt er fort: „All unser Forschen nach den Gesetzen der Natur und der Mathematik ist getragen von dem Glauben an eine zweckmäßige Weltordnung. Gehen wir dem weiter nach, so gelangen wir vom Wissen selbst zur Voraussetzung des Glaubens an Gott als den Grund alles Daseins und Werdens.“ Ja wohl: wenn wir unserer Naturforschung einen Zweck unterlegen, so ist die Gottesidee schon gesetzt.

Und nun komme ich zum zweiten Einwand. Wir setzen keinen Zweck, wir glauben bei unserem Wissen von der Außenwelt nicht an die Aussage unserer Sinne, und wir glauben nicht unser eigenes Ich auf die Aussage unseres Bewusstseins hin. Diese Punkte gehören in die Theorie der Erkenntnis, und ich kann sie hier nicht erörtern; dem Kenner Kants genügt die Hinweisung.

Der Beweis der Gottesidee ist dem Verf. entschieden mislungen. Nun, es sollte ja auch kein eigentlicher Beweis sein, und gerade auf diese Anerkennung, dass ein Beweis unmöglich ist, legt er großes Gewicht. Er meint nur, der theistische Glaube gebe „der Menschenseele nach allen Seiten ihres Denkens, Fühlens und Wollens die größte Befriedigung,“ er sei eben die „den Menschen erreichbare Wahrheit“ (S. 429). Das muss ich doch bezweifeln, wenn ich an die edle Seele Spinoza denke, welche im Theismus gar keine Befriedigung fand, wie viele Andere. „Dass die Keime zu diesem ihrer Natur entsprechenden Glauben in die Seele gelegt sind“ bezweifle ich nicht; denn woher stammte er, wenn er nicht seine Keime hätte. Dass nun aber, weil die Keime in der Seele liegen, ihre Entwickelung „zur Wahrheit führen müsse“ (das.), dass jener Glaube nicht „auf Selbsttäuschung abzielen“ könne, wird nur der zugestehen: „der einen vernünftigen Zusammenhang aller Dinge denken muss“. Wir aber wissen von solchem vernünftigen Zusammenhang gar nichts. Die Keime zum Gottes-

glauben liegen im Menschen, wie tausend Keime zu Irrtümern; sie liegen in der Seele, sind aber nicht etwa von einem bewussten Schöpfer in sie absichtsvoll und zweckmäßig gelegt, sondern sind in ihr gewachsen, wie alles wächst, nach mechanischem Gesetz. Und so erzeugen sie abermals mechanisch den reifen Gottesglauben, und so werden sie, wiederum mechanisch, absterben oder sind schon abgestorben.

Gehen wir aber auf die Befriedigung, die der natürliche Vernunftglaube gewähren soll, noch etwas näher ein.

Zuerst muss daran erinnert werden, dass der Glaube, das Wort wie die Sache, eine Schöpfung des Christentums ist, das Glauben ohne zu sehen. Nun hat ursprünglich kein Mensch das Bedürfnis zu glauben, sondern zu sehen; und wer glaubt, der ist überzeugt, er werde bei gegebener Gelegenheit auch sehen was er glaubt. Aber glauben, wovon man weiß, dass man es niemals sehen könne, ist christlich. Die alten Heiden glaubten ihre Götter nicht, sie hatten sie in der Erfahrung; täglich erfuhren sie, nicht nur dass Götter überhaupt sind, sondern auch welche und wie sie sind. Unser Glaube ist Verzicht auf Erfahrung. Das ist kein Bedürfnis.

Ferner: Der Philosoph mag im Denken, im Wollen und im Fühlen ein Bedürfnis nach Gott haben. Wie aber das Volk? Auch in ihm wird man den Gedanken einer Einheit der Causalität, welche das Beharrliche im Wechsel der Erscheinung und den letzten Grund bietet, erwecken können; auch in ihm wird man den Gedanken der Harmonie einer sittlichen Weltordnung erzeugen können. Dieser Gedanke aber wird unmittelbar von dem Wunsche getragen sein, dass Gott Sonnenschein und Regen in nützlicher Abwechslung gebe, Gesundheit schenke, und lohne und strafe.

So stehn wir denn beim Gebet und beim Wunder. Der Verf. spricht davon nicht. Ich sehe aber hier folgendes üble Dilemma. Tut Gott Wunder? Darauf kann kein Denker mit Ja antworten. Dieses Ja würde alle Wissenschaft höhnen und dem trübsten Aberglauben Tür und Tor öffnen. Dem Wunder sind keine Grenzen zu stecken. Werden aber die Wunder abgewiesen, so ist Gott eine rein theoretische Idee. Sie sind aber

ein entschiedenes Bedürfnis. Man denke sich eine Mutter am Bettchen ihres von den Aerzten aufgegebenen Kindes. Hier soll das Wunder eintreten: das Bedürfnis ist unabweisbar.

Die Denker machen sich Gott sehr schwer: das gestehen wir ihnen zu. Sie lassen ihn hervortreten durch lange, lange Gedankenreihen aus den verwickeltesten Speculationen über Natur und Geschichte und schaffen uns in blauer Ferne einen wunderbar prächtigen Kosmos. Vielleicht ist damit euer Bedürfnis befriedigt. Aber wollt ihr Gott dem Volke geben und nicht bloß zeigen — ja gegeben müsste er uns sein, nicht bloß gedacht, geschaut: so führt Gott in die Krankenstube, in die Hütte der Not, lasst ihn helfen, retten, befreien. Zeigt uns, wie es damit steht; kommt aus euren Speculationen in die concreten Fälle. Wenn ihr das nicht tut, so seid sicher, das bekannte Sprichwort: Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen, wird nie etwas andres sein, als der Euphemismus für den Gedanken: hilf dir selbst; denn es hilft kein Gott; denn es gibt keinen.

Auch auf folgende Frage geht der Verf. gar nicht ein: verlangt Gott etwas vom Menschen? stellt er Forderungen an ihn? Ist der Gottesglaube ein Soll? oder ein Glück? Ich bitte euch, legt dem vielgedrückten Volke nicht auch noch dieses Glaubens-Soll auf, und sollte es darüber das Glaubens-Glück entbehren. Muss ich beten, wenn mir Gott ein Wunder tun, wenn er mir in der Not helfen soll? Hilft er nicht, wenn ich nicht bete? Nun denkt euch eine junge Mutter. Sie weiß nichts von Religion, was kann sie dafür? sie ist so naturalistisch erzogen. Da liegt ihr Kind im Fieber glühend. Unermüdlich, Tag und Nacht, sitzt sie am Bettchen — und macht Umschläge von Eis um die Glut des brennenden Köpfchens zu löschen. Wie es nur die schwache Frau aushält? Dass nicht Müdigkeit sie überwältigt, dass nicht das Wühlen im eisigen Wasser sie erkältet! Beten, davon hört ihr nichts; sie wirkt, bis das Kindchen des Eises nicht mehr bedarf — die kleine Leiche ist kalt. Da bricht die Mutter erschöpft zusammen. Gegenüber vielleicht, auf demselben Flur, liegt ein anderes Kind, in demselben Fieber. Auch an seinem Bettchen ist eine Mutter; sie

rührt keine Hand. Sie kniet, die Hände gefaltet, und betet mit Inbrunst. Wird Gott diese Mutter erhören? Die erstere kann er ja nicht erhören; wird er ihr unangefleht helfen? — Nehmt euch in Acht, ihr Gott-Gläubigen, dass die Atheisten nicht sagen: Wir endliche Wesen sind doch ein besserer Gott als das unendliche Wesen.

Ich muss noch auf einen höchst verfänglichen Satz des Verf.s hinweisen. Er sagt S. (390): „Hat die Philosophie diese Prüfung“ (der Dogmen der verschiedenen geoffenbarten Religionen und Confessionen) „in unbefangenem Wahrheitsstreben vollendet und dennoch dem Glaubensbedürfnis ihrer Anhänger eine volle Befriedigung nicht gewährt, so hat sie keinen Grund und keine Macht zu hindern, dass diese Befriedigung auf einem andern Boden gesucht wird.“ Das heißt: der Philosoph streckt vor dem Aberglauben die Waffen; er kann ihm nicht entgegen treten. Aber zieht daraus vielmehr die Lehre, dass es unmöglich ist, den Bedürfnissen des Gemüts zu genügen, und dass es besser ist, diese Bedürfnisse nicht aufkommen zu lassen oder rundweg abzuweisen und nur zu lehren, wie man sie unterdrückt.

Der Verf. schwingt seine Lanze auch für die Unsterblichkeit der Seele. Diese Frage knüpft sich ja eng an die von Gott und wird wohl immer mit ihr zusammen verhandelt. Wir können sie hier nicht übergehen.

„Es sterbe jemand, sagt Dobrizhoffer, mit Wunden überhäuft und zerquetschten Knochen oder von Alter ausgezehrt, nie wird ein Abiponer (in Süd-Amerika) eingestehen, dass die Wunden oder Erschöpfung der Leibeskräfte an seinem Tode Schuld waren, sondern sich vielmehr bemühen, den Schwarzkünstler und die Ursache ausfindig zu machen, weshalb er ihm vom Leben geholfen hat.“ Diese Meinung, setzt der Verf. hinzu, herscht auch bei vielen Negervölkern. „Der Tod also erscheint in diesen Vorstellungen als etwas Zufälliges, nicht im Wesen des Menschen Liegendes. Mag die Form, in der sich diese

Meinung ausspricht, auch noch so seltsam sein, wir erkennen darin doch, wie schwer es dem natürlichen Menschen ist, sich ein Aufhören der Seele im Tode zu denken" (S. 352). Wir wissen alle recht wohl, wie schwer es uns wird, anzuerkennen, dass eine geliebte Person nicht mehr sei, und begreifen, dass es den Wilden nicht nur eben so schwer werde, sondern auch dass bei ihrem völligen Mangel der Causalitätsvorstellung, bei dem Mangel aller Begriffe von einem natürlichen Zusammenhange der Ereignisse, sie sich das schwer Anzuerkennende auch bloß als Angezaubertes denken können.

Den Tod als notwendige Folge des Lebens zu begreifen, dazu ist man wohl, genau genommen, erst in unsern Tagen gelangt. Den Persern ist der Tod ein Werk des Bösen, den Juden eine Folge der Sünde.

Die Schwierigkeit, das nicht-mehr-Sein, das Gewesen-Sein einer Person anzuerkennen, ist der Trieb, der den Gedanken des Fortbestehens erzeugt; und der Glaube ist nicht etwa „bemüht, die Fortdauer, so weit wie möglich, dem irdischen Leben nahe zu halten"; sondern er ist unfähig, die Sache anders vorzustellen. „Die abgeschiedenen Seelen bleiben in unserer Erdnähe. Und nahm man dies an, so musste man sich auch Gedanken über die sinnliche Beschaffenheit der Seele in diesem Zustande machen." Man weiss, dass bei allen Völkern, das zukünftige Leben nur ein Abbild des jetzigen ist. „Die Unzufriedenheit mit dem Diesseits musste aber immer lebhafter in ihnen das Verlangen nach einem bessern Leben wecken. So entstanden die verschiedenen Vorstellungen von Himmel und Hölle." Hiermit „trat auch immer bestimmter die Idee der Strafe und des Lohnes für die Beschaffenheit unseres irdischen Lebens hervor — eine Idee, die keineswegs mit der Idee der Unsterblichkeit ursprünglich verbunden ist, geschweige denn zu dem Glauben an unsere Fortdauer geführt hat."

Es wird also auch vom Verf. zugestanden, dass der Unsterblichkeitsglaube ursprünglich das Product grosser Uncultur ist, völliger Unwissenheit und völliger Unfähigkeit, Gedanken und Gefühle zu beherschen. Die ursprüngliche Todtenklage, wie sie in alter Zeit stattfand, bei den Wilden noch stattfindet,

„spricht das Bedauern der Hinterbliebenen darüber aus, dass der Verstorbene nicht mehr die Lebensfülle des Diesseits kostet und in das Schattenreich des Todes einging. Dem Glauben an das zukünftige Leben tritt sie nicht entgegen, sie setzt nur voraus, dass dieses zukünftige Leben der Herrlichkeit des irdischen entbehrt. Daher auch verschwand unter den Völkern die ceremonielle Todtenklage immer mehr und mehr, je schöner und edler ihre Vorstellungen vom zukünftigen Leben wurden" (S. 353). Nun, und wie heute? Heute sind diese Vorstellungen gewiss aufs schönste entwickelt. Weint nun eine Mutter nicht beim Tode ihres Kindchens, das nun ein Engel geworden ist? Wenn eine Braut stirbt, ein Mann, der sich eben ein neues Haus gebaut hat: sagen wir nicht alle, er sei durch den Tod aus dem Glücke gerissen? Oder wenn jemand am Ostertage gestorben ist, zeigt das Fest der Auferstehung seine Macht auf die Gemüter so sehr, dass die Hinterbliebenen nicht klagen und weinen? Gilt jede Trauer bei einem Todesfall nur den Hinterbliebenen? — Mir will doch scheinen, als hätte der Glaube an die Fortdauer der Seele in der Tat gar nichts Tröstendes, aber viel Unheimliches, Gruseliges. Schonet das Volk!

Seelenwanderung! Schopenhauer hat sie adoptirt. Grund genug für mich, kein Wort darüber zu reden. Die indische Religion lehrt sie. Grund genug für mich, von ihr zu schweigen. Aber Lessing hat sie auch. Nun diesen Mann wollen wir hören, wenn nicht in der Hoffnung, dass wir ihm beipflichten könnten, mindestens aus Neugier, wie der dazu kommt. Der Verf. sagt (S. 365): „Lessing ging dabei von dem Grundsatz aus, dass die Natur keine Sprünge mache, sondern überall den Gang einer stufenweisen Entwicklung zeige. Wie sollte nun der Mensch seine Entwicklung gleich mit fünf Sinnen begonnen haben? fragt er. Ist es nicht vielmehr wahrscheinlich, dass der Mensch schon zuvor ein Leben geführt hat mit einer geringern Zahl der Sinne und Stufen durchlief in einer verschiedenen Combination dieser Sinne; ist es nicht ebenso wahrscheinlich, dass wir in einem zukünftigen Leben noch einmal zu unsern fünf Sinnen einen sechsten bekommen?" — Ich staune vor der Grösse dieses Geistes, und staune noch mehr vor dem Zusatze

des Verfs.: „Wir können natürlich auf diese müßigen Fragen nicht mit widerlegenden Tatsachen antworten.“ Fragen wären das? Kennt denn der Verf. den Lessing'schen Styl nicht? Kann Lessing dogmatischer reden? Und müßig? Nein, meiner Ansicht nach darf von nun an, wenn die Darwinsche Lehre vor Darwin dargestellt werden soll, Lessing seine ehrenvolle Stellung nicht entzogen werden. Er also hat dem alten, an sich durchaus nichtssagenden Satz, natura non facit saltum, den wahren Sinn abzugewinnen gewusst. Nach Darwin und Häckel wissen wir es freilich besser, als Lessing es wissen konnte, dass der Mensch ehedem weder Hand, noch Ohr, noch Auge hatte, dass sein Gehirn einst viel schlechter entwickelt, dass er ohne Lungen war u. s. w. Die Hoffnung, dass der Mensch noch einen sechsten Sinn bekommen werde, kann möglicherweise schon erfüllt sein, wenn auch nicht auf der Erde.

Was hat nun der Verf. gegen Lessing und alle Präexistentianer, gegen die Ansicht also, dass unsere Seele schon einmal in anderer Form existirt habe und noch existiren werde? Er lässt diese Auffassung als eine mögliche gelten, meint aber, „dass sie das Gefühl nicht befriedigt, aus dem im Menschen der Glaube an Unsterblichkeit entspringt. Das menschliche Gemüt hat kein Bedürfnis fortzudauern um jeden Preis; ein ewiges Wirken in wechselnder Wanderung gleich dem ewigen Wirken des Atoms im Kreislauf des Stoffes genügt seiner Sehnsucht nicht“ (S. 369). Wie der Verf. zu diesem Misverständnis gelangt, ist mir unerklärlich. Auf derselben Seite teilt er ja mit, wie Leroux behaupte, „es werde mancher Eindruck in unsere Seele hineingearbeitet und hinterlasse eine Nachwirkung in ihr auch ohne unser Wissen. So nehme die Seele die Eindrücke dieses Lebens in ein späteres mit hinüber.“ Und so beruht ja auch Lessings Gedanke gerade darauf, dass die Seele „die neuen Kenntnisse, die neuen Fertigkeiten,“ die sie in der einen Form „zu erlangen geschickt“ war, in die neue Form mit hinübernehme (Darwinisch ausgedrückt: an die neue Form vererbe). Kurz der Kern Lessing's ist ja der Gedanke der steigenden Vervollkommnung. Wie kommt also der Verf. zu seinem Vorwurf, der hier durchaus fehl geht? — Richtig zwar ist, was

er weiter sagt: „Gewünscht wird bewusstes Fortleben nach dem Tode, das eine wahre Fortsetzung des bewussten Erdenlebens sei;“ aber welch ein Recht hat der Verf. zu behaupten, dies sei ein Bedürfnis des Menschen schlechthin? Lessing hat dieses Bedürfnis nicht. Ganz ausdrücklich erklärt er, seine Ansicht könne darum nichts an Wahrscheinlichkeit verlieren, „weil ich es vergesse, dass ich schon dagewesen. Wohl mir, dass ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben.“ Das beweist einen psychologischen Blick. Wir wissen, wie schwer es ist zu vergessen. Und doch können wir nichts Neues lernen, ohne das Alte, wenn es dem Neuen nicht entspricht, zu vergessen.

Noch Eins. Ich muss kantisch reden. Unser Gedächtnis, der Schatz unserer Vorstellungen, ist er nicht Erscheinung? Die Seele aber ist ein Ding an sich. Was sind denn in ihr unsere Vorstellungen, unsere Freuden und Leiden, unsere Wollungen und Strebungen? Das nun, was diese im Ding an sich sind, bleibt in alle Ewigkeit, wie alles Reale. Mögen doch die Erscheinungen immerhin ganz andere Formen annehmen. Das ist kantisch ausgedrückt, was Lessing und Leroux meinen; und wenn Jean Reynaud meint, „dereinst am Ende ihrer Wanderung, werde die Seele plötzlich ihren ganzen zurückgelegten Weg überschauen; wie eine Rakete unscheinbar in die Lüfte steige und dann oben plötzlich ihre Funken entsende, so werde auch einst das verhaltene Feuer unserer Erinnerung wieder aufleuchten“: so ist dies dasselbe, was Lessing so ausdrückte: „Und was ich auf jetzt vergessen muss, habe ich denn das auf ewig vergessen?“ Wie es sich damit verhalten mag, lasse ich dahin gestellt. Da ich aber Lessing als Vorgänger Darwins in Anspruch genommen habe, so will ich doch daran erinnern, dass wir uns jetzt schon der etwa zwanzig Metempsychosen, die der Mensch durchgemacht hat, im allgemeinen wenigstens erinnern. Lessing aber bleibt Lessing, auch ohne Rücksicht auf Darwin. Die Hauptsache an dieser Stelle ist, dass er nicht das Bedürfnis hatte, das der Verf. mit vielen andern haben mag.

Was soll denn nun in Wahrheit, nach dem Verf. „der in

unserer Seele selbst gegründete Glaube an Unsterblichkeit" sein? „Nicht mehr, als eine Ahnung des Uebersinnlichen im sinnlichen Erdenleben" (S. 371). Nun, diese Ahnung gewährt uns die mechanische Physik und Geschichte in viel gehaltvollerer Weise als jener entweder nichtssagende oder das Erdenleben träumerisch ausschmückende Glaube. Ja dieser kann jenes Bedürfnis gar nicht befriedigen. Er genügt ihm in doppelter Beziehung nicht. Er setzt ja erstlich die Fortdauer der übersinnlichen Seele nicht im sinnlichen Erdenleben, sondern ganz jenseit desselben. Unter ganz andern als den irdischen Bedingungen wird diese Fortdauer der Seele gedacht. Andererseits aber wird doch die Weise der Existenz der Seele nach dem Tode wieder ganz nach irdischen Vorstellungen sinnlich gedacht. Ein Glaube, der uns das Uebersinnliche in jedem Augenblicke doch wieder in das Sinnliche, Handgreifliche oder Augengreifliche herabzieht, der soll für ewig ein Recht haben? Wie? unser Bewusstsein, das seiner Natur nach unter den sinnlichen Formen von Raum und Zeit steht, soll uns zwingen derartig in das Uebersinnliche überzutreten, dass wir eine Fortdauer desselben gelten lassen, also eine zeitlose Zeit? einen raumlosen Raum? Nicht corpus und sanguinem, aber quasi corpus und quasi sanguinem! Das ist für die Epicuräer. Wenn der Verf. (S. 357) dem jüngern Fichte es zum Vorwurf macht, dass er die Seele der Verstorbenen als „einen innern Leib auffasse, der eben so gut auch kein Leib, oder relative Leiblosigkeit sei": so meine ich, dass jeder Glaube an eine Fortdauer der Seele mit dem Bewusstsein ihres Selbst denselben Vorwurf verdiene. Denn unser Bewusstsein ist ein sinnliches.

Die Frage von der Fortdauer der Seele kann natürlich überhaupt erst aufgeworfen werden, wenn schon feststeht, dass es eine vom Leibe verschiedene Seele gibt, eine Seele, welche bei dem Zerfall des Leibes nach dem Leben unverschont bleibt. Der Verf. hat ja auch im sechsten Kapitel von „Seele und Leib" gehandelt. Hier sagt er zum Schluss: „Für das menschliche Denken sind Körper und Geist jedenfalls unterschiedene Erscheinungsweisen des wirklichen Seins. Körper erscheinen als räumlich ausgedehnte Dinge, ihre Veränderungen als räumliche

Bewegungen; Gedanken, Gefühle und Begierden sind als solche nicht körperlich zu denken, den Widersinn eines zwei Fuss dicken Gefühls oder Gedankens denkt kein menschlicher Kopf. — Kann es nun wohl so weit abliegen von dieser offenkundigen und unverkennbaren Verschiedenheit der Erscheinung auf eine entsprechende Verschiedenheit des bedingenden Wesens zu schliessen?" Er citirt Lotze's entsprechende Aeusserung und schliesst: „Dies die natürliche Genesis der Idee einer unsinnlichen Seele im sinnlichen Leibe."

Dies gestehe ich zu — aber nicht mehr. Ich gestehe also zu, dass Körper und Geist, weil verschiedene Erscheinungsweisen, auch „eine entsprechende Verschiedenheit des bedingenden Wesens" voraussetzen, und dass „die Erklärung des Seelenlebens" „eine eigentümliche Grundlage" fordere. Mehr ist nicht erwiesen und ist nicht zu beweisen.

Folgt denn nun aus diesem Erwiesenen sogleich eine individuelle Seele mit persönlicher Fortdauer? Keineswegs. Zwischen diesen beiden Terminis liegen sehr viel Mittelbegriffe, weil der erste Terminus gar zu unbestimmt ist; diese Mittelbegriffe aber fehlen uns sämmtlich.

Nun aber frage ich, wenn nicht feststeht, dass die Seele auch mit persönlichem Bewusstsein fortdauert: was liegt dann wohl unserm Gemüt daran, ob eine Seele in uns denkt und fühlt und will, oder ob Gedanke, Gefühl, Streben nur Secretionen des Gehirns sind? Dann liegt so wenig daran, wie an der Frage, ob es einen specifischen Magensaft gibt, oder nicht, der die Verdauung bewirkt. Wir wir diese Frage getrost den Physiologen überlassen, so die Seelen-Frage den Philosophen, und wir freuen uns, dass es ihnen bisher noch nicht gelungen ist, die Fortdauer der Seele zu beweisen, und wir bitten: verschont uns mit Gespenster-Geschichten und mit jedem Anlass dazu.

Wir kommen zum dritten Punkte, der dritten Idee, der Willensfreiheit. An ihr liegt uns vielleicht mehr als an Gott und Unsterblichkeit, und der Wunsch, sie recht sicher zu stellen,

mag oft oder immer mitgewirkt haben, eine immaterielle Seele anzunehmen. Die Materie ist der Sitz der Notwendigkeit, die ihren Ausdruck im Natur-Gesetz findet; die Seele dagegen soll der Sitz der Freiheit sein, welche sich das Sitten-Gesetz dictirt. Nichts desto weniger hat es zu allen Zeiten auch Leugner der Willensfreiheit gegeben, und wenn ich mich auf Seiten derselben stelle, so fürchte ich doch nicht des Verf's. Freundschaft zu verscherzen, da er wohl gesteht, dass mit der Willensfreiheit nicht notwendig die Sittlichkeit falle. Und das muss ich allerdings auch sogleich sagen: ich könnte es vielleicht durchsetzen (wenn ich es mir einmal so recht fest vornehme), bei keinem Irrtum, keiner Torheit, keiner Sophisterei aufzubrausen und unwillig zu werden; niemals aber würde es mir gelingen, auch da ruhig zu bleiben, wo ich die Sittlichkeit geläugnet finde. Das könnte ich nicht ausführen, ja, nicht einmal vornehmen kann ich es mir: denn ich bin nicht frei. Eine Ohrfeige will ich ertragen; aber die Sittlichkeit — noli tangere: denn dann haue ich um mich, so gewiss wie ich bei einem gewissen Reiz niese. Ja der Atem ist mir nicht so notwendig, wie Sittlichkeit.

Nun solche Unfreiheit des Willens lässt sich ja wohl jeder Verteidiger der Freiheit gefallen. Unter das Sittengesetz soll sich dieselbe beugen: das sagt eben jeder Sittliche. Aber wie meint man denn? soll ich in jedem Augenblicke, wo eine Notwendigkeit zu einer der ethischen Beurteilung unterliegenden Seelen-Regung vorliegt, frei sein, mich nach der Forderung der Sittlichkeit oder zum Gegenteil zu entschliessen? fordert man solche Freiheit? Wer mir (und ich spreche hier im Namen des Volkes) sagt, dass ich, allein in einer fremden Stube, wo ich ungesehen und unverraten mir fremdes Gut aneignen könnte, frei bin zu stehlen oder nicht: der beleidigt mich. Ich bin gar nicht frei: mein Arm wäre zu solcher Tat völlig gelähmt, ich kann ihn nicht rühren. — Ihr Sitten-Lehrer machet dem Volke die Sittlichkeit nicht noch schwerer als sie ist; sie ist so schon sehr schwer. Als Kinder, da wir eben gehen lernten, setzten wir die Füsse frei; sonst wären wir wohl gefallen. Jetzt gehen wir, wie eine versorgte Maschine. Als wir Lehrlinge waren,

da machten wir alles frei und mit Ueberlegung; jetzt bewegt sich Arm und Hand und Finger, das Bein und der ganze Körper ganz mechanisch, ohne dass wir daran denken. So mögen wir wohl auch als Kinder sittlich frei gewesen sein; jetzt sind wir es längst nicht mehr, jetzt ist uns die Sittlichkeit in die Muskeln und Nerven eingewachsen. Wie sollten wir im Leben fertig werden, wenn wir uns wie Neulinge in jedem Augenblicke überwachen müssten, damit wir nur nicht Schurken werden? Nein wir wollen nicht ewig Anfänger bleiben. Wir haben uns einen Charakter erworben, und aus ihm heraus handeln wir überall instinctartig, ohne Freiheit und Wahl, dem Sittengesetz gemäß. Wer da hat die Wahl, hat die Qual! Erlasst sie uns. Wir haben auch gar keine Zeit zu wählen.

Dies soll vor allem feststehn; auch gesteht es der Verf. zu. Und nun wollen wir sehen, welche Angriffe auf die Willensfreiheit der Verf. bekämpft.

Zuerst diejenigen, welche aus materialistischen Voraussetzungen folgen, aus der Abhängigkeit unserer Seele vom Leibe. Aber selbst, wenn ich nicht Materialist bin, muss ich das von hier her kommende Bedenken teilen. Der Verf. bemerkt ebenfalls: „Selbst Idealisten können dagegen nichts einzuwenden haben: denn sie wissen auch recht gut, dass unsere Seele sich allerdings in einem zum Teil leiblich bedingten freien Zustande befinden muss, um diese Kraft (der Willensfreiheit) ausüben zu können. Wir alle wissen wohl, wie sehr die menschliche Willenskraft im Schlafe, im Trunke, in schwerer Krankheit erlahmen und unfähig zum Wirken werden kann.“ Daraus aber, sagt der Verf., folge selbst für den Materialisten nicht die Leugnung des freien Willens, sondern nur, „dass die Kraft des freien Willens, wie jede andere Seelenkraft, ihrem Ursprunge nach abhängig ist von einer vorgängigen Stoffbewegung“ (S. 230). Aber liegt denn hier nicht eine Contradictio in Adjecto vor? Der freie Wille soll seinem Ursprunge nach abhängig sein von einer Stoffbewegung! Und wenn nun diese Stoffbewegung nicht eintritt? Dann fängt er gar nicht an! Und wenn sie eingetreten ist und nach einiger Zeit von einer anderen Bewegung der Materie unterbrochen wird? Dann ist es mit ihm vorbei!

Und das soll Willensfreiheit sein? Dann könnte der Mensch manchmal frei sein, nämlich, wenn es der Puls erlaubt. Erlauben denn die Sclavenhalter ihren Sclaven niemals, frei spazieren zu gehen? So erlaubt die Materie ihren Willenssecretionen zuweilen freie Bewegungen. Recht gütig.

Der Verf. meint, wir können immerhin mit Moleschott den Einfluss der äußern Einwirkungen anerkennen, „wenn wir nur nicht vergessen, dass dem Menschen schon von den Eltern her eine selbständige Kraft der Seele angeboren wird, die sich im Leben zum bewussten Selbst entwickelt und dadurch zu einer Macht wird, die nun bei allen Handlungen als innerer Factor jedenfalls mit in Betracht kommt, ja bisweilen stark genug ist, die ganze Summe der genannten äußern Einflüsse aufzuwiegen. Nicht das ist die Frage, ob oder wie stark dieser innere Factor von aussen beeinflusst werden kann; sondern nur darum handelt es sich, ob derselbe ausschliesslich als ein leidender Durchgangspunkt der äußern Einwirkungen oder als selbsttätig eingreifende Kraft zu denken ist.“ Nein, das kann nicht die Frage sein, nicht nach materialistischer Anschauung. Insofern dem Kinde eine selbständige Kraft angeboren ist, gilt von dieser ganz dasselbe was von den Eltern; sie ist ja nur ein abgelöster Teil derselben. Sie ist das mechanische Erzeugnis aus einem Complexe materieller Elemente. Entwickelt sie sich, so geschieht es ganz unter äußern Einflüssen. Freilich ist sie eine Macht als innerer Factor dem äußern gegenüber: beide fließen mechanisch zusammen zu einem Dritten. Für dieses war der innere Factor wesentlich, aber nicht selbsttätig eingreifend, nicht herschend und frei. Er musste leiden und zwar so leiden, wie es nach seiner Natur des Aeußern gesetzlich festgestellt war. Nun ist das neue Dritte der innere Factor, auf den wieder Aeußeres stößt; und aus beidem entsteht abermals ein Neues, causaliter bestimmt. Also er wirkt, was an ihm ist, aber immer nur mechanisch, niemals frei, wie er auch unfrei entstanden ist. Und wie, wenn nun gar die „von den Eltern her angeborene selbständige Kraft der Seele böse war? So bleibt der Mensch durch das ganze Leben ein Schurke, „zum bewussten Selbst entwickelt.“

Soll ich mir nun vielleicht lieber die eigenen Schlüsse der Materialisten gefallen lassen? Moleschott sagt: „Der Mensch ist die Summe von Eltern und Amme“ (oder Kuh), „von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung.“ Halt! Das könnte mich doch sehr beunruhigen, sagt der Mann des Volkes. Die Reichen haben's also gut. Die suchen sich kluge Ammen; wir Armen müssen oft das Kind mit Kuhmilch dumm machen. Und so essen sie nur, was klug und kräftig macht. Ach, wir Armen! — Und doch scheint dem nicht ganz so zu sein. Die Reichen essen Hasen; sind sie denn solche Hasen-Herzen? Sie essen viel Rindfleisch; haben sie denn solch Ochsengehirn? Können sie gut sehen, weil ihre Säle am Tage durch die hohen Fenster, des Abends durch viel Flammen erhellt sind? Welchen Einfluss hat ein seidenes Hemd? Hätte ich Geld, ich kaufte mir eins. Moleschott trägt gewiss eins. Ich werde es ihm abnehmen. Pfui, das wäre ja gestohlen. — Ich werde bei den nächsten Wahlen niemand meine Stimme geben, der sich nicht eidlich verpflichtet im Parlament ein Gesetz zu beantragen: der Staat müsse dafür sorgen, dass jeder Arbeiter ein seidenes Hemd bekomme. Pah, ich glaube, ein leinenes tuts auch. Ja, da sehe ich: wer hat die Wahl, hat die Qual. Lass den Moleschott laufen. Die Sache ist nur zu wichtig. Woher mag's wohl kommen, dass ich den Moleschott doch nicht recht capire? Ich glaub, ich esse zu viel Schwarzbrot. Wir Arbeiter müssten alle bloss Weissbrot essen. Im Weizen steckt's. Ich komme immer wieder auf die Abgeordneten-Wahl. Ein Gesetz machen! Ob's wirklich am Essen liegt? Ich esse doch jeden Tag meinen Häring. Häring ist Fisch, Seefisch obenein; Fische machen klug. Nun, wenn die Fische so klug machen, warum sind sie selbst so dumm? Sie haben den Verstand nicht an der rechten Stelle. Statt im Gehirn, haben sie den Phosphor im Fleisch. Bei manchem Menschen mags auch so sein, darum hauen sie gut, aber denken schlecht. Haben sie auch viel Eisen im Blut, so werden sie Räuber. — Das ist alles Unsinn. Ich verstehe das nicht; ich habe nichts gelernt in meiner Jugend. Mein Kleiner aber soll was lernen. Den schicke ich nicht in die

Communalschule; ich denke nicht daran; der muss mir ins Gymnasium — oder nein, in die Gewerbe-Schule! — Nun was liegt daran, ob er diese oder jene Schule besucht? Das ist wahr: er wird je nachdem ein ganz anderer Mensch. Aber sein Vater und Mutter bleiben doch dieselben. Ort und Zeit, Luft und Wetter, Schall und Licht, Kost und Kleidung bleiben doch für den Jungen dieselben. Wird in den Stuben der Gewerbe-Schule besser ventilirt? Haben sie besseres Licht? Alles ist gleich! Aber dort lernt er Latein, hier Physik. Auf den Unterricht, auf die Erziehung kommt es an! Sind das äußere Einwirkungen? Nein, innere! Nun seh Einer die Juden an! Warum denken sie über Religion anders als wir? Warum halten sie es für Sünde, in der Synagoge den Hut abzunehmen? Schweinefleisch zu essen? Sind das äussere Einflüsse? Atmen sie nicht dieselbe Luft ein wie wir? Und wenn ich meinen Jungen in die jüdische Schule schicke, unbeschnitten, dann denkt er doch wie die Juden. Das muss Moleschott gar nicht eingefallen sein. Haben die Juden mehr oder weniger Phosphor oder andern Phosphor als wir? Und wenn ich einen kleinen Judenjungen christlich unterrichte, denkt er wie ein Christ. Nein, mit Moleschott ist es nichts. — Frei bin ich nicht; aber so ein Bißchen frei bin ich doch: ich kann mein Kind in diese oder jene Schule schicken, welche mir beliebt. Wer oder was kann's mir wehren? Und einerlei, wenn's mir auch Einer wehrt: ich kann doch sagen: aber ich will so! — Warum will ich nun so? Weil in meinem Gehirn ein Knoten elektrische Erregung gehabt hat? Hätte ein anderer Knoten sie bekommen oder hätte derselbe eine andere Erregung bekommen, so wäre mein Entschluss ein andrer geworden. Wie kommt denn solcher Phosphor-Knoten zu Gewerb-Schule? Von meinen Eltern hat er's nicht. Als die starben, war noch keine Gewerbe-Schule. Nun hat sie der Magistrat gemacht; was geht das allen Phosphor und alle Elektricität in der Welt an? Ich habe die Gewerbe-Schule noch nicht gesehen; die hat meine Nerven noch nie gereizt. — Solche Sachen sind kurios; die sind für die gelehrten Naturforscher. Ich glaube aber, die wissen auch nichts.

Ja, guter Mann (so unterbrach ich seinen Monolog) von

Psychologie, von dem was im Geiste vorgeht, weiss diese Art Naturforscher gar nichts.

Wir fragen mit dem Verf. weiter: und wie steht es mit der Moralstatistik? Sie leugnet die Willensfreiheit „wegen der nachweisbaren Gesetzmäßigkeit unserer scheinbar freien Handlungen" (S. 235). Sie verweist vorzugsweise auf die Gesetzmäßigkeit der Verbrechen und behauptet, unter gleichen socialen Verhältnissen werde alljährlich dieselbe Zahl von Verbrechen ausgeübt, und diese Gleichheit zeige sich selbst in der Art der verübten Untaten. Dieselbe Regelmäßigkeit hat man auch in sittlich gleichgültigen Handlungen beobachtet, wie bei Nachlässigkeiten im Anfertigen von Briefadressen, oder bei löblichen Handlungen, wie bei Heiraten, und sogar in den Verhältnissen, nach denen Junggesellen und Wittwer, Jungfrauen oder aber Wittwen heiraten. Geburten und Todesfälle sollen nicht so regelmäßig eintreten, als diese menschlichen Handlungen.

Nun könnte man meinen, wenn auch nach dem statistischen Gesetz in einem Lande jährlich so und so viel Raubmorde vorkommen müssen, dass damit die Einzelnen, welche diese gesetzliche Notwendigkeit ausführen werden, noch nicht bestimmt sind, und dass also trotz des Gesetzes die freie Selbstbestimmung des Einzelnen gerettet werde. Diese Annahme weist der Verf. zurück. Ist die Zahl der Verbrechen vom Gesetze bestimmt, so sind es auch die Einzelnen, die von dem Zwange der Notwendigkeit ergriffen werden. Ich und du, wir sind keine Verbrecher, weil das statistische Gesetz uns nicht dazu designirt hat; dieser und jener sind Verbrecher mit derselben Notwendigkeit, wie diejenige, mit welcher sie geboren sind, und mit welcher jedes Natur-Ereignis vor sich geht. „Gibt es derartige Moralgesetze, wie die Statistiker sagen, so ist es aus mit der menschlichen Willensfreiheit."

Dagegen macht der Verf., nicht ein Zugeständnis, sondern zur Verständigung folgende Bemerkung (S. 238): Auch in der Menschenwelt pflegen bestimmte Ursachen bestimmte Folgen zu haben, und der Mensch, wenn er auch einen freien Willen hat, kann jedenfalls nicht alle Zeit mit demselben in diese Verhältnisse willkürlich eingreifen. Vielmehr ist wohl anzunehmen,

dass eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Beziehungen seines Tuns und Lassens sich ohne Beteiligung des freien Willens ordnen. Die Regelmäßigkeit dieser Wechselbeziehungen hat nun in der Tat nicht das mindeste Auffällige an sich, schließt aber die Wirksamkeit des freien Willens in andern Fällen gewiss nicht aus." Hier nimmt der Verf. einen guten Ansatz, der leider recht matt endet. Viele werden, wie ich, die Befürchtung nicht unterdrücken können, es sei hier so viel Gesetzmäßigkeit zugestanden, dass sie die Wirksamkeit des freien Willens doch wohl ausschließen dürfte.

Wir bedauern, dass uns der Verf. nicht gesagt hat, wie, in welchen Beziehungen und unter welchen Bedingungen sich Freiheit des Willens kund gebe. Er scheint dies für selbstverständlich zu halten, und das ist es doch keineswegs.

So kommt es, dass nicht nur eine allgemeine Befürchtung bleibt, sondern auch dass, wenn er nun auf Einzelheiten eingeht, wir gar nicht mit ihm einverstanden sind, ob freier Wille hier erscheine oder nicht. Wenn sich die Ansicht der Statistiker besonders auf die Heiraten stützt, so sagt er: „Ueberhaupt hat der freie Wille in den besten Fällen mit dem Heiraten wenig zu tun." „Die glücklichsten Verlöbnisse kennen kein Entweder-Oder, und wo dieses nicht vorliegt, hat auch die Willensfreiheit keine Arbeit zu tun." Das mögen wohl die Ehen sein, die im Himmel geschlossen werden, wo der liebe Gott paart. Dieser Fall ist ja historisch wichtig. In ihm geriet der Widerspruch oder die Harmonie zwischen menschlicher Freiheit und göttlicher Bestimmung am leichtesten zur Klarheit. Aber dies zeigt doch, dass für das gewöhnliche Bewusstsein die Eheschließung nach allen Seiten als Tat des freien Willens galt.

Der Einwand aber, den der Verf. gegen die Statistik der Verbrechen macht, es sei dies bloß eine Statistik der Not und Leidenschaft, trägt eine offenbare und nicht wegzudisputirende Dialektik zu Gunsten der Notwendigkeit in sich. Denn, ist es Gesetz, dass in dieser Stadt jährlich hundert Mal der freie Wille dem Eintritt der Not und Leidenschaft weichen muss, so ist der Eintritt des freien Willens selbst unter das Gesetz

gebändigt, und er hört auf freier Wille zu sein, und ist Selbsttäuschung. Er muss eintreten nach seinem Gesetz, dem eisernen Gesetz der ursächlichen Nothwendigkeit, sobald dasselbe Gesetz nicht im Gegenteil die Not und Leidenschaft in Wirksamkeit bringt. Ja gewiss würde die Statistik der menschlichen Grosstaten zu demselben Ergebnis führen wie die der Verbrechen. Den Mörder und den Lebensretter umfasst dieselbe Gesetzmäßigkeit — freilich dort zum Bösen, hier zum Guten; dieser Zusatz aber enthält nur unsere subjective Betrachtungsweise.

Der Verf, meint, „daraus, dass in gewissen Lebensfällen die Willensfreiheit noch nicht oder nicht mehr gebraucht werde“ (S. 240), könne „nun und nimmer folgen, dass die Willensfreiheit überhaupt nicht vorhanden ist.“ Dieser Einwand dürfte doch zu kläglich sein, und so dürfte nur die an sich selbst verzweifelnde Freiheit reden. Verlangt man denn vom Physiker, dass er für jeden Fall eines Steines beweise, dass er ohne Freiheit nach dem Gesetze gefallen sei? Wenn in den wichtigsten und zugleich controlirbaren Fällen die Gesetzmäßigkeit von der Statistik erwiesen ist: so ist sie berechtigt, jene schlechthin und in allen Fällen der Willenstätigkeit zu behaupten. Wo soll denn die Freiheit sein? „Vielleicht gerade auf der langen Reihe oftmals unscheinbarer Handlungen und Unterlassungen, durch welche der Mensch sich von dem einen Zustande, in welchem er Gefahr läuft jeden Augenblick von dem Druck äußerer Verhältnisse willenlos getrieben zu werden, bis zu dem Zustande hinbewegt, in welchem er sich willenlos dem Antriebe seiner veredelten Natur hingeben darf.“

Damit würden wir wohl auf Buridans Esel kommen, von welchem bald die Rede sein wird. Nur dies will ich hier anmerken. Der Verf. scheint unter Willensfreiheit dies zu verstehen, dass wir in einem gegebenen Augenblicke uns sagen: ich kann jetzt links, ich kann auch rechts gehn; dorthin treibt mich die Leidenschaft, hierhin meine veredelte Natur — folgen will ich der letztern.

Als aber der Verf. folgendes schrieb, muss er (und ich setze voraus: in Folge seiner edeln Natur) unfrei gewesen sein. Er schreibt nämlich (S. 241): „Wie wenig diese (moral-stati-

stische Regelmäßigkeit verstattet, von sittlichen Gesetzen zu reden" (d. h. von Naturgesetzen, denen unsre sogenannten sittlichen Handlungen unterworfen wären), „zeigt deutlich ein Vergleich mit den bekannten Gesetzen der Natur, von denen dieser Begriff auf die Sittenwelt übertragen werden soll. Die Körperwelt gehorcht überall und jederzeit dem Gesetz der Schwere, jeder Körper muss schwer sein; es ist aber ein Unsinn von einem Gesetz zu reden, nach welchem in jedem Jahre unter hundert Menschen einer einen andern todtschlagen muss. Die Statistiker selbst nehmen die Möglichkeit einer Aenderung der bedingenden Verhältnisse an. Dann aber handelt es sich nicht um ein unabänderliches Gesetz, sondern nur um eine bedingte Regelmäßigkeit des Geschehens, und nichts hindert anzunehmen, dass bei dieser Regelmäßigkeit der freie Wille selbst ein mitbestimmender Factor sein kann." Dem Verf. braucht wahrlich niemand erst zu sagen, dass die Gesetze der Körperwelt in ihrer Wirkung sehr bedingt sind, und dass alles Geschehen, trotz der Ständigkeit der Gesetze, mit den bedingenden Umständen geändert werden kann. Dass aber der freie Wille ein „mitbestimmender" Factor sein könne, verstehe ich nicht. Bisher habe ich gemeint (mit Kant, wenn ich nicht irre): der freie Wille ist Monarch und Souverän oder gar nicht; er ist eifervoll und duldet nichts neben sich, hat alles unter sich.

Die Statistik baut ihre Schlüsse nur auf Durchschnittszahlen; und nun meint der Verf., wenn z. B. in London die jährlichen Selbstmorde zwischen 266 und 213 schwanken, so sei ja hiermit ein beträchtlicher Raum für die Willensfreiheit gegeben. Ich meine, solche Schlupfwinkel bieten keinen Schutz, kein sicheres Unterkommen. Mögen immerhin Statistiker in dem Wahn stehen, ihre Zahlen *seien* Gesetze; das sind sie nicht — aber sie *beweisen* das Dasein von zunächst nicht untersuchten, nicht bekannten Gesetzen. Denn die Regelmäßigkeit lässt ein Gesetz ahnen, dessen Wirkungen schwanken, weil es sich unter schwankenden Bedingungen bewährt.

Was werden wir also zur Statistik sagen? Man zeige uns die Gesetze, welche die statistische Regelmäßigkeit zur Folge haben, und dann wollen wir reden. Zunächst verweise ich auf

meinen Vortrag „Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen.“ 1864. S. 54—62.

Wir kommen nun aber mit dem Verf. zu den idealistischen Gründen gegen die Willensfreiheit, welche die der Statistik zu Grunde liegenden Gesetze enthalten würden. Es handelt sich also um „die Gesetzmäßigkeit der Motivation,“ ohne welche kein Entschluss zu Stande kommt, und also „die innere Undenkbarkeit“ der Willensfreiheit. In der Stoa wird wohl diese Antinomie zuerst aufgestellt worden sein. Dann aber ward die Kirche von dem Streit erfüllt über das Problem, wie Notwendigkeit und Freiheit in dem Verhältnis des menschlichen und göttlichen Wirkens zu denken sei. Und nun kommt der Verfasser zum Esel des Buridan.

Ja du bist in Wahrheit ein aureus asinus, ein würdiger Vetter vom Esel Bileams; zwar stumm, hast du doch mehr Reden veranlasst, als dieser gesprochen. Ich preise dich und deine Eltern, obwohl ich diese nicht kenne. Auch Dante hat dich besungen; und dich hat er nicht in die Hölle gesetzt, sondern in das Paradies, obwohl du doch der Ursprung so heftigen Streites warst. Wohlan denn! *μῆνιν ἄειδε, θεά.* — In der scholastischen Philosophie ward „die Frage aufgeworfen, was wohl ein Esel tun möchte, der hungrig in der Mitte zwischen zwei gleich starken Bündeln Heu stehend von beiden gleich stark angezogen würde.“ Merkwürdig, so wie man sich auf Volks-Epen einlässt, und mögen es auch scholastische Gesänge sein: sogleich sind die Varianten da. In einem andern Liede von diesem göttergleichen Esel heisst es, er sei, von Hunger und Durst gleich stark geplagt, gleich weit zwischen Futter und Tränke gestellt gewesen. Doch gleichviel. Die Gegner der Willensfreiheit behaupteten nun, der vielduldende Esel müsse bei diesem Widerstreit gleicher Anziehung in der beklemmten Mitte elendiglich verhungern; die Verteidiger der Willensfreiheit dagegen nahmen an, der Esel werde sich entscheiden, erst das eine Bündel Heu und dann das andere zu verzehren (oder erst zu fressen, dann zu trinken), und wenn auch ein Esel diesen Ausweg vielleicht nicht ergriffe, ein verständiger Mensch werde sich keinesfalls wie ein Esel benehmen.

Wir übergehen Cartesius und Spinoza, Leibniz und Kant und auch Schopenhauer und hören, was der Verf. sagt (S. 256): „Eins ist unzweifelhaft, das nämlich, dass keine Aeußerung unsrer Seele ohne Anlass, ohne Motiv erfolgt.“ „Reize oder Vorstellungen sind aber nicht an sich stark oder schwach als Motive, werden es auch nicht durch bloße Verbindung mit andern Vorstellungen oder durch das Ausscheiden einiger Bestandteile, sondern nur durch ihre Beziehung zu der bestimmten Empfänglichkeit oder Reizbarkeit eines beseelten Wesens.“ Nicht „an sich“ sind die Vorstellungen der Tugend stärker als die des Lasters, noch umgekehrt; aber die Seele ist reizempfänglicher für jene oder aber für diese „und verleiht ihnen die größere Stärke durch ihre Zuwendung.“ Ist nun diese Reizbarkeit und die durch sie veranlasste Zuwendung ausschliesslich notwendige Folge der dem Menschen angeborenen und anerzogenen Natur, oder „kann dabei der freie Wille als ein mitwirkender Factor gedacht werden? Kann die Zuwendung der Seele, durch welche eine Vorstellung zum Motiv wird, frei gedacht werden, oder muss sie gebunden gedacht werden?“

Hierauf antwortet der Verf. (S. 260): „Die seit Menschengedenken allbekannte Tatsache der sittlichen Zurechnnng, die mit dem eigenen Willen und Tun ins Gericht geht, erhält einen verständlichen Sinn nur unter der Voraussetzung, dass wir unseren Charakter nicht für einen durch Natur und Verhältnisse unabänderlich gegebenen, sondern für einen durch Mitwirkung unseres freien Willens gewordenen halten, dass wir also an die Wirklichkeit unserer Willensfreiheit und ihre Wirksamkeit in der Erfahrung glauben.“ Dem Menschen ist „kein unabänderlich fester, starrer Charakter angeboren“ (S. 263). Vielmehr behält dieser fast immer etwas Schwankendes, so dass er auch wohl einem entgegenstehenden Reize den Zutritt gestattet und sich überhaupt völlig ändern kann. Und dies geschieht durch die Freiheit des Willens.

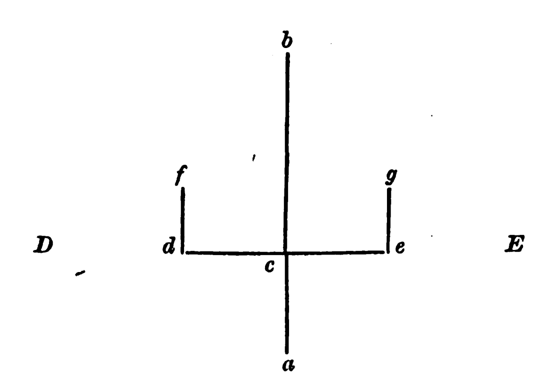
Die Kraft des freien Wollens werde, sagt der Verf. (S. 266), am deutlichsten bei sittlich völlig gleichgültigen Handlungen erkannt. Der Verf. behauptet also, „dass kein Mensch in dem Falle von Buridan's Esel in der Mitte beider Bündel verhungern

werde. Vielmehr nehmen wir an, dass jeder Mensch in solcher Lage sich mit voller Freiheit wird zuerst zur Linken oder zur Rechten wenden können.“ So behauptet der Verf. — wo ist der Beweis? — „Den freien Willen kann sich jeder Mensch jeden Augenblick bei unbedingt gleichgültigen Handlungen vor Augen führen, und der Unbefangene wird dann keinen Augenblick darüber zweifelhaft sein, dass er innerhalb gewisser natürlicher Grenzen menschlichen Könnens überhaupt zuversichtlich kann, was er will. Und dieses Bewusstsein ist keine Selbsttäuschung, sondern bezeugt die volle Wahrheit der Sache.“ Das behauptet der Verf. nicht nur gegen Spinoza, sondern auch gegen Kant (denn Kant's Freiheit liegt ganz wo anders). Aber, nochmals, wo ist eine Spur von Beweis? Oder soll das heissen, Spinoza und Kant haben schlecht beobachtet? Vielleicht haben sie gut beobachtet, kann der Leser denken.

Ich muss gestehen, das Urteil „der Unbefangenen“ und die allgemeine Ansicht „seit Menschengedenken“ hat in der Frage vom freien Willen gerade so viel Wert wie das unbewaffnete Auge und die gemeine Ansicht in astronomischen Dingen. Soll ich wieder eine Lobrede auf die Befangenheit halten? ich meine: auf die Ausrüstung mit Kenntnissen und Logik? Und die Logik vor allem voran! denn eine Vorstellung, welche gegen die Logik ist, kann unmöglich wirklich sein.

Was den berühmten Esel betrifft, so beweist es doch gewiss den Fortschritt unserer Psychologie, dass wir ganz genau wissen, wie es damit steht. Nämlich so. Warum ist denn dieser Langohr so golden? warum habe ich ihn denn so lieb? Weil er die erste psychologisch-mathematische Figur war. Und so müssen wir ihn nun denken, ganz abstract, wie ein mathematisches Dreieck. Also der Leser denke sich ein Bewusstsein, in welchem nichts weiter vorhanden ist, als der Wunsch zu essen und der Wunsch zu trinken; oder sogar nur der eine Wunsch zu essen. Gleichviel, ob es denkbar ist, dass eines wirklichen Esels Bewusstsein oder Gemüt so arm und dürftig sein könne. Wir construiren uns ein so armes Gehirn. Diesem geben wir nun ferner zwei Wahrnehmungen: ein Bündel Heu rechts, einen Eimer Wasser links; oder wie der andere Sänger

sang, zwei Heubündel, eines rechts, eines links. Jede dieser beiden Wahrnehmungen sei so deutlich und klar wie die andre. Ich will den Leser nicht beleidigen; aber wer zeichnet nicht gern eine Figur? Also gestatte mir der Leser, Buridans Esel zu malen. Er sieht so aus!



a c ist des Esels Leib. Er trägt den Hebel *d e*, der in *c* seinen Drehpunkt hat. Dieser ist des Esels Gemüt. Ferner: *c d* und *c e*, die beiden Arme, sind die beiden Wünsche; *d f* und *e g* sind zwei belastende Gewichte, nämlich die beiden Wahrnehmungen von *D* und *E*. Wäre nun *f d* + *d c* (oder kurz *f d c* schwerer als *g e* + *e c* (oder kurz *g e c*), (sei es weil der Arm *d c* länger [der Wunsch heftiger] als *e c* oder weil das Gewicht *d f* schwerer [die Wahrnehmung klarer] als *g e*) so würde *d c* notwendig sinken, und *c e* würde steigen, die an den Wagebalken *d e* befestigte Zunge *b c* würde ebenfalls nach der Seite von *d* sich neigen. Und *f d c* könnte so schwer sein, dass der Wagebalken *d e* vertical zu stehen kommt, die Zunge *b c* dagegen horizontal, so dass *b*, die Schnauze des Esels, auf *D* fällt. So würde der Esel fressen. Wäre nun *D* erreicht, weil *f d c* schwerer war, so würde, da *b* das *D* vernichtet, in demselben Maße wie *D* auch *f d c* schwinden, und endlich umgekehrt *b* von *g e c* zu *E* herabgezogen, um auch dies zu vernichten. Da nun aber im Gegenteil *f d c* = *g e c* (denn nach der Voraussetzung ist *c d* = *c e* und *f d* = *g e*): so ruht *d e*

und auch *c b*; *b* erreicht also weder *D* noch *E*, und der Esel kommt um. Das ist absolut gewiss.

Aber so gewiss es kein gleichschenkliges Dreieck in Wirklichkeit giebt, noch tausendmal gewisser lebt Buridans Esel nicht. In den wirklichen Eseln aber werden unsagbare Umstände als Belastungen sei es auf die eine oder auf die andre Seite treten. Mag Hunger und Durst gleich groß sein, so hat der Esel vielleicht die Gewohnheit erst zu fressen und dann zu trinken. Oder irgend ein Umstand fördert die Bewegung nach der einen Seite, wie Gewohnheit und physiologische Construction, irgend ein Prickeln. Der wirkliche Esel kommt aber gar nicht in die gezeichnete Lage: nie werden Hunger und Durst als gleich starke Triebe gleichzeitig auftreten, nie wird die Warnehmung des Heus und des Wassers oder beider Bündel zu beiden Seiten gleichzeitig eintreten; nie werden beide in gleicher Klarheit verharren. Die geringste Differenz aber lässt das Gleichgewicht von *d e* nicht zu, und zwar sinkt *d c* oder *c e* mit beschleunigter Geschwindigkeit bis *b* auf *D* oder *E* stößt. Der wirkliche Esel also wird mit gesunden Sinnen in der Nähe von Heu nicht verhungern; dafür ist er sterblich: Buridan's Esel dagegen kommt um; er ist aber unsterblich und ewig.

Dies alles ist absolut gewiss, sobald zugestanden wird, wie der Verf. tut (S. 256), „dass keine Aeußerung unserer Seele ohne Anlass, ohne Motiv erfolgt.“ Allerdings ist eine Vorstellung an sich nicht stark oder schwach und ist an sich überhaupt kein Motiv, sondern wird dies „nur durch ihre Beziehung zu der bestimmten Empfänglichkeit oder Reizbarkeit eines beseelten Wesens.“ Aber der Verf. verlässt den Boden der Psychologie, wenn er meint, diese Empfänglichkeit sei eine freie Zuwendung der Seele nach einem Motiv hin. Sie ist vielmehr nur die Verbindung der motivirenden Vorstellung mit einer ältern Vorstellung in der Seele, beruht also auf Wahlverwandtschaft. Der freie Wille kann dabei gar nicht als mitwirkend gedacht werden. Die Zuwendung der Zunge *b c* hängt ganz und gar von den Armen und den Gewichten *f d c* und *g e c* ab.

Wenn ich die Anzeige eines Concertes lese, so ist dies eine Vorstellung, die an sich kein Motiv zu irgend einer Handlung für mich ist; sie wird es aber durch Wahlverwandtschaft mit gewissen Vorstellungen in mir. Heute veranlasst mich die Anzeige, das Concert zu besuchen, weil sie sich mit der Vorstellung der Lust verknüpft, die ich mir vom Anhören der Musik verspreche. Ein andermal lässt mich die Anzeige gleichgültig, weil mir das Programm nicht gefällt; oder weil ich glaube, die Ausführung werde nicht so gut sein, wie ich wünsche; oder das Concert zieht mich zwar an, ich gehe aber dennoch nicht hinein, weil ich zu derselben Zeit irgend eine Pflicht zu erfüllen habe — allemal findet entweder die Vorstellung des Concertes keine Vorstellung in mir, mit der sie sich verbinden könnte, oder der Verbindung selbst, welche sich vollziehen will oder vollzogen hat, treten andere Vorstellungen hindernd oder lösend entgegen. Im letzteren Falle aber, wo mich die Pflicht hindert, das erwünschte Concert zu hören, begegne ich vielleicht einem Freunde, der mir zeigt, dass sich die Pflicht erfüllen ließe, auch wenn ich in das Concert gehe: so schwindet die hemmende Kraft der Vorstellung der Pflicht, und die Wahlverwandtschaft macht sich geltend. So zeigt sich immer mechanische Notwendigkeit, aber nicht Wahlfreiheit. Und so steht auch kein Mensch, welcher sitzt, ohne Motiv auf.

Buridan's Esel hat den Sinn: unser Bewusstsein ist die feinste, zarteste Wage. Ja die Wage, die wir in der Hand halten, die ist ebenfalls in unserm Bewusstsein; die Schale, welche dort sinkt, sinkt auch hier. Ich habe aber vielleicht den Wunsch, die steigende Schale möchte sinken: so wird dieser Wunsch zum Gewicht, welches auf die steigende Schale fällt, und nun drückt die Hand die entsprechende materielle Schale herab. Ich habe aber vielleicht diesen Wunsch, und derselbe fällt doch nicht als beschwerendes Gewicht auf die Schale, weil ich auch den Gedanken habe: das Gewicht des Wunsches und deine Hand ändert nichts an dem Gewicht der gegenüberstehenden Schale; und dieser Gedanke wandelt jenen Wunsch in den müßigen Ausruf: Schade!

So herscht in unserm Bewusstsein dieselbe eiserne Not-

wendigkeit, wie in der Natur; und Freiheit ist nie und nirgends ein mitwirkender Factor, findet durchaus keinen Raum, im Bewusstsein so wenig wie in der Natur.

So weit habe ich es leicht gehabt, und sicherlich leichter als der Verf. mit seinen Aufstellungen. Jetzt aber tritt wohl der Leser an mich heran mit der Frage: Wie nun? Was meinst Du? Also kein Gott, keine Unsterblichkeit, keine Freiheit — sollen wir das Volk ohne jeden Idealismus lassen? Dann wird es zweifellos jedem Aberglauben anheim fallen, welcher vor der Tür wie ein Raubtier liegt, wird in jede Gemeinheit versinken, da aller Boden ohne Idealität ein schmutziger Sumpf ist. Sittlichkeit soll es doch haben? Atheistische! wenn sich nur eine Ethik ohne Gott und Freiheit begründen lassen wird. Und willst du das Volk mit Aesthetik abspeisen? Dem Hungrigen, sogar Kranken, zur Sättigung Kuchen und Marzipan reichen? — Lasst uns ruhig eine Antwort suchen.

Erstlich: Verachtet mir das Schöne nicht! Bedenket, was die Kunst sein kann, wenn sie es auch nicht immer war und vielleicht noch nicht ist, was sie aber um ihrer selbst willen werden muss. Seit dem Fall Athens war die Kunst, abgesehn von wenigen Ausnahmen, nur im Dienste des Einzelnen. So besonders im 17. und 18. Jahrhundert und auch im unsrigen. Da waren es Kabinetsstücke, was sie hervorbrachte. Paläste wurden für den Einzelnen gebaut und mit Kunstwerken angefüllt, die das Auge des Volkes nicht traf, die auch für das Volk nicht taugten. Denkt Euch aber, die Kunst trete wieder in den Dienst der Oeffentlichkeit. Wie ehemals Dome und Klöster, so werden jetzt die Parlamente und Schulhäuser als Monumente prangen, auch die Ratshäuser, die schon ehemals Werke und Stätten der Kunst waren. Straßen und Plätze werden mit den Statuen der historischen Männer gefüllt, und Denkmäler, an welchen alle bildenden Künste Teil haben, vergegenwärtigen die großen, erhebenden Taten und Ereignisse. Die öffentliche Kunst muss einen gediegenen Inhalt haben. Die Säle der Reichen mögen sich mit Oelgemälden und Wandbildern aller Art bekleiden. Die Wände und Nischen der Hütte schmücken sich mit den Tonabgüssen, Photographien und Holz-

schnitten unserer Meisterwerke. Es ist uns auch nicht gleichgültig, aus welchem Kruge und welcher Tasse das Volk trinkt, mit welchem Löffel es isst. Die grauenhaften sogenannten Messer-Affairen werden sicherlich um so seltener werden, je mehr das Volk sich nicht nur für die Schärfe der Klinge, sondern für die Form des Griffs und des Ganzen interessirt. Schön muss alles sein, was das Volk berührt und worauf sein Auge häufig fällt oder dauernd ruht. Und das Schöne ist nicht teurer, als das Hässliche. Und weil das Volk diese Dinge angreifen muss, zum Teil derb angreifen, so werden dieselben auch nicht geziert, sondern zweckmäßig sein.

Nicht für Jeden ist das Auge das Tor des Idealismus; bei Vielen tritt er durch das Ohr ein. Ich werde wahrlich nicht noch mehr Klavier-Geklimper fordern, aber Uebung des Gesanges, wie längst geschieht, und billige öffentliche Concerte, wo man immerhin neben den classischen Musikstücken, erträglich ausgeführt, auch die guten Walzer hören mag.

Die Dichtung brauche ich nur zu erwähnen. Woran hat sich der Idealismus des deutschen Volkes so genährt, wie an Schiller? Doch nicht an der theologisch gedeuteten Bibel? Die Bibel, dies in weiten Kreisen völlig unbekannte Buch, wird als Werk der literarischen Kunst den Platz behaupten, der ihr nach freier Deutung in der Literatur gebührt. Man wird die Stellen auswählen, die uns nicht entfremdet sind, die uns durch ihre Poesie unmittelbar ansprechen.

Kurz man lasse nur die Vorstellung fahren, Kunst sei ein Luxus der Aristokraten. Sie halte dem Volke die Ideale vor. Sie braucht nicht im Dienste der Sittlichkeit zu stehen; aber ihr Inhalt muss ideal, und folglich sittlich sein. Und dass sie dann ein mächtiger Hebel ideal-sittlicher Gesinnung wird, das kann nur leugnen, wer nie den wahren Eindruck einer Beethovenschen Symphonie oder der Ouverture zum Egmont gehabt hat.

Man wird vielleicht fragen, welche Bedeutung Schillers „Drei Worte des Glaubens“ noch haben können? Die Antwort ist einfach: solche Gedichte sind nur für den historisch Gebildeten, nicht für das Volk. Was für das Volk sein soll, muss aus dem Geist der Gegenwart stammen, aus dem Geiste

des Volkes. Ihm gebe ich auch keine Venus, selbst nicht die von Melos, und so lasse ich es auch nicht „die Götter Griechenlands" lesen.

Wie aber „die Bürgschaft"? „der Kampf mit dem Drachen"? u. s. w. Können diese Gedichte noch erhebend wirken, wenn der Freund, der Bürgende und der Verbürgte, unfrei sind? Gewiss. Wirkt eine schöne Statue, eine schöne lebende Person, weniger, weil sie sich diese Schönheit nicht frei erworben hat?

Nun aber der Unterricht. Lehrt die Naturwissenschaften nur immer vom rein mechanischen Gesichtspunkt aus; wird der Schüler das Zweckmäßige, Harmonische, Schöne in der Natur und ihren einzelnen Werken nicht fühlen, weil diese Seite nicht als der göttliche Zweck besonders hervorgekehrt wird? Aber es wird eben alles Gewordene nach dem Grade von Schönheit und Zweckmäßigkeit, den es darstellt, schlechthin aufgenommen werden, ohne einen unsichtbaren Werkmeister zu preisen. So weit die Zweckmäßigkeit und Harmonie erkennbar ist, wird man sich ihrer eben so sehr wie der Gesetzmäßigkeit freuen.

Die Gefahr, die aus unserm Verehrungstriebe droht, wird dann losbrechen, wenn falsche Schätzungen eintreten. Viele, scheint mir, wollen die Verehrung, die wir Gott gezollt, der Sonne widmen, wie die Aegypter und Inder getan. Nur nicht solche fade Reaction! Die Sonne ist ein außerordentlicher feuriger Kloß, Quell all unsrer Wärme — weiter nichts. Wir brauchen Wärme, und ohne Sonne wären wir nicht da. Wir brauchen auch Wasser. Aber wir wollen weder Wolken noch Sonne anbeten. Das steht alles in unserm Dienst, unter uns. Nicht als ob ein bewusstes Urwesen das alles für uns geschaffen hätte; aber wir bedürfen desselben, und gebrauchen es nach unsern immer wachsenden Kräften.

Der Mensch ist unseres Wissens, wenn auch nicht das Ziel, doch die Spitze der Schöpfung. Er gebraucht die Tiere, wie das Wasser — gleichviel wozu diese sonst noch dasein mögen. Aber das Tier ist dem Menschen verwandt; es hat Gefühl: also quäle es nicht, weder umsonst, noch übermäßig; es hat auch Verstand; also suche es zu verstehen. Kurz: tue ihm wohl und suche seine Liebe zu gewinnen. Deine Nähe

zum Tier verdriesst dich? So strebe, dich so hoch über das Tier zu erheben, wie möglich, und hüte dich, dass du nicht viehisch wirst.

Unsere Schüler lernen aber nicht bloß die Natur kennen, sondern auch die Geschichte der Menschen. Ist diese eine Lehrerin des Idealismus? — Hierüber kein Wort weiter. Wir vertrauen einer schlichten Pädagogik.

Nun, scheint Euch das genug zur Erzeugung eines lebendigen Idealismus? Vielleicht; aber gerade nun werden die Fragen in unsern Schülern auftauchen, auf welche bisher der Glaube geantwortet hat. Die leitende Idee der Geschichte, des Menschengetriebes, des Alls, wo ist sie? Und wie soll der Idealismus zu einem energischen sittlichen Streben führen, wenn keine Freiheit herscht? — Hierauf will ich nächstens antworten. Ich will nämlich erst die Vollendung von „Lange, Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart" abwarten, welche noch in diesem Winter bevorsteht, um zu sehen, wie dieser ausgezeichnete Forscher über die hier zu behandelnden Gegenstände denkt.

Weiteres zur vergleichenden Syntax

— Wort- und Satzstellung —

(vgl. Bd. VIII., S. 129 fg.)

Von

Georg von der Gabelentz.

(Schluss.)

§. 71. Die besonderen Regeln, welche mein Gewährsmann anführt, sind folgende:

1) „Gewisse Adjectiva von geringem Umfange und ebenso geringer individualisirender Kraft gehen dem Substantivum voran. Die franz. Grammatik nennt beau, bon (nebst meilleur), digne, grand, gros, jeune, joli, mauvais, sot, vieux." Ist es nun nicht beachtenswerth, dass es gerade gleiche oder verwandte Eigenschaftsbegriffe sind, die in andern romanischen oder doch indogermanischen Sprachen durch besondere Prä- und Suffixe ausgedrückt werden können? Man denke an die spanischen Vergrösserungsbildungen auf -un u. s. w. (grand, gros, vieux), an griechisch *εὐ-*, *δυσ-*, Sanskrit *su-*, *dus* (bon, beau, digne, joli; mauvais, sot); und der Begriff joli liegt oft in den Diminutiven. Es muss also doch wohl nahe liegen, diese Eigenschaften mit ihren Trägern zu Einem Begriffe zu verknüpfen, und das Mittel dies zu thun ist hier die syntaktische Infixion, dort die Bildung neuer Worteinheiten, — ein Stützpunkt mehr für meine Theorie. — Die jetzige Ausnahmslosigkeit unserer Regel halte ich für eine Folge des Sprachgebrauches, der das Gewöhnliche in's Constante umwandelt.

§. 72. 2) „Voran gehen ferner die Adjektiva bei Eigennamen, wie ital.: il sublime Dante, franz.: le divin Platon, le grand Frédéric; um der Hervorhebung und Unterscheidung willen können sie nachstehen: Raffaele il divino, Lorenzo il superbo; Alfonso el sabio; Frédéric le grand." Letztere Beispiele folgen dem allgemeinen Gesetze der Appositionen, gehören also in Ein Kapitel mit Cicero consul und weiterhin mit den nachgesetzten, ursprünglich qualificirenden und charakterisirenden Familiennamen (Titus Rufus, Jean Lebrun, Heinrich Rothe, Gottfried Müller u. s. w.). Hier nenne ich den Namen und erkläre dann, welche Person des Namens ich meine, der Zusatz gilt der Identitätsfrage, folglich der Unterscheidung, ohne dass dabei das Unterscheidungswort das betontere zu sein brauchte; dort, wo ich das Attribut voranstelle, gebe ich in Einem Namen und Eigenschaft, und ich glaube, ich würde le grand Frédéric dem gewöhnlicheren Frédéric le grand gerade dann vorziehen, wenn es mir darauf ankäme meine Bewunderung dieses Königs auszudrücken; ob ich dabei auf grand oder auf Frédéric den Accent lege, ist wohl nur Sache der grösseren oder geringeren Emphase, mit welcher ich jenem Gefühle Luft machen will.

§. 73. 3) „Nachstehen die Adjektiva, die eine rein sinnliche Eigenschaft, wie Form, Farbe, Geschmack u. dgl. ausdrücken: habit noir, table ronde, herbe amère, lait chaud." Wo diese Eigenschaften den Gegenständen vermöge deren Natur inhärent sind, da dürfen sie in den verwandten Sprachen durch vorangestellte Adjektiva ausgedrückt werden, wie die Diez'schen Beispiele beweisen: ital.: bianca neve, bianca mano, nero corvo, candido cigno; span.: blanco cristal, verde laurel, roja sangre, dulce miel. Die Bildung derartiger Wortcomplexe ist aber in der Regel müssig, denn gerade solche Eigenschaften sind allbekannt und werden für den verständigen Hörer durch Nennung des blossen Substantivums genügend angedeutet. Darum darf wohl angenommen werden, dass solche Pleonasmen, wenigstens in der Prosa, nie in häufigem Gebrauche gewesen sind. Wo aber derlei Eigenschaften als dem Zeitwechsel unterworfen oder als durch äussere Umstände (z. B. menschliche Thätigkeit) her-

vorgebracht oder sonst als zufällige zu denken sind: da eignen sie sich trefflich zu Hauptprädikaten, mithin auch zu Relativsätzen, mithin schliesslich (bei steter Abnahme ihrer syntaktischen Bedeutung) zur Bezeichnung durch nachgesetzte Adjektiva.

§. 74. 4) „Ebenso die Adjektiva, welche äussere Verhältnisse und leibliche Zustände bezeichnen: opinion commune, défauts naturels, genre humain, guerre civile, langue vulgaire, langue moderne, femme malade, homme aveugle . . . Am allgemeinsten werden die von Eigennamen abgeleiteten Adjektiva nachgesetzt: empire romain, église luthérienne . . ." — Ich möchte hier eine Zweitheilung vorschlagen:

α) Abnorme Eigenschaften, wie malade, aveugle, muet u. s. w. Von diesen gilt das vorhin Gesagte: sie sind wichtig, interessant genug, um eine gewisse syntaktische Selbständigkeit beanspruchen zu dürfen.

β) Eigenschaften die begrifflich dem Genitive entsprechen: vulgaire, moderne = ce qui appartient au, provient du „vulgus," à la mode, de la mode; genre humain = genre des hommes, empire romain = empire de Rome. Ob hier die gewöhnliche Stellung des Genitivs durch Analogie eingewirkt, ob man Zugehörigkeitsverhältnisse als meist zufällige aufgefasst habe, lasse ich unentschieden. Uebrigens weist Diez nach, dass diese Regel ehemals nicht ganz ausnahmslos gewesen, und sein Beispiel: „nostre française gent" ist eins, wo die Infixion nach meinem Grundgesetze recht passend erscheint, liegt doch in dem nostre schon das française eingeschlossen.

§. 75. 5) „Participia Präteriti nehmen ihre Stelle im Franz. gleichfalls hinter dem Substantivum, in den anderen Sprachen auch vor demselben . . . Participia Präsentis können überall vorangehen." Auch Jenes nicht ohne Ausnahmen vgl. oben: „ce maudit traître!" Das allgemeine Gesetz dürfte auch für die Stellung der partt. praes. maassgebend sein, doch scheint die Neigung vorzuwalten, auch sie nachzustellen. Warum? Ich glaube, weil die Verbalbegriffe, denen die Participien zugehören, der Mehrzahl nach vorübergehende Handlungen oder Zustände, Passiva aber von Aussen Empfangenes, mithin Zufälliges bezeichnen — vgl. No. 3 und 4. —

§. 76. 6) „Ein zum Adjektivum gehöriges Adverbium macht, wenn es nicht vielsylbig ist, in der Stellung des Ersteren kaum einen Unterschied: une très jolie femme, une fille si belle.“ Die Ausnahme beruht auf Rücksichten der Quantität wie wir sie ähnlich im Deutschen — Cap. VII, E, 1 — kennen gelernt haben. — „Die Stellung des Superlativs ist dieselbe, welche das Adjektivum als Positiv einnimmt.“

§. 77. 7) „Adjektiva, von welchen andere Redetheile abhängen, wählen ihren Platz hinter dem Substantivum . . .: „femme agréable à tout le monde,“ — Folge der Quantität wie unter 6).

§. 78. 8) „Sind es der Adjektiva mehrere, so können sie ihr Substantivum in die Mitte nehmen: belle musique italienne.“ Ich würde sagen: so richtet sich die Stellung eines jeden nach den vorhin dargelegten Grundsätzen: joli cheval noir, pauvre „femme malade; aber auch grand jeune homme, viellard boiteux et borgne etc.

§. 79. Diez führt schliesslich die Fälle an, in welchen das Adjektivum, je nachdem es vor oder hinter seinem Substantivum steht, etwas Anderes bedeutet. Dahin gehören diejenigen Adjektiva, welche nachgesetzt ihre ursprüngliche, vorgesetzt eine figürliche Bedeutung haben. So Farbenwörter: verte jeunesse, noirs pressentiments, pâle mort, brillante action, Wörter die sich auf den Geschmackssinn beziehen: doux plaisir, span.; amarga historia, ital.: dolce riso; ebenso aveugle désir, ital.: cieca severità*). Der Grund dieser Erscheinung ist wohl klar: das Eigenschaftswort, das in den meisten Fällen nur den Begriff des Substantivs verstärkt, bildet mit diesem eine Einheit, muss also infigirt werden. Freilich, bei corbeau noir, nuit obscure, neige blanche liegen dieselben Voraussetzungen vor; allein hier wird mit noir, obscur, blanc die nämliche Idee verbunden, wie in table noire, chambre obscure, robe blanche und der sonstigen überwiegenden Mehrheit der

*) Freilich giebt der Verf. vorher unter 6) auch „un mensonge si noir.“ Ist das Beispiel und die Regel, zu der es gehört, richtig, wie ich glaube, so gilt auch das im Texte Bemerkte nicht ausnahmslos. — vgl. §. 69. —

Fälle, wo die Farbe mit dem Begriffe der Sache nicht nothwendig verbunden ist, dem Sprachgebrauche nach Analogie war also Thür und Thor geöffnet. Bei figürlicher Anwendung der Eigenschaftswörter lag hingegen die Analogie schon ferner.

Was das Diez'sche Werk weiterhin über unser Thema lehrt, übergehe ich. Es sind Beobachtungen, die mir theils ohne genauere Kenntniss des älteren Sprachgebrauches nicht erklärbar, theils unmittelbare Consequenzen des im Bisherigen Entwickelten zu sein scheinen. Dass ich da, wo ich die Sonderregeln zu erklären unternommen, nur die nach §. 60 vorhandene eine Erklärungsmöglichkeit berücksichtigt, nicht auch auf die etwa mitwirksam gewesenen sprachlichen Autoritäten — §. 61. — hingedeutet habe, möge man entschuldigen. Derartige Auseinandersetzungen würden, selbst wenn ich die dazu nöthigen Vorkenntnisse besässe, doch immer nur die äussere Geschichte der Sprache, nicht deren inneres Wesen berühren*).

IX. Das Ich und die Subjektivität. — Voranstellung des grammatischen Prädikates in mittheilender Rede.

§. 80. Ein Ich liegt, streng genommen, stets schon in der blossen Thatsache des Sprechens: ich denke, sage. Und ebenso ein Du, nämlich die Aufforderung an den Angeredeten: höre zu! Beides findet in der Umgangssprache vielfach Ausdruck. Man weiss, wie sehr es der Engländer liebt, seine Rede mit „I say“ einzuleiten; und der Amerikaner substituirt dafür sein, womöglich noch schaleres „I calculate, I guess.“ Wir Oberdeutschen lieben es parenthetisch Redensarten ähnlichen Sinnes dann anzuwenden, wenn wir bescheiden das Ausgesprochene nur als unsere unvorgreifliche Ansicht kennzeichnen wollen. So hat der Altenburger sein „mee'ch“ = meine ich, der Süddeutsche sein „halt“ = halte ich; und auch die Aufforderung an die

*) Bekanntlich kann der attributive Genitiv im Griechischen, sowohl zwischen sein Regimen und dessen Artikel eingeschaltet als nachgestellt werden. Sollte der Unterschied ein ähnlicher sein, wie bei den analogen Stellungen des französischen Adjektivums?



zweite Person erfolgt oft genug durch ein „höre, hören Sie." Sollten die griechischen Partikeln μὲν μὴν nicht ursprünglich jenen mee'ch, halt entsprochen haben ($\sqrt{}$ man = denken)?

§. 81. Die Aufgabe des gegenwärtigen Kapitels ist es den Einfluss der Subjektivität auf die Wortstellungsgesetze an einigen Beispielen nachzuweisen. Das im vorigen Paragraphen Bemerkte liegt vor der Schwelle dieser Aufgabe; denn das Ich, von welchem da die Rede war, findet in der Regel keinerlei Ausdruck, und in Fällen, wo ihm ein solcher zu Theil wird, dürfte die Erscheinung mehr von stylistisch-rhetorischen als von syntaktischem Werthe sein. — Nun tritt aber bekanntlich auch im Gedankeninhalte der Rede das Ich vielfach in den Vordergrund. Zunächst als Subjekt:

a) Es ist grammatisches und psychologisches Subjekt in Sätzen wie: ich habe Kopfschmerzen.

b) es ist grammatisches Subjekt, z. B.: das weiss ich.

c) es ist psychologisches Subjekt, z. B.: mich kennt hier Niemand; —

und wenn ich sage: Mein Kopf thut mir weh, — meine Studien haben eine Unterbrechung erlitten, so sind es wieder Bestandtheile meines Ich, nämlich mein Befinden, mein Treiben, von denen ich rede.

§. 82. Dagegen ist in Sätzen wie: „Dieser Tisch ist rund, heute ist es schwül, Dein Hund bellt" das Ich in keiner Weise Subjekt. Vielmehr liegt hier ein Ich implicite im Prädikate: der Tisch, der heutige Tag, Dein Hund machen auf mich die Eindrücke, die ich von ihnen aussage.

§. 83. Der Egoismus ist nun aber, wie im ganzen Leben, so auch in der Sprache ein wichtiger Faktor. Gerade die naivsten Redeformen — §. 23. — sind es, in denen er am schärfsten zu Tage tritt. Was besagt ein Ei! ein Au! anders als: ich empfinde Wonne, Schmerz? Wenn ich rufe: Vae me miserum! so mache ich erst meiner Empfindung Luft: vae, rede dann von mir, dem Unglücklichen: me, und wende mich erst zu guter Letzt an Dich und Dein Mitleid: miserum. Den Ausruf: O miserum patrem! ordne ich naturgemäss anders: erst mein Gefühl: o, dann dessen Charakteristik als Mitgefühl:

miserum, endlich der Unglückliche, der solches in mir erweckt: patrem! — Lautnachahmende Interjektionen wie pardautz! schwupp! platsch! bezeichnen den Eindruck, den ich empfangen habe, lassen aber das Woher, den Urheber unerklärt; vielleicht darf man sagen, sie seien psychologisch subjektiv, logisch prädikativ. — An der Sprache der Kinder habe ich Aehnliches beobachtet. Mein kleiner Neffe z. B. pflegte alle runden Dinger mit einsylbigen Wörtern zu benennen, die aus m-m und einem dazwischen stehenden Vocale bestanden, welcher um so tiefer war, je grösser die Sache. Mum nannte er ein grosses rundes Bild, Mom den Mond oder eine Taschenuhr, Mim-mim-mim-mim die Sterne (Plural durch Reduplication!). Als sein Vater im Reisepelze vor ihm stand und also viel grösser als gewöhnlich erschien, rief er: Pupu! Erhellt daraus nicht, dass das Kind nur an die Art seiner Wahrnehmung, nicht an deren Subjekt dachte?

§. 84. Nun zur zusammenhängenden Rede, zur Wortstellung im Satze. Von den mir zugänglichen Sprachen können viele das grammatische Prädikat voranstellen, nnd manche thuen dies vorzugsweise.

Von den bisher bekannten Sprachen der Australneger scheinen wenigstens einige diese Fähigkeit zu besitzen. So die von Adelaide (Teichelmann und Schürmann, Outlines of a grammar etc. pag. 23, 24): *Kudla wandeanna ngaityurna mudlinna* allein sollen-sie-liegen meine Geräthschaften. *Wothangko padlourlaintya turteanurla? Mette biri nindo parla.* Woher-sind diese-beiden Jacken? gestohlen-hast jedenfalls Du sie. Antwort: *Yungki ngai padlo; yakko ngatto metti*, gegeben-hat (sie) mir er, nicht ich habe-gestohlen. (Pag. 66): *Mikawommangga ngarraitye tikketti burkanna painingga turlanna* auf Mikawomma viele lebten vor-Alters wehrhafte Männer. Aber auch: *Meyu mudlarangki* ein-Mann ist-ertrunken, mit voranstehendem grammatischem Subjekte.

§. 85. Aehnlich im Parnkalla. (Schürmann, Vocabulary etc.): *Pollarri iringtutarra yuranga yadni*: . . . das -Weib sendet-fort der Mann so: . . . *Kadlirrinao winna* es-schlüpfte der-Fischspeer.

In anderen australischen Sprachen, z. B. Kamilaroi, Dippil, Turrubul, scheint nach den mir vorliegenden Sprachproben die Nachstellung des Prädikats die Regel zu bilden.

§. 86. Voranstellung dieses letzteren ist auch in mehreren melanesischen Sprachen gestattet. So im Lifu: *Eatre ha la hmekune, easheni ha la dhohu* erfüllt ist die Zeit, herbeigekommen ist das Reich. *Nani la itre hni angatre koini* fern (sind) ihre Herzen von mir — im Sesake: *e ndi gasua na kulukulu* nicht hart ist das Kleid. *E ndi surata na ta* nicht umher geht der Mensch — im Mahaga: *Kokopili na dhepa, ke kutu na fata* es bebt die Erde, es fallen die Sachen. *Liligi na hinage, luvu na tinoni* es rollt das Schiff, es gehen unter die Menschen. *Kaukaru na pava* rauh (ist) das Bret. — Im Maré: *chi jakore ko re nodei kokonie ni Joane ne si Juda ono re ruabane* es stritten die Jünger Johannis und die Juden wegen der Reinigung. *Nei Mose na kanonelu ono re ture* von Moses wurde gegeben das Gesetz. *A tubunide nei retoke ko re wi ana ilone bane waina* versucht wurde von dem Meister das Wasser (welches) gemacht (war) zu Wein — in der Sprache von Bauro: *dio mai ni kauraha* herab kam Gott. *Lago lago ni hura, dio mai Jesus Christus* sehr viele (waren) die Monate (= nach vielen Jahren) kam herab Jesus Christus. *Abbai mai ni hiona* nicht stirbt der Geist. — Im Guadalcanar: *Ari no warita hiona mora Jesu Christ* vormals nur ein Geist (war) Jesus Christus. *Mania me makata ni oga me eru* nicht (sind) erleuchtet unsere Herzen.

§. 87. In zwei anderen der von meinem Vater erforschten melanesischen Sprachen bildet die Stellung des grammatischen Prädikates vor dem Subjekte geradezu die Regel. Letzteres steht im Fidschi hinter dem etwaigen Objekte: *sa vakaisulumi ko Joni e na vuti ni kamili* es kleidete sich Johannes mit Kameelhaaren. *Sa lako voli ko Jisu e na bati ni waitui ko Kalili* es ging umher Jesus am Rande des galiläischen Meeres. *Ni sa moce na tamata, sa lako mai na nona meca* wenn schläft der Mensch, kommt her sein Feind. *Ena vakakarusa na tikina oqo ko Jisu na ka Nasara* es wird zer-

stören diese Stätte Jesus von Nazareth. — Nur die persönlichen Fürwörter I. und II. Person treten als Subjekte voran.

Im Annatom (Aneiteum) steht das Subjekt, wenige Ausnahmefälle abgerechnet, am Ende des Satzes. *Ehmun atapanes neucse neom* verschlossen ist die Thür des Hauses. *Na eti imtitaig atimi aiek* nicht fürchtest die Menschen Du. *Na mun eti ajumnyi nyak aiek* nicht hast geküsst mich Du. *Et unyamia nelcou o Atua* euer ist das Reich Gottes. — Hinter das Subjekt, dem aber auch dann das Prädikat vorangeht, tritt das direkte Objekt, wenn dasselbe durch einen folgenden Relativ- oder Infinitivsatz näher bestimmt wird, sowie in der Regel das mit einer Präposition verbundene entferntere Objekt; ein satzeröffnendes Subjekt endlich kennzeichnet den Satz als Relativsatz.

§. 88. Nun steht in den melanesischen Sprachen, wie in den malaiischen und polynesischen, jeder Satztheil durch welchen ein anderer näher bestimmt wird, hinter diesem. Was folgt daraus? Doch wohl, dass das grammatische Prädikat als satzeröffnendes Glied in allen folgenden Gliedern seine nähere Bestimmung findet, dass also auch das grammatische Subjekt hier nur als Attribut des Prädikates zu verstehen sei.

Man wäre versucht bei der Wortstellung des Fidschi und Annatom an die der tatarischen Sprachen zu denken. Letztere ist gerade die umgekehrte: das Subjekt beginnt, das Verbum beschliesst den Satz, die nähere Bestimmung steht voran, was dort Präpositionen, verrichten hier Postpositionen, und mit solchen versehene Orts- und Zeitangaben dürfen hier den Satz ebensogut eröffnen, wie dort ihn beendigen. Liebhabern sprachlicher Curiositäten könnte ich folgendes Recept empfehlen: man nehme einen Annatom-Satz, schreibe denselben in lateinischer Schrift auf eine Zeile, übersetze ihn in's Mandschu, Mongolische oder Türkische und schreibe ihn dann in hebräischer oder arabischer Schrift, jedenfalls von rechts nach links unter den Annatom-Text. Ich habe das Experiment noch nicht gemacht, sollte aber meinen, das Ergebniss werde sein, dass die entsprechenden Satztheile beider Texte wie in einer Interlinear-Version übereinander zu stehen kommen. Man ziehe den Schluss

nicht voreilig. Der Satz der tatarischen Sprachen findet auch der äusseren Form nach in seinem Verbum einen scharf markirten Abschluss. Dieser Redetheil ist, Dank seiner reichen Conjugation, auch äusserlich so gekennzeichnet wie kein anderer. Im Annatom dagegen ist der Verbalstamm unwandelbar, ein eigentliches Verbum überhaupt nicht vorhanden, und mit dem Begriffe eines solchen steht und fällt der des Satzes in unserem Sinne des Wortes. Freilich besitzt dafür die Sprache Partikeln, welche vor dem Verbalstamme stehen um Person, Zahl, Tempus und Modus auszudrücken, und welche so eine Art Congruenz mit dem nachfolgenden Subjekte bilden.

§. 89. Im Altägyptischen ist satzeröffnendes Prädikat häufig: *seχru amu ḥât pou* Rathschläge vorzügliche (sind) diese. *Ar ta-âau ua-n-reru bán* es-macht das Alter einen Menschen elend, *âb maui en râ hir-sen* es-beleuchtet der Strahl der Sonne ihr Antlitz, (Brugsch, Grammatik). Demotisch: *dscha dscholh hi* es-sagt der-Wächter des-Hauses. *Seχi Har* es-hat-geschrieben Horus (Steinthal, Charakteristik).

§. 90. In den semitischen Sprachen tritt bekanntlich fast stets das grammatische Prädikat vor sein Subjekt. Arabisch: *qâla 'l-mumi'inûna* es-sagten die Gläubigen, *ʿumaru, mâta 'abu-hu* Omar, gestorben-ist sein Vater. *ǵâ'a-ni raǵulun ḥʿasanun 'il waǵhu* es-kam zu-mir ein-Mann schön von Angesicht (ibidem).

Von der Fähigkeit vieler indogermanischen Sprachen, das grammatische Prädikat zum psychologischen Subjekte zu machen, ist bereits anderer Orten die Rede gewesen, und in meinem vorigen Aufsatze — §. 9, b — habe ich der Bedingungen gedacht, unter denen in der Alifuru-Sprache von Amurang (Toumpakewa-Dialekt) das Prädikatsverbum vor das Subjekt treten kann.

§. 91. Es fragt sich:

1) was bedeutet diese Satzgestaltung in den Sprachen, in welchen sie gestattet ist? und

2) was ergiebt sich aus ihr für die Beurtheilung derjenigen Sprachen, in welchen sie nothwendig ist?

Zu 1) dürfen wir nunmehr wohl antworten: In mittheilender — nicht fragender, befehlender, antwortender oder polemischer — Rede ist ein für alle Male das satzeröffnende Prädikat als psychologisches Subjekt aufzufassen. Teichelmann und Schürmann wollen freilich die Betonungstheorie bei unseren Antipoden einbürgern, das Material aber, das sie uns bieten, reicht zum Beweise ihrer Behauptung ebensowenig aus, wie zu deren Widerlegung, — und es ist leider das einzige, das mir zu Gebote steht. Haben sie Recht, dann wäre jene Form in den von ihnen behandelten Sprachen eine der antwortenden oder polemischen Rede eigenthümliche, und dann müsste ich den geneigten Leser bitten, §§. 12 und 13 der gegenwärtigen Arbeit sich nochmals anzusehen.

Zu 2) Die Wahrnehmung selbst wird zum Gegenstande der Rede gemacht, von ihr wird ausgesagt, woher sie rühre, was ihr Subjekt sei. Das die Bedeutung des vorangestellten Prädikates. „Diese Stellung," sagt Steinthal (Charakteristik, S. 264) „ist zwar nach einer wunderlichen Einbildung Vieler nicht logisch, ... aber sie ist durchaus die natürliche, und wenn im Chinesischen und Französischen das Subjekt regelmässig voransteht, so ist dies eine starre Convention und weder Natur noch Logik." Dass diese Stellung unnatürlich oder unlogisch wäre, hat der Gelehrte damit gewiss nicht behaupten wollen, ruft er doch selbst aus: „als ob sich die Logik um Wortstellung kümmerte." Naiv, folglich natürlich, ist es aber gewiss, immer von der Wahrnehmung, von dem empfangenen Eindrucke, also von dem lieben Ich auszugehen, und erst dann des Nicht-ich's zu gedenken, dem man diesen Eindruck verdankt.

Und darin gefallen sich Völker von sehr geringer und solche von sehr hoher geistiger Begabung; folglich hat diese Erscheinung mit den Verstandesanlagen einer Nation nichts zu schaffen. Eher, denke ich, mit der Lebhaftigkeit des Empfindens. Geschieht doch bei uns Aehnliches, wenn wir ausrufen: „Wie herrlich duften die Rosen! Wie widrig ist das Geschrei!" Wir kühleren Naturen müssen nur etwas scharf gepackt werden,

um uns ähnlich zu behaben, wie die Menschen des Südens in ihrem Normalzustande!

X. Sprachen mit satzschliessendem Verbum.

A. Lateinisch.

§. 92. Das Lateinische, bekanntlich eine Sprache von ausserordentlicher Beweglichkeit und Freiheit in der Anordnung ihrer Satztheile, pflegt das Verbum finitum an's Ende des Satzes zu stellen. Diese Stellung war in der classischen Periode weitaus die gewöhnlichste, auf einer noch älteren Stufe der Sprachentwickelung scheint sie geradezu die regelmässige, fast ausschliessliche gewesen zu sein. Das bezeugen die auf uns gekommenen Sprüchwörter und die älteren noch erhaltenen Grundsätze und Formeln des Rechts. Als solche Formeln führt Gajus (Instit. IV, §. 40—43) unter anderen folgende an: *Quod Aulus Agerius Numerio Negidio hominem vendidit; — Quod A. A. apud N. N. hominem deposuit; — si paret, N. N*ium *A. A*io *sestertium X milia dare oportere; — Quantum adjudicari oportet, judex Titio adjudicato; — judex N. N*ium *A. A*io *sestertium X milia condemna: si non paret, absolve.* Ebenso (daselbst IV, §. 93: *Si homo, quo de agitur, ex jure Quiritium meus est, sestertios XXV nummos dare spondes?* So in den Interdikten: *Uti nunc possidetis, quo minus ita possideatis, vim fieri veto* u. s. w. —

Man sieht, es sind dies Beispiele, wie wir sie nach §. 13 dieses Aufsatzes gar nicht besser wünschen können. Dass die kurzen Phrasen in den Dialogen der alten Komiker Terenz und Plautus in ihrer Wortordnung genau dem Gebrauche des gewöhnlichen Lebens entsprechen, wer wollte das behaupten? Verlangt nicht auch das freieste Metrum seine Opfer?

§. 93. Allein eine Regel wie die uns hier beschäftigende legt dem Redenden einen Zwang auf, der ihm recht lästig werden kann. Das verhängnissvolle Verbum ist seinen Lippen entschlüpft, das Schloss hat zugeschnappt, und nun ist der Satz zu Ende! Wie aber wenn der Gedanke noch nicht zu Ende

ist? soll ich mich da wiederholen, verbessern, zurückkehren bis hinter das Verbum, flugs eingiessen in das Gefäss, was ich noch auf dem Herzen habe, und dann abermals die Klappe schliessen? Das wäre sehr übel für das alltägliche Gespräch; für die öffentliche Rede, die Vorträge im Senat, auf dem Forum, in den Comitien, wäre es geradezu unerträglich.*) Da bot das Congruenzgesetz ein treffliches Auskunftsmittel. Dank ihm ist die Wortstellung meist für das Verständniss der grammatischen Beziehungen unerheblich: dem Hörer geschah also kein Unrecht, wenn der Sprecher seinen Satz durch Anhängsel vergrösserte, und dem Redenden, der sein Schnürleib zersprengt hatte, musste freier zu Muthe sein. Dass solchergestalt, was erst Unart war, später erlaubt und endlich — in den neuromanischen Sprachen gemeinüblich werden konnte, ist wohl leicht zu begreifen.

§. 94. Das aber könnte Wunder nehmen, wie eine Sprache, die so reich an Formen und in ihrer Wortstellung sonst so beweglich ist, sich je in den Zwang einer anscheinend so unbequemen Regel fügen konnte. Wie sollen wir das erklären?

Vor Allem darf wohl auf den eigenthümlich pedantischen Sinn des alten Römers hingewiesen werden. Wir Juristen wissen ein Lied davon zu singen, wie der Römer es liebte, die einfachsten Geschäfte des menschlichen Verkehrs in knappe, feste Formen zu zwängen, in Formen, deren Beobachtung verlangt wurde „sub poena nullitatis.“ Und wer in dergleichen eine Genüge findet, der mag sich auch eine Beschränkung seiner Willkür im Gebrauche der Sprache gefallen lassen.

Allein das würde nur Etwas, nicht Alles erklären. Den Grund, warum das Verbum gerade an diese Stelle zu stehen kommt, suche ich in dem Gesetze von der Stellung der beiläufigen Prädikate. Wo diese mit dem von ihnen näher zu bestimmenden Worte zusammen einen Begriff bilden sollen, da treten sie vor dieses Wort. Welches sind nun die beiläu-

*) Unsere Volksvertreter bestätigen dies durch die That. In den Parlamentsverhandlungen liest man schon jetzt auffallend viele aufgelöste Sätze; und die Gewohnheiten der öffentlichen Redner müssen über kurz oder lang auch die Schriftsteller beeinflussen. Dann ade, Schachtelsystem!

figen Prädikate des Verbums? Zunächst die Adverbien, an welche sich die Locative, Instrumentale, Ablative, anreihen; dann aber nach lateinischer Anschauung auch die direkten und indirekten Objekte, die vor jener ersten Kategorie keinerlei grammatischer Bevorzugung geniessen. Für den Leser, der den Kapiteln VII. und VII. mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird es weiterer Andeutungen nicht bedürfen.

§. 95. So stünde denn dem Deutschen Gesetze vom zweiten Platze eine lateinische Regel vom letzten Platze gegenüber. Beide beschränken die Freiheit der Wortstellung, aber wohl mit verschiedener Wirkung: das Verbum finitum ist im Deutschen ein Eintheilungsmal im Satze, im Lateinischen ein Gränzmal des Satzes. — Und ferner gilt in beiden Sprachen derselbe Grundsatz von den in- oder präfigirten Prädikaten Allein in Ansehung dieser ist der Vorzug grösserer Freiheit auf Seiten des Lateinischen. Den Satz: „Wir haben einen strengen und ernsten Senatsbeschluss gegen Dich“ können wir schulgerecht und wohlgerundet übersetzen: vehemens et grave in te senatus consultum habemus. Cicero aber kehrt in seiner ersten Catilinarischen Rede die Reihenfolge um: Habemus senatus consultum in te, Catilina, vehemens et grave. Warum wohl? Er spricht (drohend) von seiner und der Seinen Macht — habemus; — diese Macht beruht auf, besteht in einem Senatsbeschluss, dieser ist gerichtet wider Catilina — in te, — und er ist streng und ernst. So giebt Ciecero seinem Gegner den bittern Trank Tropfen für Tropfen ein, oder, um ein ander Bild zu gebrauchen, er stösst ihm das Messer nicht mit einem Male in's Fleisch, sondern bearbeitet ihn mit der überlegenen und überlegten Ruhe eines Chirurgen: Da sind meine Instrumente, die werde ich an Dir anwenden, — es wird Dir aber weh thun!

B. Türkisch.

§. 96. Schon im §. 88 habe ich erwähnt, welche allgemeinen Grundsätze von der Wortstellung der tatarischen Sprachen gelten. Der Satz erreicht hier im Verbum seinen Abschluss; aber gerade das Verbum ist auch wieder das wich-

tigste Mittel der Satzverknüpfung, Participialformen ersetzen, in den meisten Fällen unsere satzverbindenden Conjunctionen.

§. 97. Die Wortfolge des umkleideten türkischen Satzes ist nach Wahrmund (Praktische Grammatik S. 420) in der Regel diese: Zeitbestimmung, Ortsbestimmung, attributives Adjektiv u. dgl., Subjekt, Adverb der Art und Weise, Objekt (das direkte vor dem indirekten), Zeitwort. In der Regel, sagt er, nicht immer. Wäre sie immer die nämliche, so würde es sich für unsern Zweck kaum der Mühe verlohnen, sie näher zu betrachten. Nun giebt aber der Verfasser im zweiten und dritten Bande seines Werkes eine kleine Sammlung türkischer Sprüchwörter, die des Interessanten so Manches bieten.

§. 98. Nicht immer steht das Objekt zwischen Subjekt und Verbum:

Kjör quschun juwasyny tenri japár. —
Blind des Vogels sein Nest Gott macht. —
Dem blinden Vogel baut Gott sein Nest.

Werén eli kimsé kesmész. —
Gebend die Hand Jemand schneidet nicht. —
Niemand schneidet die gebende Hand. — — Ebenso der Dativ:

Jalandschyjá quwwé-i hâfiçé schárth-dyr. —
Dem Lügner Kraft behaltende Bedingung ist. —
Ein Lügner muss ein gut Gedächtniss haben.

Man erkennt den Grund: in allen diesen Sätzen ist das (direkte oder indirekte) grammatische Objekt psychologisches Subjekt; fragen wir: wovon ist in diesen Sprüchwörtern die Rede? so lautet die Antwort: Vom blinden Vogel, d. i. vom hülflosen, von der gebenden Hand, d. i. von der Wohlthätigkeit, und von dem Lügner. — Das Sprüchwort:

Ummúlmaján tasch jarár basch —
Nicht gehofft werdender Stein verletzt ein Haupt —

— hat gar das Objekt hinter dem Verbum. Dies wird indessen eine poetische Lizenz sein, da das zweite und das vierte Wort, *tasch* und *basch*, sich reimen.

§. 99. Nicht immer steht die Ortsangabe vor dem Subjekte:

Janlýsch hisâb baghdâddán dönér
Irrthümlich eine Rechnung von Bagdad kehrt zurück —
— eine falsche Rechnung kehrt von Bagdad zurück.

Tatly' dil jerdén jylany' tschykary'r. —
Süsse Zunge aus der Erde die Schlange bringt heraus. Aber:
Kjörlerín arasyndá sen dahy gjöszün qapá.
Der Blinden in ihrer Mitte Du auch Dein Auge schliesse.
Bir ewdé chorós tschoq olúndscha ßabâh' getsch olúr.
In einem Hause Hähne viele wenn sind Morgen spät wird.

§. 100. Dass auch die Zeitangabe zwischen Subjekt und Prädikat treten kann, beweist der Satz:

Dôst fená waqytdá bilinir —
Der Freund schlecht in der Zeit wird erkannt —
den Freund erkennt man in Zeiten der Noth. — Aber:
Bundán besch jilé-dek jâ dewé ölür jâ
Von hier fünf Jahre-bis entweder das Kamel stirbt oder
dewedschi
der Kameltreiber.

Im ersteren Satze soll offenbar nicht von bösen Zeiten, sondern von wahren und falschen Freunden die Rede sein. Gesetzt, der Sinn hätte sein sollen: Zeiten der Noth haben wenigstens das Gute, dass man in ihnen seine wahren Freunde kennen lernt: so würde man gewiss *fená waqytdá* an die Spitze des Satzes gestellt haben.

§. 101. Ebenso treten die Angaben der Ursache, des Mittels, der Art und Weise bald vor bald hinter das Subjekt, je nachdem sie psychologisches Subjekt oder nur nähere Bestimmung des grammatischen Prädikates sein solleu.

Bir tschitschék ilé jasz olmász —
Einer Blume mit Sommer wird nicht —
durch eine Blume wird noch nicht Sommer.
Bosch toprá ilé ât tutulmasz.
Leerem Futtersack mit Pferd wird nicht gefangen.
Laqyrdy' ilé pyláw olmász —
Sprechen mit Pilav wird nicht —
= aus Worten macht man keinen Pilav.
ßabr-ilé qorúk. K'alwá tut japraghy' atlâs olúr.
Mit Geduld, saure Traube Confekt Maulbeerblatt Atlas wird.
Haiwân jularyndán, insân iqrâryndán tutulúr.
Das Thier bei seinem Halfter, der Mensch bei seinem Worte wird gefasst.

§. 102. Wir hatten vorhin — §. 99, 101 — Beispiele wo der Ablativ, gekennzeichnet durch die Endungen *dan*, *den*, in localer und instrumentaler Bedeutung zwischen dem Subjekte und dem Verbum steht.

Merkwürdig ist seine Stellung am Ende des Satzes in folgendem Sprüchworte:

Naßibin war-isé, gelir jemendén: naßibin
Dein Schicksal wenn ist, es kommt aus Jemen; Dein Schiksal
joghysá, düschér dihendén. —
wenn nicht ist, es fällt vom Munde. —

Hier mag wieder dem Reime zu Gefallen der Sprache Zwang angethan sein. Nun hat aber der Ablativ im Türkischen noch eine besondere Bedeutung, nämlich die, dass er dem folgenden Prädikats-Adjektivum comperativen Werth verleiht. Und so angewendet, steht er bald vor, bald hinter dem Subjekte.

Jatán arslandán geszén tilki jék-dir
Liegendem vor Löwen spazirender Fuchs ist besser —
ein spazirender Fuchs ist besser als ein liegender Löwe. — Aber:
Bir bu-gün iki jarsyndan jék-dir. —
Ein Heute als-zwei Morgen besser ist. —
Besser ein Heute als zwei Morgen.
Müft sirké buldán tatly'.
Geschenkter Essig vor-Honig süss.

Schliesslich noch ein paar Beispiele, wo der Ablativ in der Bedeutung von, aus den Satz eröffnet:

Ary'q ta'uqdán semisz tirit olmász. —
Magerer von-Henne fette Brühe wird nicht.
Aus einer mageren Henne wird keine fette Brühe.
Mermerdén tüy bitmész.
Von Marmor Flaum wächst nicht.

Man vergleiche hiermit die Ablativ-Beispiele der §§. 99 und 101, und frage sich dann, ob nicht auch hier das Gesetz von der Stellung des psychologischen Subjektes zutreffe. Oder gäbe es eine andere Erklärungsweise? Ist etwa die materielle Bedeutung des Ablativs je nach seiner Stellung im Satze eine verschiedene? Das wird eben durch unsere Beispiele widerlegt. Oder soll wieder die Betonung herhalten? Dann weise man mir nach, welche Stelle die regelmässig betonte ist!

C. Mandschu und Japanisch.

§. 103. Die canonischen und classischen Bücher der Chinesen sind sowohl in das Mandschu, als auch in das Japanische übersetzt worden. Dass beide Uebersetzungen von einander un-

abhängig seien, ist so gut wie gewiss; denn der Mandschu sowohl als der Japaner treibt sehr fleissig Chinesisch, aber der Japaner treibt soviel mir bekannt, nicht Mandschu, und der Mandschu ganz sicherlich nicht Japanisch. Und doch ist die Uebereinstimmung beider Texte eine auffallende, beide decken einander so ziemlich Wort für Wort: so sehr gleichen die Wortfolgegesetze der einen Sprache denen der andern!

Ich wähle aus den Uebersetzungen die von Meng-tse, Buch I, I. Cap. 2 und 3 und gebe in der ersten Linie den mandschuischen, in der dritten Linie den japanischen Text, je mit ihren Interlinearversionen, endlich, in der fünften Linie eine deutsche Uebersetzung des chinesischen Originales.

a) *Mengze Liyang gurun-i Hôi-wang de acanaci*;
Meng-tse Liang Reich n. gen. Hoei-Wang n. dat. besuchend;
Mousi Riyau no Kei-wau wo miru;
Meng-tse Liang n. gen. Hoei-Wang n. acc. besuchte;
Meng-tse besuchte Hoei-wang, (Fürsten) von Liang;

b) *wang omo-i jaka-de ilihabi, bigan-i niongniyaha*
der Fürst See n. g. Seite loc. stand, wilde Gänse
wau ike no fotori-ni tatite, Kou-gan
der Fürst See n. g. Seite loc. stehend, wilde Gänse
Der Fürst stand am See, betrachtete die

c) *suwa buhô be tuwame hendume: mergen-urse*
kleine-Hirsche Edelhirsche acc. anschauend sprechend: die-Weisen
bi-roku wo kaferimite ifaku: ken-ziya
Hirsche acc. anschauend gesagt: (der) Weise
den Gänse und die Hirsche und sprach: hat der

d) *inu ede sebjelembi-o? Mengze jabume:*
auch daran sich erfreut interr.? Meng-tse antwortend:
mo-mata kore-wo tanosimu ka? Mousi kotafete ifaku:
auch dies acc. sich-erfreut interr.? Meng-tse antwortend gesagt:
Weise auch Freude daran? Mengt-se antwortete u. sprach:

e) *mergen-urse ohode, teni ede sebjelembi*; *mergen-akô-urse,*
Weise seiend, dann daran erfreut sich; unweise
ken-ziya ni site, notini kore-wo tanosimu; *fu-ken-ziya fa,*
Weise loc. seiend, dann dies acc. erfreut sich; unweise
Wenn man weise ist, dann erfreut man sich daran; wenn man unweise ist,

f) *ere bihe seme, sebjelerakô kai.*
dies gewesen sagend, nicht erfreut affirm.
kore ari to ifedemo, tanosimazaru nari.
dies seiend dat. obschon - man sagt, nicht erfreut ist.
obschon dies vorhanden ist, erfreut man sich nicht daran.

g) *irgebun-i nomun de henduhengge: ferguwecuke karan be*
Lieder gen. Buch loc. gesagt: Wunderbaren Thurm acc.
si ni ifaku: rei-tai wo
Schi-king loc. gesagt: Wunderbaren-Thurm acc.
Der Schi-king sagt: Er entwarf und erbaute

h) *siseteme deribufi, tereci sisetembi, tereci bodombi,*
zu entwerfend begonnen habend, dann entwarf, dann errichtete,
kei-si-su, kore wo fakari, kore-wo itonamu,
entwarf-und-erbaute, ihn acc. entwarf, ihn acc. errichtete,
den wunderbaren Thurm, er entwarf und baute ihn.

i) *irgen weilenjifi; inenggi baibuhakô,*
Volk zu-bauen-kam; Tag nicht - war - nöthig,
siyo-min kore-wo semu; fi narazu-site, kore
Volk ihn acc. baute; Tag nicht seiend, ihn
Das Volk erbaute ihn; in weniger als einem Tage

k) *sanggaha, siseteme deriburede: „ebschere*
beendigten, zu-entwerfen beim Beginnen: „zu eilen
wo nasu, kei-si: „sumiyaka
acc. beendigten, zu-entwerfen beginnend: „eilig
endigten sie ihn. Als er der Entwurf begann, (sagte er): „Es eilt nicht"

l) *ba akô"; irgen juse -i adali jihe. han*
Ort ist nicht"; das Volk Kinder gen. ähnlich kam. d. König.
tokoro nakare"; siyo-min ko no gotoku kitaru. wau
Ort ist nicht"; das Volk Kind gen. ähnlich kam. d. König.
das Volk kam wie Kinder. Der

m) *ferguwecuke kôwaran de geneci;* u. s. w.
wunderbar Park loc. wenn ging;
rei-yau ni imasu; u. s. w. Weiter aus Cap. 3:
wunderbar-Park loc. stand;
König war im Geistes-Park; u. s. w.

n) *Hendume: wang, aika ere-be saci, irgen*
Sprechend: König, wenn dies n. acc. wenn weisst, Volk
Ifaku: wau, mosi kore-wo siraba, sunafati tami
Gesprochen: König, wenn dies n. acc. wenn weisst, dann Volk
Er sprach: König, da du dies weisst, dann hoffe nicht, dass

o) *be adaki gurum ci labdu ojoro be erere ba akô.*
acc. Nachbar-länder abl. viel zu sein acc: hoffen Ort ist nicht.
no rin-goku yori wofoki wo nozomu koto nakare.
gen: Nachbarländer abl: viel acc. hoffen Sache ist - nicht.
Dein Volk zahlreicher werde als das der Nachbarstaaten.

§. 104. Dieses kurze Spezimen wird für unsern Zweck genügen. Eine grammatische Analyse zu geben, würde jenseits unserer Aufgabe liegen, und eine streng richtige Uebersetzung der Verbalformen war selbstverständlich nicht möglich. Auf zweierlei muss ich aber noch aufmerksam machen, um nicht des Humbug verdächtig zu werden.

Erstens laufen die beiden Texte keineswegs überall einander so parallel, wie in unserm Beispiele. Der Grund der Abweichungen liegt freilich oft darin, dass der Japaner sich begnügte die chinesischen Wörter zu transscribiren, während der Mandschu übersetzte; — in unserm Texte sind solche Fremdwörter sperrt gedruckt. Gelegentlich gehen wohl auch die beiden Uebersetzer in ihrer Auffassung des Urtextes auseinander, und häufig lässt der Eine den Satz da mit einem Punktum schliessen, wo der Andere vermittels einer Participialconstruktion einen blossen Vordersatz bildet.

Zweitens habe ich mir erlaubt zweimal am Mandschutexte zu ändern, indem ich *ba akô*, es ist nicht der Ort, statt anderer Prohibitivconstruktionen setzte, um so die Uebereinstimmung mit den gleichbedeutenden japanischen *koto nakare*, *tokoro nakare* herzustellen. Diese Freiheit glaubte ich mir gestatten zu dürfen, weil der Geist der Mandschu-Sprache sie gestattet.

XI. Die Partikeln fa (va) im Japanischen und ja im Toumpakewa-Alifurischen.

§. 105. Wie kommt dieses Capitel in diesen Aufsatz? Wir haben in früheren Abschnitten versucht ein Stellungsgesetz in verschiedenen Sprachen nachzuweisen und für die Grammatik zu vindiciren. Ergäbe es sich nun, dass in einzelnen Sprachen das psychologische Subjekt und Prädikat auch einen lautlichen Ausdruck erhalten hätten, dass Hülfswörter oder Wortformen existirten, welche jene Eintheilung des Satzes kennzeichnen: gewiss, dann wäre für unsern Zweck viel gewonnen.

Das Genitivverhältniss wird im Chinesischen durch die Wortstellung, im Französischen durch ein Hülfswort, im Sanskrit durch Wortformen ausgedrückt: seinen Ausdruck findet es also in allen diesen Sprachen, aber in jeder einen verschiedenartigen. Für die psychologischen Faktoren, die uns hier beschäftigen, scheint das Stellungsgesetz ein für allemal gegeben; allein anderweite Wortfolgegesetze können mit ihm collidiren, und wir haben auch solcher mehrere kennen gelernt. Die Stellung des grammatischen Subjekts, des Objekts, des Prädikates ist in vielen Sprachen eine fest bestimmte, so in den tatarischen, denen sich hierin das Japanische anreiht, und in den malaiisch-polynesischen. Eine veränderte Wortfolge würde hier eine Veränderung des Satzes seinem materiellen Inhalte nach bedeuten. Wo dies der Fall, da kann nicht ohne Weiteres ein Satzglied als psychologisches Subjekt den Satz eröffnen, das seiner grammatischen Funktion nach in die Mitte oder an's Ende des Satzes gehört. Und wenn es nun doch psychologisches Subjekt werden soll, wie dann? Dann müssen eben ausser der Wortstellung noch andere Hülfsmittel angewendet werden.

A. Die Partikel fa (va) im Japanischen.

§. 106. Das Wesentlichste der japanischen Wortfolgegesetze hat der Leser im vorigen Kapitel kennen gelernt, und zum besseren Verständnisse des folgenden mag nur noch bemerkt werden, dass wir es hier mit einer Suffixsprache zu thun haben, also mit einer Sprache, in welcher die zur Bezeichnung der grammatischen Funktionen dienenden Formen und Hülfswörter stets nach, nie vorangestellt werden.

Und somit zur Sache. Hören wir zunächst Herrn Professor Hoffmann, den eigentlichen Be- und Ergründer der japanischen Grammatik. Er sagt:

§. 107. (Japanese Grammar p. 60). „Isolirung des Substantivums; das Suffix *va*, *wa*, *ba*. Jedem, der zum ersten Male eine japanesische Rede anhört, fällt die fortwährende Wiederkehr des Wörtchens *wa* auf, das, in einem scharfen

und hohen Tone ausgesprochen, den gleichmässigen Fluss der Worte unterbricht, in welchem sodann der Redner in seinem gewöhnlichen Sprechtone fortfährt. Auf einen der Sprache unkundigen Zuhörer macht dies kleine Wort mit seinem Haltepunkte (resting point) den Eindruck, der Redner wolle das was er soeben gesagt benachdrucken (emphasize) und es vom Folgenden trennen. Und dieser Eindruck ist richtig.

Wa, in der Buchsprache *fa*, *va*, ist ein emphatisches Suffix oder richtiger eine Interjektion, bestimmt ein Wort oder einen Satz (saying) zu isoliren und zu trennen von Dem was unmittelbar darauf folgt. Wir thun dasselbe, wenn wir die Stimme bei einem Worte erheben und nach einer Pause in unserm gewöhnlichen Tone zu reden fortfahren.

Va oder *wa* dient daher in erster Reihe dazu das Subjekt vom Prädikate zu trennen, z. B. *Táma vá yáma yóri idsu* (die) Edelsteine || Berg aus kommen = Edelsteine kommen aus Bergen; — und es darf nicht überraschen, wenn es mit Rücksicht hierauf als Kennzeichen (characteristic) des Subjekts und folglich als Zeichen des Nominativs aufgefasst wird, was es streng genommen nicht ist. In der That wird es mit dem Subjekte verbunden, aber nicht ausschliesslich, und es dient dazu, alle übrigen Beziehungen, jeden abhängigen Casus zu isoliren. Für die absondernde Bedeutung von *va* haben wird Gleichwerthiges in Ausdrücken wie: was . . . betrifft, engl.: as to, with regard to, franz: quant à, lat.: quoad, quod attinet, ad, holländ.: wat . . aangaat.

Wo *va* das Subjekt absondert, entspricht es dem Chinesischen 者 tschè, welches die Bedeutung eines „gewissen Etwas hat und ein Relativpronomen vertritt. — Wohllauts halber wird gelegentlich auch *va* in *ba* verwandelt.

Nicht immer werden Subjekt und Prädikat durch *va* getrennt, aber wie nothwendig diese Trennung zuweilen ist, erhellt aus dem obigen Beispiele, welches mit Hinweglassung von *va* auch bedeuten kann: Edelstein-Berg von kommen, d. i. von einem Juwelenberge hervorgebracht werden.

Beispiele: *Usi va ta wo takavesu tsiku nari* der Ochs || ist ein das Feld pflügendes Hausthier, oder: was den Ochsen

betrifft, so ist er u. s. w. *Oso va sui-tsiu ni sumu* die Otter || im Wasser lebt. S. 63: *Kono kami vá N. N. ra gá oya nari* dieser Gott || N. N. plur. gen. Stammvater ist = ist der Stammvater der (Familie) N. N."

§. 108. (Ibid. S. 62:) „Accusativ. Wenn das direkte Objekt eines transitiven Verbums unbestimmt ist, so tritt es in der Stammform vor das Verbum, und der logische Nachdruck fällt auf das Verbum; z. B. *kusá kari* = Gras mähen. Wenn das Objekt bestimmt ist (accusativus definitus), wird es durch wo gekennzeichnet, welches gleichzeitig benachdruckt (accentuated) ist: *kusá wó kari* = das Gras mähen. — Wenn das Objekt mit Emphase vorgebracht (brougt out) werden soll als das Subjekt der Unterhaltung, dann wird der Accusativ überdies durch die Partikel *va* isolirt, man erhält so die Form *wo va*, welche Wohllauts halber in *wobá* übergeht und oft *oba* ausgesprochen wird.

Beispiel: .... *Kami ni nikúmu tokóro o ba mótte simo wo tsukáu koto nakáre*, wörtlich: Fürst loc. tadeln Ort (= Sache) acc.: || nehmend (= mit) Untergebene acc. beauftragen Sache ist-nicht; — das heisst: man soll nicht (*koto nakare*) seine Untergebenen (*simo wo*) mit Dingen, welche (*tokoro*) man an seinem Fürsten (*kamini*) tadelt (*nikumu*), beauftragen (*tsukafu*) = Was man an seinen Vorgesetzten tadelt, das soll man nicht durch seine Untergebenen ausführen lassen."

§. 109. *Ni va.* (Ibid. p. 69). *Ni va*, das durch *ni* angedeutete Verhältniss (Dativ Locativ u. s. w.) durch *va* abgesondert. — *Nan-bu, Tsukáru-ben no tsi-mei ni va fan-mei ohosi* unter (*ni va*) den Ortsnamen (*tsi-mei*) von (*no*) *Nanbu* und *Tsukaru-ben* || sind viele (*ohosi*) fremdartige Namen (*fan-mei*)."

Dahin gehören satzeröffnende adverbiale Redensarten (S. 177 fg.): *Dai-itsi ni va* erstens, *dai-ni ni va* zweitens. *Itsu ni vá makoto, máta itsu ni va itsuvári* auf der einen Seite || Wahrheit, auf der andern Seite || Falschheit. —

§. 110. Andere satzeröffnende Adverbien: (Ibid.) *Nákabá va* . . ., *nákabá va* theils . . ., theils . . . *Suku náki toki va* selten; *ooki toki va* oft; *negavakuna* hoffentlich, ich

wünsche zu . . . z. B. Mengtse I, I, 4: *Kuva-zin negavakuva yasun-zife wosife wo uken* (ich), der geringe Mensch (*kuva-zin*) wünsche || ruhig (*yasun-zite*) Unterweisung zu empfangen. — *Utágavurákuvá* wahrscheinlich; *toki ni yotte va* „von der Zeit (Gelegenheit) abhängend ||“ = möglicherweise; *kore ni tsuite va* was das betrifft.

§. 111. Beispiele von *va* nach Postpositionen (S. 188 fg.): *Hiyáku me utsi-de wa uré-masénu*, „hundert Me innerhalb || verkaufe nicht,“ d. i. ich verkaufe es nicht unter zehn Tael. *Sina-mono wo uke-toranu utsiwa, dai-kin wa agerare-masénu*, die Güter nicht-erhalten innerhalb (= so lange ich nicht die Güter erhalten habe) || Zahlung || wird-nicht geleistet.*)

§. 112. -*te* ist die Endung des Gerundiums. Hoffmann sagt nun (S. 205): „durch *va* isolirt wird das Gerundium zu einer zeitbestimmenden adverbialen Redensart. Beispiele: *Hito no kimi to narite va, zin ni oru* wenn (er) (andrer) Menschen Herr wird || verbleibt er in der Menschlichkeit. — (Die Lerche fliegt himmelan u. s. w.); *Kutabiréte va, tobi-sagarité kusa-mura naka ni iru* ermüdet (= wenn sie ermüdet ist) || niederfliegend geht sie in's Gras.“

§. 113. „Das Prädikatsverbum untergeordneter Adverbialsätze, welche eine gegenwärtige oder in der Vergangenheit als gegenwärtig gedachte Zeit beschreiben und in unsern Sprachen mit dem Hauptsatze durch Conjunktionen wie wenn, da (*when, since, as*) verbunden werden, — steht im Japanischen im Locativ auf *ni* mit darauf folgendem isolirenden *va*. So erhält man die Endung *ni va*, welche zu *ba* (= *nva*, *nba*) zusammenschmilzt. Der untergeordnete Satz steht vor dem Hauptsatze.“

Beispiele: *Satoo wo mazeba tsya-yu adziwai amaku nari* mit Zucker vermischt || wird der Thee süss vom Geschmacke. *Mi wo osamuru yuen wo siréba, sunavatsi fito wo osamuru yuen wo siru* wenn man die Art sich selbst zu

*) Ob das zweite *wa* richtig ist? sollte etwa statt dessen *ga* zu lesen sein?

beherrschen kennt || dann kennt man die Art (andere) Menschen zu beherrschen.

§. 114. Die suppositive Form (S. 215 fg.). „Die Endungen *eba* oder *iba* unbeugbarer (non-deflecting) und *aba* beugbarer (deflecting) Verben sind die Kennzeichen des suppositiven Adverbialsatzes, welcher regelmässig dem Hauptsatze vorangeht. Sie sind meiner Meinung nach eine Verbindung der Futurform *en, in* und *an* mit der Locativendung *ni* und dem isolirenden *va*. Aus *aken-ni-va* wird *akeba*, ausgesprochen wie *akenba* „im Begriffe zu öffnen" . . .

Fito *to iu* *zi* *wo*
fito (Mensch) zu sprechen Wort acc.
motomen-ni-va, *Fi no* *bu*
wenn-man-suchen will, || *fi* gen: Abtheilung
no *sei-siyoku-mon* *no* *sita* *wo* *miru* *besi.*
gen.: athmende Wesen gen.: Klasse acc.: sehen soll.

Das heisst:

Wenn man das Wort *fito* aufschlagen will, so suche man unter der Abtheilung *fi* in der Klasse „athmende Wesen."

In negativen Sätzen (S. 259): *Foko wo orizunba* (von *orizaru ni va*) *itsu-made-mo, ye wo kawazu-site, hanahada uyasu bési* wenn (der Falke) nicht auf die Stange will, || muss man ihn, indem man ihm immer kein Futter giebt, sehr hungern lassen.

§. 115. Genug somit aus dem Hoffmann'schen Meisterwerke; jetzt gilt es das gebotene Material zu prüfen. Unser Gewährsmann hat uns die Arbeit leicht gemacht; denn er, der Schöpfer der japanischen Etymologie, hat klar den Zusammenhang, die Einheit der hier in Frage kommenden Formen nachgewiesen. Und seine Ansicht über deren Grundbedeutung? Ich glaube, — ungeachtet der von ihm gewählten Ausdrucksweisen, — der Sache nach stimmt sie mit der meinen überein. *Va*, sagt er, ist ein emphatisches Suffix, es dient dazu, das Vorhergehende zu benachdrucken und vom Folgenden zu trennen, zu isoliren. Das Weitere zeigt deutlich genug, dass er dabei an ein logisches Hervorheben, nicht an ein bloss rhetorisch-polemisches Betonen denkt. Und was wird hervorgehoben und

isolirt? Hoffmann erinnert an unser „was ... betrifft" u. s. w. und beim Accusativ durch *wo va* sagt er sogar, hier sei das grammatische Objekt der Gegenstand der Unterhaltung. Nun frage ich: was ist das anderes als mein psychologisches Subjekt? Und dass dies es ist, was durch *va* hervorgehoben wird, wird sich durch alle gegebenen Beispiele nachweisen lassen.

In dem Satze §. 114: *Fito to iu zi* u. s. w. wird die Aufgabe gestellt, das Wort *fito* im Wörterbuche aufzuschlagen; das ist das Thema, das psychologische Subjekt. Die Lösung der Aufgabe ist: „suche da und da;" dies ist das psychologische Prädikat. In dem darauf folgenden Beispiele wird der Fall gesetzt, dass der Falke nicht auf seiner Stange weilen will; was ist da zu thun? man lasse ihn consequent hungern, lautet die Antwort.

§. 116. Va, das mag bemerkt werden, um Missverständnissen vorzubeugen, ist nicht etwa ein nothwendiges Kennzeichen des psychologischen Subjektes in dem Sinne, dass jedes psychologische Subjekt mit dieser Partikel abschliessen müsste. Mir scheint es ein blosses Verdeutlichungsmittel, etwa wie das Dativ- bezeichnende *to* im Englischen oder gar nur wie das *a* im Spanischen, da wo dasselbe vor accusativisch zu verstehende Substantiva tritt.

Dass es ursprünglich interjektioneller Natur sei, glaube auch ich. Nur dass die Empfindungslaute im Japanischen wie im Mandschu und Chinesischen oft lediglich den Werth unserer Interpunktionszeichen, — Punktum, Komma, Fragezeichen, Ausrufzeichen, — haben, also zugleich dazu dienen, den Satz oder Satztheil abzuschliessen und ihn, z. B. als Fragesatz, zu charakterisiren.

B. Die Partikel ja im Toumpakewa-Alifurischen von Nord-Celebes.

§. 117. Die Sprache der der gegenwärtige Abschnitt gilt, habe ich aus einer Uebersetzung des Evangeliums St. Matthäi — *si indjil in lennas itu kele aipatikem i Mattheus*, Amster-

dam 1853, — erlernt, sie ist eine Mundart der nicht-mohamedanischen Eingeborenen — Alifuru — der Gegend von Amurang, etwa in der Mitte der nördlichsten Halbinsel von Celebes. In ihrem Baue schliesst sie sich den vollkommensten Sprachen des malaiischen Stammes, den philippinischen, an; ein reiches, schönes Conjugationssystem mit drei begrifflich verschiedenen Passiven ist ihr wie den Sprachen der Tagala, Bisaya, Pampanga, Iloca, Bicol, Zebu u. s. w. eigen.

Zum leichteren Verständnisse der im Späteren zu gebenden Beispiele mögen folgende Vorbemerkungen dienen.

§. 118. Der bestimmte Artikel lautet:

	Singular.	Plural.
Nom., Acc.:	*si*	*se*
Gen.:	*i*	*e*
Dat., Abl., Loc.:	*asi*	*ase.*

Diese Artikel stehen vor ihrem Substantivum oder Nomen proprium.

§. 119. In der sehr häufig angewendeten passiven Redeweise steht das nomen auctoris im Genitive hinter dem Verbum — richtiger Verbalnomen; — z. B. in obigem Büchertitel: *kele aipatikem i Mattheus* wie (es) geschrieben-worden von (wörtlich: des) Matthäus.

§. 120. Die Wortstellungsgesetze sind im Wesentlichen die des ganzen malaiischen Sprachstammes.

a) Das Subjekt steht in der Regel vor dem aktiven Verbum. Kap. 8, V. 15: *Wo sia tumimboijem si kamana* und er erhob die Hand-seine. — Intransitive Verba lassen oft ihr Subjekt folgen: Kap. 8, V. 19: *Wo maijem pandita essa aisia* und es-kam Schriftgelehrter ein (= ein Schriftgelehrter) zu ihm. Ibid. v. 24: *mamualiim regges reppet an tasik* es-wurde Sturm heftiger auf (dem) Meere. Ebenso oft beim Verbum *kua*, sagen; z. B. 13, 29: *Taan kumuaam sia* aber es-sprach er; bei *sowat*, antworten: 17, 4: *Wo sumowatem si Petrus wo kumuaam asi Jezus* und es antwortete der Petrus und sprach zum Jesus: 17, 25: *sumowatem sia: een*! er antwortete: ja!

b) Das (leidende) Subjekt des passiven Verbums kann hinter diesem im Nominativ stehen. 22, 44: *Aitjua i Tuhan asi Tuhanku* es-ist gesagt von-dem Herren zu-dem Herren-mein = der Herr hat zu meinem Herren gesagt.

c) Das Objekt, sowohl das direkte wie das indirekte, steht hinter dem regierenden Verbum. 6, 32; *Ka se kafir mangere waja se anio* denn die Heiden begehren alle die jenem (= jene Dinge).

d) Ebenso steht jede andere nähere Bestimmung hinter dem Worte, das durch sie bestimmt wird, also das Adjektiv und der Genitiv hinter dem regirten Substantiv, das Adverb und die adverbialen Wortcomplexe, die Locativ- und Instrumentalangaben u. s. w. hinter dem Verbum; *endo itu*, Tag dieser = dieser Tag, *regges reppet* Sturm heftiger = heftiger Sturm; *sumessek sumamasama andoro i tojaan anio* forschet gut wegen des Kindes jenes = forschet fleissig nach jenem Kinde 2, 8.

e) Das Zahlwort steht vor dem Substantivum: *oppat ngaendo* vier Tage, *waja se anio* alles jenes, *pira tou* wieviele Menschen.

f) Gleich den satzverbindenden Conjunktionen pflegen gewisse Adverbien und adverbiale Redensarten zu Anfange des Satzes zu stehen; z. B. 18, 21: *Andoro itu maijem si Petrus aisia wo kumuaam* gelegentlich dessen (= da) kam der Petrus zu-ihm und sprach.

§. 121. *Ja* scheint ursprünglich ein Demonstrativwort zu sein; ich finde den Stamm wieder in *sia*, er, sie, es und *ijasa*, ebenderselbe, dieser. Ersteres scheint mit dem Artikel *si*, der, die, das, letzteres mit *sa* (= *essa* Eins) zusammengesetzt, und das *i* am Anfange des Wortes dürfte der qualificative Artikel *i*, *in*, sein. Aehnlich heisst: *in essa*, selber. — Die verwandten Sprachen unterstützen meine Ansicht; so heisst das Pronomen „er" auf Malaiisch und Pampanga *iya*, im Dajak *iä*, im Bugi *ioh*.

Die Fälle in denen *ja* Anwendung findet, sind mannichfach. Wir wollen sie im Folgenden nach der Reihe betrachten, dabei aber nicht vergessen, dass dem Uebersetzer, ein europä-

ischer, vermuthlich der holländische Text die Grundlage seiner Arbeit bildete. Je fremdartiger die Sprache, desto schwieriger die Uebersetzung, und selbst einem so sprachmächtigen Interpreten, wie Missionar Hermann zu sein scheint, kann es widerfahren, dass er einmal um der Treue der Wiedergabe willen gegen Gebrauch und Regeln der Sprache sündigt.

§. 122. *Ja* scheint die Copula zu vertreten da, wo es zwischen dem Subjekte und einem adjektivischen oder substantivischen Prädikate steht. Wo wir das verbum substantivum brauchen, da setzt der Alifuru — abgesehen von gewissen Ausnahmen — sein *ja*. *Wo sera ja Mattheus, Markus* . . . . und sie (die Evangelisten) sind Matthäus, Marcus u. s. w. *Si indjil i Mattheus ja si katare* das Evangelium des Matthäus ist das erste (Einleitung). *Si pakaanakan i Jezus ja kelai* die Geburt des Jesu war so 1, 18. *Ka sia ja rondor* denn er war rechtschaffen 1, 19. *Wo se wuana ja sama okka* und die Früchte-sein sind gut künftig = und seine Früchte werden gut sein 12, 33.

§. 123. Gelegentlich steht es auch zwischen dem Subjekte und dem — nach unserm Begriffe — verbalen Prädikate. *Aku ja makalelleen itjamu karapi in ranu* . . .; *taan si mai an somoiku* . . . . ich || taufe euch mit Wasser . . . .; aber der kommt nach mir (der ist mächtiger) 3, 11. Es scheint, *ja* bezwecke hier das Subjekt gegensätzlich hervorzuheben.

§. 124. Wo das substantivische oder adjektivische Prädikat vor dem Subjekte steht, pflegt *ja* zwischen beiden zu stehen. *Kamang ja se lenggei asi rohh* selig sind die Armen an Geist 5, 3. *Ka kaijaan ja si papalen, wo wellar si lalan, si* . . . denn weit ist die Pforte und breit der Weg, der . . . 7, 13. *Taan pessut ja si papalen, wo tremming si lalan, si* . . . aber eng ist die Pforte und steil der Weg, welcher . . . 7, 14.

§. 125. Ist das Subjekt ein sogenannter allgemeiner Relativsatz, oder ein durch folgenden Relativsatz näher bestimmtes Substantiv, so pflegt es vor dem Prädikate durch ein Pronomen der dritten Person — *sia, sera, itu* — mit darauffolgendem *ja* wiederholt zu werden. *Si tou anio, si malukut an karirim-*

bengan, *itu ja nimailekkem trang essa wangko* der Mensch jener, der sitzt in Finsterniss, der || hat-gesehen Licht ein grosses 4, 16. *Ka sanga-sanga tou*, *si mangile-ng'ilek*, *sia ja makaere*, *wo si mangere*, *sia ja makaere*, *wo si matenkor*, *aisia ja pawukaan* denn jeder Mensch, der bittet, der || erlangt, und der sucht, der || findet, und der anklopft, dem || wird-geöffnet 7, 8. *Taan kelli tou se katare*, *sera ja wea-wean okka se somoi*, *wo kelli se somoi ja se katare.* Aber viele Menschen welche Erste, die || werden sein die Letzten, und Viele die letzten || die Ersten 19, 30. Man erkennt hier sofort die Ellipse. *Waja se pawakessen okka mio anbawo in tana*, *itu ja ipawakes okka andarem in sorga.* Alles was erlassen-werden wird von-euch auf der Erde, das || wird erlassen werden in dem Himmel 18, 18. *Taan sei si maletteletek akar an kaapuan*, *sia ja makasalamat okka* aber wer da ausharrt bis an's Ende, der || wird selig werden 24, 13.

§. 126. Nach adverbialen Vordersätzen wird regelmässig der Haupt- oder Nachsatz mit *ja* eingeleitet. Ist das Subjekt ein persönliches Fürwort, so kann auch hier — vgl. den vorigen Paragraphen — *ja* hinter letzteres treten. *Ja* entspricht in solchen Fällen anscheinend unserm so. *Wo sa kamu nimakaerem isia*, *ja ipakatau itu aijaku* und wenn ihr gefunden habt ihn, so werde-gemeldet dies mir 2, 8. *Wo anpapa raitjawaneam aisia sapa-sapa wo maier itu*, *ja si tuwanna nimapaperrokkem isia* und weil nicht-war ihm etwas zu bezahlen es, so der Herr-sein liess-verkaufen ihn 18, 25. *Ka anwisake rua kaapa tellu in tou nimaumungem karapi in ngaranku*, *ja anwiituke aku anuner-era* denn wo-nur zwei oder drei der Menschen versammelt-sind mit dem Namen-mein, || da ich zwischen ihnen 18, 20. *Ka anwisa okka si owak nimate*, *ja anwiitu kai pakaumungen se lumelempar-nasar* denn wo seinwird der Körper todte, || da auch versammelt-werden die Adler 24, 28. *Ka kele si kilat kumessot an sendangan*, . . . *ja kele itu kai* . . . denn wie der Blitz ausgeht von Osten, . . . so wie dieses auch . . . 24, 27.

§. 127. In den vorigen Beispielen waren die Vordersätze durch Conjunktionen (*sa*, *anwisake*, *anwisa*, *anpapa*, *kele*) ein-

geleitet. Aber auch wo solche fehlen, wo das Verbum des Vordersatzes selbst die Bedeutung eines adverbialen Participiums hat, wird *ja* in gleicher Weise angewandt. *Wo mapa-ange isera an B. ja sia kumuaan* und indem-er-sandte (holländisch: *zendende*) sie nach B., so sprach er 2, 8. *Anaitu kepakalinjaam i kolano H. si itu, ja nimaedoom si atena.* Nun als-gehört-worden-war vom Könige H. dieses, so erschrak das Herz-sein 2, 3. *Anaitu kepakalelleem si J, sia ja nikum-essotem* . . . Nun als-getauft-worden-war der J., er || ging-hinaus 3, 16. *Anaitu maange-ange kamu ja susui* nun gehend ihr || prediget 10, 7.

§. 128. Ebenso, findet sich *ja* häufig, wenn schon nicht immer nach satzeröffnenden Adverbien und Wortverbindungen adverbialen Inhaltes. *Katarean ja si M. tumotol si indijil* zunächst || der M. beginnt das Evangelium — Einleitung. — *Anaitu asi paibaan 14 ja tumotol wetengan walina* nun von Kapitel 14 || beginnt Theil anderer — ibid. — *Anaitu asi endo i pakatouwan, ja anu-i-sei ase pitu anio wea-wean okka si pannannaan itu?* Nun am Tage der Auferstehung, || wessen von den Sieben jenen wird sein die Frau diese? 22, 28. *Wo makaapu si pakaijeraan an Babel itu ja si J. sumuruum si S* und nach der Gefangenschaft in Babel dieser || der J. erzeugte den S. 2, 12. *Wo an terepe ituke sera ja nitumel-laum si londei wo si amang-era* und im Augenblicke demselben sie || verliessen das Schiff und den Vater-ihren 4, 22. *Wo anpapa-in-sapa ja kamu matappe-tappe andoro e karai?* Und warum || ihr sorgt wegen der Kleider? 6, 28. *Taan kele itu ja siaam mamuali anuner-mio.* Aber wie dieses || nicht werde (es) unter-euch 20, 26.

§. 129. Nach Verben des Wahrnehmens, Denkens, Wissens, Mittheilens u. s. w. leitet *ja*, ähnlich unserm dass, den Objektssatz ein. *Anaitu keilekkem i Herodes, ja sia pinakato-woom* nun als-gesehen-wurde vom Herodes, dass er war-getäuscht-worden 2, 16. *Pinalinjaam-mio ja aipakuaam ase apo-apo* ihr-habt-gehört dass gesagt-ist zu-den Vorfahren 5, 21. *Siaam mareke-reken ja aku nimai gumogar* nicht denkt, dass ich gekommen zu-zerbrechen 5, 7. *Anwisa itjasalenu ja kami*

maler aitjo si pakanen wo willst-Du dass wir bereiten Dir die Mahlzeit? 26, 17.

§. 130. Verwandt sind Fälle wie: ***Taan anwiai karengan kasigillanta karapi in nuwu anio ja si kukua andoro etc.*** Aber hier müssen wir-verstehen unter dem Worte diesem || die Erzählung betreffs etc. — Einleitung. — ***Anpapa-in-sapa ko matuul ijaku ja sama?*** Warum du nennst mich || gut? 19, 17.

§. 131. Sehr häufig wird die oratio directa mit ***ja*** eingeführt. ***Wo kumuaam sera aisia: ja an Bethlehem an tana Judea*** und es-sprachen sie zu-ihm: || in Bethlehem im Lande Judäa 2, 5. ***Wo se ata kumuaam aisia: ja itjasalenu kami mange mabut isia in-essa? Taan kumuaam sia: Ja raitja!*** Und die Knechte sprachen zu ihm: || Willst-Du (dass) wir gehen auszugäten es selbst? Aber er sprach: || Nein! 13, 28—29.

Beginnt die Rede mit einem Vocative, so folgt ***ja*** erst auf diesen. ***Kuana: E Jozef! anak-tuama i David! ja siaam mainde-inde mindo si Maria.*** Er sprach: O Joseph, Sohn des David! || nicht fürchte-dich zu-nehmen die Maria 1, 20. ***Kuana: E Tuhan! ja itjaupusai aitjo in essa!*** Er-sprach: O Herr! || schone Deiner selbst! 16, 22.

§. 132. Oft auch findet sich ***ja*** inmitten der oratio directa zu Anfange eines längeren Satzes. In solchen Fällen scheint es einen leisen Causalzusammenhang — man entschuldige den Ausdruck — mit dem Vorhergehenden andeuten zu sollen, ähnlich dem *que* der Spanier. Unser denn sagt schon zu viel; wo der holländische Text *want*, denn, hat, steht in der Alifuru-Uebersetzung regelmässig *ka*. ***O inde ase an tana anpapa e kasusuan! Ja raitjatoro walina, karenyanke mai se kasusuan.*** O wehe denen auf Erden wegen der Aergernisse! || (Denn) es-kann-nicht anders (sein), es-müssen kommen die Aergernisse . . . 18, 7. ***Wo sa si werrennu matappe-tappe itjo, ja tuiken itu, wo itia isia aitjo: ja torope aitjo etc.*** Und wenn das Auge-Dein ärgert Dich, so reisse es aus: || (Denn es ist) besser Dir u. s. w. 18, 9. ***Ka si anak i tou nimaijem, wo mee salamat asi aitjatala. Ja sapa si rekenennio?*** Denn der Sohn des Menschen ist-gekommen zu geben

Heil dem Verlorenen. || (Denn) was (ist es) das ihr-denkt? 18, 11—12. — Freilich beginnt die Fortsetzung der Bergpredigt, Kap. 7, auch mit *ja*, das hier lediglich die Rolle der Anführungsstrichel zu spielen scheint, denn ein Ursächlichkeitszusammenhang mit dem Schlusse des sechsten Kapitels dürfte nicht zu entdecken sein.

Wäre etwa das *ja* in allen derartigen Fällen aus einer Ellipse zu erklären? Das läge nahe genug. Es ist ja, wie der Sprachgebrauch unserer Ungebildeten lehrt, menschlich, bei der Wiedergabe fremder Aeusserungen immer und immer wieder ein „sagt er" einzuschalten. Wo nun auf dies „sagt er" — *kuana* — regelmässig eine bestimmte Partikel folgt, da kann diese wohl auch übrig bleiben, wenn jenes unterdrückt wird. Oder sollte *ja* nur auf das einführende, ein für allemale ausgesprochene *kuana* zurückweisen? Man denke an unser: Er sagte, dass . . ., dass . . ., dass . . .

§. 133. Dies das Wichtigste über die Anwendungen von *ja*. Ich bin diesmal freigebiger mit Beispielen gewesen, als das sonst in einer Arbeit wie der gegenwärtigen zu rechtfertigen wäre. Allein es handelt sich um eine Sprache, die noch keine grammatische Bearbeitung erfahren hat, und darum kam es mir darauf an, meinen Lesern eine gewisse Controle meiner Beobachtungen zu ermöglichen, auf die Gefahr hin, den Einen oder den Andern zu ermüden.

Ist nun *ja* in allen jenen Fällen ein und dasselbe Wort? lässt sich in seinen verschiedenen Anwendungen eine einheitliche Idee nachweisen, und welches ist diese?

Die Partikel war, wenn anders unsere Etymologie richtig ist, ehemals ein Pronomen demonstrativum oder der dritten Person. Ein Pronomen zu sein hat sie aufgehört, denn in den Fällen der §§. 126—129 und 130—132 ist kein Nomen nachweisbar, auf das sie sich beziehen liesse.

§. 134. Ist *ja* noch demonstrativ? Ich glaube das ist es. Seine Funktion ist zunächst, hinzudeuten auf etwas bereits Ausgesprochenes, um es begrifflich zu wiederholen. Der Gegenstand dieser Hindeutung braucht aber nicht nothwendig nominaler, er kann auch verbaler und adverbialer Natur sein. Hier

mag auf verwandte Erscheinungen europäischer Sprachen hingewiesen werden. „Deinen Bruder, den kenne ich;“ „bleibst Du dort, so komme ich nach;“ dänisch: ***Herr Olaf han rider saa lade;*** schwedisch: ***Och inte så dör du på sotesäng*** (und nicht (so) stirbst Du auf dem Todtenbett) — beides aus Volksliedern. „In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad.“ Weiter schwedisch: ***Mitt eget unga lifvet det will jag gifra dig. Ditt eget unga lifvet då akter jag väl på.*** Mein eigen junges Leben, das will ich geben Dir. Dein eigen junges Leben, da achte ich wohl auf — gleichfalls aus einer Volksweise. — Jenes „der, das, da, so“ u. s. w. — sie alle haben ihr Aequivalent im Alifurischen Wörtchen ***ja.***

§. 135. Damit wäre die Uebersetzung des Wortes gewonnen, aber noch nicht die Erkenntniss seines Werthes. Derartige Wiederholungen haben, däucht mir, eine doppelte Wirkung: formell scheiden sie das Wiederholte aus der Satzverbindung aus, isoliren es; materiell, begrifflich nehmen sie es wieder in die Satzverbindung auf. So bezeichnet ***ja*** eine Grenze, die zugleich trennt und verbindet. Sie trennt — §. 122, 124 — das Subjekt vom Prädikatsnomen, das bei unmittelbarer Aufeinanderfolge zum untergeordneten Range eines Attributes herabsinken würde: ***se wua sama*** die guten Früchte, aber: ***se wua ja samu*** die Früchte sind gut. Dass ***ja*** hierbei die Dienste der Copula verrichtet, kann nicht Wunder nehmen; erblickt man doch auch in der indogermanischen Wurzel ***as*** sein (esse) ein Demonstrativwort. — Die Fälle des §. 125 gehören auch hierher, denn im Alifuru ist das Verbum nominaler Natur.

§. 136. ***Ja*** ersetzt also in gewissen Fällen unser verbum substantivum, ist aber selbst kein Verbum oder Verbalnomen; denn sonst müsste es conjugirbar sein. Allein seine Verwerthung zu jenem einen Zwecke liefert meines Bedünkens einen wichtigen Anhalt mehr für die Ermittelung seiner einheitlichen Bedeutung.

Denn in gewissem Sinne scheint es überall copulativ zu wirken, nur dass das, was es scheidet und verbindet die psychologischen, nicht die grammatischen Subjekte und Prädikate sind. Schliesst das japanische ***va*** das psychologische Subjekt

ab, so eröffnet das alifurische *ja* das psychologische Prädikat; Beide bezeichnen, um noch einmal den Ausdruck zu gebrauchen, die Cäsur im Satze.

Darum ist es natürlich, dass *ja*, wie die Interpunktion zeigt, so oft unmittelbar auf eine Pause folgt; und wenn ihm hie und da ein Personalpronomen vorangestellt wird, so erklärt sich dies wohl einfach genug aus der verwandten Natur jener Partikel und dieses Pronomens.

§. 137. Dass der Gebrauch von *ja* nur in den wenigsten Fällen obligatorisch ist, glaube ich durch die Fassung meiner Beobachtungen in den §§. 123—132 hinreichend angedeutet zu haben. Die Fälle, wo man das Wörtchen erwarten könnte, aber nicht findet, zu erörtern würde zu weit führen.

Nur die Frage müssen wir noch beantworten: kann *ja* in einem und demselben Satze mehrmals vorkommen? Sie ist zu bejahen. Beispiel: ***Andoro-itu ja sa tou-essa kumua okka ait-jamu: milek! ja anwiai si Christus, kaapa ja anwaitu! ja siaam maeman itu.*** Deshalb || wenn Jemand sagen wird zu-Euch: sehet! || da (ist) der Christus, oder || dort (ist er)! || nicht glaubt dies 24, 23. Aehnlich hatten wir in dem zweiten Beispiele des §. 111 eine zweimalige Anwendung des japanischen *va*, *wa*. Und so werden wir hier an Etwas erinnert, was wir §. 15 fg. im Deutschen des Näheren kennen gelernt hatten: an die ruckweise wandernde Grenze zwischen psychologischem Subjekte und Prädikate.

XII. Schlussbetrachtungen.

§. 138. Es war ursprünglich meine Absicht, gewissen Erscheinungen der **chinesischen** Syntax ein Kapitel dieses Aufsatzes zu widmen; allein wiederholtes Erwägen hat mich davon vorerst abstehen heissen. Ich muss in einer Arbeit wie der vorliegenden darauf ausgehen, meinen Lesern zu beweisen, was ich ihnen sage. Dies erfordert, dass ich sie in den Stand setze mich zu controliren, soweit sie nicht von Hause aus dazu im Stande sind. Bei den uns ferner liegenden Sprachen durfte

ich das nicht voraussetzen: daher die orientirenden Einleitungen, die ich mehrerer Orten vorausgeschickt habe. Eine derartige Einleitung wäre nun gerade für das Chinesische, diese so absonderliche und dabei so fein durchgebildete Sprache, am wenigsten zu entbehren gewesen; sie würde aber, wollte sie irgend ihrem Zwecke entsprechen, einen beträchtlichen Umfang erheischen. Und erst recht beträchtlich ist das Material, das den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung bieten sollte, jene Inversionen durch Partikeln, jene absoluten Stellungen, durch die das Chinesische, ähnlich dem Französischen, die Banden seiner Wortfolgegesetze zu sprengen liebt.

Für diesmal nur noch die Frage: haben wir mit unseren Betrachtungen etwas gewonnen, und was?

§. 139. In §§. 5 und 6 meines früheren Aufsatzes stellte ich die Behauptung auf: es scheide sich in der mittheilenden Rede der Satz nothwendig in zwei Theile, in deren einem das Denken des Angeredeten auf einen Gegenstand gerichtet werde — psychologisches Subjekt, — in deren anderem man den Angeredeten über diesen Gegenstand ein Bestimmtes denken lasse — psychologisches Prädikat — das Ersteres zu erst, Letzteres zu zweit stehe, erachtete ich schon damals für innerlich begründet, naturgemäss, und versuchte ich durch Beispiele zu erhärten.

Allein diese Beispiele waren einem engen Kreise von Sprachen entnommen. — Ist das Gesetz ein allgemeines? Wenn die Nothwendigkeit, aus welcher ich es herzuleiten versuchte, eine innere ist, dann gewiss. Ich weiss, wie gefährlich das deduktive Denken auf dem Gebiete der Erfahrungswissenschaften ist, und darum habe ich vor allen Dingen eine Erweiterung der Erfahrungen angestrebt, möglichst viele und mannichfaltige Sprachen in Untersuchung ziehend. Und doch: was wollen die zwei Dutzende, die ich berücksichtiget, besagen gegenüber den Hunderten, die noch zu berücksichtigen wären?

§. 140. Es hiesse meinen Lesern Sand in die Augen streuen, wollte ich die gewonnene Wahrscheinlichkeit für eine Gewissheit ausgeben. Aber die Wahrscheinlichkeit nehme ich für mich in Anspruch. Man wende mir nicht ein: aber die

und die und die Sprachen können ja nur gewisse grammatische Satztheile an den Anfang, müssen andere Satztheile nothwendig an's Ende setzen. Ja wohl, solcher Sprachen giebt es die Hülle und Fülle, — aber wird durch sie meine Behauptung widerlegt? Wenn mein Schreibtisch ruhig auf der Diele stehen bleibt, statt dem Mittelpunkte der Erde zuzueilen, wenn eine Feder, vom Winde aufgewirbelt, waagrecht durch die Luft fliegt: ist damit Galileis Gesetz über den Haufen geworfen? Wenn eine Kraft hie und da durch andere Kräfte neutralisirt wird: besteht sie darum weniger?

Nun denn, eine solche andere Kraft ist der Sprachgebrauch, die stätig gewordene Gewohnheit. Hierauf musste wenigstens nebenher — §. 60, 61 — ein Blick geworfen werden.

§. 141. Der Sprachgebrauch bewirkt in verschiedenen Sprachen verschiedene Erscheinungen. Andere Naturen, andere Anlagen, Anschauungsarten, Bedürfnisse, — andere Gewohnheiten. Darum konnte sich das Wortfolgesetz in dieser Sprache ganz anders fixirt haben, als in jener. Das Französische liefert ein Beispiel, das für klassisch gelten kann, weil es die Füglichkeit einer weitgehenden Vergleichung bietet. Anders ordnete der Römer seine Satztheile, anders ordnet sie der Franzose.

§. 142. Unter den Wörtern, die vorzugsweise gern einen sprachgebräuchlich festgestellten Platz einnehmen, scheint das Verbum obenan zu stehen. Ihm gebührt im Deutschen die zweite, in einigen melanesischen Sprachen die erste, in den Tatarischen und dem Japanischen wie im Lateinischen die letzte Stelle.

§. 143. Solche Regeln über die Stellung gewisser grammatischer Satztheile schränken die Freiheit, jeden beliebigen Satztheil zum psychologischen Subjekte oder Prädikate zu machen, ein, stellen sich also dem Grundgesetze als Ausnahmen gegenüber. Allein wir haben Gelegenheit gehabt Ausnahmen von diesen Ausnahmen, Fälle kennen zu lernen, wo von dem sprachüblichen Wortfolgegesetze abgewichen wurde. Und diese Ausnahmen zweiter Potenz, was waren sie? Aeusserungen des Grundgesetzes, nichts weiter, daher um so schwererwiegende

Argumente für dasselbe. Man denke an die türkischen Sprüchwörter.

§. 144. Das Prädikat kann Hauptprädikat oder Nebenprädikat, das ist nähere Bestimmung, Attribut eines Satztheiles, sein. Das Attribut kann hinter dem näher zu bestimmenden Worte stehen, wie in den malaischen, den polynesischen, den melanesischen Sprachen, dem Siamesischen und Anamitischen; oder es kann parenthetisch vorantreten, wie im Deutschen, dem Chinesischen, den tatarischen Sprachen und dem Japanischen. Das Deutsche und das Französische boten uns Gelegenheit den Werthunterschied beider Stellungsarten abzuwägen; die Einschaltung war es, welche den Satztheil als Einheit kennzeichnete.

§. 145. In den Hülfswörtern *va* des Japanischen und *ja* der Alifuru-Sprache lernten wir lautliche Erscheinungen kennen, die sich nur aus dem Bedürfnisse erklären liessen, den Satz auch für's Ohr in seine zwei psychologischen Faktoren zu scheiden. Dieses Bedürfniss muss ein mächtiges gewesen sein, sonst würde es sich nicht in so energischer Form Befriedigung verschafft haben. Darin lag der Werth dieser Erscheinung für unser Thema.

§. 146. An unsrer Muttersprache machten wir eine Wahrnehmung, die eine weitere Perspective eröffnet. Hier ist die Grenze zwischen psychologischem Subjekte und Prädikate eine fortschreitende. Wie, wenn sie das ursprünglich überall gewesen wäre? Der innere Grund, welchen ich für die Thatsache gefunden zu haben meine, müsste, so sollte man denken, wenn er einmal zutrifft, auch überall gelten. Allein ich mag nicht eine Hypothese aufstellen, so lange ich nicht zahlreichere Erfahrungen zu ihrer Unterstützung beibringen kann. Betrachten wir noch die Frage als eine offene, und beobachten wir weiter, ehe wir sie beantworten.

§. 147. Das Gebiet, auf welches ich mich gewagt, ist noch immer ein wenig besuchtes. Noch immer befasst sich unsere Sprachvergleichung lieber mit der Anatomie als mit der Psychologie der Sprachen. Ist diese darum weniger wichtig, weniger interessant? Mit Nichten! nur weniger handgreiflich

ist sie, und darum prekärer. Das Letztere empfinde ich im vollsten Maasse, und ich wünschte, auch meine Leser blieben dessen eingedenk und verhielten sich darum zu meiner Arbeit so kritisch als möglich. Ist meine Ansicht die richtige, dann wohl mir und wohl der Wissenschaft, die einen Gesichtspunkt gewonnen hat, der manche weitere Erkenntniss verheisst. Habe ich aber geirrt, dann hoffe ich auch die Berichtigung meines Irrthumes hervorgerufen zu haben, und dann ist nicht weniger gewonnen; denn die Beseitigung eines Irrthumes wiegt ebenso schwer, wie die Erkenntniss einer Wahrheit.

Der Semitismus.

Mit Rücksicht auf: Eberhard Schrader, die Höllenfahrt der Istar. Ein altbabylonisches Epos. Nebst Proben assyrischer Lyrik. Text, Uebersetzung, Commentar und Glossar. Giessen Ricker'sche Buchh. 1874.

Die Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keilschrift muss jetzt als eine gelungene Tat der Wissenschaft dieses Menschenalters verzeichnet werden. Wie manches in Einzelheiten auch noch zu sichern oder zu bestimmen bleibt: im Ganzen hat der Zweifel keine Berechtigung mehr. Es darf von jetzt ab niemand mehr sagen, die Sprache der babylonisch-assyrischen Keilinschriften sei noch unbekannt oder nicht entschieden bestimmt, und dieses ganze Gebiet linguistisch und historisch noch nicht zu verwerten. Wir wissen im Gegenteil, dass diese Sprache eine semitische war, die unter ihren Schwestern dem Hebräischen am nächsten steht; und die Erklärung der mannigfachen literarischen Denkmäler Babylons und Ninive's ist in weitem Umfange bis auf Einzelheiten sicher vollzogen und schreitet auf gutem Wege vor. Es sind Engländer und vorzugsweise der in Paris lebende Deutsche Oppert, denen durch den glücklichen Verein von grossem Scharfsinn und umfassenden mehrseitigen Combinationen jene Tat gelungen ist. Den Engländern standen die ausgegrabenen und in dem Britischen Museum niedergelegten Denkmäler am reichhaltigsten zu Gebote; die französische Regierung hatte Oppert an Ort und Stelle gesandt, um die nötigen Untersuchungen zu veranlassen und das Aufgefundene nach Paris zu bringen. Dieser Gelehrte

entdeckte, wenn ich nicht irre, nächst dem Engländer Hincks zuerst die eigentlichen Principien jener Schrift und die Methode der Entzifferung. — Deutschland hat nur aus der Ferne zugesehen; und es waren mehr die Historiker, als die orientalistischen Philologen, welche den Gewinn der neuen Entdeckungen sich anzueigenen suchten. Endlich hat Schrader, ein Theologe der kritischen Schule, die babylonisch-assyrische Philologie auch bei uns heimisch gemacht. Es steht nun zu hoffen, dass die Bedenken, welche in Deutschland bisher gegen jene Entzifferungen bestanden, durch die eben so gründlichen als in der Darstellung glücklichen Arbeiten Schraders verstummt sein, und sich Zöglinge der orientalischen Philologie finden werden, die sich dem neuen Gebiete mit Eifer zuwenden, zumal die Veröffentlichungen der Denkmäler in England und Frankreich schon weit gediehen und also die Inschriften auch für uns leicht zugänglich sind.

Die Reste der babylonisch-assyrischen Literatur sind äußerlich wie innerlich sehr mannichfaltig. Da sind Felsen, denen lange Inschriften historischen Inhalts eingegraben sind; da sind Skulpturen und Wandgemälde von Schrift bedeckt und begleitet; da hat man endlich die Bibliothek Sardanapals aufgefunden, die aus Tontafeln bestand. Die ersten sind insofern die unwichtigsten, als sie nur Uebersetzungen persischer Inschriften sind; am wichtigsten sind die Tafeln, welche eine historische, eine grammatisch-lexikalische und eine eigentlich poetische Literatur enthalten.

Die Ruhmredigkeit der babylonischen und assyrischen Herscher kann uns so gleichgültig sein, wie die der persischen Könige; aber wir lernen dabei manches aus der Ethnologie und Geographie der alten Welt. Wichtiger unstreitig ist die Epik, welche uns Mythen erzählt, und die Lyrik, welche uns Psalmen bietet. So gewinnen wir durch diese Literatur und die Kunstwerke einen vollen Blick in eine untergegangene Cultur.

Dass hierdurch unsere Anschauung vom Semitismus überhaupt außerordentlich erweitert und vervollständigt wird, ist klar; und so hat auch natürlich die Geschichte des israelitischen Volkes durch die babylonisch-assyrischen Forschungen

gewonnen. Doch hegen wir nicht die Hoffnung, dass nun der Streit über den Charakter des Semitismus und den Ursprung des Monotheismus mit einem Male beruhigt sein werde. Jeder wird vielmehr die neu gewonnenen Erkenntnisse für seine Ansicht zu verwerten wissen. Die bisherige Chronologie wird mancher unbedenklich nach den assyrischen Quellen corrigiren, und vielleicht lässt es sich auch Hitzig gefallen, dass der jüdische König Josaphat nicht 915 v. Chr. zur Regierung kam, sondern funfzig Jahre später. Seine Ansicht aber über den Ursprung des Pentateuchs wird davon nicht berührt. Ebenso wird derjenige, welcher bisher den Semiten den Monotheismus aus Instinct, den Fanatismus, Mangel an Naturwissenschaft als charakteristisch zuschrieb, ihnen Epos und Drama absprach und nur Lyrik zugestand, bei dieser Ansicht beharren. Denn die widersprechenden Tatsachen haben sich zwar vermehrt; doch die Gründe, welche ausreichten, schon längst bekannte Erscheinungen als nichts beweisend darzutun, sie reichen auch heute immer noch aus und gewinnen ebenfalls Vermehrung.

Einen Beleg für diese Behauptung liefert mir eine kürzlich erschienene Inaugural-Dissertation: Jahve et Moloch sive de ratione inter deum Israelitarum et Molochum intercedente, auctore Comite de Baudissin. Das ist ein ganz vortreffliches Specimen eruditionis, und ich hätte dem Verfasser, wäre ich Mitglied der theologischen Facultät in Leipzig, die beste Censur gegeben. Derselbe kannte Schraders Arbeiten. Indessen ohne letztere wäre das Ergebnis der Abhandlung gerade dasselbe gewesen, und es hätten nur den Hunderten von Citaten einige gefehlt. Der Verf. beweist einen nicht geringen Scharfsinn und er zeigt, dass Jahve nicht ein entwickelter Moloch ist. Positives aber kann er trotz Gelehrsamkeit und Scharfsinn nicht begründen. Das ist mir nicht rätselhaft. Er meint nämlich: prophetarum deus idem est, quem Moses praedicavit: Mosis deus idem, quem Abraham veneratus est, und Abrahams Gott fast derselbe wie der des Terach. Ich möchte wissen, wie sich nun der Verf. eine Entwicklung der Religion der Israeliten denkt, da er das Ende an den Anfang setzt.

Wer nicht schon vor den neuen Entzifferungen erkannt

hat, dass alle Erzählungen des Pentateuch, des Josua, der Richter und viele Stellen der Bücher Samuels und selbst noch manche der Könige nichts als Heroen-Sage sind, und wer vielmehr behauptete, den Semiten fehle die Epik, weil Mythos und Sage; wer selbst für Simson die Geschichtlichkeit festhalten will, um wie viel mehr für Moses; wem auch das Buch Ruth nicht als Novelle, und zwar Tendenz-Novelle galt: der wird auch fernerhin den Semiten Epik absprechen. Mag uns immerhin Schrader jetzt die Höllenfahrt der Istar vorlegen: Schrader selbst wird nun zwar den Babyloniern das Epos zusprechen müssen, aber nicht den Hebräern und den anderen Semiten. Er wird sich vielmehr die Frage vorlegen (S. 58 f.), woher den Babyloniern ausnahmsweise diese Fähigkeit zu epischer Dichtung und Mythos erwachsen sei, und wird um die Antwort nicht verlegen sein. Die babylonischen Semiten, meint er, entlehnten jenen vor ihnen in Babylon ansässig gewesenen Bewohnern turanischer Abkunft Epik, Mythos und Schrift; und nur bei denjenigen Semiten, welche „durch das Anderssein des Babylonismus hindurch gegangen sind, insbesondere den Hebräern, sehen wir epische Dichtung in der Form der Kunsterzählung in weit ausgeprägterer Gestalt uns entgegentreten,“ als bei den Arabern, die gar nichts vom Babylonismus haben. Bei den Hebräern aber ist „der epische Trieb um so weniger zur Entfaltung gelangt, je mehr sie unter dem reinigenden und läuternden Einflusse der Offenbarungsreligion der Lebendigkeit der mythologischen Anschauungen im Laufe der Zeiten verlustig gingen.“ So ist ja alles schön erklärt, und das alte Vorurteil neu gestützt.

Diese Stütze wird auch schwerlich durch folgende Reflexionen schwankend gemacht, die für uns volle Geltung haben. Können wir behaupten, Moab, Ammon, Edom, Phöniker und Syrer hätten keinen Mythos und kein Epos gehabt? ich meine: mit Grund behaupten? Oder sind auch sie durch das Anderssein des Babylonismus gegangen? Und wie war dieser Durchgang beschaffen? Ich fürchte, derselbe war wunderbarer als der durch das rote Meer.

Nun aber gar die auserwählten Hebräer. Was hat ihnen

die Offenbarung gekostet! Alles, was sonst ein Volk besitzt und was sonst ein Volk beglückt. Staat, Kunst, Wissenschaft, Mythos und Epos. Hitzig sagt: „Israel ist das Gefäss gewesen, in welches die Wasser des Lebens gefasst, in welchem sie frisch erhalten wurden und kühl, um fortan die Welt zu erquicken. Dieser seiner Bevorzugung wegen kümmern wir uns um seine Geschichte, die da lehren wird, wie teuer das Volk diesen Vorzug bezahlt hat: die Perle in sich zu tragen ist ja der Muschel Krankheit.“ Das klingt ja so schön, dass es Einem ordentlich leid tun muss, es zu widerlegen. Nur fürchte ich, dass gegen solche Ansicht (Schrader scheint sie zu teilen) die wahrhaft geschichtliche Betrachtung schroffen Widerspruch erheben muss.

Das israelitische Volk mag inbetreff seiner religiösen Entwicklung eine ganz einzige Stellung in der Geschichte der Menschheit einnehmen; aber immer darf seine Entwicklung, die der Religion eingeschlossen, nicht den allgemeinen Gesetzen der Geschichte entzogen werden. Kein Volk ist als passives Gefäß für irgend einen geistigen Inhalt zu verstehen; am wenigsten ist die weltgeschichtliche Tat eines Volkes als Krankheit desselben zu begreifen. Eine Schöpfung ist allemal eine Energie. Man will die Offenbarungs-Scene auf dem Sinai nicht glauben; aber statt den Mythos als solchen zu nehmen und zu begreifen und andrerseits die Tatsache, welche durch diesen Mythos erklärt werden soll, durch den geschichtlichen Mechanismus verständlich zu machen, versucht man in unerschöpflichen mystischen oder geistreichen Wendungen sich über das Problem hinweg zu täuschen.

Hat sich nun Schrader klar gemacht, wie wir uns in Israel auf den Semitismus den Babylonismus und auf diesen die Offenbarungs-Religion aufgepropft denken sollen? Und ferner, wenn allerdings die letztere den Mythos verdunkeln wird, so wird dadurch gerade die lebendige Anschaulichkeit, welche die Sage erfordert, gewinnen, wie ich gezeigt habe (diese Zeitschr. II, 164—178). Wenn sich also bei den Israeliten mehr Sagen finden sollten, als wir bei den andern Semiten finden, so wäre dies eben Wirkung des Monotheismus und sehr erklärlich.

Wer aber kann behaupten, dass die andern Semiten nicht eben so viel Sagen gehabt hätten, als die Israeliten? Wir sind über erstere teils gar nicht unterrichtet, teils kennen wir nur den durch priesterliche Speculation zu kosmogonischen Systemen entwickelten Mythos, und diese Systeme scheinen von den griechischen Berichterstattern einen neuplatonischen Anhauch erhalten zu haben.

Merkwürdig in der Tat ist, dass die Sagen der Bibel uns eine Verwandtschaft mit den indogermanischen verraten, welche dem Abstande zwischen den beiden Sprachstämmen nicht proportional ist. Wie dieses Rätsel zu lösen, bleibt späteren Zeiten überlassen; die Tatsache aber scheint mir unumstösslich. Nicht bloß Simson, sondern auch Jacob, der den Stein vom Brunnen hebt, Dina, welche geraubt wird, Moses in allen Zügen seines Lebens, Jericho, deren Mauern unter Posaunenklang fallen, Gideon, der mit zerschmetterten Töpfen, Fackeln und Posaunengeschmetter siegt, der kleine David, der aber schon Löwen und Bären zerrissen hat und danach dem Riesen Goljath einen Stein in die Stirn schleudert: sie alle finden ihre Parallelen bei den Indogermanen. — Diese Tatsache ist es, deren Bestätigung uns in Istars Himmelfahrt vorliegt. Denn auch hier zeigen sich Züge, denen indogermanische zur Seite stehn.

Zuerst freilich ist, im Gegensatze zu andern Ansichten, zu bemerken, dass uns ein babylonischer Mythos überhaupt nicht im mindesten unerwartet sein kann; solcher Mythos in solcher Form scheint uns recht semitisch und gar nicht durch fremden Einfluss hervorgebracht. Wir wollen ihn analysiren.

Ausser der Oberwelt, der Welt der Götter und Menschen, gibt es auch eine Unterwelt. Ob diese wie im Hebr. *sche'ôl* hieß? Hier wenigstens wird sie anders benannt: *mat nudi* was Schrader als „Land ohne Rückkehr“ erklärt. Dieser Terminus, der in moderner Dichtung und Volkssprache immer noch Geltung hat, findet sich auch Hiob 16, 22, wo wie in Babylon vom „Pfad ohne Rückkehr“ gesprochen wird.

Mir scheint aber eine Andeutung, dass auch im Hebräischen einmal die Unterwelt *nudi* geheissen habe, nicht zu fehlen. Ich finde sie 1 M. 4, 16. „Und Kain ging hinweg

vom Angesichte Jahves und wohnte im Lande Nod östlich von Eden." Dieses hebräische Land Nod dürfte wohl das babylonische Land Nudi sein. Denn vorher V. 14 hieß es, Kain sprach zu Gott: „Siehe, du treibest mich heute von der Erde, und vor deinem Angesichte muss ich mich bergen." Diese Ausdrücke „weggehen vom Angesichte Jahves, sich bergen vor seinem Angesichte," sagen dasselbe wie „von der Erde vertrieben sein" und erhellen sich gegenseitig. Kain ward zur Strafe des Brudermordes in die Unterwelt geschickt. Da der Hebräer diesen Sinn später nicht mehr verstand, so wurde Kain zum Stammvater des östlichen Asiens gemacht, und auch Nod neu erklärt, als Land der Verbannung. Wir können aber das Wort auch anders erklären als die biblische Sage, und auch als Schrader. Das Verbum *nud* bedeutet nicht bloß fliehen, sondern auch schwanken, also ist Nudi, Nod das Land des Schwankens d. h. der schwankenden Schatten.

Die Unterwelt ist fern; ein Haus mit Eingang ohne Ausgang (Hiob 10, 21); des Lichtes beraubt (wie so häufig im Hebräischen); auf Tür und Getäfel lagert dicker Staub, die Nahrung, die dort gegessen wird, ist Staub und Lehm. (Sollte wohl die Schlange nach Gen. 3, 14 den Semiten als in die Unterwelt verdammtes Tier gegolten haben? Ob die Verwesung genannt wird, ist unsicher. Würmer werden nicht erwähnt). Am Tor ist ein Wächter; aber ehe man zum Tor gelangte, musste man über ein Wasser, einen Strom, ganz wie im indogermanischen Mythos bei Indern, Griechen und Germanen. Um dann in den Palast der babylonischen Unterwelt zu gelangen musste man durch sieben Tore, also sieben Vorhöfe. Hinter diesen tronte auf goldenem Trone die Fürstin der Erde (d. h. der Unterwelt). Sie ist eine Schwester der Istar, (Astarte) der Gattin Bels; die Schwestern leben jedoch in Feindschaft mit einander. In der Unterwelt sind Abteilungen für die Guten und für die Bösen, und zwar besondere für die verschiedenen Classen von Verbrechern, welche dort ihre Strafe abbüßen. Die abgestorbenen Seelen werden wie Vögel vorgestellt, die das Gewölbe durchschwirren (auch dies ist eine indogermanische Vorstellungsweise). In einem Palaste des Gerichts, der auf Säulen ruhte,

ruhte, wurden sie gerichtet. Die Fürstin der Unterwelt ist nicht ganz unabhängig, auch sie steht unter der Herschaft des Götterkönigs *Ao*, wie der folgende Mythos zeigt; aber, abgesehen von den Verstorbenen, gebietet sie über Genien der Erde.

Is̍tar, der Abend- und Morgenstern, die Göttin der Befruchtung und alles Lebens, entschliesst sich in die Unterwelt zu gehen. Wie sie zu diesem Entschlusse kommt, wird nicht gesagt. Es liegt aber in diesem Besuche der Unterwelt nichts anderes als ihre Doppel-Natur; nach der einen Seite gehört sie zu den Göttern des Lichts, nach der andern Seite zu denen der Nacht. Während der Nacht ist sie in der Unterwelt. So, meine ich, sei ursprünglich der Sinn gewesen, der sich später in Babylon anders als in Palästina und Phönicien entwickelt hat. Nach unserer Auffassnng muss sie in Folge ihres Wesens in die Unterwelt, wie bei den Indogermanen die Sonnengötter (zur mythischen Darstellung des Winters) es ebenfalls müssen. Herakles und Orpheus steigen beide hinab, auch Odysseus; und zwar nicht Apollo selbst, aber seine Lichtkühe. Astarte verlangt drohend Einlass in die Unterwelt; die Fürstin der Unterwelt zürnt, und lässt sie ein, um sie zu züchtigen; sie solle bei den Ehebrechern wohnen, was wohl einen Anklang an andere Mythen von Astartes Verhältnis als Gattin enthalten mag. Der Pförtner führt sie durch die sieben Tore; an jedem muss sie gewisse (symbolische) Gegenstände des Schmuckes ablegen. Zuerst die Krone: sie hört auf, Königin des Himmels zu sein; dann die Ohrringe; dann das Halsgeschmeide (dies ist das berühmte Kleinod, das auch die germanische Freija trägt;) dann den Mantel (wohl nur Symbol der Herschaft), dann den Leibgürtel mit den Edelsteinen (ob dies auf ihre befruchtende Natur deutet?), dann die Arm- und Fußspangen, dann die Hülle um die Schamteile (in welcher völligen Entblößung weiter nichts liegen kann, als die äußerste Beschimpfung). So ward Istar weggeführt, und auf Erden hörte jede Begattung auf und jedes sociale Band des Befehlens und Gehorsams war geschwunden. — Nun tritt *Samas* (der Sonnengott) vor den Götterkönig *Ao*, ihm zu berichten, wie Istar in die Unterwelt gestiegen, und welche Folgen dies habe. Ao schickt einen Boten an die Fürstin

der Unterwelt mit dem Befehle, sie solle die Istar wieder an die Oberwelt entlassen. Diesem Befehle gehorcht die Fürstin der Unterwelt, obwohl zürnend.

Dieser Mythos als Ganzes sowohl wie in den einzelnen Zügen, die zum Vorschein kommen, zeigt gegen indogermanische Vorstellungen bei aller Selbständigkeit und Eigentümlichkeit doch auffallende Aehnlichkeit. Wir halten ihn eben darum für echt semitisch, wenn er auch bisher bei einem andern semitischen Volke, namentlich bei den Israeliten, noch nicht wiedergefunden ist. Was aber könnte uns berechtigen, ihn für turanisch zu halten? Was wissen wir von den Turaniern? Eine gewisse Fähigkeit, Cultur aufzunehmen, beweisen die Türken. Die Mongolen, indem sie ein volles Jahrhundert China beherschten und völlig chinesische Bildung annahmen, dann aber, verjagt und in die altgewohnten Steppen ihrer Väter zurückgedrängt, den chinesischen Geist wie eine Maske ablegten und in das Nomadenleben ihrer Väter verfielen: sie bewiesen, dass sie zur Cultur unfähig sind. Die Chinesen sind das einzige turanische Culturvolk, und wir können kaum umhin, den turanischen Stamm, der in Mesopotamien vor den Babyloniern herschte, uns den Chinesen nahe verwandt zu denken. Aber der gemeine chinesische Volksglaube, der vom wahrhaft weisen Confucius mehr beseitigt, als reformirt ward, er ist eben mongolischer Schamanismus. Von dort stammt weder Baal noch Istar.

Können wir uns denn wundern, wenn die Sprache Assurs dem Hebräischen näher steht als dem Aramäischen und Arabischen, dass dann auch die mythischen Vorstellungen Assurs und Babylons mit denen Palästinas die meiste Berührung zeigen? Muss, um diese engere Verwandtschaft der Mythen zu erklären, erst ein adoptirter Turanismus angenommen worden, der von den Babyloniern auf die palästinensischen Stämme übertragen worden sei? Die berühmte Stelle Amos 5, 25—27, welche das Heidentum Israels in der Zeit der Wüsten-Wanderung bekundet, will Schrader anders als gewöhnlich geschieht, erklären. Man übersetzte bisher: „25. Habt ihr Schlacht- und Speisopfer mir gebracht in der Wüste vierzig Jahre, Haus Israels? 26. Ihr

truget ja den Sakkuth euren Moloch und den Kewan euren Sterngott, eure Bilder, die ihr euch gemacht. 27. Und so werd ich euch in Gefangenschaft führen über Damaskus hinaus.“ Nur die Form und Verbindung dieser Sätze ist nach der bisherigen Auffassung gegeben; die mythologischen Namen sind nach Schraders, auf Kenntnis des Assyrischen gestützter, Deutung gegeben. Nämlich *Sakkût*, d. h. der Furchtbare, Schrecken einjagende, ist assyrisch Beiname des Gottes **Adar**, des Stiergottes, des assyrischen Moloch oder genauer **Mâlik**. Ferner *Kêwân* (so ist statt des traditionellen *Kiyyûn* zu lesen) ist assyrisch und arabisch Kaiwân, der Feste, Zuverlässige, d. i. der Saturn-Gott. Dann ist noch zu beachten, das das hebräische Wort *ßalmêkem* nach den LXX so umzustellen ist, wie die gegebene Uebersetzung zeigt. So hat man hier seit längerer Zeit, wie Vatke wohl zuerst betonte, aus des Propheten Munde ein Zeugnis für den Götzendienst der Israeliten in der Wüste vernommen. Schrader leugnet, dass Vers 26. sich in solcher Weise an Vers 25 schließe, um auf die Zeit der Wüste bezogen werden zu können, und übersetzt vielmehr: „Und ihr nehmt den Sakkuth u. s. w.“ das heißt, er bezieht ihn auf die Zeit des Propheten, wo assyrischer Götzendienst in Israel geübt ward. Er beruft sich hierbei auf 2. Kön. 16, 3. 23, 5. 12. Aber dort ist vom jüdischen Könige Ahas die Rede, und es ist nicht nur zweifelhaft, ob Amos bis zu dessen Zeit lebte, sondern dieser Prophet spricht auch, abgesehen von wenigen Versen, nur über Israel und klagt sonst wohl über Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit, aber nicht über assyrischen Götzendienst. Doch auch abgesehen hiervon, und abgesehen davon, dass die in unserer Uebersetzung ausgedrückte Verbindung sehr wohl grammatisch möglich ist, die von Schrader vorgeschlagene aber mir grammatisch unmöglich scheint: so frage ich, konnte wohl der Prophet, wenn er einen als Modesache adoptirten Cultus rügen wollte, sagen: euren Malik, euren Sterngott? Betonen nicht die Propheten immer stark, dass die Götzen Israel fremd sind?

Ueberdies erinnert Schrader selbst daran, dass assyrisch *sakkût* etwa dasselbe bedeutet, wie das hebräische *nôrâ* und

besonders *pachad*. Das erstere, *nôrâ*, ist das für Jahve übliche Beiwort furchtbar; Ehrfurcht, Scheu, Staunen erregend. Das letztere aber ist uns an zwei Stellen in einer auffallenden Verbindung bewahrt. Jacob sagt 1. Mose 31, 42: „Wo nicht der Gott meines Vaters, der Gott Abrahams und der, den Isaak fürchtet (Pachad, der Gegenstand der Furcht, Scheu) für mich gewesen“ u. s. w.; und Laban spricht das. V. 53: „Die Götter Abrahams und die Götter Nahors seien Richter zwischen uns. Da schwur Jacob bei dem *Pachad* seines Vaters Isaak.“ Hier scheint Laban dieselben Götter zu verehren wie sein Großvater Nahor und Großonkel Abraham, Jacob aber den Gott Isaaks, und dieser mag dem Sakkut gleich gewesen sein. Aus dieser sagenhaften Erzählung aber dürfte der Mythologe auf tiefer Liegendes mit vollem Grunde schliessen können. *Pachad* war ursprünglich nicht der Gott, den Isaak verehrte, sondern Isaak selbst war ein Beiname desselben Gottes, der auch *Pachad* der Schrecken, der Schreckliche, hieß; und der Name Isaak, der Lacher, steht in Zusammenhang mit dem sardonischen Lachen des Moloch-Opfers.

Sehen wir also in Israel einen ursprünglichen Polytheismus, der immer noch durch den Monotheismus in Sage, Symbol und Cultus (was hier nicht weiter auszuführen ist) hindurchschimmert; zeigt dieser eine nähere Verwandtschaft mit dem assyrisch-babylonischen Götterglauben, ganz angemessen der größeren Nähe der hebräischen und assyrischen Sprache zu einander; zeigen diese hebräisch-babylonischen Mythen und Sagen bei aller Eigentümlichkeit doch eine auffallende Aehnlichkeit zu indogerm. Vorstellungen: so wird man wahrlich wenig Antrieb spüren, an turanische Einflüsse in der semitischen Religion zu denken, und von ihnen die babylonische Epik abzuleiten.

Was verlangt man denn von den Erzählungen des Pentateuchs und der Richter, wenn man sie als Epik betrachten soll? Was fehlt ihnen, um als Epen zu gelten? Müssen sie durchaus in Versen sein? Gibt es nicht eine Epik in Prosa? Sind die deutschen alten Volksbücher vom hürnen Siegfried, vom Dietrich u. s. w. nicht Epen? Und diese letztere Analogie dürfte auch die hebräische Prosa jener Erzählungen erklären. Ganz

wahrscheinlich waren ihnen Dichtungen in Versen vorangegangen, wie nicht bloß die allgemeine Analogie, sondern auch bestimmte Hinweisungen auf alte Lieder beweisen.

Mögen Andere die babylonischen Epen in ihrer Weise zu verwerten suchen; wir wollten hier andeuten, wie sich die neuen Funde in unsere Anschauung vom Semitismus und speciell vom israelitischen Monotheismus fügen. In jedem Falle hat sich Hr. Schrader um die semitische Philologie ein wesentliches Verdienst erworben, das rückhaltlose Anerkennung fordert.

Beurteilungen.

E. Hecker, Dr., Arzt an der Anstalt für Nerven- und Gemütskranke in Görlitz, Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen. Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie, für Naturforscher, Philosophen und gebildete Laien. 83 S. 8°. Berlin 1873.

Die Psychologie ist für alle philosophische Disciplinen und für alle Ethnologie, Philologie und Geschichte von principieller Wichtigkeit. Das ist sie auch und ganz vorzüglich für Psychiatrie. Zu dieser verhält sie sich genau so, wie die Physiologie zur Pathologie und Therapie des Leibes. Wenn diesem Verhältnis, wie der Begriff es bestimmt, das tatsächlich in der Gegenwart obwaltende noch nicht entspricht: so beweist dies eben eine unvollständige Entwicklung sowohl der Psychologie als der Psychiatrie. Dass aber die Kluft zwischen der begrifflichen Forderung und dem wirklichen Bestande noch so weit ist, liegt daran, dass sich die Psychiatrie vorzugsweise auf solche Kapitel der Psychologie stützen müsste, welche bis heute noch am wenigsten entwickelt sind. Die Seelenkrankheiten sind nämlich selten rein seelischen Ursprungs, und selbst dann nicht rein seelischer Ursache; sondern immer spielen leibliche Anomalien in den Krankheitszustand hinein, selbst wenn sie nur als secundäre Ursachen wirken. Darum hat der Seelen-Arzt immer nur leibliche Leiden zu heilen, und die seelische Krankheit gilt ihm nur als ein Symptom der Krankheit. Ihm liegt es also vor allem daran zu erkennen, wie der Geist von der leiblichen Organisation und den Zuständen der Organe abhängt. Diese Abhängigkeit aber des Geistes vom Leibe und die Rückwirkung desselben auf den letztern ist der dunkelste Teil der

Psychologie. Selbst die Lehre von der Sinneswahrnehmung ist noch höchst mangelhaft, weil sie nicht bloß von den Sinnesorganen, sondern auch von dem Centralorgane abhängig ist. Der Mangel unserer Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Leib und Seele kann sich nicht schlagender aussprechen als in diesem Terminus: Centralorgan. Denn dieser Singular schließt sicher eine vielfache Pluralität in sich, die uns noch entgeht. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, dass der Psychologe mit größerer Begierde auf die psychische Pathologie hinblickt, als der Seelen-Arzt meist auf die Psychologie achtet. Denn freilich ist es uns vor allem darum zu tun, die alltäglichen Erscheinungen des gesunden Lebens zu erkennen. Aber, sagt der Verf. mit Recht, „sowie krankhafte Erscheinungen an den körperlichen Organen oft einem exacten physiologischen Experiment gleich kommen, durch welches der Physiologe über bis dahin unentschiedene Fragen genauen Aufschluss erhält; so kann uns auch eine krankhafte Störung des geistigen Lebens nicht selten als ein Experiment gelten, bei welchem die Einzel-Factoren des geistigen Mechanismus durch ihren Ausfall oder durch abnorme Steigerung um so deutlicher zur Beobachtung kommen können“ (S. VI).

Der Verf. hat ein Thema gewählt, das schon nach gemeiner Betrachtungsweise für die Erkenntnis des Zusammenhanges von Leib und Seele sehr wichtig erscheint. Man lacht in Folge eines Kitzels; man lacht aber gerade ebenso in Folge des Komischen. Wenn sich nun ausmachen lässt, warum man, gekitzelt, lacht und nicht weint, so muss damit zugleich auf die psychischen Zustände, welche ebenfalls ein Lachen bewirken, unbedingt ein beachtenswertes Streiflicht fallen. „Es muss sich zwischen der peripheren Nervenerregung mit ihrer Wirkung und dem Affect eine Parallele ziehen lassen, durch welche wir in dem sonst so dunklen Gebiet der Psychologie eine rationelle Grundlage gewinnen können“ (S. 6). Dem Verf. ergab sich nun, „dass das Lachen in Folge des Kitzels einerseits, weit entfernt etwas Zufälliges oder angewöhnt Willkürliches zu sein, vielmehr auf einer weisen Vorsorge der Natur beruhend, bestimmte materielle Aufgaben erfülle, andrerseits aber auch das

Lachen über komische Vorstellungen mit derselben Notwendigkeit eintreten müsse, indem das Komische bei seiner Einwirkung auf unser Gemüt (physiologisch nachweisbar) dieselben organischen Veränderungen hervorruft, wie der Kitzel. Ganz Aehnliches gilt vom Weinen (resp. Schreien), sofern es durch körperlichen Schmerz und psychische Rührung, vom Gähnen, sofern es durch körperliche Abspannung und Langweile entsteht" (das.).

Die Arbeit hat demnach zwei Teile, deren erster physiologisch, und deren zweiter psychologisch ist. Wir wollen versuchen, den Verf. durch seine Untersuchungen in aller Kürze zu verfolgen.

Das Lachen steht nicht unmittelbar mit dem Kitzel selbst, sondern zunächst mit einer durch den Kitzel hervorgebrachten Veränderung im Organismus zusammen.

Durch Experimente mit mikroskopischer Beobachtung ist nämlich festgestellt, dass leichte Hautreizungen eine Verengerung der Blutgefäße und dadurch Beschleunigung des Blutkreislaufes bewirken (S. 8). Diese Wirkungen aber hängen vom Nervus sympathicus ab, von dem auch die Erweiterung der Pupille bewirkt wird. In der Tat nun verursacht der Kitzel, indem er auf den Nervus sympathicus wirkt, sowohl die Verengerung der Blutgefäße, als auch eine Erweiterung der Pupillen, welche letztere Erscheinung sich ja leicht am Menschen beobachten lässt. Es sind aber namentlich die kleinen Arterien der weichen Hirnhaut (S. 9. 11), welche jene Verengerung erleiden. Welche Gefahr aus solcher plötzlich eintretenden Verminderung des Blutdruckes dem Gehirn droht, leuchtet ein. Man erzählt ja, dass man zur Zeit der Inquisition Leute zu Tode gekitzelt hat. Nun sind allerdings mannichfache Einrichtungen vorhanden, welche der Gefahr des Wechsels im Blutdruck entgegen wirken. Doch dürfte keine so wesentlich sein, wie die mehrfache Modification des Atems. Bei der Einatmung wird die Fortbewegung des Blutes in den Arterien etwas gehemmt, dagegen andererseits in viel höherem Maße in den Venen die Blutbewegung nach dem Herzen zu wesentlich begünstigt und beschleunigt (S. 13). Umgekehrt beim Ausatmen:

der Abfluss des Venenblutes ist bedeutend erschwert; und wenn nun auch die Circulation in den Arterien ein wenig gefördert wird, so bleibt doch eine Hemmung des Kreislaufs. Nun wird aber namentlich beim Verschluss der Stimmritze, welcher beim Lachen stattfindet, der Exspirationsdruck gesteigert und dadurch der Rückfluss des Blutes nach dem rechten Herzen sehr gehindert. Es werden also die Venen überfüllt. Der Verminderung des Blutdruckes durch den Kitzel wirkt also das Lachen mit seinen forcirten Ausatmungsbewegungen, also durch Steigerung des Blutdrucks entgegen. Nur dies werde noch bemerkt, dass wie der Kitzel ein intermittirender (rhythmisch unterbrochener) Reiz, so auch die Ausatmungsbewegung eine rhythmisch intermittirende ist.

Und nun das Komische. Der Verf. konnte die Vermutung bestätigen, „dass bei Einwirkung des Komischen dieselben physiologisch-anatomischen Veränderungen eintreten, wie nach dem Kitzel, das heißt eine intermittirende Contraction der Gehirngefäße als Folge einer intermittirenden Sympathicusreizung" (S. 16). Er konnte nämlich genau beobachten, dass sich die Pupillen auch in diesem Falle erweitern. Eine genauere Bestätigung soll aber die Psychologie des Komischen geben.

Der Verf. erkennt mit Allen, die bisher eine Definition des Komischen gegeben haben an, dass in ihm etwas liege, was ein unangenehmes Gefühl erregt, und zugleich auch etwas, was uns angenehm berührt. Man war namentlich über das, wodurch das Angenehme bewirkt werde, in Streit. Der Verf. nun meint, dass im Komischen die Quellen für die beiden einander widersprechenden Gefühle sehr mannichfaltig seien. Er lässt eine allgemeine Erörterung des Gefühls folgen, mit der ich zwar nicht ganz übereinstimme, die aber für die vorliegende Aufgabe ausreicht.

Ein Gefühl entsteht nach dem Verf. allemal, wenn eine gegebene Vorstellung mit einer schon vorhandenen zusammentrifft. Bildet sich dann leicht eine Association beider, so ist das Gefühl angenehm, im Gegenteil unangenehm. Dies gilt nicht bloß von zwei einfachen Vorstellungen, sondern auch von dem Verhältnis der gegebenen Vorstellung zu unsern logischen,

praktischen, ethischen, ästhetischen und religiösen Formen. Die Uebereinstimmung gefällt, der Widerspruch misfällt.

Wenn nun das Komische darauf beruht, dass es zugleich zwei einander entgegengesetzte Gefühle erzeugt, so tritt noch die Bedingung hinzu, dass jene Gefühle „in einem bestimmten Verhältnisse der Stärke zu einander stehen müssen, und zwar so, dass keines vor dem andern das unbedingte Uebergewicht erlangt.“ Denn das Lächerliche verlangt einen „Kampf der beiden Gefühle.“ Aus der Construction der möglichen Kampfarten entstehen nun dem Verf. vier Hauptformen des Komischen:

1) Eine gegebene Vorstellung entspricht der einen Norm, aber nicht der andern — das einfach Komische.

2) Zwei gegebene Vorstellungen vereinigen sich leicht; aber eine derselben stimmt mit irgend einer Norm nicht überein.

3) Zwei gegebene Vorstellungen sind unvereinbar, aber eine ist in Harmonie mit einer Norm.

4) Zwei gegebene Vorstellungen lassen sich nicht vereinigen nach der einen, aber wohl nach der andern Norm — der Witz.

Hierdurch ist es dem Verf. möglich, die verschiedenen bisher aufgestellten Ansichten über das Komische mit einander zu vereinen und dadurch zu ergänzen.

Wenn nun das Komische in einem Kampfe zweier Gefühle liegt, was der Verf. ausführlich durch alle Formen des Komischen nachweist (S. 40—73), so versteht sich, dass diese Gefühle nicht nur, wie schon bemerkt, in einem gewissen Verhältnisse der Stärke zu einander stehen, sondern auch gleichzeitig erfolgen und mit einer gewissen Plötzlichkeit auf einander stoßen müssen. Nach dem Satze von der Enge des Bewusstseins können aber nicht gleichzeitig zwei Vorstellungen noch auch zwei Gefühle sich im Bewusstsein befinden. Es tritt also vielmehr ein sehr schneller Wechsel beider Gefühle ein, was einen ganz ähnlichen Process im Bewusstsein ergibt, wie der Wechsel zweier verschieden gefärbter Lichtstrahlen, welche denselben Punkt unsrer Netzhaut treffen; das heißt: die Wirkung des Komischen muss psychologisch nach Analogie des

Glanzes erklärt werden. Dieser ist nämlich nicht in objectiven Verhältnissen gegeben, sondern ist lediglich ein Product der Vorstellungstätigkeit, des Bewußtseins. Wir meinen in diesem Falle einen einheitlichen Lichteindruck zu erhalten, während das Experiment beweist, dass hier ein schneller Wechsel der Eindrücke vorliegt.

Also ist „das Komische als eine intermittirende, rhythmisch unterbrochene, freudige Gefühlserregung anzusehn" (S. 82). So stimmt es wesentlich mit dem Kitzel überein.

Die Wirkung dieser freudigen Erregung gleicht nach jeder Intermission der freudigen Ueberraschung. Bei dieser erkennen wir aber als somatischen Vorgang neben andern Reizungen unzweideutig eine Reizung des Sympathicus und dadurch besonders Verengerung der kleineren Arterien, wonach im Gegenteil eine Gefäßerweiterung folgt. Was nun bei der freudigen Ueberraschung einmal eintritt, geschieht beim Komischen, wo die angenehme Ueberraschung fortwährend von einem unangenehmen Gefühl unterbrochen und durch ein entgegengesetztes neu angeregt wird, in intermittirender Form.

Diese Reizung des Sympathicus ist also in der Form genau übereinstimmend mit der durch den Kitzel, und so antwortet in beiden Fällen das Lachen in zweckmäßiger Weise. —

Wir haben dem Verf. gegenüber nur das Amt zu berichten. Prüfen und urteilen können wir nicht. Die Wichtigkeit der Sache aber liegt auf der Hand. Freilich liegt Lachen noch weit ab vom Sprechen, gehört aber doch mit diesem zu derselben Gattung somatischer Erscheinungen.

H. Steinthal.

Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Berlin 1870. 456 S. 8^{0}.

Auch auf dieses Werk, wie auf die im Vorstehenden besprochene Schrift, können wir nur hinweisen, es dem Studium der Sprachforscher empfehlend, ohne dass wir im Stande wären ein competentes Urteil über dasselbe abzugeben. Der Verf. besitzt einen Verein von philologischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen, wie er selten ist. Seine ungemeine Belesenheit in der alten wie in der neuern Literatur ist aber auch durchweg von einer Kritik begleitet, die sich durch keine Autorität irre machen lässt. Und endlich zeigt der Verf. so viel von dem, wofür wir keinen treffenderen Namen haben, als das allgemeine Wort Geist, dass das Studium seines Buches nicht nur außerordentlich belehrend, sondern auch anziehend ist. So ist es wohl natürlich, dass man hier mehr Culturgeschichte lernt, als aus manchen dicken Bänden, welche diesen jetzt beliebten Titel führen. Der Verf. beherscht seinen Stoff und zeigt in ihm die tiefsten Zusammenhänge auf. Dabei ist seine Darstellung lichtvoll und in ihrer Schlichtheit und Anspruchslosigkeit auch anmutsvoll.

Er ist Darwinist. Wenn aber der Leser vielleicht durch einige unglückliche, phrasenhafte Vertreter der Darwin'schen Theorie eine Abneigung gegen dieselbe gewonnen hat; wenn ihm die Schlagwörter, wie „Kampf ums Dasein, Anpassung“ und andre, schon widerwärtig geworden sein sollten: so kann er von unserm Verf. lernen, wie in der Tat der Mensch in das vegetative und animalische Leben eingreift, und wie die Geschichte, fern davon sich von der Natur bilden zu lassen, vielmehr die Flora und Fauna der Länder sich anpasst und gründlich umgestaltet. Nicht nur wir neuern Europäer sind ein Product der Geschichte, wie es die ältern Europäer, auch Griechen und Römer waren; sondern Europa in seiner heutigen

Pflanzen- und Tier-Welt ist ebenfalls das Werk der Menschen-Geschichte. „Fast alles," bemerkt der Verf., „was den Reisenden der von Norden über die Alpen steigt, wie eine neue Welt anmutet, die Plastik und stille Schönheit der Vegetation, die Charakterformen der Landschaft, der Tierwelt, ja selbst der geologischen Structur, insofern diese erst später durch Umwandlung der organischen Decke hervortrat und dann die Einwirkungen des Lichtes und der atmosphärischen Agentien erfuhr, sind ein in langen Perioden durch vielfache Bildung und Umbildung vermitteltes Product der Civilisation. Jeder Blick aus der Höhe auf ein Stück Erde in Italien ist ein Blick auf frühere und spätere Jahrhunderte seiner Geschichte. Die Natur gab Polhöhe, Formation des Bodens, geographische Lage: das Uebrige ist ein Werk der bauenden, säenden, einführenden, ausrottenden ordnenden, veredelnden Cultur." Dasselbe gilt von Griechenland. Nicht eine schöne Natur hat den kunstsinnigen Griechen geschaffen; sondern umgekehrt.

Der Verf. weist die trübe Ansicht von einer Verderbnis, einer versiegten Lebenskraft jener Länder zurück, und noch viel mehr jenes allgemein verbreitete Gefühl einer veränderten, geschwächten Naturkraft, einer gealterten Welt: mag sich nun solche Ansicht auf einen Rest von Aberglauben, der das jüngste Gericht herannahen sieht, oder auf elegische Greisenhaftigkeit welche ihre geschwundene Jugend preist, oder auf naturwissenschaftliche Theorien gründen, welche einzelne Sätze übertreibt.

Wenn wir hier lernen, dass nicht der Boden nnd die Luft von Hellas die hellenische Kunst als Naturfrucht gezeitigt habe, so wird aus des Verf. Darstellung allerdings auch dies klar, wie sich, was anfangs ein Segen war, allmählich in Fluch umwandelt, und wie der Mensch, indem er durch seine Arbeit die Natur umgestaltet, sich selbst ändert. Was wir materiell treiben, ist, möchte ich sagen, nur Erscheinung; das eigentliche Object aller Tätigkeit ist der menschliche Geist, das Subject, selbst. Treffend sind des Verfs. Bemerkungen über den Untergang der griechischen und römischen Welt.

Auf Einzelheiten wollen wir nicht eingehen und bemerken nur noch Folgendes. Es ist den Sprachforschern wohl bekannt,

dass Etymologien vielfältig nicht bloß auf Lautverhältnisse gegründet werden können, sondern dass die Geschichte der betreffenden Dinge die Entscheidung bringt. Das Wort lehrt freilich oft genug die Herkunft des benannten Gegenstandes; aber nicht minder häufig muss sich der Sprachforscher vom Culturhistoriker belehren lassen. In dem angezeigten Werke wird er mancherlei zur Bestätigung dieses Satzes finden. Ich meine, wer dieses Buch gelesen hat, wird davon abstehn, das Wort Wein aus indogermanischer Quelle zu erklären und zugestehn, dass das Wort wie die Sache den westlichen Indogermanen von den Semiten zugekommen ist. Ueberhaupt aber kann die jetzt so beliebte Betrachtung der weltgeschichtlichen Bedeutung der indogermanischen und semitischen Race hier vielerlei lernen.

H. Steinthal.

Leopold Schröder. Ueber die formelle Unterscheidung der Redetheile im Griechischen und Lateinischen mit besonderer Berücksichtigung der Nominalcomposita. Von der historisch-philologischen Facultät der kaiserlichen Universität zu Dorpat am 12. December 1872 gekrönte und auf Kosten dieser Universität gedruckte Preisschrift. Leipzig 1874. In Commission bei K. F. Köhler. IX. und 562 S.

Gegen Ende des Jahres 1871 stellte die historisch-philologische Facultät der Dorpater Universität auf Leo Meyer's Antrag als Preisaufgabe die Frage: „In wie weit ist im Griechischen und Lateinischen eine formelle Unterscheidung der verschiedenen Redetheile ausgebildet? Eine Antwort auf diese Frage liegt uns in der oben bezeichneten Arbeit vor, die, wie Leo Meyer in seiner Vorbemerkung sagt, „weniger auf Verlangen der Facultät als aus eignem Antrieb ihres Verf. vor dem Druck noch eine gründliche Durch- und Umarbeitung erfahren hat.“

Der Verf. ein Schüler Leo Meyers, will „nachforschen, welche Wege die Sprache eingeschlagen, welche Mittel sie angewandt um die einzelnen Redetheile von einander abzusondern." Er beschränkt jedoch seine Aufgabe auf die griechische und lateinische Sprache und auf die Untersuchung der Form. Hiebei ist er sich aber wohl bewusst, dass die Erörterung dieses Gegenstandes nur durch eine „von höheren psychologischen Gesichtspunkten aus" angestellte Betrachtung „des Wesens der Redetheile in ihrer Entstehung und Entwickelung" zum Abschluss gebracht werden kann.

Innerhalb der von ihm gezogenen Grenzen behandelt nun der Verf. zunächst die Unterscheidung von Nomen und Verbum (S. 9—34), von Nomen und Partikel (Adverbium, Präposition und Conjunction) (S. 35—62), von Nomen und Zahlwort (S. 62—68) und von dem Pronomen und den übrigen Nomina (S. 68 bis 84). Daran schliesst sich die Betrachtung der Scheidung von Substantivum und Adjectivum, der der grösste Theil des Buches gewidmet ist. Denn der Verf. begnügt sich nicht mit der Behandlung der einfachen Substantiva und Adjektiva (S. 85—190), sondern er zieht, weil durch die Zusammensetzung ein Substantiv ohne weitere Formveränderung zum Adjectiv und — wenn auch sehr selten — ein Adjectiv zum Substantiv werden kann, auch die zusammengesetzten Nomina in Betracht (S. 190—562). Wie er aus diesem Grunde zumeist das zweite Glied der Zusammensetzung berücksichtigt, so theilt er, indem er einen von Tobler (Ueber die Wortzusammensetzung u. s. w.) berührten Gesichtspunkt festhält, die Composita in solche, die den Redetheilcharakter des zweiten Gliedes bewahren (composita immutata) und in solche, die ihn nicht bewahren (composita mutata). Hienach hat er die sehr reichen allerdings nur aus den Wörterbüchern von Passow und Georges geschöpften Sammlungen von zusammengesetzten Nomina angelegt, mit deren Besprechung das Buch schliesst.

Der Verf. behandelt die Fragen, an deren Erörterung er überhaupt geht, — manche den Gegenstand seiner Untersuchung berührende hat er absichtlich bei Seite gelassen — sorgfältig und zeigt überall eine genaue Kenntniss der einschlägigen

sprachwissenschaftlichen Litteratur und Selbständigkeit des Urtheils. Desshalb begrüssen wir diese Erstlingsschrift, obschon uns manches in ihr (wie z. B. die Bemerkungen über Differenzirung S. 59 u. a.) nicht scharf und klar genug erfasst scheint, als ein Ergebniss gründlichen Forschens, das nicht nur für die Begabung und das Wissen des Verf.'s, sondern auch für die Wirksamkeit Leo Meyers ein erfreuliches Zeugniss ablegt.

Eugenius Wilhelmus. De infinitivi linguarum sanscritae bactriae persicae graecae oscae umbricae latinae goticae forma et usu. Isenaci 1873 VIII. 96 ss. lex. 8.

Dr. **Julius Jolly**, Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen. München 1873. XV. u. 287 ss.

Nicht das geringste Verdienst der vergleichenden Sprachforschung ist die Erkenntniss des Wesens des Infinitivs. Von der Zeit an, da in Europa ein grammatisches Bewusstsein vorhanden war, schwankte man in der Feststellung des Infinitivbegriffes hin und her, bis Bopp in der Schrift über das Conjugationssystem der Sanskritsprache u. s. w. den Infinitiv als ein abstractes Nennwort bezeichnete. Dieser Ansicht blieb er auch in seiner vergleichenden Grammatik treu. Veränderungen und Ergänzungen erfuhren hier — zumal in den den Sanskritinfinitiv behandelnden Paragraphen — nur die syntaktischen Erörterungen und — da ihm inzwischen der Vedadialect bekannt geworden war — die Bemerkungen über die Casusform des Infinitivs. Auf das syntactische Verhältniss der Vedaformen jedoch geht er nur in wenigen Worten ein. Beides, jene Erörterungen wie diese Worte zeigen nun den Weg zum weiteren Forschen. Ist nämlich der Infinitiv der Casus eines Nomens, so muss man ihn da aufsuchen wo er voraussichtlich noch als Casus empfunden wurde, d. h. in den ältesten uns überlieferten Sprachdenkmälern, nicht aber in solchen, die einer Zeit entstammen, welche das Gefühl des casuellen Ursprungs oder der Bedeutung der Casusformen des Infinitivs nicht mehr besass,

und, wenn sie denselben in einer dem Casusbegriffe gemässen Weise verwendete, nur unbewusst das ererbte Gut in ererbter Weise benutzte.

Von jenem Gesichtspunkt aus hat nun Wilhelm in seiner Abhandlung de infinitivi linguarum sanscritae bactricae persicae graecae oscae umbricae latinae goticae forma et usu, nachdem er über die Form der einzelnen Infinitive der angegebenen Sprachen ausführlich gehandelt, den Gebrauch derselben im Veda und Avesta, im homerischen Griechisch und in den andern Sprachen gründlich untersucht. Er zeigt in eingehender Weise, wie die Infinitive gemäss der Function der Casus, denen sie ursprünglich angehören d. h. des Dativs, Locativs und Accusativs construirt werden, wie sie einerseits von Verben, Substantiven und Adjektiven abhängen, die den entsprechenden Casus auch anderer Substantive nach sich haben, und wie anderseits auch ihr absoluter Gebrauch dem Wesen ihrer Casus entspricht. Daneben wird auch diejenige Anwendung der Infinitive besprochen, die den Mangel des Bewusstseins der ursprünglichen Bedeutung derselben zur Voraussetzung hat.

So fleissig nun und sorgfältig, ja so grundlegend für alle weiteren Behandlungen des indogermanischen Infinitivs diese Untersuchung ist, so lässt sie doch wichtige den Ursprung des Infinitivs berührende Fragen unerörtert, deren Behandlung man in ihrem zweiten Theile erwartet hätte. Wenn die Infinitive ursprünglich die Casus eines Nomens sind, so muss zu zeigen versucht werden, wann diese im Bewusstsein des Sprechenden als solche zu bestehen aufhörten und als eine selbständige Kategorie, eben als die Kategorie der Infinitive zu leben begannen. Hierüber spricht sich Wilhelm nicht bestimmt aus. Nur gelegentlich bei der Erörterung der Thatsache, dass weder im Veda noch im Avesta die Verbindung des accusativus cum infinitivo vorhanden ist, sagt er: Apud veteres Indos et Bactrianos infinitivi plenam substantivi vim ac naturam ita servaverunt, ut usus eorum formae casuali quam quisque prae se ferret semper responderet (S. 65). Dieser Annahme aber widerspricht unserer Ansicht nach Wilhelm selbst, wenn er bei der Behandlung der dativischen Infinitive diese bald Dative bald

Infinitive nennt. Ferner lässt er sie ausser Acht, wenn er der Construction der vedischen und Zend-Infinitive die der verwandten Sprachen unmittelbar folgen lässt, ohne hervorzuheben, dass die verschiedenen Sprachen von gleichen Anfängen aus unabhängig von einander ähnliche Wege gegangen sind, und dass, was in den indischen und bactrischen Denkmälern bewusste Verwendung von Substantivcasus ist, in den europäischen Sprachen nur adverbiale Ausdrucksweise ist.

Jene auf die Anfänge des Infinitivs bezüglichen Fragen hat Jolly in seiner Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen erörtert. Diese ist, wie schon der äussere Umfang es anzeigt, viel weiter angelegt als Wilhelms Schrift, von deren reicher und sorgfältiger Materialien-Sammlung und -Sichtung sie allerdings in vielen Stücken abhängig ist. Davon abgesehen dass Jolly uns eine eingehend und klar geschriebene Geschichte des Infinitivbegriffs bietet, zieht er bei der Behandlung der Geschichte des Infinitivs selbst ausser den von Wilhelm behandelten Sprachen, nicht nur das Keltische, Slavische und Littauische, sondern auch die modernen Sprachen in den Kreis seiner Betrachtung. Er verfolgt eben den Infinitiv in den indogermanischen Sprachen überhaupt von seinen Anfängen bis zu seiner jüngsten Ausbildung, während Wilhelm innerhalb der von ihm bezeichneten Sprachen grossentheils — nicht aber, wie man nach Jollys Worten (Vorrede S. VI) vermuthen könnte, durchgängig — auf die ältesten Sprachstufen sich beschränkt.

Die Erörterung der auf die Anfänge des Infinitivs bezüglichen Fragen reiht Jolly an die Definition des Infinitivs, in der er Curtius folgt, der in den Erläuterungen zu seiner griechischen Schulgrammatik (c. 22) bemerkt: „Der Infinitiv ist seinem Ursprunge nach der erstarrte Casus eines Substantivs von abstracter Bedeutung, der sich aber in vielen Stücken weit enger als alle andern abstracten Substantiva an das Verbum anschliesst." Als erstarrt sieht Jolly diejenigen Substantivformen an, neben denen keine andern Casus desselben Substantivs vorhanden sind. So sind denn die vielen vedischen Dative auf *tave*, die Accusative auf *tum*, *am* u. a. seiner Ansicht nach keine Infinitive, da neben diesen Casus auch andere der-

selben Stämme vorkommen. „Nur bei den Dativen auf *dhyai* und bei den Locativen auf *sani* und vielleicht den Accusativen auf *âm*" kann „von Infinitiven im Sinne der Curtiusschen Definition durchgängig . . . die Rede sein" (S. 137). Obwohl nämlich „manche solcher Verbalsubstantiva (auf *âm*) auch in andern Casus vorkommen, haben sie so sehr besonders bei den Verba causativa um sich gegriffen, dass sie bei dieser Classe von jedem Verbum gebildet werden können (S. 126). Hier deutet Jolly gelegentlich ein neues Kriterium für die Erhebung einer Form zum Range eines Infinitivs an, das er, soviel wir gesehen haben, sonst nur noch einmal (S. 127) berührt, und anderseits lässt er das Nichtvorhandensein anderer Casus, das er sonst als bedeutsamstes Erforderniss zu jener Erhebung hinstellt, hier in den Hintergrund treten. Fast das Umgekehrte kommt in dem über *áram* gesagten zum Ausdruck. Während bei der Form auf *âm* die Fülle der Bildungen und Verbindungen entscheidend ist und sogar das Vorhandensein, anderer Casus aufwiegt, kommt bei *áram* nur in Betracht, dass kein andrer Casus von ihm vorhanden ist. Denn mit *kar*, *bhû* und den Verba der Bewegung werden auch andere Formen construirt, denen Jolly den Namen Infinitiv nicht beilegen will.

Doch sehen wir von der Ungenauigkeit, die uns hier entgegentrat ab und betrachten wir das eine der Kriterien selbst. Dass nur diejenigen Formen Infinitive sind, die keine andern Casus desselben Stammes neben sich haben, ist ein äusserliches und durchaus nicht zutreffendes Moment. Auch die Adverbia, denen nach Jolly selbst die Infinitive nahe verwandt sind, sind erstarrte Casus und doch haben dieselben sehr oft andre Casus neben sich, ja die in adverbialer Bedeutung gebrauchten Casus selbst kommen noch in anderm Sinne vor. Massgebend ist hier nur der Mangel eines Gefühls des Zusammenhangs zwischen der einen und den andren Formen oder zwischen der einen und der andren Bedeutung. In gleicher Weise nun, scheint uns, schafft nicht das Fehlen der andern Casus, sondern der Mangel des Gefühls eines Zusammenhangs zwischen dem einen und den andern Casus die Categorie des Infinitivs. Dass dieser Mangel am sichersten erkennbar ist, wenn die letzteren ganz fehlen,

ist nicht zu bestreiten. Wir dürfen aber nicht übersehen, dass dieses Fehlen nur ein Anzeichen nicht die Ursache der sprachlichen Vorgangs, eben der Entstehung des Infinitivs, ist und dass auch wenn jenes Anzeichen nicht vorhanden ist, dieser Vorgang dennoch stattgefunden haben kann. Auch während andre Casus vorhanden waren, kann jene eine Form in Folge von bestimmten Verbindungen, durch die sich mit ihrer Endung eine bestimmte Vorstellungsbeziehung verknüpfte, aus der Gemeinschaft der andern herausgetreten sein und ein selbständiges Leben begonnen haben. Durch eben jene Verbindungen und die durch sie bewirkte Selbständigkeit mag sie dann, während die andern Formen allmählich schwanden, weiter fort bestanden haben.

Dies nun, das uns das Wesentlichste zu sein scheint, hat Jolly bei der Betrachtung des Infinitivs selbst (vorher war bei der Kritik der Boppschen Darstellung (S. 52) vom Vergessen der etymologischen Grundbedeutung die Rede) gelegentlich erwähnt, indem er an eine Stelle aus dem Ath. Ved. (V 6, 61, 6) *yé sén âbhir yúdham âyanty asmân* „welche mit Heeren uns zu bekämpfen kommen" die Bemerkung anknüpft: „Man begreift leicht wie die Sprache von solchen Redeweisen aus, die den deutschen Infinitiven mit zu, um zu, genau entsprechen, dazu gelangen konnte den etymologischen Zusammenhang von *yudh* im obigen Satze mit den andern Casus des Verbalsubstantivs *yudh* zu vergessen." Unserer Ansicht nach hätte Jolly den hier angedeuteten Gedanken zum Ausgangspunct der Erörterung über die eigentliche Entstehung des Infinitvs machen müssen. Dann würde dieselbe die treffenden Bemerkungen über die Vorstufen (S. 89 f.) und die Hauptquelle des Infinitivs (S. 123) gut abgeschlossen haben.

M. Holzman.

Der semitische Infinitiv. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung von **Adolf Koch**, Professor. Beilage zum Osterprogramm des Schaffhauser Gymnasiums von 1874. Stuttgart. E. Schweizerbartsche Verlagshandlung 1874. 71 S. 8.

Jolly hat in seiner Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen „eine Hereinziehung der von anderen oft citirten semitischen Analogieen absichtlich vermieden," da sich ihm „grade aus der Geschichte jener sprachlichen Form im Indogermanischen ergab, dass sie sich schwerlich in anderen Sprachstämmen, die von anderen Voraussetzungen ausgegangen sind, ganz in derselben Weise entwickelt haben wird." Was Jolly hier als Vermuthung ausspricht, sucht Koch in seiner Abhandlung über den semitischen Infinitiv auf Grund einer eingehenden Untersuchung zu erweisen. Nach ihm ist — das fasst er selbst als das Resultat seiner Untersuchung S. 70 f. zusammen — der semitische Infinitiv in der That kein Infinitiv im Sinne der griechisch-lateinisch-deutschen Grammatik: denn er war ursprünglich und blieb bis auf den heutigen Tag ein wahres Nomen, das alle Eigenschaften des Nomen an sich trägt und im Satze als solches construirt wird. Das semitische Nomen actionis drückt den abstracten Begriff des Seins, Thuns oder Leidens aus und ist vom Verbum abgeleitet in der Weise, dass Verbalderivate mit concreter Bedeutung in die Abstractbedeutung übergingen. Dieses abstracte Verbalnomen hat durch seine Ableitung vom Verbum verbale Structur erhalten, so dass es im Stande ist ein anderes Nomen im Accusativ sich unterzuordnen und ein Subject im Nominativ sich beizugesellen; dagegen bringt es durchaus nicht die Unterschiede der Tempora und Genera Verbi an sich zum Ausdrucke."

Diesem letzteren Satze widersprechen nach unserer Ansicht zunächst die auch vom Verf. (S. 65) in Betracht gezogenen hebräischen Nomina actionis von Passivformen. Welchem Umstande auch immer dieselben ihre Entstehung verdanken mögen, und so spät auch immer ihre Verwendung als Infinitivi

constructi aufgekommen sein mag, immerhin sind sie ein Beweis dafür, dass in einer semitischen Sprache an jenen Nomina actionis auch der Genusbegriff zum Ausdruck kam. Dasselbe beweisen uns aber auch die sehr häufig vorkommenden Infinitive des Nifal. Denn auch sie drücken nicht die reine Thätigkeit aus, sondern zugleich mit der Thätigkeit das Genus medium oder wie Gen. 2, 4; Ierem. 31, 19 (über die der Verf. (S. 65) sich bestimmter hätte ausdrücken sollen); Gen. 17, 24 u. 25; Qohel. 7, 1 das Genus passivum.

Anders verhält es sich mit dem Ausdruck des Tempus an den Infinitivformen. Dieser fehlt denselben in der That. Mit Recht weist daher der Verf. (S. 53) die in dieser Hinsicht durch die griechisch-lateinischen Schulgrammatiken beeinflusste Auffassung von Gesenius-Rödiger, Nägelsbach und Ewald, dem allerdings nur „der Anfang zu einem Infinit. perf. in *b'hanchel* Deut. 32, 8 zu liegen scheint," zurück. Hiebei stützt er sich auch auf die Entwickelung des indogermanischen Infinitivs die er unter steter Berücksichtigung des Jolly'schen Buches kurz beleuchtet.

Jener Mangel des Zeitausdrucks an dem semitischen Verbalnomen braucht aber noch kein Beweis für die Unversehrtheit des nominalen Charakters zu sein. Denn er kann seinen Grund darin haben, dass den semitischen Sprachen der Ausdruck der Zeitstufe (Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft) überhaupt abgeht. Wie sollte der Semite dazu kommen das Perfectum oder das Futurum an einer Nominalform zum Ausdruck zu bringen, da er es am Verbum selbst nicht ausgedrückt hat?

Spricht sonach der Mangel des Ausdrucks des temporalen Verhältnisses allein nicht gegen den Uebergang des semitischen Verbalnomens aus der Nominal- in die Verbalsphaere, und sehen wir im Hebräischen das Genus verbi an demselben zum Ausdruck gebracht, so müssen wir in seiner Characterisirung vorsichtig sein. Nun bietet sich uns aber im Arabischen und — wie wir wohl hinzufügen können in gewisser Weise auch im Hebräischen (vgl. Ewald, Ausführlich. Lehrb. d. hebr. Sprache § 307 b u. § 237 b) eine Erscheinung, die unserer Ansicht nach den Mangel des temporalen Ausdrucks — auch wenn er

sich nicht anderweitig erklären liesse — aufwiegen würde. Hier tritt nämlich in bestimmten Fällen das Subject des Verbalnomens in den Nominativ. Der Verf. sieht in dieser Construction „nur eine Nachwirkung des verbalen Ursprungs“ (auf den er auch die Accusativrection mit Recht zurückführt) „und der Bedeutung des Nomens, das an und für sich nur die Handlung, nicht auch den Träger der Handlung ausdrückt und also zum Ausdruck dieses Trägers der Handlung eine besondere Form nöthig hat“ (S. 26). Diese aber könne wenn das Object im Genetiv oder unmittelbar im Accusativ angeschlossen ist, nur noch in den Nominativ gesetzt werden. Wir können der Ansicht, dass diese Construction eine Nachwirkung des verbalen Ursprungs ist, nicht beipflichten. Zunächst müsste, wenn dies der Fall wäre, die andere Ausdrucksweise, in der die Bezeichnung des Trägers der Handlung im Genetivverhältniss zu dem Verbalnomen steht, das Resultat einer späteren Entwickelung sein. Es ist aber unwahrscheinlich, dass ein Nomen, welches ein Object nach sich hat, mit und trotz dieser verbalen Construction im Laufe der Zeit rücksichtlich des Trägers der Handlung zu einer nominalen Construction gelangt ist. Noch mehr aber spricht gegen die Ansicht des Verf. jene Nominativsetzung selbst. Eine Form, die das Nomen agentis im Nominativ bei sich hat, giebt sich eben dadurch als eine Verbalform zu erkennen. Wie sollte nun in der Zeit, da von den Verba Verbalnomina gebildet wurden, der Sprechende also Nomen und Verbum von einander sonderte, jenen Nomina der Nominativ beigefügt werden, da ja dadurch gerade eine Vermischung von Nomen und Verbum geschaffen worden wäre?

Diesen unsern Einwand sehen wir durch die Worte, die der Verf. an die Besprechung jener Erscheinung anknüpft, durchaus nicht entkräftet. Denn wenn er (S. 28) sagt: „Diese Eigenthümlichkeit des nominativischen Subjectsausdrucks macht das Nomen actionis nicht zu einer wirklichen Zwitterbildung, zu einem Nomen, das zugleich Verbum, oder einem Verbum, das zugleich Nomen ist, so dass man berechtigt wäre desswegen den Namen „Infinitiv“ auf diese Form anzuwenden. So ein gemischtes Wesen von Substantiv und Verbum ist überhaupt

an und für sich nicht denkbar", so beweist er uns nicht, dass das Verbalnomen durch jene Construction nicht zur Zwitterbildung gemacht wird. Wenn er aber fortfährt: „eine solche Zwitterbildung kann nur im Laufe der sprachlichen Entwicklung entstehen dadurch, dass die Sprache, sich selber nicht mehr begreifend, Wortformen zu Zwecken verwendet, wofür sie ihrem Ursprung nach nicht geeignet waren" (S. 28 f.), so stimmen wir ihm bei und meinen eben deshalb, dass der nominativische Subjectsausdruck einer Zeit entstamme, in der die etymologische Grundbedeutung des Verbalnomens vergessen war und bei seinem Gebrauch mehr die verbale Rection als die nominale Natur empfunden wurde.

Diese Nominativsetzung nun und der Ausdruck des Passivums an dem hebräischen Verbalnomen verhindern uns der oben angeführten Behauptung des Verf. beizustimmen, dass der semitische Infinitiv bis auf den heutigen Tag ein wahres Nomen geblieben ist. Pflichten wir nun auch dem Endresultat der Untersuchung des Verf. nicht bei, so müssen wir doch dieser selbst Sorgfalt und Gründlichkeit zuerkennen. Diese zeigt sich nicht bloss in der Erörterung der verschiedenen das Semitische betreffenden Fragen (wie der Entstehung und Construction des Nomen actionis, die unter Berücksichtigung der arabischen und hebräischen Grammatiker (S. 16—29) eingehend besprochen wird, der Bildungsweise der Nomina actionis (S. 36—52) u. a.) sondern auch in der Behandlung allgemein sprachwissenschaftlicher Momente.

M. Holzman.

Nachtrag zum Infinitiv.

Wer, der das funfzigste Lebensjahr erreicht hat, hätte nicht bemerkt, dass so manche Blüte, welche sein Geist in der Zeit der ersten Entwicklung angesetzt hatte, entweder durch den Sturm des Lebens abgerissen worden oder aus Mangel an allesbewältigender Kraft nicht zur Frucht gediehen ist? Ich

habe es nicht vergessen, dass ich vor zwanzig Jahren, als ich mich kurz über den Infinitiv äusserte, auch das Vorhaben ausgesprochen habe, dieser Kategorie eine ausführliche Monographie zu widmen (Grammat., Log. u. Psych. S. 373). Diesen Vorsatz auszuführen, habe ich nicht einmal angefangen.

Indessen haben andere tüchtig gearbeitet, vor allen Bopp selbst, und auch was die jüngsten, in diesem Hefte besprochenen Schriften bieten, denen sich E. Walder, der Infinitiv bei Plautus. Berlin 1874 anschliesst, ist mit Dank anzunehmen. So liegt heute ein wirklich wertvolles Material zu einer Geschichte des Infinitivs vor, und, wenn ich meine, dass wir eine solche doch noch nicht besitzen, so bezeichne ich als den Grund hiervon den Umstand, dass man die rechten Gesichtspunkte zur Deutung der Tatsachen noch nicht gefunden hat.

Verlangt man einen mit mathematischer Schärfe zu führenden Beweis dafür, dass die geschichtliche Entwicklung des Infinitivs nicht gegeben werden kann, wenn man nicht weiß, was der Infinitiv ist? Schade, dass ich diesen Beweis nicht geben kann; — aber weder Walder, noch Wilhelm, noch Jolly haben gesagt, was die Kategorie des Infinitivs besagt; sie waren nur bemüht, festzustellen, wie die lautliche Form des Infinitivs beschaffen war, und von welchen Wörtern er herbeigerufen, regiert ward. Schade, wiederhole ich, dass ich den Beweis nicht geben kann: denn Jolly ist ganz entgegengesetzter Ansicht. In der Lehre vom Infinitiv, sagt er (S. 47), ward das alte Problem da auf einmal gelöst, als man aufhörte zu fragen: Was ist, was bedeutet der Infinitiv? und anstatt dessen die neue Frage aufwarf: Wie ist der Infinitiv entstanden?" Wie hierüber die neckischen Kobolde kichern, das hört Jolly nicht.

Wilhelm von Humboldt ist ein grosser Mann, sagt Jolly; aber seine Aeusserungen über den Infinitiv sind „durch die Forschungen der historischen Schule völlig antiquirt." Wie seine Sprachforschung überhaupt zeigen sie „glänzende Vorzüge," aber auch „bedeutende Irrtümer;" da „entfaltet sich der Rationalismus und Subjectivismus in vollster Blüte; „sie beweisen, wie weit auch eine geübte Combination und ein feines Verständnis für das Sprachleben fehlgehen können, wenn die

Rücksicht auf die Tatsachen der Sprachgeschichte ausser Augen gesetzt wird.“ Sie sind sogar „vom Standpunkte der traditionellen Grammatik widerlegt“ und „neuerdings,“ d. h. vor zwanzig Jahren, sagt Jolly, soll ich dieselben „einer eingehenden und geistreichen, entschieden negativen Kritik unterzogen haben.“ — Dagegen muss ich doch protestiren. Meine Kritik der Ansicht Humboldts über den Infinitiv ist so wenig „entschieden negativ,“ wie meine Kritik an Humboldts Begriff der innern Sprachform. Sie ist vielmehr entschieden positiv, insofern sie durch Wegschaffung gewisser Mängel, die Grundgedanken um so sicherer festzustellen bemüht war. So viel, was mich betrifft, und hier bin ich doch wohl competent. Was aber die Kritik betrifft, welche Lindau (bei Wilhelm p. 2) an Humboldt übt, so ist sie eben die Kritik eines abstracten Logikers; und beweist das Gewicht, welches Wilhelm und Jolly auf dieselbe legen, nur (was ich längst weiß), dass die sogenannten historischen Grammatiker, welche sich so nennen, weil sie bloß Lautwandel betrachten, so oft sie von der Bedeutung reden, Beckerianer sind.

Wenn ich nur, da ich nun einmal den angedeuteten Beweis nicht führen kann, wenigstens aus dem Gekicher der Kobolde etwas heraushören könnte! Da schreit Einer aus ihrer Mitte: „naturwissenschaftliche Methode,“ und da entsteht ein Durcheinander, und die ganze Schaar schlägt Purzelbäume. Da ruft wieder Einer, der am kräftigsten mit den Beinen ausschlug und am wirbelndsten sich auf dem Kopfe drehte: „das Vergessen der etymologischen Grundbedeutung“ (S. 52); und dann radschlagend: „Weniger Physiologie und mehr Geschichte“; ein Anderer: „die Lunge ein hydrostatischer Apparat;“ ein Vierter: „das Ohr ein Organ zum Wasser-Atmen.“ Meint man nicht, man sei in einer Hexenküche? Ich hatte mir aber die beiden letzten Ausrufungen in mein Notizbuch geschrieben, das ich immer hinter den Ohren trage, und war damit zu meinem Collegen dem Anatomen gegangen. Und der sagte mir, die Kobolde hätten so unrecht nicht; denn die Lungen seien aus der Schwimmblase der Fische, und das Gehörorgan sei aus den Kiemen gebildet. Ha, ha, dachte ich; unsere Lungen und

Ohren müssen wohl ihre etymologische Grundbedeutung völlig vergessen haben.

Nur soviel will ich sagen. Ich bleibe dabei: nicht ein ewig ruhendes Sein und auch nicht ein absolutes Werden; sondern ein Sein im Werden, wodurch das Sein wirkliches Leben, und das Werden *λόγον* hat. Wie ist der Infinitiv entstanden? will man wissen, und weiss noch gar nicht, was ein Infinitiv ist. Woher will man denn wissen, ob ein Infinitiv ist?

Was der Infinitiv, was das Participium ist, glaube ich zu wissen und habe es gesagt. Gegen Lindau und Beckerianer werde ich so wenig streiten wie mit Blinden über Farbe. Wer es leugnet, dass in *ὣς ἄρα φωνήσας ἀπεβήσετο* das Wort *φωνήσας* „die ganze Verbalnatur" besitzt und „streng zum Verbum zu rechnen" ist, mag es tun. Auch übersetzen wir, wie ich meine, *δοκεῖς ἁμαρτεῖν* wohl am genauesten durch „Du hast Dich geirrt, scheint es."

Leider hat das Alt-Indische für Untersuchungen auf dem Gebiete der Syntax und der Bedeutungslehre nicht die Wichtigkeit wie in der Lautform. Das Sanskrit ist nicht so sehr todt, als vielmehr geistlos (der vedische Dialekt geistarm). Eine Sprache, welche sagt (Bopp § 851) „nicht auch (bin) ich Verlassungs-Verlangen-habend dich" für: auch will ich dich nicht verlassen, eine solche Sprache degradirt sich mit ihrer Lautfülle zur Formlosigkeit.

Für diesmal muss ich es hierbei bewenden lassen.

H. Steinthal.

G. Gerber, Die Sprache als Kunst. 2. Band. 1873/1874.

Nachdem der zweite Band dieses Werkes erschienen ist und nunmehr das Ganze vorliegt, können wir nicht umhin, mit einem abschliessenden Urtheil auf dasselbe zurückzukommen. So ausführlich wie unsere Besprechung des ersten Bandes war (Band VII, 418—447 dieser Zeitschrift), braucht diese zweite

schon darum nicht zu werden, weil der Verf. nicht nöthig gefunden hat, auf unsere Bemerkungen irgend welche Rücksicht zu nehmen, ausgenommen vielleicht durch die allerdings wohl angebrachte Modifikation des Titels: „Sprachkunst im Dienste der Rede" statt: im Dienste der Sprache.

Im Ganzen hat der zweite Band unsere zum Theil schon ausgesprochenen Erwartungen bestätigt. Betreffend die Anlage finden wir, dass die jetzt als zweiter Theil behandelte (früher als dritter angekündigte) „Sprachkunst im Dienste der Rede" verhältnissmässig etwas zu viel Raum einnehme (auch noch die 100 ersten Seiten der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes), da doch innerhalb dieses Abschnittes manche Wiederholungen, auch aus dem ersten Bande, vorkommen. Dass durch dieses Maßverhältniss der dritte Haupttheil, „die selbständigen Werke der Sprachkunst" über Gebühr verkürzt worden sei, können wir zwar nicht behaupten, da die für denselben in Aussicht genommenen kleineren Formen der lyrischen und didaktischen Poesie sämmtlich zur Behandlung kommen; doch hätte diese noch etwas ausführlicher sein dürfen, und das letzte Capitel, behandelnd „das Grenzgebiet zwischen Sprachkunst und Dichtkunst" (nur 10 Seiten) bietet keinen ganz befriedigenden Abschluss, indem die Grenzen der zwei Künste etwas unbestimmt in einander verlaufen. So kann denn auch die Hauptfrage, ob es dem Verf. gelungen sei, eine Sprachkunst als selbständiges coordinirtes Glied in das System der Künste einzufügen, nicht mit voller Entschiedenheit beantwortet werden, zumal da schon die Vorrede des ersten Bandes sich über die Absicht des Verf. in dieser Beziehung schwankend ausdrückte, indem er S. IV. allerdings jenes Ziel sich setzt, S. V, VI aber das Wort „Kunst" nur in bildlichem Sinn auf die Sprache angewandt wissen will und auf systematische Abrundung ausdrücklich verzichtet. Wir können daher höchstens sagen: der Verf. hat das allerdings vorhandene Mittelgebiet zwischen der Sprache einerseits, der Rede und Dichtkunst andrerseits, in seiner vollen Bedeutsamkeit nachgewiesen und zum ersten Male in vollständigem Zusammenhang behandelt; ob und wie nun die Sprachwissenschaft und die Aesthetik diese Leistung an-

erkennen und benutzen werden, bleibt abzuwarten. Die Poetik dürfte sich Glück wünschen, von Bestandtheilen befreit zu werden, deren richtige Stellung in ihrem Gebiet immer zweifelhaft und schwierig war; dass aber die aus Bruchtheilen erbaute „Sprachkunst“ eine selbständige Stellung im System der Künste einnehmen und behaupten werde, müssen wir bezweifeln, da ein allzu grosser Theil der „Sprachkunst“ nur im Zusammenhange grösserer Werke der Poesie oder Prosa vorkommt und die wirklich selbständigen Erzeugnisse der Sprachkunst verhältnissmässig zu klein sind, um den Namen „Werke“ zu tragen.

Uebrigens dürfen wir das Werk, des Hern. G. abgesehen von seiner eigenen Systematik und von seinem Verhältniss zu den angrenzenden Wissenschaften und Künsten, als ein bedeutendes und verdienstliches bezeichnen. Es enthält eine Fülle von Gelehrsamkeit und Belesenheit; es ist belehrend durch die reichen Auszüge aus den Werken der alten Grammatiker und Rhetoriker, auch der Aesthetiker und Litterarhistoriker neuerer Zeit; zugleich ist es aber auch unterhaltend durch eine Blüthenlese von Gedanken und Redeformen aus der Litteratur der bedeutendsten Culturvölker. Wenn die Terminologie der Alten vielleicht einen etwas zu grossen Raum einnimmt, und der auf die Darstellung derselben verwandte Fleiss nicht ganz entsprechende Früchte mehr für uns tragen kann, weil jene Termini theils an Verworrenheit, theils an Weitschweifigkeit leiden, so wollen wir daraus dem Verf. keinen Vorwurf machen, da er selbst (S. V der Vorrede zum ersten Band) sich dabei nur das Verdienst zuschreibt, einmal vollständig gesammelt zu haben, „was festzuhalten und was aufzugeben räthlich erscheinen mag.“

Wir schliessen unsere Anzeige mit einigen Bemerkungen über den letzten Theil des Buches, die „selbständigen Werke der Sprachkunst.“ Die Eintheilung derselben ist nicht ohne Symmetrie und Consequenz, freilich auch nicht ohne einige Künstlichkeit und Gewaltsamkeit, mit den früheren Formen der Sprachkunst insbesondere mit den Figuren und Tropen, in Zusammenhang gebracht, und dadurch ist allerdings, wenigstens äusserlich, eine gewisse systematische Abrundung hergestellt.

„Den etymologischen Figuren der naiven Sprache, den phonetischen der litterarischen, entsprechen diejenigen selbstständigen Werke der Sprachkunst, welche wir Laut- und Wortspiele nennen; den syntaktischen und noetischen Figuren die Sinnsprüche; den ästhetischen Figuren die symbolischen Sprachbilder.“ (S. 111). Die letzteren werden (S. 220) (wo sie übrigens „ästhetische“ statt „symbolische“ titulirt sind) auf Synekdoche, Metonymie, Metapher (Beispiel, Vergleichung, Gleichniss) zurückgeführt; ihre entsprechenden drei Hauptformen sind: Fabel, Parabel, Allegorie.

Ueber einige von diesen „Sprachbildern“ wäre viel zu sagen, wenn man die historische Entwicklung derselben und z. B. die Berührung von Sprichwort, Fabel und Räthsel in der mehrfachen Bedeutung des griechischen *αἶνος* nachweisen wollte, (vgl. S. 169, 170, 173, 225, 264); aber die Aesthetik darf zwar die litterarhistorische Entwicklung nirgends ausser Acht lassen, doch nicht sie in sich aufnehmen, da sie zunächst das Gewordene zu würdigen, nicht das Werden selbst zu begreifen hat. — Dass erst durch Anerkennung der „Sprachkunst“ der litterar-historische Streit über die zeitliche Priorität der epischen oder der lyrischen Dichtung entschieden werden könne, wird (S. 117) zwar behauptet, aber die Frage wird nur umgangen oder verschoben, indem die ersten Hervorbringungen der Kunst einer Zeit angehört haben sollen, wo es noch gar keine eigentliche Dichtung gab, sondern nur eine Sprachkunst, welche sich mit der Bildung einzelner Strophen (altdeutsch *liet*) begnügte. Zur Annahme einer ursprünglichen Indifferenz oder Mischung der beiden Gattungen bedurfte es wahrlich nicht erst der Schöpfung einer besondern „Sprachkunst.“ Uebrigens verwahrt sich Hr. G. (S. 118) dagegen, dass die Sprachkunst etwa nur als eine Vorstufe der Dichtkunst anzusehen sei, da sie ja auch neben dieser noch fortlebe.

Unrichtig ist, dass der Rhythmus, welchen schon die naiven Lautspiele (in Volks- und Kinderreimen) suchen und zum Theil wirklich zeigen, mit metrischen Gesetzen nichts zu thun habe. (S. 121); wenigstens die deutschen Beispiele, welche (S. 121)

angeführt werden, fügen sich in das Gesetz der ältern Metrik, wonach die Senkungen zwischen den Hebungen fehlen können.

Richtig wird (S. 167) eine Haupteigenschaft des Sprichwortes darin erkannt, dass es eine Geschichte habe, aber mit Unrecht wird ihm (S. 168) eine vorzugsweise oder ausschließliche Beziehung auf die Gegenwart zugeschrieben. Das Sprichwort beansprucht eine ebenso zeitlose Geltung, wie die Gnome, und die Verschiedenheit beider besteht vielmehr in dem niedrigeren sittlichen Standpunkt und in dem volksthümlichen Ursprung und Gepräge des Sprichwortes, das allerdings meistens durch irgend einen gegenwärtigen Fall veranlasst und zunächst auf diesen angewandt, aber doch nicht erst aus ihm geschöpft und nur auf ihn berechnet ist. Von den Sprichwörtern werden zu wenig oder mit falschen Beispielen unterschieden die sprichwörtlichen Redensarten (S. 172) und von diesen wieder bloss bildliche. (S. 174); auch die apologischen Sprichwörter (S. 171, 173, 174, 245) werden zu wenig als eine besondere Art zusammengefasst. Unsere Ansichten über diese Gegenstände besonders auch über das Verhältniss der Sprichwörter zu den Citaten, haben wir in d. Z. IV, 491—504 ausgesprochen. — Zu der Bedeutung und Etymologie von *παροιμία* (S. 173 Anm.) gibt das mhd. *bispel* (S. 226) eine bemerkenswerthe Parallele, ebenso das spanische *refran*, Sprichwort, und zu *bispel* wieder das lat. *adagium*, aus *ad* und *ajo*: vgl. auch unser „Anspielung." — Mit Recht wird (S. 176) der nationale Charakter und Werth der Sprichwörter eingeschränkt; aber die französischen und englischen Parallelen (S. 177—179) sind grösstentheils nicht originale Sprichwörter, sondern nur Uebersetzungen der Deutschen.

Von der Fabel wird (S. 227) gesagt, sie beruhe auf einem „Beispiel," welches, wie die Synekdoche, als Einzelnes das Ganze vertritt; aber gleich nachher wird hinzugefügt, das Beispiel stehe nicht, wie die Synekdoche, an Stelle des Ganzen, sondern selbständig daneben. Dieser Unterschied ist entweder ein Widerspruch, oder er ist so scharf, dass er schartig macht (sprichwörtlich zu reden) ähnlich wie der Verf. Lessings Theorie von Fabel und Epigramm gegenüber der

von Herder findet. (S. 235, 189). — Grimms Versuch, die Thierfabeln nur als Trümmer eines Thierepos zu erklären, (S. 232) war allerdings eine Uebertreibung; aber ebenso verkehrt ist die seither aufgebrachte Ansicht, das germanische Thierepos sei nur aus den importirten äsopischen Fabeln erwachsen; eine richtige Vermittlung der beiden Extreme gibt Wackernagel, Kleine Schriften, Band II, 234.

Zürich, Januar 1875. Ludwig Tobler.

Werber, Die Entstehung der menschlichen Sprache und ihre Fortbildung. Mit einer Einleitung: des Menschen Stellung in Natur und Geschichte. Heidelberg 1871.

Der Titel verspricht viel; und das alles sollen 40 Seiten leisten.

Der Verf. hat schon sein 50jähriges Doctor-Jubiläum gefeiert. Wir erhalten also hier gewissermaßen ein Testament. Er ist Mediciner von Fach. Das Schriftchen zeigt ihn uns als einen wirklich gebildeten Mann und flößt uns Hochachtung für seine Persönlichkeit ein; wäre es als Manuscript für seine Freunde gedruckt worden, so hätte es seinen Zweck vollkommen erfüllt. Aber sowohl als Widerspruch gegen die herschenden Ansichten wie als positive Belehrung in die Welt gesandt, kann es sich nicht geltend machen. Des Verf.'s ideales geistvolles Streben findet in uns vollen Widerklang; in unserer Zeit aber bedarf der Idealismus eines ganz anderen Rüstzeugs als das ihm zu Gebote stehende.

St.

Aufruf.

Es geht uns vom Ausschuss des „Comités für das Herbart-Denkmal“ ein Aufruf zu, dem wir grösstmögliche Verbreitung wünschen. Um das Unsrige beizutragen, drucken wir ihn hier ab:

Die hohe Bedeutung der Bewegungen, welche in der Gegenwart unser ganzes äußeres und inneres Leben durchdringen, darf die Verdienste derjenigen Männer nicht in Vegessenheit bringen, denen es gelang, am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts in einem einflussreichen Theile unsres Volkes ein ernstes, von allem unmittelbaren Nutzen absehendes Streben nach Wahrheit zu erwecken, zu leiten und zu erhalten. Diese großen Denker haben nicht wenig dazu beigetragen, unser Volk zur Lösung der schweren Aufgaben, welche die Gegenwart ihm auferlegt, geschickt zu machen. Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, in langen trüben Zeiten den deutschen Geist vor Versumpfung zu bewahren, ihn durch ernste Denkarbeit zu stärken und zu stählen, ihn zu befreien von den Fesseln fremder Autorität, dem deutschen Volke den sittlichen Ernst zu erhalten, ohne welchen es schon längst zu Grunde gegangen wäre, in den Zeiten politischer und commercieller Nichtigkeit die Achtung vor seinem Namen zu erhalten. Zu jenen Männern gehörte auch Johann Friedrich Herbart, Professor der Philosophie in Königsberg und Göttingen. War dessen unmittelbare Wirkung auf seine Zeitgenossen auch weniger ausgebreitet als die mancher Andern, so war sie dafür um so nachhaltiger. Es existirt noch jetzt eine Herbartische Schule, welche innerhalb und außerhalb Deutschlands zahlreiche Anhänger zählt, und welche sich ernstlich bestrebt, die Lehren ihres Meisters weiter auszubilden, sie für Wissenschaft und Leben fruchtbar zu machen. Aber auch unter denen, welche ihr nicht angehören, ja selbst unter ihren Gegnern giebt es sehr Viele, welche die Größe und die Bedeutung des Mannes in vollem Maaße anerkennen. Der Ernst, die Tiefe und der Reichthum seines Geistes, die Energie und die große Besonnenheit seines Denkens, die Strenge und die Reinheit seiner Sittenlehre, die reichen Ergebnisse seiner Forschungen, welche zum

Theil auch außerhalb des Kreises seiner eigentlichen Anhänger Anerkennung gefunden haben, sichern ihm einen ehrenvollen Platz neben den größten Philosophen des Alterthums und der neuern Zeit.

Am 4. Mai 1876 werden es gerade 100 Jahre, dass Herbart in der Stadt Oldenburg das Licht der Welt erblickte. Es ist natürlich, dass bei den Anhängern und Verehrern dieses Mannes, sowie bei den Bürgern seiner Vaterstadt der Wunsch sich geltend gemacht hat, diesen Tag nicht ohne Feier vorübergehen zu lassen; ihn vielmehr zu benutzen, um den Verdiensten des Verstorbenen ein bleibendes Erinnerungszeichen zu stiften. Die unten Bezeichneten sind zusammengetreten, um diese Sache ins Werk zu setzen. Es ist die Absicht, Herbart in seiner Vaterstadt ein einfaches Denkmal zu errichten, welches aus einer Colossalbüste auf einem passenden Postamente bestehen soll; als Stelle für dasselbe ist ein Platz an der Herbartstraße, dem neuen Realschulgebäude gegenüber, vorläufig in Aussicht genommen. Die Anhänger und Verehrer des großen Philosophen sowie die Bürger seiner Vaterstadt werden daher ersucht, die Ausführung des projectirten Unternehmens durch ihre Beiträge zu unterstützen.

Etwaige Ueberschüsse sind zur Gründung eines Herbart-Fonds bestimmt, über dessen Zweck u. s. w. die weiteren Beschlüsse vorbehalten werden.

Am 17. October 1874.

von Alten, Oberkammerherr; **von Hagen,** Oberst, Comm, d. 91. Inf.-Regt.; **Propping,** Rathsherr (Cassenmeister); **Sander,** Oberschulrath und Seminar-Director; **Strackerjan,** Realschul-Director — Oldenburg. **Ballauf,** Conrector, Varel (Oldenburg); **Dr. Drobisch,** Geh. Hofrath und Professor, Leipzig; **Dr. Lazarus,** Professor, Berlin; **Thilo,** Oberconsistorialrath, Hannover; **Dr. Ziller,** Professor, Leipzig; **Dr. Zimmermann,** Hofrath u. Prof. Wien.

Wir, die wir nie vergessen können, dass unsre wissenschaftlichen Bestrebungen auf Herbarts Ideen beruhen, schließen uns der vorstehenden Bitte an und erklären uns zur Empfangnahme und Weiterbeförderung der eingehenden Beiträge gern bereit.

Prof. Lazarus
N. W. Königsplatz 5.

Prof. Steinthal
N. W. Kronprinzen-Ufer 25.

Anzeige.

Es ist uns die Anzeige zugegangen, dass mit dem October 1875 in England eine neue Zeitschrift erscheinen wird unter dem Titel: **Mind, a Quarterly Review of Scientific Psychology and Philosophy.** Williams & Norgate. London.

Wir begrüßen dieses Unternehmen mit Freuden. Als Herausgeber wird uns Herr Prof. Croom Robertson genannt; aber auch die Herren Bain und Flint sind an demselben beteiligt. (Ueber des Letztern Werk The philosophy of history in France and Germany. Edingburgh and London 1874. werden wir im nächsten Heft Bericht erstatten.) Der Kreis von Erkenntnissen, welcher in der neuen Zeitschrift behandelt werden soll, dürfte ungefähr oder völlig dem unsrigen gleich sein. Es heißt hierüber: All special lines of investigation affording insight into Mind, in dependence on the main track of psychological inquiry, will receive attention in the Review; e. g. Language, Primitive Culture, mental Pathology, Comparative psychology. — Beyond Psychology proper, the Review will be occupied with questions of Logic, Aesthetics and Ethics; the theory of intellect, feeling and will being naturally followed by the doctrine of their regulation. So wird auch die Pädagogik nicht unbedacht bleiben.

Die Zeitschrift wird selbständige Untersuchungen, ausführliche Berichte über wichtige Werke und kürzere wissenschaftliche Notizen bringen. Das Heft von etwa acht Bogen wird drei Schilling kosten.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Zur Seelenfrage.

Kritik von Steinthal's Ansicht über Menschen- und Thier-Seele

von

Dr. Gustav Glogau.

Vorbemerkung

von

H. Steinthal.

Ich trage kein Bedenken nachfolgende Kritik auf den Wunsch des Verfassers hier zu veröffentlichen. Sie behandelt einen anziehenden Gegenstand, und das Urteil ist scharf und trifft den Kern eines Hauptcapitels meiner Sprachwissenschaft. Als Redacteur habe ich die Pflicht zu bemerken, dass ich einige Stellen gestrichen habe, in denen der Verfasser, meines Bedünkens, zu lobend und zu persönlich von mir sprach. Vielleicht hätte ich noch mehr solcher anerkennender Stellen streichen sollen; indessen der Verfasser konnte verlangen, dass auch seine Gesinnung gegen mich unzweifelhaft bleibe. Ich konnte sie, meine ich, um so eher stehen lassen, als dem Leser ja sein Urteil vorbehalten bleibt, und der kritische Verfasser fern von dem Verdachte bleibt, ein Panegyriker zu sein. — Dagegen musste ich mir erlauben, den Text mit einigen Anmerkungen zu versehen. Der folgende Aufsatz von mir bietet mir Gelegenheit mich gegen des Verfassers Kritik ausführlicher zu verteidigen.

Damit aber die Acten, die hier in Betracht kommen, dem Leser vollständig vorliegen, teile ich zunächst die Stelle aus meinem Gratulationsschreiben an Herrn Prof. Lazarus zu seinem 25jährigen Doctorjubiläum mit, auf welches sich der Verfasser im Laufe der Kritik bezieht. Diese Stelle lautet:

Und wenn alles, lieber Lazarus, in Zweifel sinkt, Freiheit, Seele, Gott, und darin versinkt — Eins bleibt: Ich soll. Ich bin; also soll ich: dieser unmittelbare Schluss ist so gewiss wie der: ich habe Augen; also sehe ich. Es ist kein Schluss, sondern Analyse, Erklärung. Darum lassen sich die Glieder auch umdrehen: ich soll; also bin ich. Denn nur sollend bin ich, nur sollend bin ich was ich bin: Mensch. Diese unmittelbare Erkenntnis mag der Logik und Metaphysik entbehren, ihr mag die gewöhnliche Erfahrung Trotz bieten — sie bleibt, und der Mensch mit ihr, und (es mag so sein) sie mit dem Menschen.

Ob Sollen oder Ideen? — was liegt wohl daran? Die Ideen sind das entfaltete Soll. Zwischen beiden besteht bloß ein Unterschied der Gemütsneigung. Dem Juden nach seiner dreitausendjährigen Denk-Gewohnheit und wohl auch dem heutigen Menschen überhaupt nach gegenwärtigem Temperament erscheint sein Wesen lieber als zu betätigende Pflicht; dem Zeitgenossen Schillerscher und Göthescher Muse erschien es als Beifall fordernde ideale Gestalt. Ihn beredeten Chariten schmeichlerisch zur Verwirklichung des Edeln; uns treibt es mehr wie jenen feuereifrigen Alten „in härenem Gewande und mit einem ledernen Gürtel umgürtet um seine Lenden.“

So war es also nicht „das ewige Schicksal“, dieser elende Zufall, der uns zu Männern geschmiedet; er war nur das Feuer, in welchem der Hammer des sittlichen Gedankens den Charakter formte.

Fünf und zwanzig Jahre sind es, seit Du . . . .

Und so will ich schweigen von dem was uns betroffen hat und will reden von dem Gedanken, den Du geschaffen, von der Völkerpsychologie, wie ich ihn verstehe. .

Sie wäre ja schon gut, die Völkerpsychologie, und wenn sie auch eben nur ein Teil der Psychologie wäre. Aber weil sie dies ist, ist sie mehr; und sie würde mir doch nicht so ins Herz gewachsen sein, wenn sie nicht der Ethik den sichern Boden bereitete.

„Ich“ wird von uns nicht als Ich-Ich gedacht, sondern als eingeschlossen in einem „Wir“, einem Gemeingeist, der wahrhafte geistige Wirklichkeit hat. Das ist eben der Sinn von

„Ich soll“: der Widerspruch, dass das Ich materiell besondere Existenz hat und auch geistig eine individuelle Kraft bildet, nach seinem Wesen und Inhalt aber ganz und gar aus einem Gemeinsamen fließt und in ihm aufgeht; dass es nur eine Gedankengruppe des allgemeinen Geistes bildet, und doch für sich besteht. Wir sind unserer Erscheinung nach nicht da, wo unsere ideale Heimat ist: solch ein Wesen ist zur Sittlichkeit geboren.

Wir beginnen also die Ethik nicht mit dem Einzelnen und suchen Verhältnisse in ihm, welche als löblich erkannt werden, um dann weiterzugehn zu Verhältnissen zwischen ihm und dem andern Einzelnen, um endlich die erhabene Hypothese einer beseelten Gesellschaft zu machen. Uns ist vielmehr diese das Erste, und sie das wahrhaft Wirkliche; in ihr wurzelt der Geist des Einzelnen, mit ihr müssen wir beginnen. So sind die in ihrer Fülle unerschöpflichen sittlichen Verhältnisse von Anbeginn gesetzt, und die innere Freiheit des Einzelnen, welche alle Ideen umschließt, erscheint zuletzt. Der Freie ist Frucht und Ziel der begeisteten Gesellschaft; und jeder in ihr hat jeden zum Zweck, und alle das Ganze.

Dieser Allgeist, der den Einzelgeist schafft, um von ihm geschaffen zu werden, hat freilich keine Persönlichkeit; aber er ist wirkliches Subject. Er ist die höchste Wirklichkeit, Inbegriff aller geistigen Macht, obwohl nur ideal; von der Menschheit getragen und sie tragend, das All im Gedanken umfassend, in endloser Entwicklung — er ist der höchste Begriff, und wir erlangen ihn durch Erfahrung. Er ist die Wahrheit; in ihm und durch ihn leben wir geistig, in ihm verharre ich ruhig und beglückt. Und so sind auch die sittlichen Ideen nicht bloße unwirkliche Gedankendinge, luftige Ideale — nein, es sind wahre Mächte, die ihre ideale Wirklichkeit haben und wirklich fordern.

Auf die einzelnen sittlichen Ideen, die sämmtlich aus dem Gesammtgeiste fließen, will ich heute nicht eingehn. Nur der Rechts-Idee will ich gedenken. Ob sie jemals irgendwo ihre wahre Verwirklichung gefunden? ob die positiven Gesetze bisher nicht meist Bastarde, untergeschobene Kobolde waren? das mag

ungefragt bleiben. An dem reinen Inhalt dieser Idee liegt mir. Herbarts Abneigung gegen den Streit erkläre ich mir wieder aus seiner ästhetischen Natur, seiner edlen Bildung, die alles Gemeine flieht. In der Geschichte der Menschheit aber finde ich seine Ansicht in der Hirten-Periode und also bei unsern Stammvätern vertreten. Als die Hirten von Abrams Vieh mit denen von Lots Vieh um die Weide in Streit gerieten, da sprach Abram zu Lot: „Lass doch keinen Streit sein zwischen mir und dir, scheiden wir uns doch von einander! Willst du zur Linken, so wende ich mich zur Rechten; und willst du zur Rechten, so wende ich mich zur Linken". Das ist Herbartische Ethik. Dabei aber kommt kein Recht und kein Staat zustande. Als dann weiter das Strafgericht über Sodom und Gomorra verhängt werden sollte, wie billig, wie mild dachte da Abram! wie fürchtete er, die Strafe könne bis in das Unrecht geraten! Dennoch aber griff er nach dem Schwerte, als ein Raubzug seinen Bruder-Sohn mit aller Habe wegführte, — um des Rechts willen. Also auch der streitfliehende Hirt kämpft um das Recht. Gibt es aber solcher Fälle, wo um das Recht zu kämpfen die Pflicht fordert, so kann die Rechts-Idee nicht die bloße Weisung enthalten: vermeide den Streit, schaffe eine Uebereinkunft. — Nun meine ich: das Recht wird nicht erst von uns gemacht, von den Einzelnen festgestellt, um den Streit zu schlichten und zu meiden, als wäre es vorher nicht gewesen; nein, es wird nur gefunden und anerkannt, es wird nur der Schein aufgehoben, als wäre es nicht dagewesen. Aber es war und ist da, nicht durch uns, die Einzelnen, sondern über uns, und darum muss es zur Not auch mit Kraft geltend gemacht werden. Ja freilich, wäre der Einzelgeist das Frühere, er müsste ein Recht setzen; da aber der Gesammtgeist das Ursprüngliche ist, so teilt er dem Einzelnen, den er gebiert, mit der Geburt auch sein Recht zu. Darum hat jeder sein Recht als sein geistiges Sein zu verteidigen. Wird er angegriffen, als wäre er ein bloßes Individuum, ein schlechtes Exemplar, so muss er sich wehren, um der Gesammtheit willen, aus der er geboren, und die in ihm verletzt ist, muss kämpfen um das Recht. Da tritt das Soll an ihn heran.

So ist es wohl erklärlich, dass einerseits der Kampf um das Recht unser ganzes Gemüt zur vollen Teilnahme weckt, unser Dasein erhöht, jede Faser in uns spannt, und dass andrerseits die Verletzung des Rechts so hässlich erscheint. Denn mit dem Recht verleugnet der Verbrecher allemal den Quell desselben und verletzt seine eigene geistige Wurzel; er ist gewissermaßen ein Sohn, der die Hand gegen Vater und Mutter hebt.

Freilich, wie wir alle irren können, so können wir auch alle Unrecht haben und Unrecht begehen. Der Irrende aber leugnet die Wahrheit nicht: so leugnet auch nicht jeder, der Unrecht begeht, das Recht. Nur der Selbstsüchtige,, der wissentlich sein Selbst höher stellt als den Gemeingeist, verleugnet das Recht; und mit diesem Abfall von der Gesammtheit hat er das ihm angeborene Recht verwirkt. Indem er aber willig die Strafe übernimmt, kehrt er zurück.

Und wie, wenn der Verteidiger des wirklichen Verbrechers die Schandtat zwar in aller ihrer Grässlichkeit zugesteht, aber sich zum Ankläger umwandelt und den Sträfling als Verbrechen der Gesellschaft hinstellt? Was, auch abgesehen von Sophisten, doch schon mancher sittliche Denker behauptet hat, dass die Gesammtheit für den Einzelnen verantwortlich ist, findet durch die Völkerpsychologie seine Beschränkung, aber innerhalb dieser Grenzen seine tiefere Begründung. Wie mancher Elende, (wenn er nur nicht eben so elend wäre, Gedanken und Sprache verloren, wenn je besessen zu haben) dürfte uns anreden: „Was habt ihr denn getan, um mich in die begeistete Gemeinschaft aufzunehmen? Ihr habt mir einen Leib gegeben, aber keine Seele“. Solche Anklagen sollen nicht überhört werden.

Genug davon. St.

Steinthals Einleitung in Psychologie und Sprachwissenschaft wird bald vier Jahre alt, ohne dass ihre Wirksamkeit bisher sich sehr fühlbar gemacht hätte. Wie wir es aus der Geschichte der Wissenschaft wissen, finden eben so umfassend angelegte theoretische Werke selten sofort eine

glänzende Aufnahme und einen durchschlagenden Erfolg; indessen von den Lesern dieser Zeitschrift darf ich voraussetzen, dass ihnen das Buch aus eigenem Studium werde bekannt sein. In dieser Voraussetzung nehme ich dann weiter an, dass vielen unter ihnen die bahnbrechende Stellung desselben nicht kann entgangen sein. Von einem Manne, dessen Studien seit 30 Jahren dem Ursprunge und der Entwickelung des Geistes gewidmet waren, welcher seit 20 Jahren in umfassenden Arbeiten der Psychologie neue Bahnen zu öffnen bemüht ist, wird uns hier eine Neugründung der allgemeinen Psychologie als „das Beste, der Kern, das Erste und Letzte" seiner Studien geboten. Ich meine, die Psychologie ist damit in eine neue Epoche getreten. Und nicht bloß die Psychologie. Ein Unternehmen, welches das Erkenntnissproblem so scharf bei seiner letzten Wurzel zu fassen versucht, muss, falls es glückt, einen Wendepunkt in der Entwickelung des nach-kantischen Denkens bezeichnen. Dies ist in der That nach meiner Meinung der Fall. —

Aus dem unablässigen Studium, welches ich der Einleitung seit ihrem Erscheinen gewidmet habe, ist eine Arbeit entstanden, die in der Form, welche sie bis jetzt gewonnen, als Ganzes zur Veröffentlichung nicht geeignet erscheint. Ich will nun hier einen ersten Abschnitt derselben der Oeffentlichkeit übergeben. Wenn ich dazu grade denjenigen Punkt herausgreife, in welchem allein ich mich zu Steinthal in einem Gegensatz befinde, so geschieht dies, um womöglich der Sache zu dienen. Er betrifft die metaphysische Seite der Seelenfrage.

Steinthals Buch ist in seinem ersten Haupt-Theile, der psychischen Mechanik, streng deductiv, wie die Mechanik der Physik. Demzufolge bespricht der Verfasser zuerst die allgemeinen Eigenschaften der psychischen Elemente und verfolgt deren Bewegungen von den einfachsten zu immer verschlungeneren Formen. Er musste also damit beginnen, zu zeigen, wie die allgemeinsten (metaphysischen) Bestimmungen des Elements, des Gesetzes der Identität und Beharrung, der Attraction und Repulsion, für die Seele zu fassen sind. Dadurch, dass er dies thut, erhält seine Arbeit eine exacte Schärfe und Durchsichtigkeit, welche derjenigen vergleichbar

ist, die wir an der Physik bewundern; und andrerseits erscheint die Wesensverschiedenheit von Natur und Geist gleich hier, in ihrem Keime, in voller Klarheit begründet. Indessen den Grundunterschied, der das Leben der Seele als Ganzes von der Natur abscheidet, die Einheit der Seele hat der Verfasser nicht betrachtet. Er sagt § 4:

„Nachdrücklich möchte ich sogleich hier hervorheben, dass ich auch in allen folgenden psychologischen Darlegungen bemüht sein werde, mich ausschließlich in einem Kreise von Thatsachen der Erfahrung zu bewegen, ohne etwas über das Real-Princip der betreffenden Erscheinungen zu behaupten . . . Wie man tausendfach chemische und physikalische Untersuchungen angestellt hat und zu den wichtigsten Ergebnissen gelangt ist, ohne zu fragen: was ist Materie? was Wärme? Electricität? chemischer Process? so muss es uns gestattet sein die seelischen Erscheinungen bezüglich der Gesetzmässigkeit ihres Auftretens zu prüfen, ohne Rücksicht darauf, was Seele und Bewusstsein im letzten Grunde sein mag. Die Sätze, zu denen die Psychologie gelangt, müssen einstweilen so geartet sein, dass sie sich Anerkennung erzwingen, mag man eine immaterielle oder eine materielle Seele (Central-Organ) annehmen. Schließlich müssen die Tatsachen die Principien-Frage entscheiden."

Das ist vortrefflich. Wie die Materie in der Summe ihrer Kraftäußerungen ihr Sein hat, also nicht abstracte Speculation, sondern allein die experimentale empirische Naturforschung das Recht besitzt, behufs Begreifbarkeit des Ganzen der Erfahrung den Begriff der Materie, ihr Real-Princip festzustellen, von dem Einzelforschung ganz absehen kann — genau so muss es sich mit Erforschung der Seele verhalten. Von den Thatsachen der Erfahrung allein hat die Psychologie es zu hoffen, dass sie, in gehöriger Breite erkannt, rückstrahlend dann auch die letzten Gründe auf denen sie beruhen mögen, schärfer erhellen werden. Nun mag es zweifelhaft bleiben, ob selbst auf der Grundlage der Steinthalschen Forschung die Aufstellung eines umfassenderen Begriffs der Seele zu wagen war; jedenfalls trifft Steinthal kein Tadel, dass er von einem solchen Versuche Abstand genommen, wenn wir auch nicht umhin können zu

erinnern, dass es sein Werk durchaus nicht mit Aufhellung vereinzelter Thatsachen, den Untersuchungen der Physiker und Chemiker vergleichbar, sondern grade mit dem principiellen, allgemeinen Theile der Psychologie zu thun hat, der diese Aufgabe kaum ausschliessen darf. Indessen nicht bloß von dem Real-Principe der Seele schweigt der Verfasser; er lässt „einstweilen“ auch dasjenige dahingestellt, wovon er anderwärts gesagt hat, dass es ihm „unwiderleglich dargethan“ scheint, nämlich „die Nothwendigkeit der Annahme eines untheilbaren übersinnlichen Wesens, einer Seele.“ *)

Die Schlüsse, welche zu der letztgenannten Annahme zwingen, gehören nach meiner Ueberzeugung zu dem unvergänglichen Theile der Psychologie und weisen die Möglichkeit der Annahme des Central-Organs als einer materiellen Seele ein für alle Mal ab, wie dies auch die Anmerkung zu der eben angeführten Stelle der Einleitung indirect thut. Mag also die im Fötal-Leben und später noch formbildend auftretende (also physisch-wirkende) Thätigkeit der Seele, mag ihre Herrschaft über den Leib, mag ferner die innere Entwickelung des Geistes, ja selbst die einfacheren Formen des Vorstellungslaufes noch nicht genügend aufgeklärt sein: über gewisse allgemeine Prädikate des Seelenwesens besitzen wir, wie Steinthal anerkannt hat, genügende Klarheit. Auch der Naturwissenschaft gelangen gewisse Grundbegriffe sehr früh und bedingten ihren Fortschritt. Uebrigens kommt Steinthals Arbeit, wie natürlich ist und sich leicht zeigen lässt, ohne Voraussetzung jener Prädikate ebenfalls nicht aus. Dass er sie nicht an die Spitze gestellt, ihre gesonderte Behandlung verschmäht hat, ist mir um so schmerzlicher, weil grade die allgemeinen Prädikate der Seele und der Materie, irre ich nicht, immer mehr in den Brennpunkt der öffentlichen Discussion der Wissenschaft rücken. Von hier aus werden die Naturforscher endlich das Verständniss für unsere Wissenschaft finden, nicht aber, wie Steinthal wohl annimmt, von der breiteren Basis der psychischen Mechanik. Die Gründe für diese Ver-

*) In der Kritik von Lotzes Mikrokosmos, Zeitschrift für Völkerpsychologie. Bd. IV. S. 120.

muthung werden im Verlauf meines Aufsatzes von selbst sich klarlegen.

Mich auf den einen nothwendigsten Punkt beschränkend, will ich zunächst im Anschluss an Lotze die Einheit der Seele hier sicher stellen, da wir uns später auf sie beziehen müssen. — Sehen wir ganz ab von der Einheit des Bewusstseins, welche die Erfahrung des Lebens einem jeden aufdrängt: diese soll ohne Beweiskraft sein. Nehmen wir also an, dass die Elemente des Seelenlebens, Gefühle und Empfindung, auf Anregung der Sinne einzeln in einer großen Anzahl von Hirnatomen geweckt seien. Wie ließe sich die Vielheit solcher Elemente zur Einheit eines bestimmten Gedankens zusammenfassen? Ohne eine solche Zusammenfassung des Vielen ist ein Urtheil unmöglich. Jedes Atom nun erführe je eine bestimmte seelische Wirkung. Das Innere eines jeden ist aber, da sie sämmtlich selbstständig sind, von dem andern durch den unübersteiglichen Abgrund des Nichts getrennt; so mögen sie einander noch so sehr pressen und drücken — immer hätten wir nur ein seelisches Mosaik vor uns statt eines lebendigen Gedankens. Fassten wir aber die bloßen seelischen Thätigkeiten, abgesehn von ihren Trägern, zur Einheit zusammen, so wäre das eine Resultante, die zwischen und über den wirkenden Factoren schwebte, ohne an einem bestimmten Factor und für ihn wirklich geworden zu sein; sie wäre höchstens für einen dritten, einen Zuschauer vorhanden, wie das einheitliche Bild einer Welle oder eines marschirenden Heeres es ist. Jedem Wassertheilchen aber, falls es Bewusstsein hätte, jedem marschirenden Soldaten kann ja direct nur seine eigenthümliche Lage und deren Abänderung bewusst werden, nicht diejenige des ganzen Heeres oder der Welle. Die vielfachen Bezüge des Ganzen sind also, wenn überhaupt, nur für einen Dritten, den schauenden Feldherrn z. B., erlebte Wirklichkeit und dürfen nicht an sich selber als für sich seiend substantiirt werden. Mag das Heer oder die Welle als Ganzes Subjekt sein, von dem Wirkungen ausgehen: nimmermehr sind sie Substanz die für sich ist, sich weiss und erlebt.

Die Analogie der Zusammenfassung physischer Bewegung

nach dem Parallelogramm der Kräfte lässt uns also im Stiche. Dieses Gesetz sagt nur aus, dass mehrere Kräfte, deren Wirkung ein und denselben Punkt trifft, diesem eine mittlere Wirkung ertheilen. Die Einheit aber grade dieses identischen Angriffspunktes würde hier fehlen. Wären jedoch die inneren Erregungen aller Hirnatome auf ein einziges, wie auf ihr sammelndes Centrum bezogen, an welches ein jedes seine eigenthümliche Erregung abgäbe, nun, so hätten wir ja in dieser Central-Monade die den sinnlichen Stoff sammelnde, einheitlich in sich zusammenhaltende und vielleicht auch nach eigenthümlichen Gesetzen ihn weiter bildende Seele. —

Vielheit in der Einheit ist kein Widerspruch, wie die abstracte Logik wohl gemeint hat, während wahrhafte concrete Einheit in einer Vielheit geschiedener Wesen unmöglich ist. Ein jeder Gedanke, den wir denken, bezeugt dies. Das Seelenleben wird nur verständlich durch die Einheit des Bewusstseins, welche die Mannigfaltigkeit seiner Acte zusammenfasst. Eine Vielheit von Acten also — nicht von Substanzen — hält unsere Seele in sich zusammen, ihre Vorstellungswelt daraus erbauend. Wie fremdartig auch Manchem solche Betrachtung des Eins und des Vielen zuerst erscheinen mag — sie ist nicht nur widerspruchslos, sondern was mehr ist, sie ist durch die unabänderliche Erfahrung des Geisteslebens gefordert. So kommen wir zu einem mannigfachen inneren Geschehen in den Monaden gegenüber ihren Bewegungen und Zusammenfassungen, welche die Physik betrachtet. Dabei kann (und muss sogar) der genaueste Parallelismus zwischen dem inneren Geschehen einerseits und andrerseits der nach aussen erregten Bewegung angenommen werden, so dass wir gar nicht in die Lage kommen, die Cirkel des Physiologen zu stören.

Darin aber liegt erst die wahre Bedeutung der Einheit des Bewusstseins, dass die Regungen des Seelenlebens die Resultantenbildung der physischen Kräfte, die wir oben vergleichend heranzogen, ganz und gar nicht kennen, dass z. B. die „Farben, die in unserer Erinnerung raumlos und ohne Scheidewand zusammen sind, nicht in das einförmige Grau zusammenrinnen, das wir als ihr Mittelergebniss erwarten

müssten". *) Sondern erfahrungsmäßig fasst die Seele den mannigfaltigen Inhalt, den sie gesondert empfängt, ohne seine Elemente zu zerstören, vergleichend zusammen, sondert ihn später je nach seiner inneren Verwandschaft in Gruppen und in solcher Gruppirung entspringt durch Scheiden und Verbinden immer neuer und immer werthvollerer Inhalt: die Seele ist schöpferisch.

Das ist die große Thatsache, deren Erfassung durch eine Verwässerung in viele Worte gewiss nicht erleichtert wird. Sie bezeichnet den Abgrund, welcher uns ebensowohl von Fechners anregenden Phantasmen wie von den Naturforschern trennt, deren an die sinnliche Greifbarkeit des Experiments gewöhntes Auge misstrauisch den schärfsten und unwiderleglichsten Schlussfolgerungen zusieht. Sie zeigt uns das Leben des Bewusstseins in vollem Gegensatze zu den Verbindungen und Scheidungen in der Natur. Um Seelisches zu begreifen müssen wir in die Atome ein unsichtbares intensives Geschehen verlegen. Dabei ist es ganz gleichgiltig, „als was ein Wesen sich erscheint; kann es überhaupt sich selbst, oder kann anderes ihm erscheinen, so muss es nothwendig in einer vollkommenen Untheilbarkeit seiner Natur als Eins das Mannigfache des Scheines zusammenfassen können." **) — —

Dass Steinthal solche Betrachtungen auslässt, könnten wir jedoch höchstens als eine Lücke seines Werkes bezeichnen. Wir müssen uns erinnern, dass er den Anspruch, als gäbe er eine vollständige Psychologie, ausdrücklich abweist. Nicht einmal eine vollständige Theorie der Vorstellung wolle er geben. Zunächst nämlich ist sein Buch eine Einleitung in die Sprachwissenschaft: von diesem Gesichtspunkte aus beschränkt sich die psychologische Aufgabe die er sich gestellt hat. Indessen der Ausschluss allgemeiner metaphysischer Erwägung rächt sich an einer anderen Stelle des Werkes an der Theorie selbst, nämlich bei Festsetzung des Unterschiedes zwischen Menschen- und Thier-Seele. Diesen Punkt nun ausführlich zu behandeln, hat sich der vorliegende Aufsatz zur Aufgabe gestellt. ***)

*) Mikrokosmos Bd. I, S. 176.

**) Mikrokosmos Bd. I, S. 70—171.

***) Einleitung § 438 ff.

Steinthal trennt den Menschen vom Thier auf das allerbestimmteste und schärfste; — hierin haben wir ihm, glaube ich, unbedingt zu folgen. Wenn er aber jede Brücke der Vermittelung zwischen beiden abbricht, so meine ich im Gegentheil, eine solche sei eifrig zu suchen. Dadurch wird, meines Erachtens, der „Würde der Menschheit" nicht zu nahe getreten; nicht wird der Mensch herabgedrückt, wenn es sich zeigen sollte, dass seine Seele gleichen Wesens sei mit derjenigen des Thieres, sondern die übrigen lebenden Wesen werden durch eine solche Annäherung an den Menschen gehoben. Mir hat es stets nicht nur ernüchternd, sondern zugleich auch erhebend geschienen, wenn wir, die Verachtung der Naturwesen aufgebend, in ihnen mit Goethe „unsere Brüder" erkennen wollten. Begreifen wird man das Wesen des Menschen in seinen letzten Gründen gewiss nicht, es sei denn als eine Geburt der Natur, ein Stück des All; und umgekehrt wird man die treibende Kraft der Natur nicht begreifen, es sei denn in genauer Analogie mit dem Wesen des Menschen. Dieser Circel findet sich in jeder Erkenntniss.

Eine solche Ansicht nun erscheint mir keineswegs als „Heroismus der Leichtfertigkeit", gegen welchen Steinthal ankämpft, und wirklich hatte er nachweislich bei diesem Ausdrucke eine ganz andere Richtung im Sinne. Ja, man kann zweifeln, ob die Ansicht, welche ich vertreten will, von der seinigen überhaupt verschieden sei. Hält er nicht seit seinen ersten Schriften an einer Stufenentwickelung einerseits der Natur und andrerseits der Menschheit fest, die er einerseits zunächst Hegel, andererseits W. v. Humboldt verdankt? Diese Ansicht von der Stufenfolge der Naturwesen musste aber für Denker, denen die Logik der exacten Physik allein massgebend ist, wie Steinthal grade an der Stelle über die wir zu handeln haben in der ersten Auflage*) im Gegensatze zu den Wundern der Hegelschen Dialectik es von sich sagt, mit den Fortschritten der letzten Jahrzehnte ihren bloß ästhetischen Character verlieren und in eine genetische Entwickelung sich umbilden. Der Darwi-

*) Grammatik Logik und Psychologie S. 273, Anm.

nismus ist nichts als eine neue Provinz deren Unterwerfung die exacte Physik in Angriff genommen hat. Daher sind seine, später verschütteten, Keime, wie diejenigen aller grossen Gedanken die uns heute beseelen, hundert Jahre alt. — Steinthal nun hat diese Entwickelung ebenfalls durchlebt, beispielsweise beweist dies § 21 unseres Buches. Er verfolgte die Darwinliteratur von Anfang an mit Interesse. Wie ist es ihm also möglich, zwischen dem Thierreiche und der Menschenwelt einen „ursprünglich vom Schöpfer gegebenen Unterschied" zu setzen, eine unübersteigliche Kluft zu befestigen? Vor kurzem hat er denn auch gelegentlich der Kritik Geiger's ausdrücklich gesagt: „Auch ich werde nicht die Tautologie aussprechen, der Mensch sei ein Thier gewesen. Aber das muss ich mit Darwin anerkennen, dass der Mensch aus einem Affengeschlecht hervorgegangen ist. Es gab also eine Zeit, wo der Mensch noch nicht war; aber da er nun hervorgegangen war, so war er Mensch und nicht thierisch."*)

Mehr als in dieser Aeusserung liegt, verlangen auch wir nicht. Sie fordert die Anerkennung, dass der Mensch ein Thier gewesen, gesteht jedoch zu, dass das Menschengeschlecht einst nicht war; sondern innerhalb eines Affengeschlechts haben sich durch „neue Anstöße" „neue Triebe" Bahn gebrochen,**) welche die Geschöpfe, die sie ergriffen, umschufen, zu Menschen bildeten. Natur und Ursprung jener Anstöße aber und somit den „Ursprung der menschlichen Vernunft"**), den diese Anstöße enthalten, grade in dem rationalen Theile der Psychologie darzulegen, welcher in der Einleitung vorliegt, dazu war keine Veranlassung vorhanden; genug, dass wir die Wirkung jener Anstöße, die neuen Triebe selbst kennen lernen, die den Menschen zum Menschen gemacht haben.

Indessen wie unbestreitbar das Gesagte auch sein mag: die eben citirte Stelle aus der Kritik Geigers ist erst zwei Jahre nach dem Erscheinen der Einleitung geschrieben, und die Folgerungen, welche aus ihr mit Nothwendigkeit sich zu

---

*) Zeitschrift für Völkerpsychologie Bd. VIII S. 125.

**) Ebenda S. 126.

ergeben scheinen, stehen mit den betreffenden Darlegungen der Einleitung selbst, nicht in Einklang. Lässt sich diese Behauptung beweisen, so wäre damit gezeigt, dass hier in der That eine ergänzende Umbildung gefordert ist. Denn an die Einleitung haben wir uns zu halten, so lange bis Steinthal aufs neue ausführlich gesprochen hat. Jene rein gelegentliche Aeußerung ist ja in keinem Falle hinreichend, um aus ihr zu entnehmen, wie weit gewisse Folgerungen aus ihr nun wirklich in Steinthals Denken gezogen sind, eine Umbildung seiner Ueberzeugungen in den allerletzten Jahren stattgefunden hat. Ich halte es nicht für unmöglich, dass er sich noch heute mit seinem früheren Standpunkte wesentlich in Uebereinstimmung glaubt.

Wie groß auch der Unterschied z. B. zwischen uns und den Germanen des Caesar und Tacitus sein mag — soviel wird jeder zugestehn, dass unsere Seelen und die Seelen jener der Gattung nach gleich sind. Folglich scheint es, man dürfe, dieselbe Linie bis zu Ende durchschreitend, auch weiter behaupten: der Art und Substanz nach gleich, wie sehr auch in der Entwickelungsstufe verschieden, ist die menschliche Seele zunächst mit der Seele jenes Thiergeschlechts, aus dem wir entsprangen und weiterhin mit den Seelen der Thierwelt überhaupt. Denn, giebt es Gründe, die zahllosen Ketten der Geschöpfe sämmtlich als blutsverwandt anzunehmen, führte ein nie abgerissener Faden von den untersten Organismen bis zu dem Menschen, so bekommt der Artbegriff eine ganz neue, den Abschnitten der Völker-Entwickelung entsprechende Bedeutung und die Seelen verschiedener Geschöpfe können wohl nach der Entwickelungsstufe, nicht aber der Substanz nach verschieden sein: es müsste denn gezeigt werden, wie die Seelen der Kinder von anderer Substanz werden konnten, als diejenigen der Eltern. Letzteres aber behauptet Steinthal, indem er die Continuität der Entwickelung in der Einleitung abbricht und geräth so, wenn unsere letzte Betrachtung begründet ist, mit seiner späteren Aeußerung in Widerspruch. Wir dürfen also vermuthen, er werde den Beweis seiner Behauptung nicht ohne Gewaltsamkeit führen können. Dies soll gezeigt werden und

zwar im Wesentlichen ohne Rücksicht darauf, ob die neue Naturphilosophie im Recht ist oder im Unrecht. Zunächst jedoch wollen wir noch Folgendes erwägen.

Der Abschnitt „Vergleichung der Menschen- und Thierseele“ ist einige, nicht unwichtige Erweiterungen abgerechnet, beinahe bis aufs Wort aus dem älteren Buche: Grammatik, Logik und Psychologie wieder abgedruckt. Principiell ist nichts in ihm geändert, er ist eben nicht neu gedacht worden. So fände sich der aufgezeigte Wiederspruch nicht zwischen Steinthal vom Jahre 1873 und demjenigen von 1871*), sondern zwischen demjenigen von 1873 und 1854. Dann aber, scheint es, findet er leichte Erklärung: erst fünf Jahre nach dem Erscheinen des älteren Buches begann der Darwinismus seinen Rundgang um die Welt. Er brauchte nun Zeit, um eine Macht zu werden, stark und besonnen genug, auch dem ferne Stehenden, dem kritischen Nicht-Fachmanne, an Stelle der ästhetischen Classifikation die genetische Causalbetrachtung zu setzen. Im Jahre 1864 reservirte Steinthal sein Urtheil durchaus noch**), er erwartete „die Entscheidung der Naturforscher.“ Diese Entscheidung, welche in ihrem Gefolge eine Umwälzung seiner Ansichten haben musste, dürfte nachgerade, besonders durch die Haeckelschen Arbeiten erfolgt sein. Ihre eingehende Berücksichtigung ist dennoch bei der erneuten Durchsicht jenes Abschnittes unterblieben. Zunächst scheint es nun nahe liegend, dass Steinthal für eine solche nicht frei sein konnte, so lange er an seiner Einleitung schrieb. Die erste Auflage der Schöpfungsgeschichte erschien 1868. Damals aber war Steinthal schon eine geraume Zeit mit der Einleitung beschäftigt. Wir werden hierauf zurückkommen.

Kommen wir zur Sache! Steinthal sagt:

§ 438 . . . . . Erstererseits behauptete man, der Unterschied [zwischen Mensch und Thier] liege in den sogenannten höheren Seelenfähigkeiten, welche der Mensch als Ueberschuss

*) 1871 erschien die Einleitung, 1873 die Kritik Geigers, 1855 Grammatik, Logik und Psychologie.

**) Philosophie Geschichte und Psychologie S. 23, Anm.



zu und neben den untern im Vorzuge vor den Thieren besitze... Hiergegen bemerkt nun andererseits Herbart — denn ich rede hier nicht von dem Heroismus der Leichtfertigkeit — ... mit Recht, dass das, was man unter den höheren Seelenfähigkeiten verstehe, gar nicht dem Menschen angeborene, besondere Kräfte seien, sondern ein ... vom Menschengeschlecht erworbenes ... Gut ... Dieser Erwerb ... sei nicht einer höheren Kraft der Seele zu verdanken, sondern dem höher gebildeten menschlichen Leibe, nämlich seiner kunstfähigen Hand und seinen gefügigen Sprachwerkzeugen. Abgesehen von diesem leiblichen Vorzuge, sei die menschliche Seele wie die thierische."

„§ 439. Beide Ansichten*) also sehen den Unterschied zwischen Mensch und Thier nur in der weiteren Bildung. Und dies halten wir für falsch. Der Unterschied zeigt sich überall, schon beim ersten Beginn der Seelenwirksamkeit, schon im ersten Auftreten derselben .... "

So konnte, meine ich, recht wohl im Jahre 1854, aber nicht mehr im Jahre 1871 gesprochen werden. Was heisst „weitere Bildung"? Hierüber besteht heute bereits eine ziemlich bestimmte Anschauung. Wir wenigstens stellen uns durchaus auf Herbarts Seite und gegen Steinthal, wir müssen uns, wie sehr auch im Einzelnen noch zu verbessern, ja umzubauen ist,

*) Wir fragen verwundert: welche beiden Ansichten? Ist den Herbartschen Ausführungen gegenüber der „Heroismus der Leichtfertigkeit", von dem allein noch die Rede war, eine bestimmt geprägte Ansicht? Was sollen wir unter jenem Heroismus uns denken? etwa den Darwinismus? Keineswegs. Die Vergleichung mit der ersten Auflage bringt die Antwort. Dort heisst es statt Heroismus der Leichtfertigkeit „.... ich rede hier nicht von Franzosen und französirenden Deutschen" was kurz darauf noch durch „gewisse thierfreundliche Declamationen und über dis Menschheit sich erstreckende Egalité- und Fraternité-Gelüste" näher erläutert wird. — Es liegt also hier ein stilistischer Unaufmerksamkeitsfehler, eine Verführung durch die erste Auflage vor. Dies bestärkt mich in der Meinung, Steinthal habe diesen Abschnitt nicht neu durchgearbeitet, sondern ihn, nach seiner Neigung aus den älteren Werken soviel wie möglich wortgetreu wieder aufzunehmen, vielleicht hie und da mit leisem Widerstreben, fast wortgetreu wieder abgedruckt. †)

†) Die beiden Ansichten sind doch klärlich die Herbartische und die mit „erstererseits" bezeichnete, welche dem Menschen höhere Seelenfähigkeiten zuschrieb. St.

mit den Grundgedanken Darwins und Haeckels einverstanden erklären. Da aber der Mensch, sobald er einmal entstanden war, nun mit seinem vorzüglicheren Leibe stets schon zur Welt kommt, ist es ja selbstverständlich, dass sich der Unterschied „schon beim ersten Beginn der Seelenwirksamkeit" zeigt. Es werden aber ferner in dem ganzen Abschnitt die fertigen Gegensätze Mensch und Thier fixirt und so gegen einander gehalten, statt sie als Gattungs-Begriffe zu behandeln. Damit wird eine etwa mögliche Vermittelung im Voraus ertödtet. Sind solche Gattungsbegriffe überhaupt ein Object der sachlichen Vergleichung? Kann etwa die Amoebe mit dem Menschen zusammengehalten werden oder der noch ärmere und dazu völlig abstracte Inhalt, welcher der Amoebe mit dem Elephanten gemeinsam sein mag? Und wird etwa durch Steinthals Worte der Leser eingeladen unter „Mensch" eine Entwickelungsstufe der Menschheit zu denken, die lange, lange vor der Mythenzeit, die in der Zeit der ursprünglichen Sprachschöpfung liegt? Gewiss irrt auch Herbart in seiner starren Entgegensetzung von Leib und Seele — Steinthal aber hat ihn darin nicht verbessert. Er sagt weiter:

440. „Wir gründen unsere Ansicht vom Vorzuge des Menschen auf folgenden einfachen Schluss. Zwei gleichartige und gleichkräftige Ursachen müssen auch gleichartige und gleichkräftige Wirkungen hervorbringen . . . . es müssten denn die Hindernisse nachgewiesen werden, welche die eine Ursache verhindert haben ihre volle Kraft wirken zu lassen zur Hervorbringung dessen, was in ihr lag. Nun liegt es als Thatsache vor, dass das Thier keine menschliche Welt gründen konnte; also kann es auch keine der menschlichen Seele gleiche Seele haben. . . . . Wenn aber dem thierischen Wesen als solchem angehörende Verhältnisse als hemmend angeführt werden, so ist damit das niedrigere Wesen der Thierseele anerkannt."

Obwohl ich den logischen Grundsatz durchaus anerkenne, bestreite ich die gezogene Folgerung durchaus. Was sind „dem thierischen Wesen als solchem angehörende Verhältnisse"? Liegen sie wirklich ausschließlich in dem „niedrigeren Wesen der Thierseele?" Das will uns Steinthal glauben machen. Er

sagt, das Hinderniss, welches die thierische Seele zurückhalten solle, gleich der menschlichen zu wirken „kann nicht in zufälligen Umständen liegen, welche dem thierischen Wesen äusserlich wären; denn solche könnten unmöglich einen seit Beginn der Schöpfung ununterbrochen dauernden und ausnahmslos wirksamen Einfluss geübt haben.“ Denn, meint er, die Seele übe „auf die Formung und Gestaltung des Leibes einen absolut bestimmenden Einfluss.“ Die dabei citirte Stelle aus Lotzes medicinischer Psychologie weiß aber gar nichts von einem solchen absolut bestimmenden Einflusse. Sie vindicirt der Seele „einen bedeutenden Antheil an der Gestaltbildung“, nennt sie „ein substantielles Element neben den anderen körperlichen Elementen“, welches den Bildungsprocess „vielleicht als ein bevorzugtes Element, als das erste unter gleichen vorzugsweise beherrschen würde.“ Und von allem diesem sagt Lotze nur „es bleibe möglich.“ Frappiren aber kann uns die Forderung, man solle zeigen, „worin das Hemmniss liege, welches die thierische Seele zurückhalten solle gleich der menschlichen zu wirken.“ Methodisch ist diese Forderung so richtig wie der logische Grundsatz. Daher fühlt man sich im ersten Augenblick versucht zu antworten: Nun, Herbart hat das Hinderniss ja genannt! Die kunstfähige Hand und die gefügigen Sprachorgane (und wohl noch manches andre) fehlen dem Thiere! Aber warum hat die Thierseele sich diese nicht geschaffen, wenn sie Macht dazu hatte? Diese Macht musste sie haben, wenn sie der menschlichen wesensgleich war; zufällige Umstände „könnten unmöglich einen seit Beginn der Schöpfung ununterbrochen dauernden und ausnahmslos wirksamen Einfluss geübt haben“. —

Es ist auch nach meiner Auffassung die Annahme unerlässlich, dass die Seele als Element unter Elementen in einer hervorragenden Weise den embryonalen Bildungsprocess leitet, namentlich in gewissen Stadien der Entwickelung und zweitens in gewissen centralen Partieen des Organismus. Dennoch bleibt ihre Macht eine beschränkte. Sie ist eben nur eine Bedingung, wenn auch eine hervorragende, unter sehr vielen; folglich muss sie, je nach Verschiedenheit dieser, immer anders wirken. Um

nur das Nächstliegende zu berühren: woher kommen sonst Misgeburten? Und hat nicht grade Steinthal wiederholt und energisch den Begriff der Sollicitation der Kraft hervorgehoben? Ist etwa eine Entwickelung der Seele, ähnlich der Objectivation des Schopenhauer'schen Willens für die exacte Physik ein wissenschaftlicher Begriff? Dann aber ist auch die gestaltbildende Macht der Seele von den Reizen abhängig, die auf sie wirken und folglich beschränkt. Erst im Lauf der Jahrtausende hat sie allmählich die Macht gewonnen, die mitwirkenden Factoren sich immer mehr unterzuordnen, sie zu beherrschen, indem sie ihnen in abgestufter Folge selbständige Wirkungskreise übertrug. Steinthals Annahme eines absolut bestimmenden Einflusses der Seele führte jedenfalls graden Weges zum Individualismus, zu der Behauptung, soviel verschieden gestaltete Menschen, soviel verschieden geartete Seelen giebt es. Schafft nämlich jede Seele in ihrem Leibe einen genauen Abdruck ihres (als bereits ursprünglich ganz fertig vorausgesetzten) inneren Wesens, so hat der anders gestaltete Leib eine anders geartete Seele zur Voraussetzung; vollends könnte von der Art-Einheit einer Negerseele mit derjenigen Kants nicht die Rede sein.

Der so zugespitzten Ansicht kann ich mit gewissem Vorbehalt ruhig beitreten, es kommt eben ganz darauf an, was man unter „Arten" der Seele verstehen will. Gehören Kant und der Neger zu verschiedenen Seelen-„Arten", so bin ich damit einverstanden, Thierseele und Menschenseele noch viel schärfer zu trennen. Um aber nicht in den Verdacht der Uebertreibung zu kommen, muss ich noch eine bald folgende Stelle hier wörtlich anführen:

„Die Seele, welche nicht die Kraft hatte, sich eine menschliche Hand, Sprachorgane und überhaupt einen menschlichen Leib zu schaffen, ist auch keine menschliche Seele und sie hat sich jene Organe nicht geschaffen, weil sie kein Bedürfniss derselben hat, keinen Drang danach fühlt. Hätte sie dieses Bedürfniss gehabt, so wäre es auch an sich genügend gewesen, sich Befriedigung zu schaffen; jener Drang, fände er

statt, er würde an sich selber zur Schöpferkraft geworden sein und jene Organe gebildet haben, wie sie ihm genügen." — —

Ich will nun mein Anliegen in eine kurze Frage zusamenfassen. Steinthal sagt (Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's S. 36) referirend: „Der Geist gewinnt urplötzlich aus sich selbst grössere Schöpferkraft, wodurch der Gang der Entwickelung nicht nur beschleunigt wird, sondern auch einen ganz neuen, höheren Schwung nimmt." Wird dadurch, frage ich, eine neue Seelenart geschaffen? Bejaht man dies, so müssen wir auch innerhalb der Menschheit Arten unterscheiden und diese wiederum zum Gattungsbegriff „Mensch" zusammenfassen, dem gegenüber der Gattungsbegriff „Thier", die Thierarten unter sich befasste. Es wäre auch nicht schwer, die Thier-Gattung und die Menschen-Gattung durch Merkmale fest zu begrenzen, die in sich selber, als Merkmale verschiedener Gattungen, völlig verschieden characterisirt wären. Die weitere Eintheilung dieser in sich selbst mannigfaltigen Merkmale würden die Arten ergeben. Da die Gattung-bildenden Merkmale ganz verschieden characterisirt sind, so wird auch die Stellung und Bedeutung des Artbegriffs für Thier und Mensch eine andere sein müssen. Es sei nun unentschieden, ob der Abstand von Kant bis zum Mande-Neger grösser oder kleiner ist, als der Abstand von diesem zum höchststehenden Thiere. Aus guten Gründen fällt ein Vergleich, bei welchem man aus einer Gattung in die andere springt, stets schief aus. Wer aber Kant und den Neger zu ein und derselben Seelen-Art rechnet, der dürfte einen scharfen Schnitt, der plötzlich Menschen- und Thierseele trennte, kaum rechtfertigen können. Ich sehe nicht ein, wie in diesem Falle ihre wesentliche Gleichheit in allen elementaren Verhältnissen bis zu dem Punkte, von dem aus die menschliche Entwickelung weiter schreitet, welche von Steinthal anerkannt wird, bestehen bleiben könnte. Auch macht mich eine Classification betroffen, welche, wie ich früher hervorhob, ohne sich auf das lebendige Einzelne einzulassen, nur zwei Gattungen kennt, die sie als Gegensätze gegen einander spannt. Bei solcher Gattungsverschiedenheit müsste der Mensch ja auf jedes Verständniss der thierischen Seele

verzichten und wir vermöchten einer Auffassung nicht zu entgehen, die das Geistesleben des Thieres sich in Formen vollziehen lässt, welche von denjenigen unseres Seelenlebens vollkommen abweichen. Ich dagegen will zwar an diesem Orte meine Ansicht über die gestaltbildende (also physisch wirkende) Thätigkeit der Seele nicht weiter entwickeln, behaupte aber kurz, dass im Gegentheil, was die Menschheit in Staat und Sitte später Eigenartiges hervorgebracht hat, in der Natur bereits vorgebildet liegt, wobei zunächst allerdings an den Thierstaat, den thierischen Affect etc. zu denken ist. Die Freiheit ist nicht aus dem Nichts erschaffen. Sie ist die Verklärung der Natur, die Natur aber ihr Fundament, von dem aus sie zu begreifen ist. Der Mensch ist, mit dem Thiergeschlechte verglichen, von welchem er abstammt, ein Genie, wie ja Steinthal, glaube ich, die Wirbelthiere irgendwo Genies genannt hat im Vergleich mit den Fischen. Die Seele hat eben ihre Geschichte, welche lange vor der Entwickelung menschlichen Bewusstseins begonnen hat, deren erste Capitel die Thiertypen uns so zu sagen auch äusserlich vor die Augen stellen. Sie selbst aber ihrer Substanz nach ist ewig dieselbe. Dieser, in metaphysischer Hinsicht sehr wichtige Satz, dürfte zu weiteren Schlüssen über die Wesenseinheit aller wirkenden Elemente des Weltbaus den Ausgangspunkt bieten. —

Die Sprache erschuf den Menschen. Sie scheidet die Gattung „Mensch“ von der Gattung „Thier“ ab und liefert die specifischen Merkmale für die verschiedenen (sagen wir Arten? richtiger hieße es: Völker-Individuen) der Menschheit, „und man wird finden“ sagt Steinthal, „dass in der Sprache die Völker in höchster, ganz besonderer Weise genial, ursprünglich wirken.“**) Wodurch aber, fragt man, wurde der „unwirksam schlafende Funke des Genies geweckt? Warum sind nicht alle Thiere zu Menschen geworden? Ich komme darauf zurück, dass Steinthal oben allen Ernstes verlangt hat, wir sollten die Hindernisse der thierischen Entwickelung nachweisen, sonst halte er sich berechtigt, auf verschiedene Seelenarten zu schliessen.

**) Sprachwissenschaft W. v. Humboldts, S. 43.

Ist aber seine Forderung gerecht? Wenn wir nun, von den Beiträgen absehend, die der Darwinismus zur Beantwortung dieser Frage bisher geliefert, zugestehen müssen, dass sie für jetzt unerfüllbar sei: wäre darum auch seine Folgerung gerechtfertigt? Giebt es nicht offene Fragen im Buche der Wissenschaft?! Wenn Steinthal, eine ehemalige ungeschiedene Einheit der Sanskrit-Völker, Aegypter, Semiten, ja der Chinesen voraussetzend sagt: „man muss also vielmehr annehmen, dass durch ein historisches oder ein Naturereigniss veranlasst*) der in den Sanskritstämmen ruhende ..... Funke des Genies ganz urplötzlich aufgelodert sei ..... Die ursprüngliche Kraft knüpfte freilich an die vorhandene Sprache an, aber sie schuf das vorhandene Wort völlig um ..... Und das konnte in einer Zeit geschehen, nach welcher die anderen Bruderstämme noch lange, lange einem mehr von der Natur abhängigen, pflanzenartigen Dasein unterworfen, sich wenig erhoben ..... in einem glücklichen Augenblicke könnte das erste eigenthümlich griechische Wort und damit demosthenische Rede geschaffen worden sein .... "**) so meint er damit nur die offene Frage zu bezeichnen, keineswegs zu erklären, welches Hinderniss es bewirkte, dass von jenem ganzen Urstamme, dessen Einheit und seelische Identität doch unzweifelhaft wäre, nur ein kleiner Bruchtheil zum Sanskritvolke und von diesem ein ebenso kleiner zum griechischen Stamm sich entwickelte. In jenem Jugendwerke also verstieße er ebenfalls gegen seinen methodischen Grundsatz! Es scheint mir aber weiter, dass die „zufälligen Umstände" hier sehr unterschätzt werden. Auch die Entwickelung des Bewusstseins, der Freiheit des Menschen, ist sehr wesentlich von „zufälligen" Fördernissen und Hemmnissen bedingt. Denn zufällig sind doch, an dem Inhalte des Menschengeistes gemessen, die mancherlei begünstigenden und hemmenden Verhältnisse, welche die Lage und Beschaffenheit von Hellas oder Germanien den dorthin gerathenen Stämmen darbot.

---

*) Von mir unterstrichen. Verf.

**) Sprachw. W. v. Humboldt. S. 50, 51.

So, scheint mir, sei von allgemeiner Anwendung was Steinthal vom Neger sagt: Wildheit ist Unnatur, „der Wilde ist ein allzufrüh verknöcherter Mensch“*), obwohl ich mir klar bewusst bin, wie wenig mit solcher Allgemeinheit für das Verständniss der natürlichen Schöpfung gewonnen ist. Dennoch besitzen wir daran einen Gesichtspunkt für die Forschung, die Fragestellung. — Steinthal zeigt in der Einleitung eklatant, dass es in der Psychologie nirgends aus bereits vorher vorhandenem „abzuleiten“ giebt, sondern dass unter festen Bedingungen stets wirklich neuer Inhalt in der Seele entspringt, unter immer verwickelteren Formen der psychischen Bewegung: Die Seele schreitet von Schöpfung zu Schöpfung. So ist auch die organische Natur, die Entwickelung der Arten als wahrhafter Schöpfungsprocess zu fassen. Darüber muss man sich nicht täuschen: Die Weltelemente gehen nicht auf in den Begriff starrer Atome „kleiner, untheilbarer, wirkungsloser Massen“, von denen durch den leeren Raum in die Ferne wirkende Kräfte ausgehen (Du Bois Reymond**), wie dies ausdrücklich anerkannt wird; die Probe auf die Erfahrung weist diese Voraussetzung als falsch ab. Sie müssen als seelische Wesen betrachtet werden, die, nothwendig auf einander bezogen und nothwendig in einander wirkend, nach außen hin zu immer verschlungeneren Combinationen, in festen Verhältnissen der Unterordnung sich gesellen, in welchen ihre innere Natur in immer neueren und höheren Entwickelungen sich Bahn bricht, zu denen sie die Reize selber erzeugen. — Steinthal hat in den Sprachtypen bewiesen, dass nur der indogermanische Sprachstamm den Begriff der Sprache vollkommen erfüllt, die übrigen aber auf falsche Wege geriethen, aus welchem eine Umkehr nicht möglich war, verknöcherten. Eine ähnliche Betrachtung gilt auch für die Entwickelung der lebendigen Natur. Der Mensch allein ist das *τί ἦν εἶναι* desjenigen Stückes des Weltalls, das wir erkennend überschauen, er bringt das wahre Wesen desselben zur Darstellung, wenn auch die früheren Stufen, aus denen er

*) Mande-Neger-Sprachen S. XIV.

**) So wäre nach Du Bois der Fiction des physikalischen Atoms gegenüber das philosophische Atom zu fassen. Grenzen des Naturerkennens S. 13.

sich erhob, sich ausbreiten und dauernd befestigen mussten, damit er auf ihnen ruhe. Somit wäre die Verknöcherung oder Verholzung teleologisch nothwendig, ihre causale Nothwendigkeit aber ist wohl damit gegeben, dass einmal nur unter dem Zusammentreffen vielfacher begünstigender Umstände, also sehr vereinzelt, die höhere Schöpfung überhaupt aus der niederen an welche sie anknüpfte, durch eine Krisis hervorgehen konnte, und zweitens diejenigen Organismen, denen die weitere Entwickelung versagt blieb, ihre Bewegung nach innen kehrend, in ihrem Typus immer abgerundeter und starrer und endlich unbeweglich wurden. In dieser Rücksicht entsprächen die Naturvölker den natürlichen Arten: beide zeigen keine offenen Stellen mehr auf, an welchen sie aus eigener Macht eine Fortbildung vollziehen könnten. —

Wir könnten nun in dem behandelten Abschnitte der Einleitung weiter gehen. Wir kommen zu §§ 441 und 442. Diese §§ jedoch, wie zum Theil auch die folgenden, berühren mich bei Steinthal fast fremdartig. Schon in dem Bisherigen musste ich mich wiederholt fragen, ob Steinthal wirklich Dinge könnte übersehen haben, von denen ich genau weiss, dass ich sie grade von ihm gelernt habe. Hier aber stehe ich rathlos. Die wiederholte Hineinziehung des Schöpfers, die Beweisführung aus ganz abstracten Principien, die einseitig festgehaltenen Gegensätze, die wiederholt in unvermittelter Starrheit gegen einander gehalten werden, sind allem, was er sonst, und auch in diesem Buche S. 30 und S. 75 über Methode bemerkt, so sehr entgegen, dass man gezwungen ist, nach einem Schlüssel für sein Verhalten in dieser Frage zu suchen. Eine menschliche Seele in einem thierischen Leibe ist freilich undenkbar. Indessen bevor sie (vor und) während des Fötal-Lebens einen Entwickelungsprocess durchlebt hat, ist die Seele noch gar keine menschliche Seele, wie unsere thierischen Vorfahren keine menschliche Seele besassen. Sie wäre es höchstens *δυνάμει*; Steinthal aber thut, als ob sie es von Anbeginn *ἐνεργείᾳ* wäre. Das zeigt sich auch anderwärts, wo er die menschliche Seele all ihren Inhalt von Anbeginn in sich tragen lässt.*) Es ist dies kein verein-

*) Charakteristik d. h. Typen des menschl. Sprachbaues. S. 316.

zelter Punkt, wir werden bald sehen, wie er bis in den tiefsten Grund, das zarteste Geäder des Steinthal'schen Geistes hinein reicht. Wenn es dann weiter von der blinden und tauben Laura Bridgman heisst, dass sie „zwar noch weniger als einen tierischen Leib, aber eine menschliche Seele“ hatte, so muss ich doch fragen, wo fängt denn die Menschlichkeit des Leibes an? erst bei den höheren Sinnen? Ist etwa im Uebrigen der menschliche Organismus demjenigen der Thiere ganz gleich? Steinthal selbst beweist kurz darauf allseitig das Gegentheil und sicher gehört der innere Bau des Gehirns zum Körper. Hatte nun Laura Bridgman ein thierisches Gehirn?!

Mit einem Worte: Diese eine Partie des Buches halte ich für nicht gelungen. Zur gründlichen Erklärung aber ihrer Uebertreibungen und wirklichen Mängel, müssen wir, wie schon angedeutet, sehr tief in Steinthals Eigenthümlichkeit eingehen.

Als Steinthal unseren Abschnitt vor über 20 Jahren niederschrieb, wendete er sich vorzugsweise gegen „Franzosen und französirende Deutsche.“ Erfüllt von der Göthe-Humboldtischen Ansicht von der Erhabenheit des Menschen, versuchte er zum ersten Male sie sich zum vollen, wissenschaftlichen Selbstbewusstsein zu erheben. Er war damals in Paris; dies schärfte, wie die schon citirte Anmerkung in Gramm. Logik und Psych. S. 273 klar zeigt, seine Gefühle. Wie man aber auch in Deutschland damals geurtheilt haben mag, davon geben uns Aeusserungen, welche Häckel, der doch philosophischen Sinn hat, heute noch thut, eine Vorstellung. Steinthal sagt in unserem wie in dem älteren Werke in wörtlicher Uebereinstimmung: „Wenn die Sprache von jeher für das galt, was diesen Unterschied ausmache und begründe: so kommt es auch wohl der Sprachwissenschaft zu, ihn festzustellen, sorgfältig darzulegen, die Würde der Menschheit zu behaupten, ohne in haltlose Uebertreibungen zu geraten.“ Begeistert ging der erst 30jährige Mann an diese hohe Aufgabe. Dass er damals den Unterschied als einen fest gegebenen hinstellte, lag in der Zeitlage. — Nach 17 Jahren erschien die zweite Bearbeitung, 12 Jahre nach Darwin's Buch von der Entstehung der Arten. Steinthal's Ansicht über den Unterschied selbst war dieselbe

geblieben; eine Modification derselben im Darwin'schen Sinne hatte sich noch nicht vollzogen: er erwartete die Entscheidung der Naturforscher. Wieso also im Ausdruck und im unwesentlichen Beiwerk verändern? Es hätte als Verleugnung missdeutet werden können!

Ich habe jedoch gezeigt, dass es nicht bloß der Ausdruck und unwesentliches Beiwerk war, was zu ändern gewesen wäre, sondern dass eine tiefer greifende Umschmelzung nothwendig war. Ich erinnere ferner noch einmal, dass Steinthal erweislich der Darwin-Litteratur von Anfang an nicht ferne gestanden, also die Motive zu solcher Umschmelzung ihm seit Jahren gegeben waren. Warum hat er sie nicht vollzogen? Sollte ihn das Extreme des emporkommenden Darwinismus abgeschreckt haben?

Wie dem auch sein mag: dass Steinthal im Jahre 1871 auch nicht einmal mildernde Umbildungen an jenem Abschnitte vornahm, kann nur durch widerstehende Kräfte in seinem Geiste erklärt werden. Diese müssen wir aufsuchen, bestimmte Gründe darlegen, welche sich einer solchen Umbildung widersetzen.

Dieser Punkt ist mir nun so wichtig, es liegt mir so viel daran, den Gegnern des Darwinismus die Steinthal'sche Autorität zu entreißen, dass ich in dem Folgenden mit Gefahr des Missverständnisses — denn die Sache von der ich reden will ist so zart wie nur möglich — den innersten Grund darzulegen versuchen werde, welcher Steinthal nach meiner Meinung noch im Jahre 1871 bei seiner Ansicht vom Jahre 1854 festhielt. Mag man also den folgenden Abschnitt in diesem Zusammenhange eine Episode nennen, ihn nach Gefallen lesen oder überschlagen: den Anhängern und Freunden Steinthals dürfte er in jedem Falle erwünscht sein. Er wird nicht nur dessen Stellung zu der höchst wichtigen Frage über Menschen- und Thier-Seele klar und begreiflich machen, sondern auch diejenige, die er zur Religions-Philosophie einnimmt.

Schon früher (S. 396, Anm.) deutete ich an, dass Steinthal aus seinen älteren Schriften mehrfach zuviel herüber genommen. Die Stellen, an welche ich dabei denke, beziehen sich sämmtlich auf den einen Punkt, die Hoheit des Menschen. Wir haben

also ein sachliches Motiv aufzusuchen, welches die Hemmung seiner Entwickelung in der Frage vom Ursprunge der Menschheit begreiflich macht. Denn wenn wir früher (S. 395) anführten, dass Steinthal bei dem Erscheinen der Schöpfungsgeschichte Häckel's schon seit geraumer Zeit mit der Einleitung beschäftigt war, so dürfte darin schwerlich ein erklärendes und entschuldigendes Moment zu erblicken sein. Das Verhältniss von Mensch und Thier ist ja nichts Nebensächliches, das zurückgeschoben werden konnte, sondern bildet ein wesentliches Stück der Steinthal'schen Ideen, auch wenn wir von seiner ungeheuren Wichtigkeit für Metaphysik und Religionsphilosophie absehen. So müssen wir bis in das innerste Herz des Mannes eindringen, einen Blick werfen auf die treibende Kraft seines Geistes.

Dem Loosungswort, welches er von Humboldt und Böckh empfing, dem schlechthin humanen Geiste ist Steinthal von seinem ersten Auftreten an unwandelbar treu geblieben.

Neuerlichst hat er ihm in einer kurzen (öffentlich nicht erschienenen) Festschrift zur Feier des 25jährigen Doctorjubiläums seines Freundes Lazarus wiederum einen kräftigen Ausdruck gegeben. Hier bezeichnet er, nicht den wissenschaftlichen, sondern den ethischen Standpunkt seines Lebens und Forschens, natürlich in größester Allgemeinheit. Dieser muss uns das Letzte und Höchste in seinem Geiste erschließen. Ich greife nur Einzelnes heraus; auf die Schrift selbst kann ich nicht eingehen:

„Wir beginnen also die Ethik nicht mit dem Einzelnen und suchen Verhältnisse in ihm, welche als löblich anerkannt werden, um dann weiter zu gehen, zu Verhältnissen zwischen ihm und dem anderen Einzelnen, um endlich die erhabene Hypothese einer beseelten Gesellschaft zu machen. Uns ist vielmehr diese das Erste und sie das wahrhaft Wirkliche; in ihr wurzelt der Geist des Einzelnen, mit ihr müssen wir beginnen. So sind die in ihrer Fülle unerschöpflichen sittlichen Verhältnisse von Anbeginn gesetzt, und die innere Freiheit des Einzelnen, welche alle Ideen umschliesst, erscheint zuletzt. Der Freie ist Frucht und Ziel der begeisteten Gesellschaft, und jeder in ihr hat jeden zum Zweck und alle das Ganze.

Dieser Allgeist, der den Einzelgeist schafft, um von ihm geschaffen zu werden, hat freilich keine Persönlichkeit; aber er ist wirkliches Subject. Er ist die höchste Wirklichkeit, Inbegriff aller geistigen Macht, obwohl nur ideal; von der Menschheit getragen und sie tragend, das All in Gedanken umfassend in endloser Entwickelung — er ist der höchste Begriff und wir erlangen ihn durch Erfahrung. Er ist die Wahrheit; in ihm und durch ihn leben wir geistig, in ihm verharre ich ruhig und beglückt. Und so sind auch die sittlichen Ideen nicht bloße unwirkliche Gedankendinge, luftige Ideale — nein, es sind wahre Mächte, die ihre ideale Wirklichkeit haben und wirklich fordern."

Das ist die Summe der Ethik Steinthals, sein höchster Begriff: „jeder hat jeden zum Zweck und Alle das Ganze." Er wird erlangt durch Erfahrung, durch die Völkerpsychologie: darauf legt er ganz besonderen Werth. Die Völkerpsychologie, heißt es an einer anderen Stelle, „würde mir doch nicht so ins Herz gewachsen sein, wenn sie nicht der Ethik den sicheren Boden bereitete." — Und wahrlich: ein reinerer und abgerundeterer Begriff der Wahrheit dürfte nicht können geschaffen werden, so lange wir uns streng an die Wirklichkeit halten, die Ideen aber im strengen Kantischen Sinne für Grenzbegriffe erklären.

Wie aber, wenn wir nun doch gezwungen wären, über die Erfahrung hinausgehend, ein Gebiet allgemeiner Bestimmungen zu entwickeln, ohne welche die Erfahrung selbst keinen Halt hätte? Steinthal ist der Begriff der beseelten Gesellschaft das Erste und wahrhafte Wirkliche, die menschliche Seele ist sein Princip; wenn sie nun über sich selber hinauswiese? Geben wir auch zu, dass die metaphysischen Bestimmungen die wir im Sinne haben kein Wissen im strengen Sinne mehr sind, keine durch ausdrückliche Prüfung bewährbare Erfahrung, so gilt dies ebensosehr von jeder Hypothese, auch derjenigen der Physik. Können diese Bestimmungen auch nur in blassen, ungefähren Linien verzeichnet werden, so sind sie trotzdem stark genug alle Wissenschaften zu tragen, unentbehrliche Pfeiler, ohne welche kein Zusammenhalt der Erfahrung stattfände. Prüfen wir Steinthals höchsten Begriff.

Der Geist der Menschheit, dieser Allgeist, der den Einzelgeist schafft, um von ihm geschaffen zu werden, ist wirkliches Subject. Gewiss. Er ist die höchste Wirklichkeit — ebenso gewiss. All unser Wissen und Fühlen, unser Handeln und unsere Erkenntniss der Natur so gut wie des Geistes ist eben ein Denken; also entspringt es ausschliesslich der menschlichen Seele, und was nicht in ihr und aus ihr entspränge, das wäre für uns nicht. Wie wir nun, die geistige Gemeinschaft in welcher wir zunächst stehen personificirend von dem Geiste unseres Volkes sprechen, so hat uns die Völkerpsychologie weiter gelehrt, dass dieser Geist eines Volkes nicht nur in Wahrheit ein einheitliches Ganze, sondern dass er selber Product ist und die ganze Kette der Völkergeschichte ein einziger Prozess, der von dem ersten menschlichen Wort seinen Ursprung nehmend, in ununterbrochenem ursächlichem Zusammenhange bis zu uns sich erstreckt. „In unseren Geistern leben die Geister aller Verstorbenen aller Zeiten.*)“ – Das ist der Allgeist von dem hier gesprochen wird: in ihm und durch ihn leben wir geistig. — Auf der anderen Seite müssen wir jedoch zugestehen, dass es ein Sein giebt „unwandelbar insofern, als alles, was an ihm Vielheit, Bewegung, Veränderung und Geschehen genannt werden kann, nach unwandelbaren, dem Sein selbst angehörenden, dem Menschen aber unverrückbaren und von dessen Wirken und Denken ganz unabhängigen Gesetzen vor sich geht.“**) Ohne dieses Zugeständniss ist „Objectivität“, ist die Wirklichkeit der Dinge ein Unding, nichts Festes bliebe, das unserer Willkür entzogen wäre. Genau zugesehen heisst dies freilich nur, dass „vieles von dem Gedachten als seiend gedacht“ wird „als Grund seines Gedachtwerdens gilt sein Sein.“***) Aber die Annahme eines Seins mit „unwandelbaren, dem Sein selbst angehörenden, dem Menschen aber unverrückbaren Gesetzen“ zur Erklärung der unserer Willkür entzogenen Gesetzlichkeit der Erscheinungen der Natur wie des Geistes, bleibt in jeder Fassung

*) Mythos und Religion. S. 3.

**) Zeitschrift für Völkerpsych. I. S. 311.

***) Ebenda. S. 313

ein Gedanke, der weit jenseits desjenigen liegt, was durch ausdrückliche Prüfung bewährbar ist. Denn dieses Sein an sich, außerhalb und vor der Erfahrung, das wir als Grund der Erfahrung setzen, lässt sich nimmermehr aufzeigen. Wir haben das klare Bewusstsein, anschaulich darstellen weder zu können noch zu dürfen, wie es außerhalb des menschlichen Gedankens wohl aussehen mag. Wir wissen eben, dass wir nur menschliche Wissenschaft treiben, dass wir in unserem Wissen das Sein nur besitzen insoweit und insofern es in menschliche Formen sich fassen lässt. Demnach beruht vermöge dieser unentbehrlichen Annahme des an sich Seienden die Physik, das sachliche Wissen ganz und gar auf der Metaphysik, auf der Voraussetzung. Ob freilich und in welcher Weise diese Voraussetzung eine bestimmtere Fassung erträgt oder fordert, das lässt sich bis jetzt nicht entscheiden. Wir werden sie ihr nur dann ertheilen können und nur soweit, als die Begreifbarkeit des Einzelnen, der Erfahrung selber, sie uns abzwingt. In diesem Falle aber giebt es auch keinen Grund, solch bestimmterer Fassung aus dem Wege zu gehen.

„Nun giebt es aber doch für jeden nur das, was er als seiend denkt"*) und für die Menschheit nur das, was sie als seiend denkt. Ist dieses Denken der Menschheit ein Process, so ist es ein Fortschreiten vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren: das Wissen der Menschheit wird breiter und tiefer, wie das Wissen des Knaben, der zum Mann heranreift. Die Gedanken des Knaben sind ja ganz richtig, wie diejenigen vergangener Jahrhunderte es sind, nur werden sie immer weiter ausgebaut. Ebenso hat der Specialforscher Recht, trotz der Ergänzungen, die seine Ergebnisse in grösserem Zusammenhange erfahren. Folglich liegt alle Wahrheit und Wirklichkeit, das All in seiner endlosen Entwickelung soweit es dem Menschen zugänglich ist, in der Stufenfolge der Entwickelung des menschlichen Wesens, des menschlichen Wissens. Insofern kann man mit Steinthal sagen, dass aller Inhalt des Geistes bereits ursprünglich (*δυνάμει*) in der menschlichen Seele müsse

*) Zeitschrift für Völkerpsych. I. S. 326.

enthalten sein.*) Freilich sehen wir dann ganz davon ab, dass die Elemente der seelischen Gebilde nicht grundlos aus der Seele hervorgehen, sondern am letzten Ende durch die Wirkungen der materiellen Wirklichkeit, des an sich Seienden bedingt sind, sowohl ihrer Qualität wie ihrer Anordnung nach, mag auch die Aussenwelt, an sich genommen, mit diesen ihren Wirkungen gar keine Aehnlichkeit haben.

Dieser sich entwickelnde Geist nun der Menschheit in völkerpsychologischer Exactheit gedacht, ist wirkliches Subject, das umfassendste, höchste. Um es an ganz Einfachem zu erläutern: Die Elemente, mit welchen der Chemiker experimentirt, die mit einander in seinem Glase Processe eingehen; die Elemente, welche die Analyse des Physiologen als die Träger und Hervorbringer der Lebenserscheinungen aufzeigt — sie sind zusammengenommen das Subject der chemischen oder der Lebensprocesse, welche an ihnen und durch sie sich vollziehen, sie bringen sie hervor. Genau analog verhält es sich hier.**) Die phychischen Elemente, welche nach und nach in der Entwickelung der Menschheit entspringen, welche zusammenwirkend eben den Geist der Menschheit ausmachen, ungleich vertheilt zwar nach Individuen wie nach Völkern und Zeiten, doch in einander greifend und in ihrem Zusammenwirken stets anwachsend, in der jedesmaligen Gegenwart alle lebendig oder doch fähig erneuter Belebung, sie allein sind die zeugenden schöpferischen Mächte, durch welche und innerhalb welcher das Leben des Einzelnen wie der ganzen Menschheit sich vollzieht. Setzt ein Neugeborenes unter Deutsche oder Franzosen oder Chinesen oder selbst unter die Neger, so kann es nur aus dem psychischen Inhalt schöpfen in den es gesetzt ist, es muss aus ihm ein Deutscher oder ein Franzose oder Chinese oder Neger sich entwickeln. Auch in allen schöpferischen Geistern entspringt das Neue nur durch eine neue Combination der alten Elemente. Aus nichts wird nichts und entspringt nichts. So trägt jener Allgeist die Menschheit in sich und wird andererseits selbst

*) Charakteristik S. 316, s. oben S. 404. St.

**) Diese Analogie bestreite ich durchaus. St.

von ihr gezeugt und getragen — er ist das höchste Subject. Aber dennoch ist er nur ein ideales Gebilde; wir können ihm, grade wie der Chemiker oder Physiologe seinen Elementen, nicht als Ganzes ein Sein, substantielle Einheit, um nicht zu sagen: Persönlichkeit beilegen. Dieses können wir nicht, denn wie die in einander wirkenden Elemente des Chemikers, so bestehn ja die menschlichen Individuen in voller Sonderung, als discrete Grössen gegen einander. Der Allgeist, wie Steinthal ihn hinstellt, ist eine Abstraction, die zwar logisch mit vollem Rechte als Subject, aber nicht metaphysisch als Einheit eines Wesens gesetzt werden kann.*)

Muss es nicht befremden, dass Steinthal ruhig und beglückt in dieser Abstraction verharrt? Wer ist es denn nun, der den Einzelgeist schafft? Wer hat die in ihrer Fülle unerschöpflichen sittlichen Ideen von Anbeginn gesetzt? Ein Inbegriff; ein Hilfsbegriff, streng genommen ganz ohne Wirklichkeit dem concreten Einzelnen gegenüber wie jedes Abstractum.**) Mögen auch die Elemente in ihren Processen sich stetig umformen und diese Umformung weiter zeugen in ununterbrochener Continuität — welchen Sinn haben die später folgenden Worte: „Das Recht wird nicht erst von uns gemacht, von den Einzelnen festgesetzt . . . . nein, es wird nur gefunden und anerkannt, es wird nur der Schein aufgehoben, als wäre es nicht dagewesen. Aber es war da und es ist da, nicht durch uns, die Einzelnen, sondern über uns, und darum muss es zur

---

*) Der Allgeist ist so wenig eine Abstraction, wie die Sprache eines Volkes. Wie mich die Nationalsprache sprechen lehrt, so lehrt mich der Allgeist denken, fühlen und wollen. Er bringt Gedichte hervor, wie die Ilias, die Nibelungen, das Rolandslied, Kalewala, und liefert das bei weitem Meiste zu jedem Gedicht und jedem philosophischen System. Der deutsche Geist hat Bismarck geschaffen — und der wäre ein Abstractum? — Später mehr! St.

**) Wer die sittlichen Ideen gesetzt hat? Die Menschheit! Die Völker haben sie im Laufe der Zeit entwickelt. Nun beweisen jene Ideen ihre Realität, ihre beherschende Macht dadurch, dass sie den Einzelnen versittlichen. St.

Noth auch mit Kraft geltend gemacht werden"? „Ueber uns war das Recht" — wie ist das ohne Mystik zu denken?! *) Nach dem Bisherigem bleibt Steinthal nur der ärmliche Begriff des δυνάμει, den wir schon früher für ungenügend erklärten. „Die Möglichkeit der neueren Entwickelungsstufe, als die Sache an sich," **) das ist ein Rest Hegelscher Dialektik, ebenso wie der Glaube, den wir früher berührten, der Geist trage all seinen Inhalt seit Ewigkeit an sich.

Viele Anhänger moderner Weisheit werden Steinthals Ausspruche über das Recht nicht beitreten; wer es aber thut, der, sollte ich meinen, kann der Nothwendigkeit nicht entfliehen um der Begreifbarkeit der Erfahrung willen eine neue Voraussetzung zu machen. Haben wir das an sich Seiende nicht anerkennen müssen? Es ist ein Grenzbegriff und unerkennbar, mag sein; ist es deßwegen weniger sicher, dass wir diesen Grenzbegriff so zu formen haben, dass das Erkennbare, die Erfahrung dadurch begriffen wird? Unsere Aufgabe ist derjenigen ähnlich geworden, welche die einleitende Betrachtung über die Einheit des Bewusstseins behandelte. Aus dem an sich Seienden, das außerhalb und vor dem menschlichen Seelenleben wirkt und schafft, sind die Geschlechter der lebenden Wesen geboren. War nun das Recht, bevor es gefunden und anerkannt wurde, so müssen wir den Ursprung des menschlichen Wesens über sich selbst hinauslegen. Die Natur der menschlichen Seele reicht nicht aus zu seiner Begründung, ist nicht causa sui.

Wir wissen nun aber, dass Lotze von einer ganz anderen Seite, nämlich von dem Causalitätsbegriff ausgehend eine substantiale Verknüpfung des All verlangt hat; hier, scheint es, kommt ihm Steinthal von der ethischem Seite entgegen. Wir

---

*) Da wo die guten Gesetzgeber es immer gesucht haben, war — ist das Recht: im Leben, im Verkehr des Volkes, wo das Recht geboren wird. Das vorhandene, im Volksgeist lebende Recht wird vom Gesetzgeber gesucht — in Paragraphen fixirt — positiv gemacht. Allemal, positiv oder nicht, lebt das Recht im Gesammtgeist über jedem Einzelnen — das Rechts-Gefühl und -Bewusstsein des Einzelnen schaffend. St.

**) Sprachw. W. v. Humboldt's S. 66.

konnten bisher (und ebenso in unserer einleitenden Untersuchung über die Einheit des Bewusstseins) die All-Einheit der Welt ruhig bei Seite lassen. Sehen wir jetzt, dass sie aus bestimmten Gründen gefordert ist, so begreife ich nicht, wie wir von ihr abzusehen vermöchten. Steinthal flieht hier die Idee Gottes, die er sonst anerkennt. In dieser Idee aber erst finden alle Grenzbegriffe ihre nothwendige Einheit und letzte Verknüpfung und es ist ohne Irrthum unmöglich ihr zu entrinnen. In dieser Idee erhält auch der „Zufall" eine neue Beleuchtung.

Nun erinnere ich daran, das Steinthal schon in der Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's auch die Causalität, das Werden als solches für unbegreiflich anerkannt hat. Drei Jahre später setzte er, ich meine in der Entwickelung dieser Erkenntniss einen Schritt vorwärts thuend, seiner Schrift über den Ursprung der Sprache das Motto vor: *πάντα θεῖα καὶ ἀνθρώπινα πάντα*, bei dessen Erläuterung er in der Vorrede der 2. Auflage derselben weitere 7 Jahre später bemerkte: „Ich halte die Ueberzeugung fest, dass alle Natur und alles Endliche nicht auf eigenem Grunde stehn, sondern auf dem Unendlichem beruhn. Und dies meine ich nicht so, als könnte man die Gebiete theilen: so weit geht bei einer Schöpfung oder einem Ereignisse das Natürliche, und hier beginnt das Göttliche; sondern soweit natürliches Geschehen reicht, überall beruht es auf göttlichem Grunde". Denselben Gedanken hat er in aller Kürze mehrfach wiederholt, zuletzt in der Antikritik Whitneys „Folglich muss zu jeder causalen Naturbetrachtung, wenn diese erschöpfend und wirklich erklärend sein soll, wie der Religionsphilosoph fordert, Gott, wenn auch still, doch durchweg, im Hintergrunde des Geistes als letzte Ergänzung hinzugedacht werden." „Dasselbe was *φυσικά* ist, ist auch *θεῖα*; denn Alles und Jedes ist beides: *πάντα θεῖα καὶ φυσικὰ πάντα* d. h. Alles und Jedes kann in doppelter Weise betrachtet werden, weil es ein zwiefaches Problem darbietet. Einerseits steht es im Zusammenhange der Causalität und bietet ein mechanisches Problem: so fällt es der Specialwissenschaft zu; andrerseits bietet es andre Seiten dar und andre Probleme und so wird es Gegenstand der Re-

ligions-Philosophie.*) Danach scheint mir von Steinthal die Nothwendigkeit in bündiger Weise anerkannt den höchsten Begriff aus einem abstrakten, rein idealen Subjekte zu substantieller Einheit zu entwickeln. Dennoch hat er diese Forderung die er selber stellt und die ich von ihm gelernt habe, in dem inneren Leben seines Geistes, wie die Festschrift zeigt nicht vollzogen. Aus welchem Grunde?

Ich habe an einer anderen Stelle meiner Arbeit, welche ich zu Anfang dieses Aufsatzes erwähnte, gezeigt, dass Steinthal, obwohl er Stellung und Werth der Religions-Philosophie anerkennt, von ihrer Ausführung sich nicht viel verspricht. Sie führe, gehe man ins Einzelne, zu Phantastereien, sie sei eben ein Grenzbegriff ohne die Fähigkeit weiterer Entwickelung. Und nicht mit Unrecht urtheilt er so: scharf ins Einzelne ausgeführte Erkenntnisse kann sie nicht liefern; sie birgt auch, wie die Religion, Gefahren, die nur zu leicht vom rechten Wege abführen. „Wer da ausruft: wie komme ich zu Gott, der ist schon in Blindheit und Wüste."*) Also macht Steinthal beim Menschen Halt. —

Die sittlichen Ideen sind die unwandelbaren und festen Fundamente des menschlichen Wesens, sie sind es, in welchem Steinthal ruht. „Und wenn alles, lieber Lazarus, in Zweifel sinkt, Freiheit, Seele, Gott, und darin versinkt — Eins bleibt: ich soll. Ich bin; also soll ich", so beginnt die Festschrift. Sein höchster Begriff nun, den wir besprachen, ist nichts als die letzte Begründung dieses menschlichen Sollen, die Herrlichkeit des schlechthin humanen Geistes, in dem er ruht, über den er nicht hinausblickt, nicht hinausblicken will. „Alle für Einen, Einer für Alle." In diesem Geiste hat er Ursprung und Wurzel, Stamm und Blüthe, über ihn hinaus giebt es Nichts Festes, durch Erfahrung bewährbares. Daher sind Gott und Unsterblichkeit „Phantastereien" — er wendet sich von ihrer Ausführung ab. —

Haben wir hiermit Steinthals Größe richtig getroffen, die dadurch noch erhöht wird, dass er von Anfang an mit eisiger

---

*) Mythos und Religion S. 28.

Besonnenheit, mit voller principieller Bewusstheit,*) sich einem in philosophischen Speculationen versumpften Zeitalter entgegenstemmte, so doch zugleich auch, falls unsere kritischen Bemerkungen nicht irrten, den Punkt der über ihn hinausweist.

Im Menschen ruht Steinthal, in der Pflicht. Es wird niemals ein anderer, sichrerer Grund gefunden werden, auf und in welchem wir ruhen können, ruhen dürfen und sollen. Aber der Mensch selber ruht nicht auf sich selbst: wir werden ihm manches nehmen müssen, was Steinthal ihm giebt.

„Denn nur sollend bin ich; nur sollend bin ich, was ich bin: Mensch. Diese unmittelbare Erkenntniss mag der Logik und Metaphysik entbehren . . ." wie ist das möglich? müssen wir fragen. Mit welchem Rechte könnten metaphysische Voraussetzungen angefochten werden, zu welchen die allersicherste unmittelbare Erfahrung zwingt, da doch Niemand die objektive Wirklichkeit anficht, die im besten Falle doch nur gleichen Rechtes genösse mit jener unmittelbaren Erfahrung! Haben denn die Elemente der Anschauungen, die Empfindungen, an innerer Wahrheit vor dem ebenso ursprünglichen ästhetischen Gefühlen, den Elementen der Sittlichkeit irgend etwas voraus? Beide können falsch gedeutet werden — gewiss; so hat die Wissenschaft zu lehren sie richtig zu deuten. Oder meint Steinthal das Sollen mache eben weitere Voraussetzungen nicht nothwendig? Es ist ein eigen Ding um die Nothwendigkeit — Steinthal jedenfalls bedarf keiner weiteren Vermittelung. Er sagt „ihr [dieser unmittelbaren Erfahrung] mag die gewöhnliche Erfahrung Trotz bieten — sie bleibt, und der Mensch mit ihr, und (es mag so sein) sie mit dem Menschen." Dieser Satz ist mir dunkel. Irre ich mich, wenn ich ihn als Andeutung der Unsterblichkeit fasse? So ginge er ja, mit einer Andeutung wenigstens, über sich selber hinaus.

*) Zeitschr. für Völkerpsych. IV. Seite 119 hat er seinen „logischen Glauben" klar und bestimmt ausgesprochen.

**) Der angeführte Ausspruch deutet an, dass die Sittlichkeit nur so lange bleibt wie die Menschheit, von der sie geschaffen und getragen wird, und dass sie untergehen würde, wenn die Menschheit schwände. St.

Steinthal betritt den schlüpfrigen Pfad religionsphilosophischer Ideen nicht, das ist seine Grösse und seine Schranke. Wiewohl von allen Seiten dazugedrängt, verzichtet er auf die Idee des All, auf die Unsterblichkeit, ja er lässt die Möglichkeit zu, dass Freiheit, Seele, Gott in Zweifel versinken, während die äußere Erfahrung unangetastet bleibt. Ich aber meine: das darf nicht geschehn! Dies zu verhüten ist Pflicht der Philosophie. Ich sehe scharf und klar die Gefahren der Metaphysik, aber ich meine auch ihre Aufgabe zu sehen.

Ich habe gezeigt, dass die Wissenschaft die Ausbildung der begrenzenden, höchsten Ideen nicht nur zulässt, sondern verlangt und fordert. —

Ich ziehe aus meiner Episode das Facit für die verhandelte Frage. Wurzelt Steinthal ganz und ausschliesslich in der Idee der Humanität, ohne das Bedürfniss nach einer weiteren Vermittelung zu kennen, so ist die Natur der Menschenseele das einzige und ausreichende Princip seines Denkens und die beseelte Gesellschaft nach seinen eigenen Worten „das Erste, das wahrhaft Wirkliche", mit dem er beginnen muss. Dieses Princip darf er in keiner Weise verrücken lassen, sonst stände er wieder am Ufer des weithin wogenden Meeres, die Grundlage wäre verschoben, auf welcher er ruht. Schon hieraus ergiebt sich im Hinblick auf „Franzosen und französirende Deutsche" eine ungünstige Meinung für die Thierseele, welche keine menschliche Welt zu schaffen vermocht hat. Die Frage aber nach der Entstehung der Arten, war zu der Zeit, als sein wissenschaftlicher Character entstand, von der exacten Naturforschung noch nicht in die Hand genommen. Dass und warum er sie auch später nicht bis in den Kreis seiner principiellen Grundlagen hereingezogen, obwohl er ihr durchaus nicht fern blieb, ist die Folge eben dieses einmal festgewordenen Characters, sein Kantianismus.

Aus den Kantischen Elementen in Steinthal ergiebt sich noch mehr. Das volle und wesenhafte Interesse erhält nämlich die Seelenfrage erst durch ihre mannigfachen metaphysischen Bezüge. Wem allgemeine Ansichten über das All unerlässlich erscheinen, wer den Blick über das Menschendasein hinaus

nach oben und unten zu richten versucht, der wird sich über die Natur der Weltelemente klar werden müssen und es giebt Veranlassung zu dem Versuche, ob sie und inwieweit sie sich als wesenhaft identisch hinstellen lassen. Auch die Naturwissenschaft fordert die Umwandlung der heute noch unzerlegten Stoffe in einander und ihre Erzeugung aus einem höheren Grundstoffe, wenn nicht dem Urstoffe.*) Solche weitreichenden metaphysischen Triebe sind nun vollends in Steinthals Geiste gehemmt; sie gerade legen im Zusammenhange mit dem Darwinismus die Annahme nahe, dass zwar ein Gegensatz der Entwickelung zwischen den Seelen der lebenden Wesen bestehe, aber nicht ein Gegensatz der Substanz. Ob sich, falls diese Annahme erwiesen wäre, weiter auf ihr bauen lasse, bleibe dahingestellt: wir können mit Steinthal von unerwiesenen Behauptungen kein Heil für die Wissenschaft hoffen. Indessen eine jede Hypothese tritt zunächst unfertig auf und als allgemeine Behauptung die sie ist, mit dem Scheine des Dogmatismus. Ich aber gestehe ausdrücklich zu: ehe die in diesem Aufsatze durchscheinende Hypothese nicht an der Hand der Thatsachen durch Chemie, Physik und Physiologie hindurch geprüft und ergänzt ist, ist sie für die Wissenschaft noch gar nicht vorhanden. So entgehe ich dem Dogmatismus, der in überkantischen Köpfen zum wahren Gespenst wird, und gerathe mit der Logik der Physik nicht in Widerspruch, welche Welten schafft die kein Auge gesehen hat, noch sehen wird. Dass die von mir vertheidigte Hypothese lange geschaffen ist und jetzt wieder alles nach ihr hindrängt, weiss jeder Denker. Vor Decennien ist sie durch Lotze neu begründet und schon haben die exacten Naturforscher und die Anthropologen sie zu fördern oder doch anzudeuten begonnen. Ich erinnere an Haeckel (Schöpfgsgesch. S. 21), O. Schmidt, Gerland, Du Bois-Reymond. Ihnen gegenüber bekennt Carl Vogt in der Vorrede zur neuesten Auflage der Physiologischen Briefe wenigstens dass „das reagirende Instrument für die geistigen Funktionen der einzelnen Hirntheile noch gefunden werden müsse". Auch

*) Du Bois-Reymond: Grenzen des Natur-Erkennens S. 10.

scheint mir, gehört eine allgemeine Bemerkung Lange's hierher: „Sobald der Mensch beginnt, die einzelnen Vorgänge nüchtern, klar und bestimmt zu betrachten, sobald er die Ergebnisse dieser Betrachtung an eine bestimmte, wenn auch irrthümliche, so doch jedenfalls feste und einfache Theorie anknüpft, ist der weitere Fortschritt gesichert"*). Ob zwar das Werk dieses Mannes noch nicht vollständig vorliegt, kann ich mit Sicherheit annehmen, dass seine Ansicht der meinigen verwandt sei. Die frühere Atomenlehre der Physiker war durch Erfahrung geforderte Hypothese. Nun schärfere Analysen und neue Erfahrungen mit ihr nicht mehr auskommen, ist der einzige consequente Weg ihr reformatorischer Umbau, ihre endliche Ergänzung und bestimmtere Formung. Damit geschieht nichts Unerhörtes, sondern genau nur dasselbe was früher geschehn und für zulässig befunden ist. — Für Steinthal jedoch sind solche Betrachtungen, welche, so lange sie in der Luft schweben, das Gebiet der Erfahrung allerdings überschreiten, relativ gleichgiltig. Daher konnte er bei Bearbeitung der Einleitung, obwohl die neuen Ideen auch in ihm schon wirkten, die Seelenfrage zur Seite schieben oder wenigstens vertagen.

Ich glaube nunmehr meinen Gegensatz zu meinem Meister in einer Weise begründet zu haben, welche leichtfertiges Besserwissen ausschließt; ich habe nämlich gezeigt, dass und warum gewisse Motive in seinem Geiste unwirksam blieben, die zu einer von der seinigen verschiedenen Ansicht führen mussten. Vielleicht ist es aber, um jedes Missverständniss zu meiden, nicht überflüssig noch ausdrücklich hinzuzufügen, dass ich sehr weit davon entfernt bin, diejenigen generellen Ansichten über das All zu besitzen, deren Erstreben ich für unerlässlich bezeichnet habe. Bevor uns Lotze den 2. Band seines Systems der Philosophie geschenkt hat, dürfte wohl auch Niemand zu ihrer allgemeinern Inangriffnahme geneigt sein, die Lücke, welche dadurch in dem Weltbegriff des 19. Jahrhunderts noch bleibt, auszufüllen versuchen. Dass jedoch erst diese metaphysische Ergänzung den Abschluss des neuen Weltbegriffs bildet,

*) Gesch. d. Materialism. I. S. 94.

ohne welche wir nicht hoffen dürfen ihm allerwärts zum Siege zu verhelfen ist mir nicht zweifelhaft. Namentlich wenn ich auf die politisch religiösen Kämpfe der Gegenwart schaue, die uns den Weg ebenen, ergreift mich der Ernst der Sache. Mag immerhin Steinthals erhabene Ethik der Mittelpunkt des Lebens, das strahlende Licht sein — voll und ganz erscheint dessen Schönheit erst, wenn wir es umkränzt sehen von dem Farbenkranze, den es, an der Dunkelheit sich brechend, erzeugt. Den sollten wir, meine ich, der Menschheit nicht rauben!

Ich nehme also mit Steinthal an, dass Mensch und Thier als verschiedene Gattungen streng von einander zu halten sind, aber ich unterscheide weiter die Seelen der Stufenfolge des Thierreichs ebensosehr von einander, wie diejenigen des Menschenreichs und halte sie alle in ihren metaphysischem Wesen für identisch. Wie z. B. die Affenwelt in eine Menge von Arten auseinander trat, so war auch die Menschenwelt in zahlreiche Stämme getheilt, die nach Körpergrösse und sonstigen Eigenschaften recht sehr verschieden sein konnten, ohne dass damit ein einheitlicher Ursprung der Menschheit ausgeschlossen wäre. Wie untergegangene Thiergeschlechter, so giebt es auch untergegangene Menschenarten, und zwar um so mehr, je härter die auf gleiche äussere Lebensbedingungen gewiesenen Stämme an einander rennen mussten. Noch in historischer Zeit findet sich dieser Kampf um's Dasein, in welchem (in der Urzeit wenigstens) allemal die höhere Menschlichkeit sich behauptete. So wäre die Kluft zwischen Mensch und Thier durch untergegangene Zwischenarten überbrückt. Den thatsächlichen Beweis für meine ganze Annahme sehe ich einerseits in demjenigen, was uns Humboldt und Steinthal über die Entwickelung der Menschheit gelehrt haben und andererseits in der Abstammungslehre und den Ergebnissen der Forschungen über den vorgeschichtlichen Menschen. In der That lehrt die Völkerpsychologie für die Entwickelung des Geistes einen Parallelismus, der dem Haeckelschen von Ontogenie und Phylogenie durchaus analog und streng beweisbar ist. So nähern sich in diesem Punkte Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft schon jetzt; O. Schmidt citirt Steinthal, anerkennend, dass er 8 Jahre

vor Darwins Auftreten bereits erkannt habe „indem Sprache wird, entsteht Geist.“*) — Uebrigens hat auch die Geisteswissenschaft ihre Paläontologie, deren trümmerhafte Gestalt erst durch die geistige Ontogenie interpretirt und ergänzt wird.

Ich stimme also mit Steinthal in der Zurückweisung gewisser thierfreundlicher Deklamationen durchaus überein und halte den Satz für vollständig erwiesen „die Hauptsache also ist, dass die Thiere gerade so viel Sprache haben, als ihrem ganzen Wesen und ihren Bedürfnissen angemessen ist: Sprache des Gefühls und Anschauung (§ 445).“ Den artbildenden Unterschied aber zwischen Menschen-Reich und Thier-Reich bildet die Sprache. Sie ist ja nicht eine vereinzelte psychische Erscheinung unter anderen Erscheinungen, sondern sie charakterisirt eine bestimmte Stufe der Seelen-Entwickelung. Mit Nothwendigkeit wird der Sprachlaut beim Durchbruch des ersten Allgemeinen, der Vorstellung, aus der sinnlichen Anschauung geboren und auch bei der unglücklichsten Entwickelung erfüllt er, als Träger der Vorstellung, die Aufgabe, welche überhaupt den allgemeinen Elementen im Geiste zufällt, nämlich den geistigen Besitz zu sondern und sämmtliche Theile des Bewusstseins mit einander in Vermittlung zu halten. Dadurch aber ist auch das tiefstehende Volk als zur Menschheit gehörig characterisirt: vermittelst der Sprache entwickelt sich mit Nothwendigkeit aus dem anschauenden Bewusstsein des Thieres das gegliederte Selbstbewusstsein des nach selbsteigenen Zwecken überall in den Ablauf des Naturlebens und der eigenen Triebe eingreifenden, sie schöpferisch umgestaltenden Menschen. Solches Bewusstsein eben macht den Menschen aus, in Gegensatz zum Thiere, wie das Thier in Gegensatz zur Pflanze Sinnenleben und freie Bewegung besitzt. Das hat man heut in weiten Kreisen vergessen. Weil aber die je individuelle Gestaltung dieses Bewusstseins ganz von der je individuell verschiedenen Sprache bedingt ist, so ist die Sprache die differentia specifica der Menschheit so wie der einzelnen Völker. — —

*) Descendenzlehre und Darwinismus S. 284 vergl. auch die Einl.

Nun wollen wir jedoch den wesentlichen Unterschied zwischen der Thier- und Menschen-Seele noch ausdrücklich erörtern, welchen Steinthal in der Fähigkeit der letzteren findet „sich dergestalt zu entwickeln, dass sie durch ihre Wirkungen sich nie verzehrt, sondern an Inhalt und Kraft gewinnt." Eine solche kommt der Thierseele, scheint es, nicht zu, wenigstens bin ich zu unwissend in der Thier-Psychologie um das geniale Wort des Paulus vom ängstlichen Harren der Kreatur begründen zu können. Nach manchem aber, was ich von Thieren theils gesehn, theils gelesen, neige ich einstweilen allerdings zu der Annahme, dass vielfach eine gehemmte geistige Kraft im Thierreiche nachweisbar ist, welche die Thiere friedlos umhertreibt, da sie nicht aufgeht in die, durch einmal festgewordene Organisationsverhältnisse des Leibes ihnen angewiesene, Thätigkeitssphäre. Analogien böte die hemmende Wirksamkeit unglücklich entwickelter Sprachen. Und wie soll man das Wohlbefinden des Hundes in der menschlichen Gesellschaft deuten? Mit den Thätigkeiten, welche der Mensch ihm anweist, überschreitet er den Kreis, in welchen er durch seine natürliche Stellung gewiesen ist, wird er mehr als ein Wolf. Es war also im „Wolf-Sein" die Kraft der Wolfs-Seele noch nicht verbraucht. Fragt man jedoch, warum sich solche überschüssige Kraft nun nicht auf die Gestaltbildung würfe, so ist zu antworten, dass eine den Zwecken des Geistes entgegenkommende Entwicklung der leiblichen Organisation auch bei überschüssiger Kraft nicht von selbst sich vollzieht. Ein seelischer Trieb kann nur da unmittelbar zur Schöpferkraft werden, d. h. directe Anpassung des Leibes an das Bedürfniss kann sich nur da vollziehn, wo rein körperliche Vorzüge erstrebt werden. Wie Arbeit die Muskeln des Leibes entwickelt, so wuchsen dem Thiere, das die Gewohnheit annahm mit dem Kopf sich zu wehren, je an verschiedenen Stellen desselben die Hörner, dem Raubthiere Klauen und Zähne*). Ganz anders sind die Vorzüge

*) Oder umgekehrt? weil dem Thiere zufällig Hörner wuchsen, nahm es die Gewohnheit an, mit dem Kopfe zu kämpfen, und hatte dadurch im Kampfe um's Dasein einen Vortheil gewonnen. St.

des Leibes, welche das geistige Leben fördern: sie werden nur nebenher, per accidens erworben. Der Begriff nämlich des Thieres schon geht in den gierigen, rein körperlichen Egoismus nicht auf, den man in höchster Stufe als Bestialität bezeichnet. Denken wir an die Lebensweise eines Ungeheuers wie des Elephanten. Aber sein sanfter, friedlicher Sinn ist ja freilich eine Accidenz derjenigen körperlichen und äusseren Lebensbedingungen, in welche er ohne sein Wissen hineingerieth. Ganz bestimmte äussere Lebensbedingungen, welche direct gar nicht, oder doch nicht umdessentwillen gesucht werden, was sie in der That leisten (der Zufall), begünstigen und leiten die innere Entwickelung der Seele, die Loslösung vom grob Physischen zum Aesthetischen hin. So war zwar der Keim zum Menschen schon im Thiere vorhanden; es hätte nie Menschen geben können, wäre dem nicht so. Aber dieser Keim kam nur da zur Entwickelung, wo ihm je von Stufe zu Stufe begünstigende Verhältnisse reizend und fördernd entgegen kamen, während eine schief gerichtete Entwicklung ihn unwiederbringlich zerstören musste. Durch eine große, lang dauernde Krisis wurde das Menschengeschlecht geschaffen: das ästhetisch - sittliche brach sich Bahn, erhielt dem Grobsinnlichen, Thierischen gegenüber das Uebergewicht, während dies unter die Schwelle des Bewusstseins herabsank. Ich bin z. B. von Darwins Satze, dass unsere Vorfahren auf Bäumen gelebt haben, schon desswegen überzeugt, weil sich nur durch diese Lebensweise die allseitige Beweglichkeit des an sich nicht übermässig geschmeidig gebauten Leibes und namentlich die Umwandlung der Vorderfüße in Hände erreichen ließ*). Der Zwang aber, der sie später von den Bäumen herabtrieb, wirkte noch günstiger. Ich nehme mit Gerland an, dass er in Verhältnissen der Ernährung bestand. Sie rissen den Menschen vom Walde los in die Ebene.

*) Dies ist unrichtig. Der Affe hat, also der Mensch hatte, nicht vier Füße, sondern vier Hände; und nicht die Vorderfüße wurden Hände, sondern die Hinterhände wurden Füße. Das konnte nicht durch Klettern geschehen, sondern dadurch, dass der Mensch nicht mehr auf Bäumen lebte, sondern auf die Erde herabstieg und auf dem Boden ging. St.

So wurde ihm, da er als friedliches Baumthier noch keinen Theil des Leibes dauernd als Waffe geprägt und eingebüßt hatte, der Stein in die Hand gedrückt, sich zu vertheidigen, er wurde das Werkzeuge schaffende Wesen und damit Mensch. Nun begünstigten die neuen Lebensverhältnisse die Verwerthung und weitere Ausbildung des erworbenen Vorzuges der Hand, während der nämliche Zwang für die hinteren Gliedmaßen den Charakter des Fußes festhielt oder soweit er schon verloren war, durch Rückbildung ihn wieder hervorbrachte. Das Affengeschlecht dagegen machte eine ähnliche Entwickelung nie durch oder, wie wir aus denjenigen Arten, die das Baumleben aufgegeben haben, schliessen müssen, zu spät, als der günstige Augenblick verpasst war: es verknöcherte auf seinen Bäumen. Dass nun die aufrechte Stellung die Vorbedingung für die Entwickelung des Kehlkopfes und der Stimme sei, ist bekannt, dieses geistigsten aller physischen Werkzeuge. Die Elemente staatlich-geselligen Lebens waren aus dem Thierreich ererbt: nun fanden sich in der Sorge für eine der Laubkrone ähnliches schützendes Obdach u. s. w. gemeinsame, die Kraft herausfordernde, nicht unausgedehnte Aufgaben und in dem isolirenden Schutze des Obdachs — Sammlung und Muße. Für eine Zeit lang wenigstens müssen wir ein ruhigeres Leben annehmen, das der Beschaulichkeit Platz gab. Berücksichtigen wir nun dass das neue Geschlecht nicht zum Steine schleudernden Thiere mit ungeheuern Hebelarmen, sondern zum Menschen sich entfaltete, dem Werkzeuge schaffenden, so ist weiter wahrscheinlich, dass die menschliche Besonnenheit mit am Gebrauch der neuen Waffe entsprang. Schon die Loslösung der Waffe vom Körper nahm von der Seele die Wildheit. Der eine Stein aber war handlicher als der andere und schlug tiefere Wunden. Man wählte die Steine, ja man schlug mit dem einen auf einen andern, um ihm die entsprechende Form erst zu geben und schuf in den Zeiten des Friedens die Waffe für die Zeiten des Kampfes. Man lernte weiter die scharfen Steinkanten als Messer gebrauchen, und das führte gradeswegs in die wohl beglaubigte Cultur der Steinzeit. „Der Erste welcher einen Kieselstein gegen einen anderen schlug um ihm eine Form zu-

geben, that zugleich den ersten Meisselhieb, welcher die Minerva und alle Marmorwerke des Parthenon gebildet hat*)" — dies Wort hat eine ähnliche Wahrheit, wie Steinthal's oben (S. 402) angeführte Aeußerung über die griechische Rede.

Bei allem diesem spielt die entstehende Sprache die Hauptrolle. Hierauf gehen wir nicht ein, sondern heben nur noch ein körperliches Moment hervor, das wichtigste von allen. Steinthal behandelte es § 466 als gegebenen Vorzug des Menschen — wir sehen darin die Folge einer Entwicklung.

Der Anblick menschlicher Gestalt findet in den Genitalien seine Resonanz. Daher ist jemand, der in früher Jugend kastrirt worden ist, für die Schönheit der Venus, selbst der von Melos ohne Sinn. Der Schwung aller Begeisterung hat aber seinen natürlichen Untergrund in physischer Erregung. Als nun im engen Zusammenleben ästhetisches Wohlgefallen sich gründete, stieg auch die Geschlechtslust aus dem Kreise körperlicher Gefühle in den der ästhetischen auf. Der Trieb wird nicht mehr durch strotzende Hoden ausgelöst, sondern durch den Anblick der Schönheit erregt, der zu jeder Jahreszeit derselbe ist. Daher schwindet die Brunstzeit, und die Geschlechtserregung des Menschen, über das ganze Jahr vertheilt, wird schwächer, dem Geiste zugänglicher. Der Mann stillt nicht an dem ersten besten Weibe seinen Drang, sondern an derjenigen die ihm gefällt, die er liebt, die ihm den dauernden Genuss der Schönheit gewährt. „Dadurch bildet sich ein wahres Zusammenleben, nämlich ein geistiges Ineinanderleben. Jedes . . . sorgt für den andern; und wie zuerst die Eltern für die Kinder, so dann auch die Kinder für die Eltern. . . . So erst wird der Egoismus nicht bloß durchbrochen, sondern überwunden, und es gestaltet sich ein sittliches Leben (§ 468)," dessen Maxime eben ist: die gegenseitige Verbürgung aller für alle, eines jeden für jeden. —

Diese Andeutungen mögen genügen, zu zeigen, wieviel dazu gehört, um den Menschen vor der Verholzung des Seelenlebens, vor Verthierung zu bewahren, in welche er namentlich

*) Boucher de Perthes bei Baer: Vorgeschichtl. Mensch S. 60.

bei den ersten Schritten, immer wieder zurückfallen konnte und theilweise auch zurückgefallen ist. Jetzt sehn wir, warum nicht alle Thiere zu Menschen geworden sind. Wenn aber Steinthal in der Annahme der Vereinigung einer Seele mit an sich weiter reichenden Bedürfnissen als welchen der eigne Leib zu genügen vermag, einen Hohn auf den Schöpfer erblickt, so brauche ich an die grelle Dissonanz, die das geistige Proletariat in der Menschheit darbietet, nur kurz zu erinnern. Ja, Steinthal zeigt gelegentlich selber, dass die Apperceptionen des Thieres (von dessen Entwicklung bis zur Geschlechtsreife wir dabei noch ganz absehen wollen) sich nicht in bloßen Identifikationen erschöpfen. Es ist nichts als ein starker Ausdruck, der dort ganz am Platze ist, wenn er § 432 und 433 vom Verschmelzungsprocesse in der Thierseele sagt, er errege keine weitere Seelenthätigkeit, sondern gebe im Gegentheil das Gefühl der Befriedigung, in welcher die Seele ruhig beharre, und die thierische Negation sei stumpfes Staunen. Von ganz unbedingter Geltung sind diese Sätze nicht, schon im nächsten Paragraphen gesteht er den Anschauungsschlüssen des Hundes inductive Erweiterung nach Analogie zu. Er hat ferner eingehend gezeigt, wie sich die Sehnsucht, welche die menschliche Seele zu endloser Entwicklung treibt, nachweislich erst bildet (§ 461), wie die Gewohnheit und der aus ihr hervorgehende Drang zur Gemeinschaft des Lebens, welche den Menschen zum Menschen gemacht hat, schrittweise entstanden ist (§ 470, 471 und bes. § 499 Ende). Von der Empfänglichkeit für Wohlgerüche sagt er, dass sie vielleicht auch nicht dem Urzustande angehöre (§ 454). Also bis in diese Grundtriebe hinein müssen wir von der substantiellen Natur der Seele das historisch Gewordene scheiden. Endlich spricht er den Thieren auch die ersten sittlichen Elemente nicht ab (§ 462). — Wie biegsam jedoch manche Thierseele geblieben ist, dass sie gar nicht so unbedingt in den engen Kreis ihres Instinctes gebannt ist, zeigen die Freunde des Menschen unter dem Thierreich. Ja, ich lege das allergrößte Gewicht auf die kleine Geschichte, welche Steinthal von dem Alpenraben des Pfarrers Heidegger uns mittheilt. Sie beweist eine so hohe Irritabilität der Thier-

seele, wie Niemand zu vermuthen gewagt hätte, so dass in dem Grade der Irritabilität der Unterschied der menschlichen Seelensubstanz gegen die thierische schwerlich liegen wird. Steinthal erkennt an: „Er [jener Rabe] ist überhaupt sehr klug und kann sich in das Gemüt anderer versetzen. Er nimmt vollen Antheil am menschlichen Leben, wenn auch mehr als Schelm, denn als Arbeiter“. Wer möchte von einem Raben anders und mehr denn erwarten? Freilich: „er spricht nicht“, er bleibt Egoist, weil er kein gleiches Du sich gegenüber hat, dem er etwas leisten könnte, dessen Leben er wirklich hätte mitleben können. Die Anschauungen, die er aufnimmt, ritzen eben seine Seele nur oberflächlich. Unmöglich kann er sich als gleichberechtigt fühlen, zu groß bleibt die Uebermacht des Menschen. Sprache aber kann nur unter völlig gleichen heranwachsen, die in einander und für einander arbeiten. So erzeugt das Thier die Sprache nicht, weil es sie nicht braucht, und mit der Sprache fehlen ihm überhaupt die geistigen Organe zur feineren Durcharbeitung und Fortbildung seines Anschauungsinhaltes.

Hiernach scheint es mir nun, dass es psychologische Gründe nicht giebt, welche der Identität des Wesens der Thier- und der Menschen-Seele im Wege stehen. Mag die Frage noch offen gehalten werden — für mich ist die Thatsache „dass in allen wesentlichen Verhältnissen der Geburt und des leiblichen Lebens Mensch und Thier eben nicht mehr verschieden sind als die Säugethiere unter einander (§ 448)“ von fundamentaler Bedeutung. Ich übergehe also auch Steinthals Vergleichung des menschlichen und thierischen Leibes. Sie beweist „dass der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere klein und an die leibliche Organisation geknüpft ist“. Sehr wichtig ist die dort gemachte Unterscheidung zwischen Qualität und Quantität der Kraft.

Die Sinne des Thieres bewirken gefühlartigere Empfindungen; also ist das Thier immer im *πάθος*, praktisch, nicht theoretisch, während die in geringeres Leiden versetzte menschliche Seele Kraft frei behält für die Frage: woher kommt mir dies? Das Thier wird von seinen Sinnen und besonders

den niedern, Geruch und Geschmack, so sehr hingerissen, dass die formalen Elemente seiner Anschauungen zu keiner Wichtigkeit anwachsen können. Das sinnlich Einzelne ist aber allemal individuell, es wirkt ausschliessend. So erstarrt die thierische Seele im Dienste des Leibes: sie hat für das eigene Leben der Dinge keinerlei Interesse. Damit fehlt alles Theoretische, Menschliche, damit fehlt das schrittweise Hineinziehn der Makrokosmos in den Mikrokosmos: der Fortschritt!

Zur Darwinschen Frage

mit Rücksicht auf den vorstehenden Aufsatz.

Von **H. Steinthal.**

Ich muss es für eine andere Gelegenheit aufbewahren, mich positiv und ausführlich über meine Stellung zur Darwinschen Theorie auszulassen. Hier will ich nur so viel geben, als nötig ist, um mich gegen die vorstehende Kritik zu verteidigen, ohne die eigene Ansicht des Kritikers zu berühren. Den versprochenen zweiten Artikel „zur Religionsphilosophie“ muss ich aus Mangel an Raum für das nächste Heft zurückhalten.

Ich kann nicht sagen, dass mir die Einwendungen gegen Darwin, die mir bekannt geworden sind, gefallen hätten. Auch was Jürgen Bona Meyer in seinen „Zeitfragen“ gegen die neue Natur-Betrachtung bemerkt, scheint mir keineswegs schlagend.

Hieraus folgt nur nicht, dass ich mich sogleich mit Sack und Pack in Darwins Lager zu begeben gehabt hätte. Das sollten doch diejenigen am wenigsten fordern oder auch nur erwarten, welche überzeugt sind, dass Darwin der Copernikus des 19. Jahrhunderts ist. Denn je größer die Gedanken-Umwälzung ist, welche dieser verursacht, um so langsamer kann seine Theorie von den Männern aufgenommen werden, welche schon eine feste Weltanschauung aufgebaut haben. Mit so

festem Cement wird keine Mauer von Stein gefügt, wie das Begriffs-Gebäude. Auch reisst niemand sein Haus ab, bevor er in einem andern Gebäude Unterkommen gefunden: niemand gibt seine Weltanschauung auf, bevor er eine neue hat. Ich hielt es also für ratsam, so lange wie möglich mit der Adoption Darwins zu warten, nicht nur meinetwegen, sondern auch meiner Leser wegen. Wie sollte ich, der ich die Frage, ob Seele oder nicht, unentschieden ließ, der Psychologie und Sprachwissenschaft eine darwinistische Grundlage geben? Ich wollte vor allem sehen, was sich ausmachen ließe, auch ohne über diese principiellen Fragen eine Entscheidung getroffen zu haben. Ich glaubte, noch für lange Zeit meine Zustimmung oder Ablehnung anstehn lassen zu können.

Der Verfasser der vorstehenden Kritik scheint nun freilich zu glauben, die Zeit, mich für oder gegen zu erklären, sei bei Vergleichung der Tier- und Menschen-Seele gekommen gewesen. Er meint aber, ich könne nicht Anhänger Darwins sein, und darum eben sei ich es nicht geworden, und darum sei auch meine Vergleichung zwischen Tier und Mensch falsch geworden. Man dürfe also aus dieser Vergleichung nichts gegen Darwin schließen, und das wollte er darlegen. Er sah in mir einen Gegner Darwins, den er widerlegen zu müssen glaubte.

Ich sehe weder ein, wie meine Besprechung der Mensch- und Tierseele derartig antidarwinistisch sei, dass aus ihr irgend etwas gegen Darwin gefolgert werden könne, noch auch warum sich Darwin meine Vergleichung nicht gefallen lassen könnte. Ich glaube in der Tat, dass ich Darwin, wie ich ihn nicht genannt, so auch gar nicht berührt habe. Was ich über Mensch und Tier sagte, sollte von jedem anerkannt werden müssen, mag er über den Ursprung des Menschen denken wie er wolle. Mein Kritiker glaubt, das sei mir mislungen; der Darwinist könne meine Vergleichung nicht dulden. Ich muss nun zeigen, dass ich diesem nicht zu nahe getreten bin. Nur muss man tolerant sein. Nur muss man nicht verlangen, dass alles mit bestimmter Richtung auf Darwin ausgedrückt werde, und dass wer nicht für ihn sei, gegen ihn sein müsse. Kurz, ich muss begreiflich machen, dass man von Mensch und Tier reden könne,

ohne für oder gegen Darwin zu sein. Ich setze aber dabei Darwinisten voraus, welche aus einem Buche, das vor oder ohne Darwin geschrieben ist, zu lesen wissen.

Ich verdenke es meinem Kritiker nicht, dass er so viel Zurückhaltung meinerseits, solches Laviren nicht recht begreift; dass ihm ein vollständiges Eingehen in Darwin unerlässlich scheint. Die Jugend legt größeres Gewicht auf Principien, als der Mann; sie erwartet von ihnen allein alles Heil, d. h. sie glaubt mit den Principien auch zugleich alles Andere zu haben; meint, ohne Principien könne man nichts haben. Der Mann verhält sich kühler: Vieles bleibt ihm auch bei verschiedenen Principien gleich wertvoll, und vieles trotz der Principien durchaus wertlos. Wir sind neuerlichst auch mit einer Cultur-Geschichte vom Standpunkte des Kampfes um's Dasein beglückt worden (durch Hellwald). Dabei erinnerte ich mich der Beglückungen durch die hegelsche Schule. Die Cultur-Geschichte des Darwinianers gleicht der des Hegelianers wie ein Ei dem andern, und zwar ein hohles einem hohlen. Die Schale, welche hier wie dort den Schein eines Inhalts gewährt, besteht hier aus darwinistischen Formeln, wie dort aus hegelschen. Eine gediegene Cultur-Geschichte kann der beiderseitigen Formeln entbehren, und wird, welche Formeln sie auch haben mag, von dem gediegenen Darwinisten nach Gebühr geschätzt werden. — Kommen wir zu unserer Sache.

Es handelt sich aber hier lediglich um die Frage: in welchem Sinne kann der Darwinist von einem „absoluten" Unterschiede in Gegensatz gegen den relativen reden? Der letztere ward bisher immer als Unterschied des Grades, also quantitativ gefasst; der erstere dagegen qualitativ als Unterschied der Art. Mit diesem Gegensatz arbeitete z. B. Wilhelm v. Humboldt; und da sich der Grad-Unterschied leichter verstehen lässt als der Art-Unterschied, so suchte er zwischen den Sprachen so viel wie möglich bloß Grad-Unterschiede gelten zu lassen, und nur wo er nicht anders konnte, den Art-Unterschied zuzulassen. Ich glaube nun freilich gezeigt zu haben, dass bei einer richtigen Erfassung der Factoren der Spracherzeugung Art-Unterschiede so begreiflich werden wie Grad-Unterschiede.

Die ganze Betrachtungsweise aber hat sich durch Darwin geändert. Die subjectiv ästhetische Betrachtungsweise soll jetzt einer objectiv genetischen weichen. Darwin hat gerade den Art-Unterschied angegriffen und aufgelöst, indem er ihn in einen Grad-Unterschied umwandelte. Jetzt ist aller Unterschied nur relativ, eben weil genetisch, bloß allmählich geworden durch Aneignung und Anbequemung. Welchen Sinn soll für Darwin ein absoluter Unterschied haben?

Die Antwort scheint mir nicht allzuschwer, sondern sogar sehr leicht.

Erstlich: Hat denn Darwin den Begriff der Art vernichtet? Wird von nun ab der Zoologe, Botaniker keine Arten mehr unterscheiden? Dann würde ihm ja das All zu einem einzigen Brei werden, und Wissenschaft, die vor allem auf Unterscheidung ruht, ganz unmöglich sein. Was Darwin will ist nur dies, dass man sich nicht einbilde, die vom Systematiker geschaffenen Arten seien mehr als Begriffe, und die wirklichen Wesen seien eben so durch scharfe Grenz-Linien von einander geschieden, wie die starr neben einander gestellten Begriffe. Dieser Gedanke aber ist doch nichts weniger als neu, und er ist mir, ich weiss nicht wie oft, von Pott vorgehalten worden.

Zweitens: Bekennt man sich nun aber völlig zur Descendenz-Theorie (und alle Sprachforscher werden hierzu keine geringe Neigung besitzen), so wird man doch daran denken müssen, dass das All nicht etwa eine lange Schöpfungs-Linie bildet, wie in der hegelschen Dialektik; sondern es ist als Stammbaum zu denken, und zwar als ein höchst verzweigter. — Dann kommt man aber zu folgendem leicht fasslichen Verhältnis. Gesetzt ein Zweig, der sich durch zehn Arten bildet, deren je eine aus der vorangehenden Art sich entwickelt hat, sei dem Stamme an dem Punkte A entsprossen. Also aus A ward B, aus diesem C u. s. w. bis K, so sind alle diese Arten von A bis K nur dem Grade nach, also relativ verschieden. — Nun denke man sich einen anderen Zweig, der entweder an demselben Punkte A oder an dem nahe liegenden Punkte L nach einer andern Richtung hin sich durch M, N u. s. w. zu Z entwickelt. So sind ebenso die Arten L, M,

N—Z dem Grade nach, also relativ unterschieden. Wie aber K und Z? und überhaupt jede Art des Zweiges AK, von jeder Art des Zweiges LZ? Niemals wird aus K ein L, niemals wird irgend ein Glied von LZ aus AK entspringen, in alle Ewigkeit nicht. Nie wird aus der Eiche ein Hund, nie aus dem Adler eine Maus u. s. w.

Solche Arten also sind trotz der Relativität des Art-Begriffes absolut verschieden.

Wer also behauptet, der Mensch sei von den Tieren absolut verschieden, der behauptet in darwinistischem Sinne: der Mensch ist an einem Zweiglein des allumfassenden Stammbaumes der Natur erwachsen, welcher verschieden ist von allen Zweigen, an denen die heute lebenden Tiere geboren sind. Der Mensch bildet ein Z an einem Zweiglein LZ, dessen Glieder L, M, N—Y aus dem Reiche der Wirklichkeit geschwunden sind; Gorilla und Chimpanse bilden ein J oder K an dem Zweige AK. Nie in alle Ewigkeit kann aus irgend einem solchen K ein Z werden. Mensch und anthropoider Affe sind absolut verschieden, um wie viel mehr Mensch und Hund oder Elephant oder gar Rabe.

Und woher kann man denn wissen, dass der Mensch ein Z an dem Zweiglein LZ bildet und der Chimpanse ein K an AK? vielleicht ist der Mensch ein S, das nur die gerade Fortsetzung von AK durch L, M, N . . . ist? Das muss die sorgfältig angestellte Vergleichung lehren.

So glaube ich mir durch die Vergleichung von Mensch- und Tier-Seele den Dank jedes ernstlich strebenden Darwinisten erworben zu haben, indem ich, ohne an Darwin zu denken, vielmehr die gegnerische Annahme ausdrücklich als möglich zugestehend, die Unähnlichkeit einerseits zwar so scharf, andererseits aber auch so ohne Uebertreibung hervorhob, die Differenz so sorgfältig bestimmte und erwog, dabei wie der Kritiker S. 426 anerkannt, das historisch Gewordene bis in die Grundtriebe hinein verfolgend und aussondernd: dass nun die Frage beantwortet werden kann: wie ist das Verhältniss von Z zu K zu denken? Da Z zwar nicht aus K entsprungen sein kann, sie aber dennoch beide nur so wenig verschieden

sind: wie ist diese Differenz zu erklären? d. h. wie weit zurück, an welchem Zweige oder Aste, muss ich jene Ausgangspunkte A und L legen, aus welchem endlich einerseits K, andrerseits Z geworden ist? und fallen A und L vielleicht zusammen, oder liegen auch sie schon ausser einander? u. s. w. — Meint aber jemand, die Schöpferkraft habe K und Z gesetzt, wie J und Y, und weder sei Z aus K oder umgekehrt, noch auch Z aus Y oder K aus J entsprungen: so habe ich ihm das nicht verwehrt und ihm nur gezeigt, welche Differenz der Schöpfer gesetzt hat, indem er K und Z schuf. Darüber soll mir kein Darwinist zürnen.

Beurteilungen.

R. Flint, the philosophy of history in Europe. Vol. I: the philosophy of history in France and Germany.

Der vorliegende Band ist der erste Theil eines Werkes, in welchem der Verfasser, Professor der Philosophie und Nationalökonomie an der alten Schottischen Universität zu St. Andrews, die gesammte Geschichte der Philosophie der Geschichte zu behandeln unternimmt. Der zweite Band soll die Geschichte dieser Disciplin in Italien und England enthalten. Ausserdem sind auf ihn allgemeine Erörterungen über Begriff und Methode derselben, sowie über ihre Beziehungen zu den andern Wissenschaften verschoben. Endlich werden bibliographische Anhänge in Aussicht gestellt, welche das Werk durch kurze Berichte über die weniger wichtigen oder aus andern Gründen hier übergangenen Erscheinungen ergänzen sollen.

Ein solches Werk ist gewiss allen, die sich mit geschichtswissenschaftlichen Studien beschäftigen, in hohem Grade willkommen. Es tritt in eine Lücke, welche von den Geschichtsschreibern der Wissenschaften bisher offen gelassen war; die

allgemeine Geschichte der Philosophie wendete ihre Sorgfalt vorzugsweise anderen Gebieten zu und gab von der Entwicklung dieser Disciplin nur zerstreute, wenig zusammenhängende Mittheilungen; ausserdem beschäftigten sich bisher nur einige, zumeist in kritischem Interesse unternommene Aufsätze oder Excurse in dogmatischen Werken mit Bruchstücken aus ihrer Geschichte. Mit Recht wird daher ein umfassendes Werk wie das vorliegende einem Bedürfniss entgegen zu kommen glauben. Auch täuscht sich der Verfasser wohl nicht, wenn er annimmt, dass dies Bedürfniss grade jetzt lebhaft müsse empfunden werden, in einer Zeit, wo die Geschichte, wie er in der Vorrede sagt, auf allen Gebieten in schnellem Fortschritt zu wissenschaftlicher Gestaltung ist und wo daher vorauszusehen sei, dass das philosophische Studium der Geschichte denkende Geister bald in grösserer Anzahl anziehen und ernsthafter beschäftigen werde als je zuvor.

Aus einem besonderen Grunde scheint das Werk auf Beachtung und Entgegenkommen in Deutschland rechnen zu dürfen. Abgesehen davon, dass es eine Kenntniss und Wertschätzung Deutscher Wissenschaft und Literatur zeigt, wie sie jenseits des Meeres auch noch jetzt nicht ganz gewöhnlich ist, bearbeitet es ein Gebiet, welches die Deutsche Wissenschaft bisher als ihr besonders zugehörigen Boden anzusehen pflegte: die allgemeine Geschichte der philosophischen Wissenschaften. Die in jüngster Zeit sich mehrende Betheiligung Englischer Arbeit an dem Anbau dieses Gebiets begrüssen wir mit lebhafter Freude; sie ist in erwünschtester Weise geeignet, nationale Einseitigkeit, wie sie vielleicht nicht ganz vermieden worden ist, zu entfernen. Wir knüpfen gern an dieses Werk die Hoffnung, dass die internationale Aufgabe der Geschichtsschreibung der Wissenschaften immer mehr zu einer gemeinsamen Arbeit der betheiligten Völker werde, und dass im Besonderen dies Werk ein Glied in einer Kette sei, welche die geistige Bildung der beiden grossen germanischen Völker zu immer intensiverer Wechselwirkung verbinde.

Die Schwierigkeiten des vorliegenden Unternehmens, zumal als des ersten, das in so umfassenden Sinne seine Auf-

gabe sich stellte, sind nicht gering. Die Philosophie der Geschichte fordert von ihrem Geschichtsschreiber eingehende Bekanntschaft mit der gesammten geistigen Entwicklung der Völker, deren Leistungen auf diesem Gebiet in Betracht gezogen werden; im Besonderen muss er vertraut sein mit der Geschichte ihrer Philosophie, ihrer Geschichtsschreibung und der Entwicklung ihres politisch-socialen Lebens. Aeusserlich erschwert wird die Arbeit dadurch, dass die speciell in Betracht kommenden Schriften großentheils zerstreut vorliegen als Aufsätze in Zeitschriften oder als Abschnitte von Werken allgemeineren Inhalts. Wird nun die Untersuchung ausgedehnt auf die Beiträge aller der Völker, die bisher Träger der modernen Cultur waren, so erfordert ihre Vollendung ein nicht geringes Maass von Ausdauer und Hingebung.

Der Verfasser tritt, so weit aus dem vorliegenden Theil über das ganze Werk geurteilt werden kann, an seine Aufgabe mit reicher Ausstattung an dem bezeichneten allgemeinen Wissen. Der umfangreichen und mühsamen Detailforschung hat er sich mit voller Treue und Gewissenhaftigkeit unterzogen. Entsprechend dieser vollständigen Beherrschung des Stofflichen ist die Darstellung leicht und klar; die Mühe der voraufgegangenen Arbeit ist derselben nicht als Hemmniss und Last anhängen geblieben. Der Bericht hat durchweg die Form einer freien Reproduction; wörtlich angeführt wird im Text selten, unter dem Text gar nicht, in der verständigen Voraussetzung, dass es dem Leser unverwehrt sei, die hinlänglich zugänglichen Originale selbst zur Hand zu nehmen. Besondere Frische erhält der Vortrag dadurch, dass überall Urteil und Reflexion in die Darstellung selbst eingeflochten ist: es ist der selbstdenkende Mann, der von den Gedanken anderer und von seiner Beschäftigung mit ihnen berichtet. Es ist dadurch die Langeweile eines unendlichen Auszugs und das Schleppende einer hinterher kommenden Kritik glücklich vermieden, ein Vorzug, gegen den niemand, der gewisse Deutsche Werke benutzen musste — ich denke z. B. an Hinrichs Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien — unempfindlich sein kann; er wird ihn diesem Buch um so höher anrechnen, als es zugleich zeigt, dass

derselbe nicht auf Kosten der Wahrheit oder der Gründlichkeit erkauft werden muss. An einigen Stellen, besonders des ersten Buchs, das die Französischen Arbeiten behandelt, könnte vielleicht gesagt werden, seien Kritik und eigene Gedankenentwicklung zum Nachtheil des Referats über Gebühr ausgedehnt. Was indess die häufigen Excurse anlangt, so sind sie mir vielfach nicht nur interessanter, sondern auch die Sache selbst aufzuklären geeigneter vorgekommen, als vermuthlich ausführlicheres Referat gewesen wäre. Die Kritik dagegen hätte vielleicht hie und da ohne Schaden der Sache kürzer gefasst werden können. Uebrigens ist sie im Ganzen treffend und unbefangen, letzteres natürlich nicht in der widersinnigen Bedeutung, dass sie sich nicht stützte auf eine zu Grunde liegende eigene Ansicht von dem, was die Geschichtswissenschaft leisten solle und könne. Leider hat der Verfasser dieses Maass, womit er misst, vorzulegen auf das Ende des Werkes verschoben: Begriff und Aufgabe der Geschichtswissenschaft meint er, werde sich im Verlauf eben der geschichtlichen Untersuchung immer klarer herausstellen und dann am Ende in kurzer Zusammenfassung dargelegt werden können. Uns scheint, mancher Vortheil rieth dazu, dies am Anfang zu thun; zum wenigsten wäre der Leser besser orientirt an einige Stellen gekommen, deren Tragweite und Vereinbarkeit mit anderen jetzt etwas im Unklaren liegt. Ich gestehe, dass es mir trotz sorgfältiger Vergleichung der Stellen, worin der Verfasser andeutet, was nach seiner Ansicht die Geschichtswissenschaft sei und was sie nicht sei, nicht gelungen ist einen klaren Begriff von seiner Auffassung zu gewinnen. Nur die Bestimmung kehrt überall wieder, dass wenigstens eine Aufgabe der Philosophie der Geschichte sei, den Plan der ganzen geschichtlichen Entwicklung zu entdecken. Dem entsprechend gehören auch die meisten Werke, welche ausführlicher in Betracht gezogen werden, dieser Richtung an.

Die umfangreiche Einleitung giebt eine anziehende Uebersicht über die Geschichtsauffassung der Zeit, welche dem Entstehen einer besonderen Disciplin der Philosophie der Geschichte, von dem Verfasser in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ge-

setzt, vorhergeht. Es ist gleichsam die Geschichte der allmäligen Realisirung der Bedingungen, auf denen die Möglichkeit einer Philosophie der Geschichte beruht; es ist die Erklärung einerseits ihres Entstehens zu dieser Zeit, andererseits ihres Nichtentstehens vor dieser Zeit. Drei Momente werden speciell in Betracht gezogen: 1. die Entwicklung der empirischen Geschichtsforschung, 2. das allmälige zur Herrschaft gelangen der Anschauungsweise der Geschichte als eines zusammenhängenden, fortschreitenden Entwicklungsprocesses *(idea of progress)*; 3. die Ausbildung der Vorstellung von der Menschheit als dem einheitlichen Subject, das diese Entwicklung erfährt *(idea of human unity)*.

Natürlich wird die Sache nicht so vorgestellt, als ob Anfänge einer Geschichts-Philosophie nicht möglich waren vor vollendeter Realisirung dieser Bedingungen; vielmehr besteht zwischen den Ursachen und der Wirkung, wie im Geschichtlichen überall, das Verhältniss der Wechselwirkung: wie Philosophie der Geschichte nicht möglich ist ohne Einzelgeschichtsforschung und ohne ein dämmerndes Bewusstsein jener Ideen, so giebt sie ihrerseits der Detailforschung Anregung und Fingerzeige, den Ideen Bestimmtheit und Klarheit.

Die Uebersicht über die Entwicklung der Geschichtsschreibung zeigt, wie kleine Anfänge des Hinausgehens über nationale Geschichtserzählung zu universaler Geschichtsdarstellung erst durch die dauernde, viele Völker umfassende Herrschaft Roms veranlasst werden; wie dann das Christenthum, selbst über den nationalen Besonderheiten stehend, in der Kirchengeschichte eine ganz neue Art der Geschichtsschreibung einführt, zu der bisherigen topographischen, könnten wir etwa sagen, die ideographische. Der Verfasser hebt dies Aufkommen der Kirchengeschichte, als eine höchst bedeutsame Thatsache hervor; es war für die Geschichte, sagt er, mehr als für die Geographie die Entdeckung Amerikas. Allerdings kommt die Geschichtsschreibung des Mittelalters über die beschränkte Auffassung aller Thatsachen vom Gesichtspunkte der Kirche nicht hinaus. Die Kenntniss der Thatsachen und die Methode ihrer Erwerbung

sind zu unvollkommen, um einen freien und umfassenden Blick möglich zu machen. Augustins Bücher de civitate Dei blieben, zum Theil bis herab auf das 18. Jahrh., das Vorbild der Universalgeschichte.

Es folgt in ähnlicher Weise ein Abriss der Geschichte der Idee des Fortschritts. Der Orient hat sich zu dieser Auffassung überhaupt nicht erhoben; auch bei den classischen Völkern kommt sie wenigstens nicht zu der Stellung eines herrschenden und für die Geschichte fruchtbaren Gedankens. Erst das Christenthum trägt sie in die Geschichte hinein, freilich sich beschränkend auf den Theil, der zwischen dem Sündenfall und der Gründung der Kirche liegt. Die Vorstellung von einem Reich des heiligen Geistes, welches auf das Reich des Sohnes zu folgen habe, wie dieses auf das Reich des Vaters (unter dem alten Testament) gefolgt sei, obgleich namentlich in den Kreisen des Mysticismus wiederholt auftauchend, erlangte doch niemals kirchliche Geltung. Der Zukunft konnte die Kirche nur in Ausbreitung und Aneignung, nicht aber in innerer Weiterentwicklung des gegebenen geschichtlichen Inhalts Fortschritt zugestehen.

Auch die Idee der Einheit des Menschengeschlechts, wenn sie auch den Moralphilosophen weder der Griechen und Römer noch der Inder und Chinesen fremd war, und wenn auch das Alterthum in dem Alexandrinischen und Römischen Reich Versuche ihrer Herstellung vor Augen hatte, wurde erst durch das Christenthum als wirksame Ueberzeugung in die Herzen der Menschen gepflanzt, freilich aber weniger in dem Sinne einer theoretischen Conception als in dem Sinne der sittlichen Forderung an jeden einzelnen: alle Menschen als Brüder anzusehen. Die theoretisch ausgebildete Auffassung der Geschichte als des Gesammtlebens der einen Menschheit verdankt ihre Entstehung erst der Neuzeit, mit ihrem die ganze Erde umfassenden Verkehr, mit der Erinnerung an langen gemeinsamen Fortschritt in aller Art von Cultur.

Nach den einleitenden Erörterungen, deren wesentlichste Gesichtspunkte wir im Obigen wiederzugeben versucht haben, wendet sich der Verf. zu der Darstellung der einzelnen Ver-

suche in dieser Wissenschaft, meist in der Form, dass er jedem in fast monographischer Abgeschlossenheit ein eignes Capitel widmet. Nur das erste Capitel des ersten Buchs und entsprechend das erste Capitel des zweiten Buchs geben noch je eine kurze specielle Einleitung jenes zu den Französischen, dieses zu den Deutschen Bearbeitungen der Geschichtswissenschaft, hauptsächlich die Entwicklung der Geschichtsschreibung in beiden Ländern behandelnd.

Es will uns scheinen, dass diese beiden Capitel nicht ganz die Aufgabe erfüllen, welche ihnen zufällt, die Lücke zwischen der allgemeinen Einleitung und den folgenden Einzeldarstellungen auszufüllen. Hat die Einleitung den Zweck, den Ursprung der Philosophie der Geschichte als ein folgerechtes Ereigniss im Verlauf der Entwicklung des menschlichen Geistes darzustellen, so musste sie soweit fortgeführt werden, dass sie die völlige Umgestaltung des geistigen Lebens und im Besonderen der Auffassung wissenschaftlicher Thätigkeit umfasste, welche zwischen dem Mittelalter und dem 17. Jahrhundert vor sich gegangen ist. Die Bemerkungen über den Einfluss der Cartesischen Philosophie genügen hierfür nicht und ebensowenig, scheint uns, war mit dem Hinweis auf die Werke von Lecky, Draper, u. a. auszukommen. Durch die Darstellung, wie sie nun vorliegt, ist die Vorstellung nicht ausgeschlossen, als ob der Uebergang von der mittelalterlichen Bearbeitung der Universalgeschichte zu der neueren Geschichtswissenschaft in sprungloser Continuität geschehen sei. Einem solchen Irrthum kommt entgegen, einerseits dass dem *discours sur l'histoire universelle* von Bossuet die erste ausführliche Darstellung gewidmet wird, andererseits dass in dem Christenthum fast ausschliesslich diejenigen Momente hervorgehoben sind, welche dem Entstehen einer Geschichtswissenschaft günstig sein mochten: die von nationaler Beschränkung freie Kirchengeschichte, die Betrachtung der Geschichte unter dem Gesichtspunkt einer göttlichen Führung als einer zusammenhängenden, planmässigen, alle Geschlechter und Völker umfassenden Entwicklung. Wir sind fern davon, den fördernden Einfluss des Christenthums auf die historische Auffassung zu verkennen. Der Verf. mag Recht haben, wenn er

den Chronikenschreiber des Mittelalters, in allem andern dem Geschichtsschreiber des classischen Alterthums weit nachstehend, in dem einen Stück demselben unendlich überlegen nennt, dass er jedes einzelne historische Ereigniss auf eine Geschichte der Welt bezieht; und wir stimmen ihm ganz bei, wenn er sagt: „es ist gewiss in mancher Beziehung sehr lächerlich, den Annalisten einer Stadt oder eines Klosters seine Erzählung mit der Schöpfung oder der Sündfluth beginnen zu sehen, wer aber hierin bloss das Lächerliche zu sehen vermag, nicht aber den Ausdruck eines naiven Glaubens an eine grosse Wahrheit, welche Thukydides und Tacitus nicht kannten, der hat eine sehr oberflächliche und engherzige Auffassung historischer Dinge". Es mag die Habituirung des Geistes in solcher Anschauung beigetragen haben zur Formung der später von kirchlicher Beschränktheit freien Auffassung der Geschichte als eines einzigen grossen Gesammtereignisses, obgleich schwerlich möchte bewiesen werden können, dass ohne solche Vorübung die wissenschaftliche Betrachtung nicht aus sich selbst dahin habe kommen können: die Bestrebungen Vico's und Montesquieu's, welche der Verf. die Morgensterne am Himmel der Geschichtswissenschaft nennt, liegen ihrer Form nach nicht in dieser Reihe der Entwicklung, und andererseits brauchten Voltaire und Condorcet doch vielleicht nicht des Vorgangs der Kirche, um in der Geschichte einen Fortschritt von Knechtschaft und Finsterniss zu Freiheit und Aufklärung zu sehen. Aber dem sei nun, wie ihm wolle, jedenfalls ist das bloß die eine Seite der Sache. Die andere ist, dass die Occupirung auch der Geschichte durch die kirchliche Auffassung ein schweres Hinderniss ihrer Entwicklung zu wirklicher Wissenschaft war.

Was ist doch überhaupt der Grund jener eigentlich höchst wunderbaren Thatsache, dass das Mittelalter für die Wissenschaften, im Besonderen für die historischen, so ganz unfruchtbar blieb? War es Mangel an äusserer Cultur? Aber wenigstens die späteren Jahrhunderte hatten so viele und so reich ausgestattete Pflegstätten geistiger Sammlung und freier Muße, als kaum eine andere Zeit. War es Mangel an intellectueller Befähigung? Wenn die Annahme eines solchen überhaupt auch

etwas anderes wäre als eine Ausflucht anstatt einer Erklärung, so wäre sie hier doch durch die Thatsache ausgeschlossen, dass eine umfangreiche Literatur, das geistige Erzeugniss jener Zeit, vorliegt, welche von einer sehr vollendeten formalen Schulung der Verstandeskräfte zeugt. Oder war es der Mangel der Freiheit? Gewiss die Kirche controlirte nicht bloss Handlungen, sondern auch Meinungen. Aber abgesehen davon, dass auch die kirchlich indifferenten Gebiete, wozu in weitem Umfang die Geschichte gehörte, unangebaut blieben, welche Macht der Welt wäre stark genug, durch äussere Mittel rein theoretische Bestrebungen Jahrhunderte lang in der ganzen civilisirten Welt zu unterdrücken? vorausgesetzt, dass solche einem in weiterem Kreise wirksamen Bedürfniss entgegen kamen, welche Voraussetzung, bei der engen Beziehung zwischen dem einzelnen und dem Gesammtgeist, für die Annahme ihres Vorhandenseins überhaupt nothwendig ist. — Der eigentliche Grund war vielmehr, dass man kein Interesse hatte für die Dinge, welche der wissenschaftlichen Forschung der neueren Zeit so reichen Ertrag gegeben haben. Dieser Ertrag selbst schien wenig begehrenswerth, so lange man sich im Besitz viel werthvollerer Einsichten glaubte, als die neuere Wissenschaft ihrem Jünger überhaupt verspricht: Einsichten in Dasein und Wesen Gottes, sein Verhältniss zur Welt, Bestimmung der Natur und Geschichte überhaupt. So lange in Aufklärung und Aneignung dieser im Ganzen besessenen Wahrheiten etwas zu thun übrig blieb, konnte Erforschung so werthloser Einzelheiten des Thatsächlichen, als die heutige Wissenschaft untersucht, nur als Ausfluss eines verkehrten, kleinlichen, dem Höheren abgewendeten Sinnes erscheinen. Befremdlich kann uns das nur vorkommen, weil wir, im Hinblick auf die Erfahrung der Fruchtlosigkeit jener Bestrebungen, zu resigniren und mit Kleinerem uns zu begnügen gelernt haben. Uebrigens kann der Enthusiasmus für die aprioristische Philosophie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mit derselben Kehrseite der Verachtung empirischer Forschung als ein näher liegendes Beispiel dienen, das den causalen Zusammenhang zwischen einer

transcendenten Fragen hoffnungsvoll zugewendeten Geistesrichtung und der Vernachlässigung der Wissenschaften zeigt.

Hierin liegt auch der Grund, dass das Mittelalter trotz jener allgemeinen Conception der Geschichte als eines Ganzen es weder zu einer Philosophie der Geschichte noch zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Geschichtskunde gebracht hat. Der Verf. giebt als Ursachen hierfür an, dass es ihm an Kenntniss der Thatsachen und an Methode, sie zu erwerben, gefehlt habe: den Orient kannte man nur aus der Bibel; einige Kenntniss der Römischen Geschichte verdankte ihre Erhaltung dem practischen Interesse, mit dem sie durch das Studium des Römischen Rechts verbunden war; die Griechische Geschichte war thatsächlich verloren gegangen. Aber eben hieran ist doch die Zeit selbst schuld. Es ist doch überall nicht so, dass die Thatsachen der Wissenschaft sich aufdrängen, sondern sie lassen sich von ihr aufsuchen. Und die Methode ist etwas, was sich in der ernsthaften Einzelforschung bildet: ein auf die Wirklichkeit der Thatsachen gerichteter Sinn würde die Bildung der theoretischen und technischen Hülfsmittel stets zu Wege gebracht haben.

Aber an dieser Voraussetzung fehlte es dem Mittelalter: es hatte kein Interesse und keinen Sinn für die einzelnen Thatsachen. Und hieran, scheint mir, war wesentlich eben derselbe geschichtsphilosophische Fund schuld, in welchem der Verf. eine so grosse Förderung der Geschichtswissenschaft erblickt. Weil man die Summe alles möglichen geschichtlichen Wissens in jener Conception, dass die Geschichte die Verwirklichung des göttlichen Planes zur Errettung der Menschheit sei, vorweggenommen hatte, deshalb konnte man von der weiteren Einzelforschung ein irgend erhebliches Resultat nicht mehr erwarten. Man wusste alles, was von ihr wissenswerth war. Zwischen Schöpfung und jüngstem Gericht lag die Geschichte als klar begrenzter Verlauf; sichere Marksteine, die Sündfluth, die Menschwerdung Gottes u. a. bezeichneten ihre Epochen: über ihren Sinn als Ganzes war kein Zweifel; was blieb also viel zu untersuchen? Nur eine unnütze und vielleicht nicht ungefährliche Curiosität konnte namentlich den Irrwegen im Ein-

zelnen nachgehen wollen, welche die Völker zwischen ihrem Abfall von Gott und ihrer Wiederbringung durch Aufnahme in die Kirche durchlaufen hatten. Alle die Geschlechter der Menschen, welche ausserhalb des schmalen Pfades des göttlichen Heilsweges über die Erde gewandelt waren und noch wandelten, waren in sich bedeutungslos, ihre Lebensgestaltungen mannichfache Formen des Irrthums und der Sünde. Für diese Auffassung waren Griechen und Römer vorgeschichtliche Völker, ungefähr in der gleichen Weise, wie für eine spätere constructive Philosophie der Geschichte diejenigen Völker ohne Sinn und Werth gelebt haben, die nicht auf dem ebenso schmalen Pfade der sich entwickelnden Idee lagen.

Dazu kam dann noch, dass das Ziel der Geschichte nach christlicher Auffassung ein ausserweltliches ist. Cultur und alles was jetzt von der Philosophie der Geschichte als Fortschritt angesehen zu werden pflegt, war für jene Anschauung Rückschritt, Erweiterung und Befestigung des Reiches des Fürsten dieser Welt, also gar nicht im göttlichen Plan, dessen Ziel nicht auf Erden, sondern im Himmel liegt. Die christliche Theorie, kann gesagt werden, steht so sehr im Gegensatz zu jeder rein diesseitigen Bearbeitung der Geschichte im Sinne einer Theodicee, dass sie diese verwerfen muss, um selbst Platz zu haben: erreicht die Geschichte ihr Ziel auf Erden, dann ist der Himmel nicht nöthig.

Nun die wirkliche, im Einzelnen sich geltend machende Anschauung pflegt nicht so einseitig und consequent zu sein, als das Princip, und auch die Geschichtsauffassung des Mittelalters war es nicht. Aber die Tendenz jenes keimhaften Princips einer Philosophie der Geschichte, dessen erster Schößling der Augustinische Gottesstaat ist, ging offenbar dahin, alle Profangeschichte als etwas für die wirkliche, wesentliche Geschichte ganz Unbedeutendes zu verdrängen. Und das eine ist ihm auch gelungen, eine unbefangene Würdigung des Inhalts anderer Formen menschlichen Lebens, als des christlichen, so weit es herrschte, zu verhindern. Natürlich machte es damit Geschichtskunde und Geschichtsphilosophie unmöglich.

Hätte der Verf. auch dieser Seite des Einflusses, welchen

das Christenthum auf die Entwicklung der Geschichtswissenschaft ausübte, gleichmässige Aufmerksamkeit geschenkt, dann würde er nicht der Aufgabe haben vorbeigehen können, in seine einleitende Darstellung die geistige Revolution aufzunehmen, welche mit der ganzen mittelalterlichen Weltanschauung auch ihre Construction der Geschichte aus den Fugen hob. Durch ein seltenes Zusammentreffen gewaltiger Ereignisse wurde innerhalb einer kurzen Zeit die Welt selbst, wie sie dem inneren Auge der Europäischen Menschheit sich darstellte, eine völlig veränderte. Neue Thatsachen, physische und historische, traten in den Gesichtskreis und nun wollte auch die Theorie, welche dem engbegrenzten Blick vieler Jahrhunderte vortrefflich Genüge gethan hatte, nirgend mehr zureichen. Auch die Construction der Geschichte schickte sich nicht mehr zu den Thatsachen, nachdem die befriedigende Enge ihres Schauplatzes zerstört, die Einheit der Kirche zerbrochen, der letzte Schimmer der Krone des als weltliche Darstellung des Gottesreichs alle Völker umfassenden heiligen Römischen Reichs verblasst war. Der Plan Gottes, der in diesen Veranstaltungen alle Menschen umfasst hatte, wurde nach dem Untergang der Institutionen selbst stillschweigend bei Seite gelegt. Ein weltlicher Sinn wuchs auf, der an den menschlichen Dingen noch anderes beachtenswerth fand, als ihre Beziehung zu Christenthum und Kirche. Endlich machte ein allgemeiner Geist des Unglaubens gegenüber den überlieferten grossen Wahrheiten das Gemüth für selbstständige Erforschung kleinerer und erreichbarer zugänglich.

In dieser Strömung, scheint uns, war der Ursprung der modernen Geschichte und ihrer Philosophie nachzuweisen. Vielleicht hätte dann Bossuet seine Stellung räumen müssen, denn er steht ausserhalb derselben, ja in der Gegenströmung. Der Verf. würde hiergegen auch kaum etwas einwenden wollen: er stimmt keineswegs dem Urteil derjenigen bei, welche in Bossuet den Vater der Philosophie der Geschichte sehen, giebt vielmehr, um seine Ehre als Schriftsteller zu retten, zu, dass er in erster Linie nicht die Förderung der Wissenschaft, sondern practischen

Nutzen und christliche Erbauung gesucht habe; für den Forscher freilich ein Zeugniss, dass ihm jeden Anspruch nimmt.

Die vier folgenden Capitel behandeln vier Schriftsteller auf diesem Gebiet vor der Revolution: Montesquieu, Turgot, Voltaire und Condorcet. Der erstere giebt Gelegenheit zu einigen trefflichen Bemerkungen über die Bedeutung und den Werth des inductiven und deductiven Verfahrens in der Geschichtswissenschaft, wie sie nachher an zerstreuten Orten öfter wiederkehren und hoffentlich im nächsten Bande zusammenhängende Darstellung finden. Montesquieu sei hierüber nicht im Klaren gewesen und deshalb geschehe es nicht selten, dass er empirische, von vereinzelten complexen Thatsachen abstrahirte Formeln für allgemein gültige und nothwendige Gesetze, andererseits Folgerungen aus Begriffen für historische Thatsachen ausgebe. — Sehr hoch stellt der Verf. Turgot einen der weisesten und besten Männer des 18. Jahrh. Er habe zuerst die Idee eines alle Seiten menschlichen Lebens umfassenden Fortschritts mit voller Klarheit in die Geschichte eingeführt. Diese Idee, die man als die eigentlich bewegende Seele des ganzen Jahrh. ansehen kann, habe dann Voltaire in vortrefflich ausgeführten Bildern einzelner Abschnitte der Geschichte, Condorcet in einem allgemeinen Ueberblick über die Summe der Zukunft und Vergangenheit des Menschengeschlechts durchgeführt.

Die Revolution bildet einen tiefen Einschnitt in dem Leben des Französischen Geistes, der auch in der Entwicklung der Geschichtswissenschaft deutlich erkennbar ist, zunächst in einer umfassenden und energischen Reaction gegen die gesammte vorrevolutionäre Geistesrichtung. Der Verf. handelt von dieser in dem Capitel über die theokratische Schule: de Maitre mag als Repräsentant dieser Richtung genannt werden. Sie will nicht bloß die Revolution, sondern die ganze geschichtliche Entwicklung, deren Folge dieselbe ist, die seit 3 Jahrhunderten sich vollziehende Emancipation des individuellen Geistes, rückgängig machen. Vor allem muss die Philosophie umkehren, die Wegführerin zu jenem Abgrund: Verachtung Locke's, sagt de Maitre, ist der Weisheit Anfang.

Im Gegensatz zu der theokratischen Schule steht die

socialistische: sie anerkennt die Revolution, aber will ihre Wirkung fortführen und vertiefen. Sie nimmt die enthusiastischen Hoffnungen auf, womit das neue Zeitalter begann und sucht nun nach den politischen und besonders den socialen Einrichtungen, wodurch sie realisirt werden könnten. St. Simon steht an der Spitze dieser Richtung; Fourier, Buchez, Leroux, Comte folgen, in näherer oder entfernterer Beziehung zu ihm. Natürlich wird hier allein die Theorie der Geschichtswissenschaft dieser Männer in Betrachtung gezogen, nicht ihre Entwürfe zur Organisirung der Gesellschaft für die irdische Glückseligkeit. Wesentlich characteristisch für dieselbe ist, dass sie die Geschichte nicht als eine selbstständige Reihe von Ereignissen, sondern als einen Theil des gesammten physischen Weltlaufs darstellen will und demgemässs einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Natur- und Geschichtswissenschaft leugnet. Die Gesetze der Geschichte, welche sie sucht, sind complexe Gesetze, abzuleiten aus physischen oder physiologischen Gesetzen. Es giebt daher nur eine Wissenschaft, das ist die positive Philosophie. Indem diese Theorie der Wissenschaften und speciell der Geschichtswissenschaft sich gegenüberstellt der Auffassung der Dinge, wie sie vor Entstehung der positiven Wissenschaften ist, kommt sie, die Entwicklung des Intellects für das maassgebende Moment in der Geschichte überhaupt haltend, zu jenem allgemeinen Gesetz, das als das Gesetz der drei Stufen aller menschlichen Entwicklung (*law of three states*, *loi des trois états*) durch Comte berühmt geworden ist; nicht erst entdeckt, denn im Wesentlichen liegt es in dem Gedanken von St. Simon und kommt, nur ohne die Benennung, schon bei Turgot vor.

Der V. unterwirft dieses Gesetz einer ausführlichen Kritik: nicht nur, dass es nicht die Formel für die gesammte Entwicklung der Menschheit, noch ein rationales (durch Deduction verificirtes) Gesetz sei, welchen Anspruch freilich auch die Nachfolger Comte's schon hätten fallen lassen, sei es auch nicht einmal ein gültiges empirisches Entwicklungsgesetz. Es sei nicht so, dass Theologie, Metaphysik und positive Wissenschaft auf einander folgende Stufen seien, deren folgende die vorhergehende aufhebe, sondern vielmehr müssten sie als drei

neben einander bestehende, zusammengehörige Seiten einer Entwicklung anerkannt werden; der Fortschritt bestehe in einer immer klareren Sonderung der drei Elemente, die am Anfang ununterschieden in einander übergriffen. — Dass sie vielfach neben einander bestanden und noch bestehen, sowohl in verschiedenen Bereichen des Wissen als in verschiedenen Gruppen der Wissenden ist unbedenklich zuzugeben, auch von Comte und seinen Anhängern nicht in Abrede gestellt worden; der Verf. tadelt sie eben deswegen hart, dass sie solche Unregelmässigkeit zulassen und trotzdem fortfahren, es als ein Gesetz der Aufeinanderfolge zu bezeichnen: sie setzen sich dadurch dem Vorwurf der gröbsten Unwissenheit über den Begriff eines Naturgesetzes aus (S. 273). Dieser Tadel ist ohne Zweifel gerechtfertigt, sofern von Comte dem Gesetz der Charakter eines rationalen vindicirt wird. Aber über diesen Aussetzungen scheint uns der Verf. in Gefahr, den Werth, der dieser Generalisation als einem empirischen Gesetz der Entwicklung der theoretischen Auffassung der Dinge zukommt, zu unterschätzen; und zwar scheint der Grund davon zuletzt in seiner Ansicht von den Folgen desselben für eine Weltanschauung zu liegen, die ihm werth ist. Er findet Positivismus und Theismus unverträglich, wie am Schluss des Capitels nicht ohne eine gewisse Bitterkeit gegen Mill's andere Ansicht ausgeführt wird. Wir sind nicht dieser Meinung, und es scheint dieser Punkt wichtig genug, um einige Bemerkungen hierüber zu rechtfertigen.

Die Bedeutung des Gesetzes der drei Stufen als Entwicklungsgesetzes des theoretischen Verhaltens des menschlichen Verstandes zu den Dingen, wie es von Mill und Littré festgehalten wird, ist diese: ursprünglich wurde die Erklärung der Ereignisse (wenn auch nicht eben aller, weil die ursprüngliche Auffassung sich überhaupt nicht zum System erhebt) in einer Action persönlicher Wesen gesucht; das ist die theologische, oder wie wir vielleicht, mit gewöhnlicherem Ausdruck, sagen können, anthropomorphistische Stufe. Darauf schritt man fort zur Erklärung aus unpersönlichen Wesen oder Kräften, indem man den Anthropomorphismus, wenigstens im Einzelnen, abstreifte; das ist die metaphysische Stufe. Endlich entschloss man

sich von jedem Rückgang auf Wesen und Kräfte (zunächst vorläufig und in einzelnen Gebieten, zuletzt definitiv und allgemein) abzusehen und für jedes Ereigniss seine wissenschaftliche Erklärung lediglich innerhalb der Erscheinungswelt, in vorhergehenden und begleitenden Ereignissen, zu suchen; das ist die Stufe der positiven Wissenschaft. Diese letzte Stufe beseitigt also die beiden vorhergehenden als wissenschaftliche Erklärungsweisen der Dinge gänzlich.

Dem gegenüber behauptet der Verf.: „Theologie und Metaphysik sind nicht bloss vorübergehende Stufen der positiven Wissenschaft, sondern selbst Wissenschaften, jede mit ihrem eigenen Gebiet, die eine zu Grunde liegend, die andere hinausgehend über die positive Wissenschaft (S. 115). Es giebt drei Betrachtungsweisen der Dinge, eine religiöse, eine metaphysische und eine wissenschaftliche. . . Es ist nicht natürlich anzunehmen, dass die eine erschöpft sein müsse, bevor man in die andere eintrete, sondern vielmehr, dass sie in ihrem Ursprung gleichzeitig und in ihrer Entwicklung parallel laufend seien, wenigstens die religiöse und positive, wenn etwa die metaphysische, als die so zu sagen am wenigsten natürliche und notwendige hinter jenen zurückbleibt.“ (S. 269 ff.)

Was heist dies? Meint d. V., dass es drei Bearbeitungen der theoretischen Ansicht der Dinge, drei Arten von Wissenschaften giebt, Theologie, Metaphysik und positive Wissenschaft, jede mit ihren besonderen Voraussetzungen, mit ihren besonderen Methoden? Ich glaube nicht, dass er diese Frage bejahen wird: sondern auch nach seiner öfter angedeuteten Ansicht sind Induction und Deduction die einzigen Verfahrungsweisen, beide in jeder Wissenschaft nothwendig, und gegebene Erscheinungen, physische und psychische, sind das einzige Material aller Wissenschaft. — Sind also Theologie und Metaphysik Theile, Abschnitte dieser einen Wissenschaft? Was die Theologie betrifft — die Metaphysik können wir, da sie auch dem Verfasser weniger am Herzen zu liegen scheint, ausser Betracht lassen — so spricht er oft und klar genug aus, dass jede Anführung göttlicher Absichten oder Handlungen, als Ursachen geschichtlicher (und natürlicher) Ereignisse nicht wissen-

schaftliche Erklärung derselben sei; diese müsse stets auf physische und psychische Ereignisse zurückführen. Nun, wenn keine wissenschaftliche Induction auf Gott als auf die unmittelbar bewirkendeUrsache führt, wie soll er denn in die Wissenschaft hineinkommen? — D. V. drückt sich freilich gelegentlich so aus, als ob göttliche Bewirkungen dennoch Gegenstand des Schliessens seien: „religiöse Wahrheiten sind Folgerungen (*inferences*) aus wissenschaftlichen Gesetzen.“ Aber welcher Art sind diese „Folgerungen“? Gehören sie dem Wissen an? Es scheint nicht, denn der Verf. fährt fort: „Die Resultate der Wissenschaft dienen als *data* für die religiöse Philosophie“; oder Religionsphilosophie? Denn diese *religious philosophy* setzt mich einigermassen in Verlegenheit und das Folgende macht die Sache nicht klarer: „die Wissenschaft bleibt bei den Gesetzen, den letzten allgemeinen Verhältnissen der Erscheinungen stehen und sucht weder durch Intuition noch durch irgend eine Form der Folgerung darüber hinaus zu gehen. Sie überlässt es der *religious philosophy* weiter und höher zu gehen, wenn sie kann“ (S. 85. Vgl. S. 602 ff.)

Was ist das für eine „Philosophie“? Wozu führt sie und worauf stützt sie sich? führt sie zu Wahrheiten, die bewiesen worden sind oder werden können? oder zu Wahrheiten, die nicht bewiesen, sondern nur geglaubt werden können? Stützt sie sich auf inductive und deductive Logik? oder auf das Bedürfniss des Gemüths die Wirklichkeit seinen praktischen Anforderungen gemäss zu denken? auf den Trieb, das Ideale in die Wirklichkeit gleichsam hineinzuschauen? — Wenn der Verf. sich zu der letzteren Ansicht bekennt, und er scheint dies doch zu thun, wenn anders die angeführten Stellen irgend einen klaren Sinn haben sollen, so muss er auch dem Comteschen Gesetz in dem engeren Sinn seiner Anwendung auf die wissenschaftliche Entwicklung seinen guten Sinn lassen. Es gab allerdings eine Zeit, wo die Theologie in obiger Bedeutung für Wissenschaft galt: es gab eine Zeit, wo man Naturereignisse unbefangen durch die Wirksamkeit von persönlichen Wesen erklärte, eine Erklärungsweise, die, vieler Verfeinerung fähig, zuletzt in der natürlichen Theologie ihre In-

corporation als Wissenschaft gefunden und bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in fast unangefochtenem Ansehen gestanden hat. Und ebenso gab es eine Zeit, wo Metaphysik in obigem Sinne für eine Wissenschaft gehalten wurde, wo man zu voller Zufriedenheit das Wirkliche aus dem Möglichen, das Geschehen aus Kräften erklärte: die ganze Aristotelisch-Scholastische Philosophie ist ihrem Wesen nach nichts anderes. Es gab also vor der Entwicklung der positiven Wissenschaft zwei falsche Arten von Wissenschaft, wenn so zu sagen erlaubt ist, welche auf einander folgten, freilich ohne dass die erste oder letzte jemals ausschliesslich geherrscht hätte, bis sie durch die dritte und letzte Stufe beide definitiv abgelöst wurden.

Warum sträubt sich der Verf. gegen dies Gesetz? Warum fehlt die Anerkennung, dass es in der That einen Gesichtspunkt enthält, von dem sich auf die Entwicklung eines überaus wichtigen Gebiets menschlichen Geisteslebens ein sehr unterrichtender Blick bietet? Der Grund scheint in der Meinung zu liegen, durch dies Gesetz werde die Religion beseitigt; die dritte Stufe, die positive Wissenschaft, hebe jene als überwundenen Standpunkt auf. Aber Wissen kann nur Wissen aufheben, durch Widerspruch oder durch Nachweis der Grundlosigkeit. Besteht nun Religion in Wissen? Offenbar doch nicht. Also hebt auch die positive Philosophie die Religion nicht auf. Aber den Missbrauch der Religion in der Wissenschaft, der in der sogenannten natürlichen Theologie systematisirt ist, hebt sie auf. Das hat freilich nicht erst Comte und das Gesetz der drei Stufen gethan, sondern es war längst vor ihm geschehen, allerdings ohne dass er, der mit der philosophischen Literatur wenig bekannt war, darum wusste. Aber der Verf. weiss darum: er sagt von Kant, dass er den dogmatischen Schlummer Europas unterbrochen, einen Schwarm werthgehaltener Träume verscheucht und einem Lichtstrom durch neue Oeffnungen Eingang verschafft habe (S. 405). Was heisst dies anders als Kant hat die „natürliche“ Theologie beseitigt? —

Hierin liegt die Erklärung der Verträglichkeit zwischen Positivismus und Theismus, welche Mill behauptet und in den freilich erst nach des Verfassers Arbeit erschienenen *Essays on*

religion ausgeführt hat. Der Theismus, von dem Mill allein spricht, übrigens auch die neue Religion Comte's, wollen nicht sein, was die Theologie als eine der drei Stufen sein wollte, nämlich eine genugthuende Erklärung der Dinge oder ein in nothwendiger Folgerung gewonnener Schlussstein der wissenschaftlichen Weltanschauung; sie wollen überhaupt nicht Wissenschaft sein. — Der Verf. wendet noch ein: diesen Theismus eingerechnet, giebt es also vier Stufen: ausser Metaphysik und positiver Philosophie eine schlechte und eine gute Theologie und also ist das Gesetz, dass nur von drei Stufen weiss, doch falsch. Mill wird antworten: der Theismus ist keine Theologie; er ist überhaupt kein Glied in einer Eintheilung der Entwicklungs-Geschichte der Wissenschaften, sondern der Glaubensformen. — Glaubte Kant an Gott? Er hat es wenigstens stets behauptet, und es ist wohl kein Grund daran zu zweifeln. Aber ist seine Philosophie deshalb Theismus?

Giebt die Religion mit diesem Zugeständniss, nicht Wissen zu sein, sich selbst auf? Ich denke nicht; man müsste denn vorher bewiesen haben, dass nichts in unserer Weltanschauung Berechtigung hat, als was bewiesen werden kann. —

Neben der reactionären und der socialistischen und positivistischen Schule gab es eine Richtung, welche weder in die Zukunft noch in die Vergangenheit sehnsüchtig den Blick richtete, sondern in der Gegenwart die Spitze menschlicher Entwicklung erreicht sah, gegen welche als Ziel alle Versuche der Vergangenheit tendirten, über welche hinaus der Zukunft keine wesentlichen Fortschritte zu machen übrig seien. Ihr Glaubensbekenntniss war die Charte Ludwigs XVIII. Die hervorragendsten Vertreter dieser Richtung sind auf dem Gebiet der philosophischen Theorie Cousin, der Gründer der eklektischen Schule, auf dem Gebiet der politischen Praxis Guizot, der parlamentarische Führer der Doctrinäre. Beide haben die Geschichte philosophisch bearbeitet, der letztern mehr geschichtlich, der erstere mehr philosophisch. Die Construction der Geschichte seitens des *philosoph-orateur* nach dem Schema der drei Kategorien des Unendlichen, des Endlichen und der Beziehung zwischen beiden, wird von dem Verf. in ihrer Nichtig-

keit nachgewiesen. Guizot schätzt er als Historiker, nimmt dagegen Gelegenheit zu einigen Bemerkungen über seine Ansicht, dass die Geschichte Frankreichs der Typus und eigentlich die Quintessenz der Geschichte der Europäischen Civilisation sei. Aehnliche Berichtigungen kehren übrigens öfter wieder, nicht nur im ersten Buch, sondern vielleicht noch häufiger im zweiten, das von Deutschen Geschichtsphilosophieen berichtet; voraussichtlich werden sie auch dem dritten und vierten Buch nicht fehlen: der V. weist hin auf Gioberti und Buckle, welche jener in Italien, dieser in England das eigentlich geschichtliche Land finden.

Wenn das Werk kein anderes Verdienst hätte, so hat es ohne Zweifel dies, dass es durch die einfache Zusammenstellung der verschiedenen Beweisführungen, wodurch dargethan wird, dass dies oder jenes Volk in der Mitte der weltgeschichtlichen Bewegung stehe, alle miteinander *ad absurdum* führt. Es ist recht eigentlich ein *idolon horizontis* nach Baconischem Ausdruck, dem alle diese Versuche entspringen. Wie der einzelne sich stets als Mittelpunkt seines physischen Horizontes findet, so findet er und ebenso ein ganzes Volk sich auch im Mittelpunkt seiner geistigen Welt, eine Thatsache, die vielleicht zuerst mit Erstaunen wahrgenommen wird, die sich aber höchst natürlich erklärt. Das Interesse bestimmt die Gegenstände der Wahrnehmung und der Erinnerung; was nicht Bezug hat auf uns, sehen wir nicht oder achten nicht darauf. So bekommt auch die Universalgeschichte bei jedem Volk einen eigenen Zuschnitt: was für seine eigene Entwicklung interessant und folgenreich ist, wird mit treuem Gedächtniss bewahrt, was die andern angeht, wird als ein wenig Bemerkenswerthes herabgedrückt oder ganz aus dem Bewusstsein verdrängt. Wie Himmel und Erde, so bietet, auch die Weltgeschichte jedem Volk einen andern Anblick; nur in einem sind alle gleich, dass sie den Betrachter als in der Mitte stehend zeigen. Es mag das ein nothwendiger Schein sein, wie in Anschauung der Erdoberfläche, so in der der Geschichte; und wie die Geographie jenen nicht beseitigt, so wird auch diesen zu beseitigen vielleicht keiner Geschichte der Geschichts-

philosophie gelingen. Aber eines beseitigt allerdings die Geographie: die Versuche einer verstandesmässigen Construction jener sinnlichen Täuschung, das oceanumströmte Erdeiland Homers, dessen Mittelpunkt der Olympos, der Nabel der Erde. Und das Gleiche zu bewirken auf dem Gebiet der Geschichte ist hoffentlich dies Werk vermögend. — Uebrigens sollte nicht nur die Einsicht, sondern auch der gute Geschmack von diesen Versuchen, eine zufällige Ansicht von individuellem Gesichtspunkt als eine nothwendige und allgemein gültige nachzuweisen, abhalten. Den abgeschlossenen Chinesen, die dazu an Zahl die ganze Europäische Bevölkerung fast bis zum Doppelten übertreffen, oder den einzigen Griechen möchten sie zu Gute gehalten werden; für jeden Zweig der Europäischen Völkerfamilie sind sie eine unverzeihliche Absurdität. Und wen will man denn davon überzeugen? Die Volksgenossen? Sie glauben es ja ohnedem. Also etwa die draussen stehenden?

Die beiden letzten Capitel behandeln eine Anzahl Schriftsteller, die unter dem Namen der demokratischen Schule zusammengefasst werden. Wir begnügen uns die Namen zu nennen: Michelet, Quinet, de Tocqueville, Odysse-Barot, de Ferron. Den Schluss bilden Laurent's *Études sur l'histoire de l'humanité.*

Das zweite Buch beginnt mit einer kurzen Uebersicht über die Entwicklung der Geschichtsschreibung in Deutschland von der Reformation bis auf die Gegenwart. Von ihrem jetzigen Stande urteilt er: seit den Befreiungskriegen seien in Deutschland mehr mustergültige geschichtliche Werke geschrieben, als während derselben Periode in der übrigen Welt zusammen.

Das zweite Capitel behandelt die Anfänge philosophischer Betrachtung der Geschichte: Leibniz, Iselin, Wegelin, Schlözer und Joh. Müller sind die Namen, die uns begegnen. Lessings Aufsatz über die Erziehung des Menschengeschlechts wird zuerst ein ganzes Capitel gewidmet. Die Beurteilung desselben würdigt wohl zu wenig seinen zufälligen Charakter: es ist ein Flugblatt, dessen Absicht nicht Construction der Geschichte oder irgend einer Seite der Geschichte, sondern Aufzeigung eines Gesichtspunktes ist, von dem die Glaubens- und Autoritäts-Religionen als eine Stufe in der Entwicklung des

Menschengeschlechts zur Vernunftreligion sich darstellen. Einem solchen Blatt durfte nicht der Vorwurf gemacht werden, dass es die Erziehung einschränke auf Offenbarung und unter dem Begriff der letzteren nur handle von der Mosaischen und christlichen, ohne auf die übrigen prätendirenden Offenbarungen Rücksicht zu nehmen. — Noch weniger durfte der Vorwurf gemacht werden, den der Verf. Lessingen zu machen wagt: seine Behandlung des Begriffs der Offenbarung sei mehr darauf berechnet zu verwirren als aufzuklären. Der Aufsatz enthält eine Bestimmung des Begriffs einer Offenbarung überhaupt nicht, sondern eine Interpretation des Sinnes eines solchen Factums, ob und wie immer es sich nun zugetragen habe. Dass L., hätte er von der Wirklichkeit der Offenbarung handeln wollen, nicht eine dem kirchlichen Lehrbegriff entsprechende Theorie der Inspiration gegeben haben würde, ist freilich ausser Zweifel. Ist es eben dies, was dem Verfasser, welcher den heiligen Schriften auch als Beweismitteln für Thatsachen hin und wieder eine etwas befremdliche Achtung bezeugt, jenen harten Vorwurf eingab, den der lebende Lessing wohl nicht eben glimpflich zurückgewiesen haben würde?

Es folgt Herder, der sehr hoch geschätzt wird. Er habe allerdings (wie schon Kant geurteilt hat) keine Befähigung für abstractes Denken, die metaphysischen Principien bleiben ganz im Unklaren; aber an Treue und Universalität des Auffassungsvermögens für die verschiedenen Formen menschlicher Bildung, ganz besonders für die ursprünglichen Formen, sowie für die Beziehungen des Menschen zur Natur werde er von niemanden übertroffen. — Die Kritik wendet sich namentlich gegen den Begriff der Humanität indem sie zeigt, wie dieser Schlussstein des ganzen Werkes völlig unfassbar und in sich selbst wiedersprechend ist. Formell ohne Zweifel mit Recht. Dennoch scheint dieselbe nicht ganz zu leisten, was von historischer Kritik gefordert werden darf: sie hätte die Elemente des Widerspruchs gesondert aufzeigen und dazu die verständlichen Gründe angeben sollen, welche an beiden an sich möglichen, aber mit einander unverträglichen Elementen festzuhalten veranlassten. Eine solche Kritik möchte hier leichter, als in vielen andern

Fällen haben gegeben werden können. Herder steht in dem Wendepunkte zweier einander widerstreitenden Geschichtsauffassungen, derjenigen, die in den ersten zwei Dritteln des 18. Jahrh. herrschte und derjenigen, welche sich im letzten Drittel des Jahrh. gegen jene als eine immer weiter und tiefer sich ausbreitende Reaction erhob. In der Geschichte sind mit grösseren Buchstaben dieselben widersprechenden Elemente ausgeprägt, die in kleineren Zügen in Herders Werk wiederkehren. Diese beiden Elemente sind einerseits die Anschauung, dass jede eigenthümliche menschliche Bildung in sich einen absoluten und unvergleichlichen Werth habe, gar nicht rückführbar und messbar an einem allgemeinen Maassstab der Vollkommenheit, gleichsam an einem Normalmenschen; das ist Auffassung der Reaction. Die ältere, für die erste Hälfte des Jahrhunderts charakteristische Anschauung ist dagegen die, dass es allerdings eine und auch nur eine absolut vollkommene Darstellung der Menschlichkeit gäbe, diejenige nämlich, zu der dieses höchst aufgeklärte und in der Weltgeschichte einzige 18. Jahrhundert wenigstens einige Völker nun beinahe gebracht habe: wenn diese Cultur vollendet und alle Völker an ihr in gleicher Weise theilnehmen und innerhalb jedes Volkes wieder in gleicher Weise alle dem Musterexemplar völlig ähnlich sein würden an materiellem Wohlstand, physischer Bildung und geistiger Aufklärung, dann sei der Endzweck der Geschichte, die völlige Entwicklung der Menschheit erreicht. — Herder gehört nach seiner innersten Ueberzeugung, wie sie in der unmittelbaren Werthschätzung menschlicher Bildungen zu Tage tritt, der ersten Richtung an, er steht innerhalb der Strömung, welche sich von der Cultur übersättigt abwendet, auch seiner Bildungsgeschichte nach: durch Kant, in dessen, wenn man so sagen darf, demokratischer Ethik (gegenüber der Vollkommenheitsethik des 18. Jahrh.) und unmittelbar in manchen bemerkenswerthen Aeusserungen über Cultur und Geschichte dies Element deutlich zu Tage tritt, durch diesen seinen Lehrer steht er in Beziehung zu Rousseau, dem ersten, der die neue Auffassung mit leidenschaftlicher Einseitigkeit predigte. Aber über sich selbst nicht klar, weil er überhaupt nicht in Begriffen dachte,

blieb da, wo neue Begriffe zu bilden waren, die alte Formel stehen; und hiernach hat es denn zum Theil wieder den Schein, als ob Humanität ein bestimmter Zustand der vollkommenen Ausbildung des Menschengeschlechts ist, der etwa in irgend einer Zukunft von der Menschheit zu erreichen oder stets zu erstreben ist. — Der Historiker konnte hier klarer sehen, als der Mann, der mitten in der Bewegung stand. Dem Verfasser aber scheint hierzu eines zu fehlen: er hat kein mitfühlendes Verständniss für die eine dieser Auffassungen, was vielleicht mehr eine nationale, als eine persönliche Schranke ist; England und überhaupt kein Volk hat die Reaction gegen den Culturenthusiasmus in solcher Tiefe erfahren als Deutschland. So urteilt er über Rousseau, dem er einen Platz in seiner Darstellung verweigert: er hatte die niedrigste und falscheste Auffassung der Geschichte, die jemand haben konnte. Freilich fügt sie sich nicht in die Vorstellung eines göttlichen Planes der Geschichte zur Hervorbringung des Maximum von Cultur, welches das eigentliche Ziel der Geschichte wäre. — Und Herders Behauptung, dass der Neger und Chinese alles sind, was sie von der Natur zu werden bestimmt waren, stellt er die Frage gegenüber: giebt es denn verschiedene Arten von Humanität, eine Negerhumanität, eine Chinesische Humanität, eine Europäische Humanität? Offenbar nicht, ist die subintelligirte Antwort; es giebt nur eine Form menschlicher Vollkommenheit; wenn alle Menschen zu dieser gekommen sind, dann hat die Menschheit ihr Ziel erreicht. — Herder dagegen würde sagen: dann ist die Menschheit ärmer als je. Die Fülle und Mannichfaltigkeit eigenthümlicher Bildungen ist ihr Reichthum: tausendfach ist das Problem der Humanität aufzulösen und aufgelöst, nicht eine darunter ist umsonst; die Welt würde ärmer, wenn der armseligste, culturloseste Volksstamm Australiens ausstürbe, denn es stürbe mit ihm eine eigenthümliche Entfaltung der Menschheit. „Ihr Menschen aller Welttheile," (ruft er aus), „die ihr seit Aeonen dahin gingt, ihr hättet also nicht gelebt und etwa nur mit eurer Asche die Erde gedüngt, damit am Ende der Zeit eure Nachkommen durch Europäische Cultur glücklich würden? was fehlet einem stolzen Gedanken

dieser Art, dass er nicht Beleidigung der Naturmajestät heisse?" — Was Humanität sei, habe er nicht definirt oder beschrieben, werde ihm zum Vorwurf gemacht? Sein ganzes Buch sei nichts als die Antwort auf diese Frage. Nur diejenigen, welche unter Humanität nicht etwas Wirkliches, sondern einen eingebildeten Zustand der Vollkommenheit verständen, fänden ihren Begriff bei ihm nicht aufgelöst. — So würde Herder etwa geantwortet haben, so hätte er wenigstens antworten müssen, wenn er von dem Princip, dem er im einzelnen in Beurteilung und Auffassung instinctiv folgte, einen klaren Begriff gehabt hätte.

Ich kann mir nicht versagen hier an den Begriff zu erinnern, welchen die Leibnizische Metaphysik von Vollkommenheit der Welt hat. Die beste Welt ist nach ihr diejenige, in welcher das höchste Maass compossibler Vollkommenheiten oder Realitäten wirklich ist. Realität in diesem Sinn ist aber nicht das Einzelwesen, sondern eine begriffliche Eigenthümlichkeit, eine Platonische Idee. Eine Welt voll von lauter gleich vollkommenen Engeln enthielte hiernach weniger Realität oder Vollkommenheit, als eine Welt voll der verschiedenartigsten Gestaltungen, vom Engel bis herab zur letzten der schlummernden Monaden; jene wären lauter Wiederholungen derselben Realität, metaphysisch gerechnet bis auf einen lauter Nullen, die zur Summe der Vollkommenheit gar nichts austrügen. Eben deshalb giebt es in der wirklichen, als der bestmöglichen Welt gar keine Wiederholungen, keine zwei gleichen Dinge.

Mit Kant beginnt dann die Reihe der Deutschen Philosophen, welche die Geschichte zum Gegenstand allgemeiner Betrachtung gemacht haben. Die Philosophie der Geschichte folgt in Deutschland den Wandlungen der philosophischen Systeme, wie in Frankreich denen der politischen und socialen Theorien. Ausführlich wird über Kants Idee zu einer Geschichte in weltbürgerlicher Absicht referirt. — Die Kritik scheint uns nicht aus einer hinlänglich tiefen Kenntniss der ganzen Kantischen Philosophie hervorgegangen zu sein. Der Verfasser findet, Kant bleibe in einer unhaltbaren Mitte. Kann die Geschichte, sagt er, ohne empirische Kenntnisse a priori construirt werden, dann führe man diesen Versuch rein aus, wie Fichte, Krause

gethan haben; kann sie es nicht, dann lasse man apriorische Ideen ganz und finde einen etwaigen Zusammenhang und Plan lediglich aus empirischer Kenntnissnahme der Thatsachen. Kant wolle dagegen keines von beiden. — Das ist ein Missverständniss. Kant steht entschieden auf der einen, der letzteren Seite. Seine apriorische Idee will keineswegs ein für die Natur der Dinge nothwendiges Gesetz sein, sondern nur ein Leitfaden, eine Präsumtion des Ergebnisses, wie sie jeder Untersuchung einer Gruppe von Thatsachen zu Grunde liegt; sie will zur Befragung der Dinge anleiten, nicht aber die definitive Antwort sein. Mit der vorläufigen Ansicht (die aus der höheren Idee der Naturzweckmässigkeit überhaupt abgeleitet ist), dass die Geschichte zum wesentlichen Inhalt habe die Entwicklung der specifischen Naturanlage des Menschen, und dass diese nur in einer vollkommenen staatlichen Organisation stattfinden könne, dass also letztere, einschliesslich der internationalen Organisation, das nächste Ziel aller Geschichte sei, mit dieser vorläufigen Ansicht möge der Geschichtsforscher an die Thatsachen gehen und zusehen, ob sich das sonst planlose Aggregat menschlicher Handlungen darnach als ein System darstellen lasse. Findet sich, dass die Thatsachen solcher Systematisirung widerstreben, so wird Kant der erste sein zuzugestehen, dass die „Idee“ untauglich sei. Es ist eine Idee in demselben Sinn, wie sie von Darwin in die Naturgeschichte eingeführt worden ist: die Entwicklung der Thiergeschlechter zu untersuchen an dem systematischen Leitfaden des Grundsatzes, dass die der Gesammtheit ihrer Daseinsbedingungen am meisten angepassten Organisationen überleben. — Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, dass beide Ideen nach ihrer Aufgabe und ihrem Inhalt so nahe verwandt sind, dass man sagen kann, Kants Gesetz der Entwicklung der menschlichen Naturanlagen in der Geschichte durch den Antagonismus derselben in der Gesellschaft sei eine Anwendung oder vielmehr eine Anticipation des Darwinschen Gesetzes für einen Theil des Gebiets seiner Anwendbarkeit. Nur fehlt ihm leider immer noch der „philosophische Kopf, der übrigens sehr geschichtskundig sein müsste“, welcher eine Bearbeitung der Geschichte nach

diesem Plan unternommen hätte. — Und eine solche Darstellung müsste sich gar nicht auf die staatliche Entwicklung einschränken, wie der Verf. meint, wenn er in Kants Idee den „Irrthum des classischen Heidenthums", dass der Staat Selbstzweck sei, erneuert findet. Dass Kant diese Ansicht nicht gehegt habe — er war ihr ferner als irgend jemand — erkennt er an, meint aber, für die geforderte Geschichtsbearbeitung sei es so gut, als wenn er sie gehegt hätte. Aber der vollendete Staat oder vielmehr das vollendete Staatensystem ist doch nicht in der Weise Bedingung der vollendeten menschlichen Entwicklung, dass diese nicht beginnt, ehe jenes hergestellt ist; sondern beide sind in gleichzeitiger successiver Vollendung begriffen und die philosophische Geschichte im Sinne Kants hätte also offenbar die der jedesmal erreichten staatlicheu Organisation entsprechende Gesammtcultur darzustellen.

Nachdem Schillers gedacht ist, folgen die Geschichtsconstructionen Fichtes, Schellings und ihrer Geistesverwandten, unter denen auffallender Weise Schleiermacher fehlt, dessen Sittenlehre oder Geschichtswisenschaft, wie sie verständlicher genannt würde, übrigens auch von ihm selbst genannt wird, ohne Zweifel an innerer und historischer Bedeutsamkeit den besprochenen Arbeiten z. B. von Stutzmann, Görres, auch Steffens, weit überlegen ist. Schellings letzte Entwicklung in der positiven Philosophie wird geeigneter Weise erst später besprochen; vorher wird gehandelt von Schlegel, Krause und Hegel. Des ersteren Philosophie der Geschichte nimmt der Verfasser allerdings gegen Gans bekannte Kritik — sie beginne mit dem ungeheuren Bedauern, dass es überhaupt eine Geschichte gäbe — in Schutz: Schlegel habe nicht die Höhe erreicht, den Sündenfall als eine glücklichc und heroische That zu bewundern; im übrigen lässt er ihr doch kaum viel andere Bedeutung, als die der Vertretung möglicher Weise sonst unvertretener Verdienste der katholischen Kirche. Viel grösseren Werth hat ihm Krause. Mit anerkennenswerther Aufopferung hat er sich durch die Schwierigkeiten der Sprache nicht abschrecken lassen bis zu dem verständlichen Gedanken durchzudringen, wofür er denn

allerdings dadurch belohnt wurde, in ihm einen ihm sympathischen Denker zu finden.

Das längste Capitel des ganzen Buchs ist Hegel gewidmet. Von dem System als solchem hält der Verf. freilich gar nichts, Schelling und Hegel sind ihm zwei mächtige Zauberer, welche die ganze Philosophenwelt, von Staunen gefesselt, hinter sich her zogen

preaching dreams
like hierophants before the gaping mob (S. 473).

Dies verhindert ihn jedoch nicht, dem geistigen Reichthum Hegels Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: seine Werke seien das reichste Schatzhaus philosophischer Gedanken. Dasselbe Urteil gilt von dem zunächst in Betracht kommenden Werk, der Philosophie der Geschichte. Reich an vortrefflichen Gedanken, sei das Systematische völlig werthlos: Hegels Idee, deren Entwicklung die Geschichte darstelle, sei für den wahren Gott nicht ein würdigerer Ersatz als Comte's *Grand Être*; die Grundbegriffe, Geist, Freiheit, seien völlig nebelhaft. Natürlich sie mussten es sein; wenn die Feierlichkeit des Zu-sich-selbst-kommens der Idee der ganze Zweck der Geschichte ist, dann hätte das Hegelsche System für die ganze Geschichte stellvertretend sein können, — in der That ein Princip, Geschichte zu verstehen, das nicht deutlich ausgesprochen werden kann. Endlich die Beschränkung auf einen kurzen Zeitabschnitt mit Wegwerfung der vorgeschichtlichen und Abschneidung einer zukünftigen Entwicklung, die gleiche Beschränkung in der Breite, indem angenommen werde, dass die Idee in schmaler, grader Linie von Osten nach Westen über die Erde schreite, je auf kurze Zeit in einem Volke residirend, dann auch dieses zu dem übrigen von Anfang bis zu Ende ungeschichtlichen Daseins werfend: solche Beschränkung sei ein ganz unerhörtes Verfahren in wissenschaftlicher Betrachtung der Dinge; und zuletzt müsse auch noch innerhalb dieses so beschnittenen Gebiets die härteste Gewalt gegen die Thatsachen gebraucht werden, um sie in den Gang der Idee hineinzuzwingen. — Die Kritik ist scharf und gerecht. Vielleicht ist sie bald nicht mehr nothwendig, denn es dürfte bald auch in Deutschland nicht leicht noch jemanden geben, der in einem

solchen leeren Schema einer bedeutungslosen Begriffsentwicklung den göttlichen Plan der Geschichte verehrte. Der Verf. hat wohl Recht, wenn er sagt: *Hegelianism is rapidly dying in Germany.*

Nachdem in Anschluss an Schellings positive Philosophie noch die Arbeiten von Bunsen's und von Lasaulx' besprochen worden sind, fasst das letzte Capitel drei der Gegenwart angehörige Schriftsteller zusammen, Lazarus, Lotze, Hermann. Die Darstellung der Gedanken des Ersteren knüpft einerseits an Herbart, andererseits an W. v. Humboldt. Die Völkerpsychologie sei die von jenem geforderte psychologische Grundlegung für die Geschichtswissenschaft. Auf diesen führe die Ansicht zurück, dass die Bewegung der Ideen der eigentliche Gegenstand der Geschichte sei; Lazarus habe diesen allgemeinen Gedanken bestimmt und ausgeführt. Es kann kein Zweifel sein, urteilt er, dass dieser Weg sicher und gut ist und zu einer Fülle wirklicher und wichtiger Wahrheiten führt. Doch bemerkt er, einerseits dass die Aufsuchung der Ideen, welche die Fäden des Gewebes der Geschichte bilden, von Lazarus nicht vollendet sei — *historical histology still awaits its Schleiden and Schwann* — andererseits ist er mit dem Anschluss an die Herbartische Psychologie nicht zufrieden, worüber der zweite Band ausführlicher sein werde.

Mit grösster Auszeichnung wird Lotze behandelt: A. v. Humboldt war kaum mehr befähigt durch natürliche Begabung und durch mannigfache Vorbereitung einen Kosmos zu schreiben, als Lotze einen Mikrokosmos, — die bei weitem schwierigere Aufgabe von beiden und die mit kaum, wenn überhaupt mit geringerem Talent ausgeführt worden sei. Allerdings aber sei der Mikrokosmos nicht eine Philosophie der Geschichte, sondern, wie der Titel sage, eine Anthropologie, in welcher die geschichtlichen Capitel nur ergänzende Betrachtungen seien, nicht zur Abgeschlossenheit und Vollständigkeit einer eigenen Wissenschaft ausgeführt.

Den Schluss bilden C. Hermanns Arbeiten. Die Kritik nimmt hier ungleich grösseren Raum ein; bemerkenswerth sind besonders die Aeusserungen über Methode: der Verf. will die

Betrachtung der Geschichte als der Verwirklichnng eines göttlichen Planes keineswegs beseitigen; allein nicht nur dürfe man natürlich nicht so verfahren, dass man diesen voraussetzt und nun in der Geschichte nach Bestätigungen sucht, sondern auch die voraussetzungslose Untersuchung der Thatsachen und der Nachweis, dass in der Geschichte ein System von Mitteln und Zielen (*ends*) vorliege, sei keineswegs für gleichbedeutend mit dem Nachweis zu halten, dass die Geschichte Verwirklichung irgend einer Absicht (*design*) sei. Dieser letzter Nachweis sei überhaupt nicht Sache der Wissenschaft, welche im eigentlichen Sinn nur auf die Aufsuchung von Gesetzen und wirkenden Ursachen gehn. — Die Grundsätze, auf welchen diese Kritik beruht, zu Ende gedacht, scheinen von der Kantischen und Comte-Mill'schen Auffassung kaum noch unterscheidbar: es giebt keinen Beweis, der von den Thatsachen der Erfahrung zu Gott führte, es giebt also keine wissenschaftliche, keine „natürliche" Theologie; lediglich Glaube führt über Natur und Geschichte zu einem Schöpfer und Regierer: mag dieser in jedem Ereigniss, das die Wissenschaft bloss als gesetzmässige Folge seiner Antecedentien nachweist, die Manifestation des göttlichen Willens sehen; die Wissenschaft fördert weder noch hindert sie diese Betrachtung. — Freilich nicht alle Aeusserungen des Verfassers, wie wir früher bemerkt haben, stimmen mit dieser Ansicht überein. Der zweite Band bringt hoffentlich völlige Klarheit in diese Sache. — Uebrigens ist es nicht die Methode allein, welche zu Bedenken gegen Hermanns Philosophie der Geschichte Veranlassung giebt. Der Verf. verhehlt nicht, dass es ihm ebenso wenig möglich sei, sich seine Analysis der Gesammtentwicklung in zehn constituirende Elemente, oder die Vertheilung der Entwicklung dieser Elemente auf die einzelnen Geschichtsepochen anzueignen. Viel grösseren Werth legt er den Betrachtungen über die einzelnen Abschnitte der Culturentwicklung bei, obgleich auch sie, da sie mehr auf den Sinn als auf die Erklärung, mehr auf Zwecke als auf Ursachen der Dinge ausgingen, weniger wissenschaftliche Resultate als Probleme für fernere Untersuchung ergäben. —

Bei Gelegenheit Hermanns kommt der Verf. nochmals auf den Vorwurf zurück, dass gegenwärtig in Deutschland eine Teutomanie herrsche und für Patriotismus gelte, welche viel tiefer gewurzelt und weiter verbreitet sei, als Chauvinismus in Frankreich. An einer früheren Stelle (S. 195) bezeichnet er als einen Charakterzug der Deutschen ihre sklavische Verehrung der Macht und ihren Mangel an Sympathie mit den Schwachen, und stellt ihnen gegenüber die Franzosen als Muster von Freiheitsliebe und Grossmuth hin. Er erwähnt in dieser Verbindung der Theilung Polens und der Beraubung Dänemarks sowie der Blut- und Eisen-Politik Bismarks. Wir wollen über die Gegründetheit dieser Vorwürfe mit dem Verf. nicht rechten, können aber den Ausdruck des Bedauerns nicht zurückhalten, dass er solchen Tagesmeinungen den Eintritt in eine wissenschaftliche Arbeit hat gestatten wollen. — Auch die ebendort ausgesprochene Auffassung, dass aller Krieg aus böser Lust entspringe, dass er Mord im Grossen sei, dessen wahrer Urheber niemand anders als der Mörder von Anfang, der Teufel, sei, müssen wir dem Verf. überlassen, auf die Gefahr hin, hiermit ihm einen neuen Beweis für jene Anklagen zu geben. — Endlich mag noch bemerkt werden, dass die Behauptung, die Deutsche Regierung habe die Erwerbung französischen Gebiets im Frankfurter Frieden auf die Forderung des Nationalitätsprincips begründet (S. 318), das grade Gegentheil der Wahrheit ist. —

Der Verf. hat eine abschliessende Zusammenfassung des Bleibenden in den bisherigen Leistungen für den zweiten Band vorbehalten. Wir wollen nicht verhehlen, dass wir am Schluss des Buches eine gewisse Scheu vor solchem Rechnungsabschluss empfunden haben, wie jemand der ein unbestimmtes Bewusstsein von dem nicht ganz befriedigenden Zustande seiner Vermögensverhältnisse hat und der daher das Addiren vermeidet. Die vorliegende Geschichte berichtet von manchem glänzenden, farbenreichen Bild, von manchem durch Symmetrie und anscheinend tiefe Bedeutsamkeit den Blick fesselnden Plan; wenig dagegen von den Dingen, die in der Geschichte anderer Disciplinen im Vordergrund stehen: von Gesetzen die in langer

Denkarbeit auf einander folgender Geschlechter zuerst in unbestimmter Form vorausgesetzt, dann in einen klaren Begriff gefasst und an den Erscheinungen erprobt, endlich durch Deduction aus der allgemeineren Formel eines elementaren Vorgangs verificirt wurden; oder auch von Erscheinungen, wie sie nach und nach in den Gesichtskreis der Forschung eintraten und sich allmälig zu einer zusammenhängenden, systematischen Gruppe formirten. Uebersieht man das Ganze ihres Bestandes, so scheint sie fast einem Felde voll angefangener und wieder verlassener Bauten, vorzeitiger Ruinen, zu gleichen: viele leicht angedeutete Pläne und in flüchtigem Umriss ausgeführte Entwürfe finden sich, Gebäuden ähnlich, die, bis zu einiger Höhe aufgeführt, zum Theil schon von dem Unternehmer verlassen wurden, wenigstens nach dessen Abgang niemanden fanden, der in ihnen hätte wohnen und sie vollenden wollen.

Die Geschichte dieser Unternehmungen scheint daher wenig geeignet, die Hoffnungen der Ansicht zu stützen, welche von der Geschichtswissenschaft die Entdeckung des Planes der Geschichte erwartet und in der vollständigen Einfügung aller Einzelthatsachen in denselben die Vollendung ihrer Aufgabe sieht. Von der Unermüdlichkeit des Bautriebes zwar giebt sie hinlänglich Zeugniss, aber nichts beweist sie für die Möglichkeit eines solchen Baues. — Uns bestätigt sie die Ueberzeugung, dass Philosophie der Geschichte in diesem Sinne niemals etwas anders sein werde als Reflexion über die Geschichte, als eine räsonnirende Aufzählung derjenigen geschichtlichen Thatsachen, welche grade die Aufmerksamkeit des Interpreten auf sich ziehen; daher denn das Bild nach Verschiedenheit seines zeitlichen und örtlichen Standpunkts, seiner individuellen Erfahrungen und Gefühle sehr verschieden sich gestalten muss. Eine Geschichtswissenschaft wird auf diesem Wege nicht zu Stande kommen. Damit meinen wir keineswegs den Werth dieser Bestrebungen in Abrede zu stellen; und namentlich halten wir die Geschichte derselben deswegen nicht für weniger verdienstlich; für den Charakter eines Volkes und einer Zeit giebt es nichts mehr bezeichnendes als seine Philosophie der Geschichte: es sind ihre Ideale, die sie auf diese Weise wenigstens ideell in die Wirk-

lichkeit hineintragen. Eine anziehende Betrachtung wird es sein, nach Vollendung des Werkes die Leistungen der vier Völker in dieser Rücksicht gegen einander zu halten.

Für die Geschichte der werdenden Wissenschaft der Geschichte dürfte dagegen die vom Verfasser versprochene Darstellung ihrer Beziehungen zu den angrenzenden Wissenschaften von grösserer Wichtigkeit sein, besonders wenn er sich nicht darauf einschränken wollte, im Allgemeinen ersichtlich zu machen, welche Förderung sie von ihnen zu erwarten habe, sondern wenn er den Stand der nächst verwandten Forschungen, der vielzweigigen anthropologischen und ethnologischen, sowie der statistischen, ausführlich darlegen wollte. — Stehen diese durch ihren Inhalt in nächster Beziehung zur Geschichtswissenschaft, so möchte sie der Form nach keiner mehr gleichen, als der Nationalökonomie, oder vielmehr diese ist geradezu der fortgeschrittenste Theil derselben: sie enthält die Gesetze einer wichtigen Seite des geschichtlichen Lebens. Die vollendete Wissenschaft, scheint mir, wird aus lauter solchen abstracten Formeln für die einseitige Wirksamkeit socialer Tendenzen bestehen. Gesetze, die unmittelbar Ausdruck des concreten Geschehens wären, sucht die Wissenschaft nirgends, sondern Gesetze der Wirksamkeit der einzelnen, obgleich nie oder sehr selten einzeln wirksamen Bedingungen oder Tendenzen der Dinge. — Doch zur Ausführung dieser Betrachtungen wird die Fortsetzung des Werkes geeignetere Gelegenheit geben. Wir sehen mit gespannter Erwartung derselben entgegen und geben am Schluss nochmals unserer Ueberzeugung Ausdruck, dass das Werk im Ganzen eine vorzügliche Lösung einer nothwendigen Aufgabe ist.

Fr. Paulsen.

G. Krek, Einleitung in die slavische Literatur-Geschichte und Darstellung ihrer älteren Perioden. Erster Theil. Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. Graz 1874.

Vorbemerkung der Redaction — Der Verfasser der folgenden Beurteilung ist nicht mehr: ein allzuschnelles Geschick hat Hermann Ebel in der Blüte seiner Thätigkeit den Seinen und der Wissenschaft entrissen. Nachdem er lange an Orten gelebt hatte, an denen sein Geist den geeigneten Wirkungskreis nicht fand, ward er vor drei Jahren an die hiesige Universität als ordentlicher Professor der vergleichenden Grammatik berufen. Dieses Glück sollte kurz sein. Aber ein ehrenvolles Andenken hat er sich durch seine Werke gesichert.

Die vorliegende lehrreiche Schrift, nach dem Vorwort aus academischen Vorlesungen entstanden, enthält eine weit grössere und mannichfaltigere Fülle interessanten Materials, als der Titel auf den ersten Blick ahnen lässt, teils in detaillirter Ausführung, teils in flüchtiger Skizzirung, und bietet dabei zur Ergänzung des nur kurz angedeuteten (auch abgesehen von den reichlichen Citaten im Einzelnen), so ausführliche Verzeichnisse der einschlägigen Literatur, dass das Buch zugleich die Bedeutung einer Art Repertorium erhält. Der Verfasser hat sich nämlich nicht damit begnügt, zur Einleitung in die slavische Literaturgeschichte dasjenige heranzuziehen, was zunächst an die eigentliche Literatur grenzt, und was er unter dem etwas paradoxen Namen „traditionelle Literatur“ (wie er selbst indirect zugesteht, eine Art Oxymoron) zusammengefasst hat, d. h erstlich „Märchen und Sagen“, sodann Sprichwörter, Aberglauben, Zaubersprüche und Räthsel“, endlich „Lieder“, und aus deren Betrachtung nach ihrer formalen und realen Seite, Schlüsse auf den Culturzustand der Slaven entweder selbst zu ziehen, oder, was sich schon aus der Menge der citirten Abhandlungen und Hülfsmittel als der häufigere Fall ergiebt, von andern gezogene Folgerungen anzunehmen, und zu bestätigen, und deren Ergebnisse zusammenzustellen; sondern dies alles bildet nur den Inhalt seines zweiten Buches: „Allgemeine Bemerkungen über

die slavische traditionelle Literatur und deren Beziehung zur Culturgeschichte, zunächst zur Mythologie"; wobei überdies der Begriff der traditionellen Literatur eine noch weitere Ausdehnung erhält, wenn mythologischen Beziehungen zu Liebe, zur formalen Seite nicht bloß die Sprache von seiten ihres Inhalts, wie er sich in Personen- und Ortsnamen, Lehnwörtern (d. h. Entlehnungen andrer Völker, namentlich der Magyaren und Griechen, von den Slaven), Volksnamen u. s. w. kundgibt, sondern auch die Sitte in Fest- und Rechts-Gebräuchen gerechnet wird. Vorausgeschickt aber ist eine viel weiter zurückgreifende Einleitung, als erstes Buch: die hauptsächlichsten Nachrichten der linguistischen Paläontologie und der älteren Schriftsteller über die Sprache, die Geschicke und den Culturgrad der alten Slaven". Hier ist also in der That ab ovo (wenn man will, sogar vom ungelegten Ei), ausgeholt, und dieses erste Buch, dessen erste beide Abschnitte ganz in Schleicher'scher Art (nur mit einigen Modificationen der Resultate) die Slaven von der „Arischen" Periode bis zu den verschiedenen Teilungen verfolgen, steht an Umfang hinter dem zweiten, nur um ein ganz geringes zurück.

Man sieht schon aus dieser kurzen Andeutung des reichen Inhalts, es ist dabei auf nichts geringeres abgesehen, als auf ein Gesammtbild des älteren und ältesten (historischen und vorhistorischen) Zustandes der Slaven, wobei culturgeschichtliche (und volkspsychologische) Momente in den Vordergrund treten, die Sprache aber, teils für sich genommen, teils mit Rücksicht auf ihren Inhalt betrachtet, wenigstens den größten und bedeutendsten Raum in dem Hintergrunde einnimmt, auf welchem das ganze Gemälde entworfen und mehr oder weniger ausgeführt ist. Vielfach ist es denn dem Verf. auch wirklich gelungen, dem Leser ein recht lebendiges Bild vorzuführen, wenn auch mit einiger Ausschmückung durch die Phantasie und mit einer gewissen hie und da hervortretenden Idealisirung des slavischen Wesens, zum Teil in Form einer Apologie, die wir indessen dem Slaven um so eher zu Gute halten, als dieser Nationalität auf der andern Seite aus leicht begreiflichen Ursachen längere Zeit unleugbar bei der Beurteilung unrecht geschehn ist. Solche Ausführungen betreffen z. B. schon im

zweiten Abschnitt des ersten Buchs die Lebensweise der Slaven, als eines Einzelvolkes in der Urzeit, in Beziehung auf Vieh- und Bienenzucht, Ackerbau und Wiesencultur, Nahrungsmittel und bekannte Bäume, feste Ansiedlung, Familienleben und Stammverfassung, Recht und Religion und Gewerbe (S. 41—67) nach den Andeutungen, welche der Sprachsatz bietet; vor allem aber gehört zu diesen ausgeführteren Partieen des ersten Buches der ganze Schluss („Cultur- und Sittengeschichtliches“, S. 85 bis 137) des dritten Abschnittes: „die Slaven nach der unmittelbaren Lösung (soll wol heissen: „unmittelbar nach der Lösung?) des Gesammtverbandes“. Im zweiten Buche haben wir hier namentlich den bereits erwähnten ersten Abschnitt („die Sprache“) der ersten Abtheilung („die formale Seite der traditionellen Literatur“) hervorzuheben; übrigens ist das ganze zweite Buch vermöge seines concreteren, so zu sagen, greifbareren Substrats reicher an lebendigen Schilderungen, als das erste, zumal dessen erster und zweiter Abschnitt, „die Slaven ein Glied der Arier“ und „die Slaven nach der Abtrennung vom arischen Grundstamme“, die wesentlich auf Abstractionen der „linguistischen Paläontologie“ beruhen.

Namentlich in diesen ersten Abschnitten geht es denn auch ohne ein etwas freieres Spiel der Phantasie nicht ab, wenn (S. 57) z. B. die schon im slavischen Urlande erfolgte Zweiteilung in eine **n o r d o s t s ü d l i c h e** und eine **w e s t l i c h e** Abteilung mit der verschiedenen Benennung des **H a h n s** bewiesen werden soll, den die Slaven sicherlich (?) um das 5. Jahrh. vor Chr. gekannt hätten, und mit gleicher Bestimmtheit fortgefahren wird: „In dieser Zeit nun waren die Slaven schon von den Littauern geschieden“. Im allgemeinen zeigt jedoch der Verf. ein gesundes Urteil (auch da, wo wir ihm nicht gerade unbedingt beitreten mögen), und wo er kein selbständiges Urteil äussert oder mit seiner eignen Meinung nur zurückhaltend auftritt, da hat er sich wenigstens überall nach Möglichkeit den anerkannt besten Führern anvertraut. Auch in etymologischen Dingen finden wir wohl Einzelnheiten, über die sich streiten lässt, doch nicht leicht geradezu verwerfliches; wunderlich aber nimmt sich z. B. bei der Erklärung des Götternamens

Svarogŭ, bei welcher übrigens auf die richtige Wurzel *svar* (glänzen) zurückgegangen wird, die Anmerkung (auf S. 99) aus, dass dies *svar* sich ebenso mittelst einer Weiterbildung durch *a* aus *sur* entwickelt habe wie der Pronominalstamm *tva* aus *tu*, während doch gerade hier nicht zu bezweifeln ist, dass vielmehrt umgekehrt *sur* aus *svar* durch Vocalschwächung entstanden ist, wie in unzähligen ähnlichen Fällen. Ueber ein paar andre Punkte nachher; zuvor indessen einige Bemerkungen allgemeinerer Art, die wir nicht unterdrücken können, über Darstellung und Verteilung des Stoffes.

Einerseits ist dadurch, dass die culturgeschichtlichen Folgerungen aus der Sprache an zwei ganz verschiedenen Stellen dargelegt werden (im ersten Buch unter der Rubrik: die Slaven als Einzelvolk, im zweiten Buch in dem Abschnitt: die Sprache), speciell die mythologischen Bezüge sich sogar an mehreren Stellen in beiden Büchern zerstreut finden, eine Zersplitterung des zunächst zusammengehörenden Materials eingetreten, die das Verfolgen des Gedankenganges ungemein erschwert und beim Leser durch die Nöthigung zu unerquicklichem hin- und herblättern, schliesslich ein Gefühl des Missbehagens und der Ermüdung erzeugt, welches durch gewisse stilistische Eigenheiten wahrlich nicht gemildert wird: dahin gehört der unmäßige Gebrauch unnöthiger Fremdwörter (z. B. *eruiren*, mit besonderer Vorliebe wiederholt, vor allem aber *avitisch*, wie es scheint, ein selbstgemachtes Wort, das wenigstens dem Ref. bisher sonst noch nirgends begegnet ist,) und eine das Verständniss erschwerende, mehrfach wiederkehrende Nachlässigkeit im Satzbau, namentlich im Bau der Relativsätze (z. B. S. 115: „bei denjenigen slavischen Zweigen, die ein Volk mit einer scharf und allseitig entwickelten Religion zu Grenznachbarn hatten oder diese einen unmittelbaren intellectuellen Einfluss auf erstere zu einer Zeit ausübten“ u. s. w. oder S. 58 Anm.: „was wir . . für sehr anfechtbar halten, aber auch . . nicht sonderlich zu rechtfertigen ist“.

Andererseits vermissen wir besonders im ersten Buch, bisweilen eine Trennung des ungleichartigen, und zwar mehrmals zum Schaden der gewonnenen Resultate; eine schärfere Scheidung

zwischen den Ergebnissen der Sprachforschung und den Nachrichten der Schriftsteller wäre hier ebenso nöthig gewesen als ein genaueres auseinanderhalten der Perioden, denen gewisse Worte und Begriffe angehören, und eine strengere Aussonderung des entlehnten oder zweifelhaften Sprachgutes vom ureignen. Die Anmerkung auf S. 41 („gegen die Resultate der Sprachwissenschaft treten die Berichte mittelalterlicher Schriftsteller, die den Slaven die Kenntniss des Ackerbaues absprechen, zurück, ja sie werden geradezu gegenstandslos") läuft zum Teil auf eine solche Verwechselung verschiedener Gesichtspunkte und Perioden hinaus: die Verwendung der Wurzel *ar* zur Bezeichnung ackerbauender Thätigkeit gehört sämmtlichen europäischen Indogermanen an, beweist mithin allerdings, dass ihnen allen in sehr früher Zeit („dem europäischen Grundvolk", wie der Verf. in Einverständnis mit Fick und andern sich ausdrückt) Ackerbau bekannt gewesen ist; das schliesst aber noch keineswegs aus, dass einem einzelnen Volke innerhalb dieses Kreises nachher die Uebung derselben abhanden gekommen sei, wie wir ja durch ausdrückliche Zeugnisse von den alten Germanen wissen, dass sie ihn gering geachtet und vernachlässigt haben, und eine solche Vernachlässigung in späterer Zeit mögen die mittelalterlichen Schriftsteller bezeugen. Dass die Slaven vor ihrer Teilung die Birke (*brēza*) gekannt haben (S. 43), ist zwar richtig, aber die Kenntnis dieses Baumes geht offenbar in weit ältere Zeit zurück, da der gleiche Name nicht nur im Lit. *béržas* und im Deutschen, sondern auch im skr. *bhūrǵa* wiederkehrt; die Buche dagegen (*buky*) ist ihnen jedenfalls erst bei weiterem Vorrücken nach Westen bekannt geworden, da nicht nur der Name, wie schon Miklosich bemerkt hat, seine Entlehnung aus dem Deutschen durch das *u* und *k* deutlich verräth, sondern auch der Baum als hervorragend deutscher anderweitig bezeichnet wird, z. B. im finn. *saksan tamme* (buchstäblich: „sächsischer Stamm", d. h. deutsche Eiche). Wie *chlēbŭ* Brot (S. 42) aus dem slavischen erklärt werden soll, ist uns unklar; noch weniger können wir am lateinischen Ursprung des Wortes *malinŭ* wie der entsprechenden litauischen, deutschen und keltischen Bezeichnungen der Mühle zweifeln,

während allen diesen Völkern ein im wesentlichen übereinstimmender Name der Handmühle gemeinsam ist, entsprechend der primitiveren Culturstufe. Damit werden auch hier einzelne Folgerungen des Verf. hinfällig.

Endlich noch eine mehr äußerliche Bemerkung. Das Buch sollte nach der Absicht des Verf. auch dem Nichtslavisten leicht verständlich werden; dazu wäre eine consequenter durchgeführte Uebersetzung aller slavischen Citate nöthig gewesen, die nur in den meisten Fällen gegeben ist. Auch nach einer andern Seite hin vermissen wir eine nothwendige Rücksicht auf die Leser, die sich doch der Verf. schwerlich alle als Sprachforscher von Fach vorgestellt hat. Im ersten Abschnitt wird zur Einführung in die Resultate der Sprachvergleichung vor der Characteristik der „arischen" Ursprache eine Einteilung der Sprachen voraufgeschickt; dass dabei die Schleicher'sche gewählt ist, darüber mögen wir mit dem Verf. am wenigsten rechten, denn sie verhält sich zur Steinthal'schen etwa wie in der Botanik das Linné'sche System zum natürlichen, empfiehlt sich somit gerade durch ihre größere Aeußerlichkeit dem Laien zur Einleitung wegen ihrer leichteren Fasslichkeit; dann aber dürften doch nicht die nackten Bezeichnungen einsilbige, zusammenfügende „(agglutinirende) und flectirende" ohne jede weitere Erklärung gegeben werden, bei denen der Laie (ausser bei der ersten etwa) sich schlechthin gar nichts denken kann.

Zur Sache sei hier zunächst bemerkt, dass uns weder dafür die Beweise beigebracht scheinen, dass die Zweiteilung der Slaven schon im Mutterlande erfolgt sei, noch dafür, dass die Polaken sich vor Sorben und Czechen von der westlichen Abteilung losgetrennt hatten; uns erscheint noch immer die von Schleicher übereinstimmend mit Hilferding aufgestellte Einteilung des westslavischen in lechisch und czechisch-serbisch des lechischen in ostlechisch (polnisch) und westlechisch (polabisch und kaschubisch) die bestbegründete.

Endlich noch ein paar Worte über die Sprachtrennungsfrage überhaupt, bei deren Besprechung auch Ref. erwähnt ist, zur Beseitigung von Missverständnissen. Aufgeführt sind das Schleicher'sche und das Lottner'sche Schema, dabei indirect dem

letzteren der Vorzug gegeben, unter gelegentlicher Hindeutung auf die Annahme einer gräcoitalischen Periode statt einer italokeltischen, die Schmidt'schen Anfechtungen der bisherigen Stammbäume aber als durch Fick völlig beseitigt angesehen. Diese völlige Beseitigung kann nun Ref. nicht als gelungen betrachten, muss vielmehr die Ansicht festhalten, dass das negative Resultat von Joh. Schmidt's Untersuchungen bis jetzt noch nicht umgestossen ist, und dass in der That auch die Vermittelungen da sind. Ref. selbst legte sich, als er zu den ersten Ergebnissen seiner keltischen Studien gelangt war, die Frage vor: steht das Keltische unter den beiden Sprachen, mit denen es sich zunächst berührt, dem Germanischen oder Italischen näher? und kam zu dem Resultat: wenn die Scheidung zwischen nord- und südeuropäisch so stricte durchzuführen ist, wie Schleicher wollte, so gehört das Keltische zu den südeuropäischen Sprachen. Ich zweifelte jedoch ernstlich an der Richtigkeit dieser festen Scheidung, wie denn Lottner gerade damals umgekehrt die Italer den „nordischen" Völkern näher gerückt hatte, und zweitens mochte ich nicht mit einer neuen unerwiesenen Hypothese hervortreten; ich hob daher zunächst nur einige Hauptpunkte, worin das Keltische mit dem Italischen (und weiterhin mit dem Griechischen) übereinstimmte, gegen Lottner hervor, der es vermuthungsweise mit den „nordischen" Sprachen verbinden wollte. Weitere Ausführungen, die ich mir vorbehalten hatte, überhob mich Schleicher durch seinen unmittelbar darauf folgenden Artikel mit scharf ausgesprochenem Urteil, dagegen drängte er mich zu einer Hervorhebung der entgegengesetzten Coincidenzpunkte und dabei ist es mir denn ergangen, wie es wohl zu gehen pflegt: um Unparteilichkeit zu wahren und vor übereilten Folgerungen zu warnen, hob ich die andre Seite schärfer hervor, als ich ursprünglich gewollt hatte. Inzwischen hat sich mir einerseits meine ursprüngliche Ansicht von der engen Zusammengehörigkeit des keltischen und italischen immer mehr befestigt, andrerseits aber haben sich mir durch fortgesetzte Erforschung der keltischen, speciell irischen Lautgesetze immer größere Annäherungen an die germanischen, immer mehr Vermittlungen ergeben, wie irisch *ainm* (= **anmen*), sich dem got. *namo* an

die Seite stellt, gegenüber dem griech. *ὄνομα* und lat. *nōmen* (während sonst in der Regel das kelt. hier mit griech. und lat. geht, z. B. *ocht* = *octo*, *ὀκτώ* gegen *ahtau*), so nähern sich beide auch, und zwar noch häufiger, durch die Entwicklung des *ι* aus *e* (z. B. *biru*, in Zusammensetzung *biur*, = ahd. *piru* gegen *φέρω*, fero). In ähnlicher Weise zeigen sich Vermittlungen zwischen den einzelnen Sprachen auf romanischem Boden, piemont. und mailänd. z. B. ganz wie im französischen *ü* für *u*, *o* und *eu* (*oeu*) = *ö* für *uo*, Abfall von *e* und *o*, so *coeur* für ital. *cuore*. Selbst die Vermittlung zwischen Europa und Asien bleibt nicht aus. Dem europ. *e* (*i*) in *ἐγώ*, *ego*, *ik* tritt *a* gegenüber im slav. *azŭ*, lit. *asz* ganz wie im zend. *azĕm*; umgekehrt teilen die eranischen Sprachen mit den europäischen den Uebergang von *tt* (*dt*) in *st* (*çt*) im Gegensatz zum Sanskrit.

Kurz, auf dem Wege, den Fick eingeschlagen hat, gerade von seiten der Lautverhältnisse, möchte selbst die Scheidung zwischen Ariern und Europäern schwerlich zu beweisen sein; es bedarf dazu noch weit allseitigerer Berücksichtigung ganz andrer Factoren.

H. Ebel.

Edward B. Tylor, die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte. Unter Mitwirkung des Verf. ins Deutsche übertragen von Spengel und Poske. Leipzig. Winter'sche Verlagsbuchhandlung 1873.

Der Titel des Originals lautet: Primitive Culture 1871. Das ältere Werk des Verfassers: „Early history of mankind" 1865 ist unter dem Titel „Urgeschichte der Menschheit" ebenfalls schon deutsch erschienen. Wir sind nicht gewillt, unsere Unterlassungs-Sünden zu beschönigen; sondern wir sind bereit, sie offen zu bekennen. Eine der schlimmsten ist eben die gegen

Herrn Tylor. Die genannten Werke desselben gehören ganz eigentlich in den Kreis der historischen Psychologie, und unbedingt ist er einer der tüchtigsten, geistvollsten Arbeiter auf diesem Gebiete, nicht nur in England, sondern überhaupt unter den Cultur-Völkern. Er verbindet eine außerordentliche Kenntnis der einschlägigen Tatsachen mit Kritik, besonnenem Urteil, gerechter Würdigung, weitreichender Combination, und in so geschmackvoller Darstellung, wie sie selbst in England, um von Deutschland zu schweigen, gewiss nur selten ist.

Des Verf. Grundgedanke ist, dass sich alle Civilisation und Cultur aus dem Zustande der Wildheit uud Rohheit entwickelt hat. Wie geläufig uns auch dieser Gedanke ist, so war er doch nicht zu allen Zeiten anerkannt. Er liegt zwar dem einfachen Nachdenken recht nahe. Die Bibel vertritt ihn, wie auch der Parsismus. Aus Blättern geflochtene Schürzen und Tierfelle waren der Anfang der Kleidung (1. Mos. 3, 7. 21). Aus Ackerbau und Viehzucht entwickeln sich ethische Verhältnisse, feste und losere Ansiedlungen (das. Cap. 4). Dann kam das Erz- und Eisen-Zeitalter (4, 22), wo sich auch Dichtung und Musik einstellte. Andererseits aber liegt dem Gemüt auch die entgegengesetzte Annahme von einem Verfall und Abfall des Menschengeschlechts nicht minder nahe. Im ungebildeten, nicht reflectirenden Bewusstsein bestehen leicht beide Ansichten unangefochten neben einander. Soll aber wissenschaftliche Klarheit und Bestimmtheit erwachsen, so muss man sich für das Eine oder Andere entscheiden. Und im Anfange dieses Jahrhunderts innerhalb der romantischen Schule hat man sich für die Lehre vom Abfall entschieden. Der Wilde und Halbcivilisirte besitze die Reste einer ehemals höhern Cultur; Sprache und Mythos seien Erzeugnisse einer Ur-Cultur. Der Verfasser weist diese Ansicht ab. Ist er dabei auch ausführlicher als uns für heute nöthig erscheint: so bleibt er doch immer anziehend durch einzelne Tatsachen, die er mitteilt.

Ihm eigentümlich gehört der Begriff der „Ueberlebsel" an. Er versteht darunter Vorstellungen, Sitten, Einrichtungen, welche heute noch leben, aber bei Seite, ohne im Zusammenhange unserer heutigen Cultur zu stehn, auf einer viel niedreren

Stufe der Cultur erzeugt und in das heutige Leben nur unfolgerecht mit hereingezogen. Sie entsprechen den „Rudimenten“ in der Entwicklungs-Geschichte der Organismen. Natürlich können die Ueberlebsel nicht aus den Gedanken und Verhältnissen der Gesellschaft, innerhalb deren sie sich befinden, erklärt werden; man muss sie im Gegenteil aus derjenigen Culturstufe heraus zu begreifen suchen, in der sie gewachsen sind. Das wird ebenso lehrreich als anziehend dargelegt.

Was den Ursprung der Sprache betrifft, der hier ebenfalls behandelt wird, so hält zwar der Verfasser die Onomatopöie fest. Er widmet aber dieser Theorie eine so umsichtige und scharfe Kritik, dass man kaum recht begreift, wie er dieselbe nun noch aufrecht erhalten könne. Niemals ist sie so scharf und, man möchte fast hinzufügen, so siegreich bekämpft worden, wie von ihm. Die einzige Stütze, welche ihr Tylor lässt oder erbaut, steht mindestens auf unsicherm Boden. Diese Stütze ist nämlich der Nachweis der Uebereinstimmung onomatopoetischer Laute in mehren fern von einander liegenden Sprachen. Hier liegt aber der Gedanke nahe, dass, wenn jene Sprachen wilder Völker, die wir nur durchaus mangelhaft kennen, so vortrefflich etymologisch bearbeitet wären, wie die indogermanischen, sich wohl jene Uebereinstimmungen als Zufälligkeiten erweisen würden, aus denen sich vielleicht immer noch ein wertvoller Satz erschließen lassen dürfte, nur nicht der einfache Satz der Onomatopöie.

Wenn ich nun, nach so reichlich gespendetem Lobe, gefragt werde, ob ich wirklich mit Tylor übereinstimme: so gerate ich in Verlegenheit. Ich darf nicht verhehlen, dass ich mich bei der Lesung des Buches bald rechts, bald links gezupft gefühlt habe. So ist mir der Verdacht entstanden, es könne sogar eine tiefe Kluft zwischen uns bestehen, die sich gar bald auch als weite Kluft erweisen möchte. Der Leser wird mein Mistrauen begreifen, sobald ich ihm folgenden Fall vorgeführt haben werde, der keineswegs für mich der überwiegendste ist, sondern nur für den Leser der handgreiflichste sein soll, wie er es auch für mich war.

Tylor sagt I. S. 234: „Nun hat man W. von Humboldts

Ausspruch, dass die Sprache ein „„Organismus““ sei, als einen gewaltigen Schritt in der philologischen Speculation betrachtet; und das ist er gewesen, soweit er die Forscher dazu veranlasst hat, ihr Auge auf allgemeine Gesetze zu lenken. Aber er hat auch die Menge leeren Denkens und Redens gesteigert und dadurch nicht wenig zur Verdunkelung der Frage beigetragen. Hätte Humboldt damit gemeint, dass die menschlichen Gedanken, Sprachen, überhaupt ihre Handlungen ihrem Wesen nach organisch seien, und bestimmten Gesetzen folgen, so wäre das ganz etwas Andres gewesen; aber das war gerade nicht seine Meinung, und wenn er die Sprache einen Organismus nennt, so will er eben damit sagen, dass sie frei von menschlichen Künsten und Mitteln sei. Es war für Humboldt ein abscheulicher Gedanke, die Sprache zu einem bloßen Werk des Verstandes zu erniedrigen. Der Mensch, sagt er, bildet nicht die Sprache, sondern betrachtet vielmehr mit einer Art freudiger Verwunderung ihre Entwicklung, welche wie von selbst kommt. Wenn jedoch die praktischen Leistungen, durch welche Wörter gestaltet oder neuen Bedeutungen angepasst werden, nicht von einer Tätigkeit des Verstandes bedingt sind, so müssen wir ohne Ausnahme die List des Soldaten im Felde oder die Kunstfertigkeit des Tischlers an seiner Hobelbank in die dunkeln Regionen des Instincts und der unfreiwilligen Handlungen zurückweisen. Dass die Leistungen einzelner Menschen sich vereinigen, um Resultate hervorzubringen, die sich in jene allgemeinen Gruppen von Tatsachen bringen lassen, deren Grundideen wir Gesetze nennen, kann man auch hier wieder als einen der Hauptsätze der Culturwissenschaft aufstellen. Aber das Wesen einer Tatsache erleidet dadurch keine Veränderung, dass sie mit andern derselben Art in eine Gruppe gebracht wird, und ein Mensch ist darum nicht weniger der geistige Urheber eines neuen Wortes oder einer neuen Metapher, weil zwanzig andre geistige Urheber anderswo zu demselben Auskunftsmittel gegriffen haben.“

Diese Stelle enthält nach meiner Ansicht Satz für Satz und, fast möchte ich sagen, Wort für Wort, widerlegbare Irrtümer. Diese darzulegen ist hier kein Raum; denn dazu würde viel Raum erfordert. Hier sollte nur gesagt sein, dass zwischen

einem Manne, der über Humboldt so denkt, wie Tylor, und jemanden, der so denkt wie ich, notwendig eine Kluft bestehn müsse. Nur was diese ungefähr zu bedeuten hat, darüber folgende wenige Worte.

Meine kleine Person kommt hier gar nicht in Frage; Humboldt ist es, gegen den sich Tylor wendet. Nun ist aber Wilhelm von Humboldt erstlich der Geist der neuern Sprachwissenschaft, der Sinn, in welchem Grimm und Bopp mit ihren Nachfolgern die Sprachwissenschaft ausgebaut haben. Wenn Tylor recht hat, so schwanken auch Pott und Benfey, Kuhn und Curtius u. s. w. in der Irre.

Humboldt ist aber zweitens auch ein glänzender Ausdruck des Geistes, in welchem die deutsche Wissenschaft überhaupt seit den letzten Jahrzehnten des vor. Jahrh. betrieben ward. Tylors Kriegserklärung gegen Wilhelm richtet sich auch gegen Alexander, und wenn ich von unsern Naturforschern absehen will, gegen Fr. Aug. Wolf und die beiden Schlegel mit der ganzen Schaar der deutschen Philologen unseres Jahrhunderts.

Ist es nun Tatsache, dass durch die Anhänger des Humboldtschen Geistes die Sprachwissenschaft geschaffen ist, und dass durch die Philologen in demselben Geiste ein Verständnis der antiken Poesie und Philosophie und Praxis geschaffen ist, wie es niemals zuvor erreicht war: so wäre nur die Frage, ob solche Erfolge trotz des irrigen Princips und der haltlosen Grundlage gewonnen sind, oder, wie ich meine, gerade durch dieselben.

Es wird also klar sein, was ich meine. Es liegt hier eine Kluft vor, die nicht objectiv ausgefüllt, sondern nur durch das Gesetz der Humanität subjectiv überbrückt werden kann, wonach hüben und drüben nach Recht und Billigkeit gegenseitig Hochachtung gehegt wird.

Schließlich: Es giebt nichts Vollkommenes auf Erden: der deutsche Humanismus hat ebenfalls seine Mängel. Nächstens wird Böckhs Encyclopädie erscheinen. Dieses Werk, das wie kein andres den Sinn der deutschen Wissenschaft im goldenen Jahrhundert des deutschen Geistes offen legen wird, soll mir im nächsten Bande Gelegenheit bieten, eine Kritik dieses Sinnes zu

geben. Mein unerschütterlicher Grundsatz ist folgender. Eine Kritik welche sagt: nicht so, sondern so; dies ist wegzufegen, und jenes dafür hinzustellen, — solche Kritik ist gar nichts wert, verdient den Namen nicht, um so weniger, je heftiger sie gegen den Gegensatz wütet und ihn „wegfegen“ will. Sie zeigt nur völliges Unverständnis des Objectes und ihrer Aufgabe. Die wahre Kritik ist positiv und schöpferisch. Wer die Natur bekämpft, wird sie nie begreifen und beherschen: so wird auch ein wirklicher Geist, wie der deutsche Humanismus, nur dadurch ergänzt und corrigirt, dass man sich mit voller Selbstlosigkeit und innigster Liebe ihm hingibt, und aus ihm heraus seine Mängel abstößt und neue Glieder entwickelt. An solchem Maßstabe messe der Leser meine kritische Tätigkeit, namentlich meine Kritik Humboldts und Lachmanns und meine demnächst erfolgende Kritik Böckhs.

Steinthal.

Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrids von Oskar Erdmann. Gekrönte Preisschrift der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien (Paul Hal'sche Stiftung). Erster Theil. Die Formationen des Verbums in einfachen und in zusammengesetzten Sätzen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1874. XVIII u. 234 S.

Wir begrüssen den ersten Teil von Erdmann's Untersuchungen über die Sprache Otfrids als einen trefflichen Beitrag zur deutschen Syntax. Erdmann behandelt in demselben die Bedeutung der einzelnen Tempora und Modi in einfachen wie in zusammengesetzten Sätzen, geht auf die Mittel zur Bezeichnung der Satzverbindung ein, erörtert dann unter genauer Berücksichtigung der in den verschiedenen Sätzen begegnenden Coniunctionen die causalen, concessiven, conditionalen und tempo-

ralen wie die Relativ-Folge- und Absichts-Sätze und schließt mit der Darstellung des Infinitivs und der Participia. Er beschränkt sich zwar auf den Sprachgebrauch Otfrids, sucht aber und zwar mit Erfolg „zugleich auf ein weiteres und höheres Ziel der Forschung“ hinzuarbeiten, indem er in Otfrids Sprache Spuren der historischen „Entwickelung auch des syntaktischen Gebrauchs im Deutschen zu erkennen“ strebt (Vorwort S. IV). In dieser Hinsicht ist seine eingehende Behandlung der Mittel zur Bezeichnung der Satzverbindung besonders hervorzuheben.

Unter Berücksichtigung der neueren diese Frage betreffenden sprachwissenschaftlichen Arbeiten geht er auf die Entstehung des Relativsatzes im Deutschen ein und kommt zu Resultaten, die von den hierüber geläufigen Vorstellungen abweichen. Während man, besonders seit Windisch's Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens dasselbe in denjenigen Sprachen, in denen es einem Demonstrativstamme angehört, auf den anaphorischen Gebrauch des letzteren zurückführt, versucht Erdmann die deutschen der relativen Verbindung dienenden Pronomina „als ursprünglich demonstrative Bestimmungen des Hauptsatzes aufzufassen, welche für den Nebensatz, der sich an sie anschloss, allmählich die rein formale Einleitung wurden, mit ihm als solche verwuchsen und sich dann auch seiner Construction unterwarfen“ (S. 50 ff.). Er erklärt also „das im Ahd. entwickelte relative Satzgefüge nicht aus einer bloßen Rückweisung vom Nebensatz aus, sondern durch ein Ueberwiegen der demonstrativen Hinweisung auf den gemeinsamen Gegenstand im Hauptsatze, in der Art, dass der Nebensatz ohne eigne Bezeichnung dieses in der Vorstellung noch mächtigen Gegenstandes und in einfacher Wortstellung sich anschloss“ (ebd.). Zu dieser Auffassung bestimmen Erdmann zwei Umstände, erstens die Wortstellung der eigentlichen Relativsätze und zweitens die Fortdauer der demonstrativen Bedeutung des zum Relativum gewordenen Pronomens.

Für uns hat der letztere Umstand nicht die beweisende Kraft, die Erdmann ihm zugesteht. Dagegen beweist uns, um andres vorläufig unerwähnt zu lassen, das erste Argument Erdmanns nicht minder als die ganze Form vieler Sätze, in denen

ein relatives Pronomen vorkommt, die Richtigkeit seiner Behauptung. Sätze wie z. B. in droume si in zelitun then weg si faran scoltun Otfrid I, 17, 74 können wir uns auf keine andre als die von Erdmann angegebene Weise erklären. Der Auffassung Jollys, der in Curtius Studien (VI. S. 233) diesen Satz mit den Worten „einen Weg sie sollten ihn fahren" widergibt und ihn mit R. V. 10, 15, 6 *mā́ hiṅsishṭa pitaraḥ kéna cin no yád va ā́gaḥ purushátā́ kárāma* „bestraft uns nicht, ihr Väter, um irgend einer Sünde willen, wir sollen nur irgend eine gegen euch nach Menschenweise begehen" vergleicht — dieser Auffassung können wir nicht beistimmen. Denn unserer Ansicht nach können Sätze wie der letztere nur in einer Zeit entstanden sein, in der das Pronomen relativum schon durchaus als solches empfunden wurde (vgl. dies. Bd. S. 48 f.) Dass aber im Deutschen das Relativum als solches nie in einer Verbindung gebraucht wurde, wie sie dieser Satz zeigt, bedarf keiner Erörterung.

Dass in einer Formsprache einem sogenannten Nebensatze die besondere Vertretung der ihm mit dem Hauptsatze gemeinsamen Vorstellung abgehen kann, beweisen, um von neueren Sprachen, in denen der Ursprung des Mangels strittig sein könnte, zu schweigen, die semitischen Sprachen, besonders das Hebräische, auf das schon Tobler in dieser Zeitschrift (Bd. VII, S. 339) kurz hingewiesen hat. Dasselbe entrāt gerade in Sprachdenkmälern, die auch sonst sich als sehr alt erweisen, des Pronomen relativum ganz und gar. So heisst es in dem Liede Mosis, dessen hohes Alter die Suffixa *āmo* und *ēmo* allein schon bekunden würden, v. 17 *t'bīēmō w'tiṭṭāēmō b'har nachᵃlātʼka māchōn l'schibt'ka pāaltā iahve, miqdāsch adōnai kōn'nū iādekā* „du bringest sie und pflanzest sie in den Berg deines Besitztums, die Stätte deines Weilens, du geschaffen hast Jahve, das Heiligtum, Herr, gegründet haben deine Hände".

Schwieriger erscheint die Erklärung der Umwandlung des inhaltsvollen Pronomen demonstrativum in das inhaltsleere Relativum. Erdmann stellt im Vorwort (S. VI), indem er gegenüber den nach dem Abschluss seiner Arbeit erschienenen Abhandlungen über das relative Satzgefüge seine Meinung zu-

sammenfasst, den Satz auf: „ther erlangte relative Verwendung, indem es ohne Aenderung oder Abschwächung seiner zum Hauptsatze passenden Bedeutung als formale Einleitung des Nebensatzes empfunden wurde“. Gerade dies scheint uns der Erklärung bedürftig, wie ein zu einem Satze gehöriges Wort ohne Veränderung seiner Bedeutung zu der Geltung einer formalen Einleitung des folgenden gelangen kann. Behält es seine volle Bedeutung, so muss es durchaus als Glied des Satzes angesehen werden, zu dem es ursprünglich in jener Bedeutung gehört. Was Erdmann gegen Jollys oben erwähnte Auffassung bemerkt, dass „dasselbe einmal gesetzte Pronomen doch nicht zugleich stark demonstrativ (für den Hauptsatz) und abgeschwächt (für den Nebensatz) ausgesprochen und empfunden worden sein kann (ebd. S. VIII), das kann mit geringer Abänderung gegen ihn selbst angeführt werden, nämlich dass dasselbe einmal gesetzte Pronomen doch nicht zugleich stark demonstrativ (für den Hauptsatz) und als formale Einleitung (für den Nebensatz) ausgesprochen und empfunden worden sein kann. Denn wenn er ebd. fortfährt, „dass das Pronomen ther für den unverbundenen Nebensatz als formale Einleitung angesehen werden konnte, indem dabei sein eigentlicher Inhalt, seine Bedeutung für den Hauptsatz nicht zu einer andern Bedeutung abgeschwächt, sondern über dieser formalen Geltung total vergessen wurde,“ so scheint er zu übersehen, dass das nicht plötzlich geschehen sein kann, sondern, dass eine Zeit lang jene doppelte Function statt gefunden haben müsste. Auch die „analoge Entwickelung der Coniunctionen *sô*, *êr* u. a. aus inhaltlichen Bestandteilen des Hauptsatzes zu formalen Einleitungen des Nebensatzes“, auf die Erdmann (Vorwort S. IX) als auf eine Stütze seiner Ansicht sich beruft, kann uns nicht überzeugen, weil die Entwickelung nur äusserlich analog ist. Erdmann behauptet nämlich — wie wir glauben, mit Recht —, dass diese Coniunctionen eigentlich dem Nebensatze angehören, ursprünglich in ihm allein standen und dann erst an die Spitze des Vordersatzes gestellt wurden. „Indem z. B. *sô* schon an die Spitze des Vordersatzes gestellt wurde, schwebte dem Sprechenden die Vorstellung vor,

dass das Ereigniss des Vordersatzes in einem *sô* (d. h. in einem durch *sô* angedeuteten Verhältniss) zu demjenigen des Nachsatzes stünde" (S. 47). Wir haben es demnach hier mit einem Vorauswirken von Vorstellungen zu thun, wie es z. B. im lateinischen tametsi und wohl auch in ut primum, ubi primum stattfindet. In Folge einer solchen Vorauswirkung treten *ê*, *sô* u. a. schon vor den Vordersatz und erhalten nach und nach auch die Geltung einer formalen Einleitung desselben, ohne jedoch ihre ursprüngliche Bedeutung zu verlieren. Ist diese Entwickelung der des Demonstrativums zum Relativum analog? Wird auch das Hinübertreten jenes in den Nebensatz durch seine Bedeutung veranlasst? Und behält es dieselbe auch als formale Einleitung immerwährend wie jene Coniunctionen stets ihre Bedeutung behalten haben?

Aus diesen Gründen pflichten wir Erdmann nicht bei und sehen die Abschwächung der demonstrativen Kraft als die notwendige Vorbedingung des Hinüberziehens des Pronomens an. In der Erklärung des Vorgangs aber gehen wir von Sätzen aus wie Otfrid V. 5,3 *liefun thie nan minnôtun.* In solchen Sätzen erscheint uns der Nebensatz als der Inhalt des Pronomens. Dieses Verhältniss wurde aber nicht von vornherein vom Sprechenden empfunden. Vielmehr enthielt das Pronomen für ihn ursprünglich eine Hinweisung auf die nicht genannte sondern nur gesehene oder gedachte Person oder Sache an sich, von der er in dem folgenden Satze eine besondere Eigenschaft erwähnte. Erst als dieses Hinschauen auf die Person oder Sache an sich schwächer wurde, empfand der Sprechende den engeren Zusammenhang zwischen dem Demonstrativum und dem folgenden Satze und nun wies jenes auf diesen als seinen Inhalt hin. Damit aber hatte schon die demonstrative Kraft eine Einbusse erlitten. Ihre fernere Schwächung ging dadurch vor sich, dass der Sprechende über das zeigende Wort zu dem gezeigten Inhalt hindrängte. Hiermit zugleich aber schloss sich das Pronomen enger an den folgenden Satz an und löste sich von demjenigen, dessen Glied es ursprünglich gewesen war.

In solchen Sätzen also, in denen das bloße Demonstrativum dem Nebensatz voranging, vollzog sich unserer Ansicht nach

der Uebergang des Demonstrativums in das Relativum zuerst. Erst nachdem dieses hier entstanden war oder als hier das Hinüberneigen des Demonstrativs zu dem zweiten Satze begonnen hatte, verband man, wohl nicht ohne ein Gefühl der Analogie, auch mit Substantiva verbundene Demonstrativa enger mit dem Nebensatze. Hierbei ist nicht zu übersehen, dass die Bedeutsamkeit der beiden Sätzen gemeinsamen Vorstellung, deren Träger das Substantivum war, die Schwächung der demonstrativen Kraft schon vorher veranlasst haben dürfte.

Während diese letztere durch das Substantivum herbeigeführte Schwächung des Demonstrativs an die Entstehung des Artikels aus dem Pronomen demonstrativum erinnert, entspricht der oben dargelegten Entwickelung des Relativs aus dem alleinstehenden Demonstrativ die der Coniunction „dass“ aus dem Neutrum des Pronomen demonstrativum. Dieses freilich wies von vornherein nur auf den folgenden Satz hin. Durch ihn als seinen Inhalt verlor es seine hinweisende Kraft und wurde zum Satzartikel der sich mit seinem Satze enger verband. Ein Satz wie „*Weiz ih, daz du wâr segist*“ (Christus und die Samariterin v. 25) hieß danach ursprünglich „*Weiz ih daz, du segist wâr*“ und war inhaltlich nicht verschieden von dem der Hinweisung entratenden Satze „*Weiz ih, du segist wâr.* Die Wortstellung aber wurde erst später gemäss der in den Nebensätzen gebräuchlich gewordenen auch hier umgeändert. Dass die ursprüngliche Wortstellung oft erhalten ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

Erdmann fasst diese Coniunction „dass“ anders auf. Er bemerkt zwar (§ 102 S. 61): Diejenigen Fälle, wo ein thaz am Ende des Hauptsatzes steht, zeigen wie das Pronomen thaz ursprünglich an die Spitze des Nebensatzes treten“, fährt aber fort „und dann als Relativum mit ihm verwachsen konnte“. Er lässt also die Coniunction aus dem Pronomen relativum entstehen. So spricht er denn (§ 99) von der aus dem relativen Pronomen entwickelten Coniunction thaz und stellt sie (§ 104) auf eine Stufe mit den Coniunctionen *ὅτι*, *quod*, *que.* Gleich diesen bildete seiner Ansicht nach auch die Coniunction thaz „ursprünglich als Accusativ des sächlichen relativen Pro-

nomens das innere Object der Handlung des Nebensatzes" und war deshalb geeignet „den ganzen Inhalt desselben dem Hauptsatze gegenüber zu repräsentiren“ (ebd.). Gesetzt nun, dass diese Bemerkung in Betreff der griechischen, lateinischen und romanischen Coniunctionen richtig wäre, ließe sich, was von diesen gilt, ohne weiteres auch auf das deutsche thaz übertragen? Bedenken wir, dass jene auf einem ganz andern Wege als dieses zur Function eines Relativums gelangt, dass sie von vornherein Glieder des Nebensatzes gewesen sind. Thaz aber war nach Erdmann selbst ursprünglich Glied des Hauptsatzes und trat aus diesem erst in den Nebensatz über. Dass es nun in diesem, nachdem es im Hauptsatze Subject oder ein von einem bestimmten Verbum abhängiges Object gewesen, inneres Object geworden ist, das dem Hauptsatze gegenüber den ganzen Inhalt des Nebensatzes repräsentirte, davon können wir uns nicht überzeugen.

In ähnlicher Weise wie das deutsche Demonstrativum zu dem Nebensatze gezogen wurde, verband sich — hierauf weisen wir als auf eine fernere Stütze der Erdmannschen Behauptung hin — im Gotischen das Demonstrativum des Hauptsatzes mit dem Nebensatze. Dass hier die relative Kraft in dem Wörtchen *ei* allein liegt, hat schon Jacob Grimm (Grammat. III S. 15) bestimmt ausgesprochen. Er findet es jedoch „merkwürdig“, dass Nehem. 5,14 *jah fram þamma daga ei anabauþ mis* ἀπὸ ἡμέρας ἧς ἐνετείλατο μοι das bloße *ei* relativ steht. Wir aber halten gerade Sätze wie diesen, z. B. Col. 1,9: *duþþe jah veis fram þamma daga ei hausidedum ni hveilaidedum faur izvis bidjandans jah aihtrondans* διὰ τοῦτο καὶ ἡμεῖς ἀφ᾽ ἧς ἡμέρας ἠκούσαμεν οὐ πανόμεθα ὑπὲρ ὑμῶν προσευχόμενοι καὶ αἰτούμενοι, Lucas 17, 30: *bi þamma vairþiþ þamma daga ei sunus mans andhuljada* κατὰ ταῦτα ἔσται ᾗ ἡμέρᾳ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου ἀποκαλύπτεται, 1,20: *jah sijais þahands jah ni magands rodjan und þana dag ei vairthai þata**) καὶ ἰδοὺ ἔσῃ σιωπῶν καὶ μὴ δυνάμενος λαλῆσαι

---

*) Wir sehen nicht ein, weshalb Kölbing (Untersuchungen über den Ausfall des Relativpronomens S. 48) diese Stellen von Nehem. 5,14 trennt

ἄχρι ἧς ἡμέρας γένηται ταῦτα, 2 Tim. 3,8 *aþþan þamma haidau ei Jannis jah Mambres andstoþun Moseza, sva jah þai andstandand sunjai ὃν τρόπον δὲ Ιαννῆς καί Ἰαμβρῆς ἀντέστησαν Μωυσεῖ, οὕτως καὶ οὗτοι ἀνθίστανται τῇ ἀληθείᾳ* — gerade in solchen Sätzen, glauben wir, ist der ursprüngliche Gebrauch des Wörtchens *ei* erhalten. Sowie in ihnen auf *dags* und *haidus*, wies ursprünglich *ei* allein auf jedes Substantiv anaphorisch zurück. Im Hauptsatze aber wies man auf das folgende mit dem Demonstrativum hin. Dessen Stellung mag ursprünglich eine beliebige gewesen sein. Als aber die Beziehung der beiden Sätze zu einander als eine engere empfunden wurde, widerholte man entweder das vor seinem Substantivum stehende Demonstrativum unmittelbar vor dem durch *ei* eingeleiteten Satz oder man trennte es von dem Substantivum und setzte es nur vor *ei*. Hier büßte es allmählich seine Kraft ein und verband sich endlich mit *ei* zu einem Worte und wurde Bestandteil des Pronomen relativum. Hiermit wollen wir nur die Weise angeben auf welche das Demonstrativum zu einem Teile des Relativums wurde, nicht aber behaupten, dass es überall vor *ei* seiner demonstrativen Bedeutung bar sei. Dass es aber — was ja bestritten wird — in jener Verbindung diese oft eingebüsst hat, beweisen uns ausser der von Jacob Grimm (Ueb. e. Fälle d. Attr. S. 315 Anmerk.) angeführten Stelle Joh. 17,9, Sätze wie Marc. 1,7: *qimiþ svinþoza mis sa afar mis, þizei ik ni im vairþs anahneivands andbindan skaudaraip skohe is ἔρχεται ὁ ἰσχυρότερός μου ὀπίσω μου οὗ οὐκ εἰμὶ ἱκανός κύψας λῦσαι τὸν ἱμάντα τῶν ὑποδημάτων αὐτοῦ*, 7,13: *blauþjandans vaurd guþs þizai anabusnai izvarai thoei anafulhuþ ἀκυροῦντες τὸν λόγον τοῦ θεοῦ τῇ παραδόσει ὑμῶν ᾗ παρεδώκατε*, 2,4 *jah usgrabandans insailidedun þata badi jah fralailotun ana þammei lag sa usliþa καὶ ἐξορύξαντες χαλῶσι τὸν κράββατον ἐφ' ᾧ ὁ παραλυτικὸς κατέκειτο*. 10,39: *sveþauh þana stikl þanei ik driggka, driggkats jah þizai daupeinai þizaiei ik daupjada daup-*

---

und sie neben Joh. 9,17 stellt, wo *εἰ ὅτι* widergibt. Auch Heyne (Grammat. S. 457) stellt diesen Satz neben jene.

janda τὸ μὲν ποτήριον ὃ ἐγὼ πίνω, πίεσθε καὶ τὸ βάπτισμα ὃ ἐγὼ βαπτίζομαι βαπτισθήσεσθε (gegenüber 10,38: *magutsu driggkan stikl thanei ik driggkn jah daupeinei thizaiei ik daupjada ei daupjaindau* δύνασθε πιεῖν τὸ ποτήριον ὃ ἐγὼ πίνω, καὶ τὸ βάπτισμα ὃ ἐγὼ βαπτίζομαι βαπτισθῆναι;) in dem jedoch auch eine — uns allerdings sehr unwahrscheinliche — Widerholung des Demonstrativums angenommen werden könnte. Nach dieser Erörterung können wir nicht Kölbing beistimmen, der (a. a. O. S. 47) von dem *ei* „stützenden dem. Pron." spricht, mit dem jenes in engere lautliche Verbindung trete. Wie soll man sich denn die Stütze, die das Demonstrativum dem Relativum gewährt, vorstellen, wenn man von den Lauten absieht und an den Begriff der Pronomina denkt? Auch von Erdmann weichen wir ab, der (S. 54 f.) eine Differenzirung der Relativa durch angefügtes *ei* annimmt.

Ebensowenig wie dies können wir Erdmann zugeben, dass das Ahd., nachdem das Relativum aus dem Demonstrativum sich entwickelt hatte, durch Anfügung von neuen demonstrativen Partikeln (von der Anfügung einer neuen demonstrativen Partikel spricht er auch bei der oben berührten Erwähnung des gotischen Relativums) eine Differenzirung hervorrief (ebd. u. S. 57). Das hiesse ja, dass dem Relativum Partikeln beigefügt wurden, damit dasselbe von dem Demonstrativum geschieden würde. Wie aber kann der Sprache eine solche Absicht zugeschrieben werden? Uns zwingt die Verbindung von *ther* und comparativem *sô* mit den sie „differenzirenden" *ther* und *sô* allein schon zu der Annahme, die Erdmann durch andere Momente veranlasst nachträglich im Vorworte (S. X) erwähnt, „dass auch im Ahd. neben der unverbundenen Anfügung eines („relativen") Nebensatzes eine Verbindung desselben" durch anaphorische Partikeln stattfand, die von vornherein an der Spitze des Nebensatzes standen (Erdmann spricht von „Relativpartikeln, die vielleicht ursprünglich, jedenfalls aber früher als das flectirte *ther* dem Nebensatze angehörten"). Dass später, nachdem das Demonstrativum des Hauptsatzes auch in den durch sie eingeleiteten Nebensatz wie im Gotischen hinübergetreten war, durch sie eine — unbeabsichtigte —

Differenzirung jenes gegenüber den gleichlautenden demonstrativen Formen entstand, ist natürlich nicht in Abrede zu stellen.

Wir begnügen uns mit dieser Erörterung eines vom Verf. besonders eingehend behandelten Punktes und schliessen mit dem Wunsche, dass er die Fortsetzung seiner wertvollen Untersuchungen bald veröffentlichen möge.

M. Holzman.

Hermann Rönsch, Itala und Vulgata. Das Sprachidiom der urchristlichen Itala und der katholischen Vulgata unter Berücksichtigung der römischen Volkssprache. Zweite berichtigte und vermehrte Ausgabe. Marburg, Elwert-sche Verlagsbuchhandlung 1875. 526 S. 8°.

Ein Werk, das in etwa fünf Jahren (die erste Auflage ist 1869 erschienen) eine zweite Auflage erlebt, bedarf kaum einer besonderen Empfehlung. Da wir es aber bei seinem ersten Erscheinen in diesen Blättern nicht anzeigen konnten, und da es doch vielleicht manchem Leser entgangen ist, so möchten wir gern unsere Pflicht tun, geschehe es auch etwas spät. Stünde uns Raum und Kraft zu Gebote, so würden wir gern ausführlich zeigen, was die Kenntnis der lateinischen Volkssprache und die Einsicht in den Ursprung der romanischen Sprachen durch des Verfs. Forschung gewonnen hat. Als Fuchs (die romanischen Sprachen) vor etwas mehr als 25 Jahren den Versuch zu Grundlinien einer Geschichte der lateinischen Volkssprache machte, konnte er wenig mehr als die auszufüllenden Fächer andeuten. Heute lässt sich eine volle Grammatik geben. Der Verf. gibt sie. In besonderen Kapiteln bespricht er erstlich die Wortbildung der Substantiva, Adjectiva, Adverbia, Verba und der Composita, zweitens die Declination, Comparation, Conjugation, drittens Bedeutungslehre, viertens die Syntax und endlich noch die Orthographie. Die Bedeutungslehre empfehle ich besonders der Beachtung.

Dass innerhalb des Materials, welches wir heute ziemlich kurzweg als zur lat. Volkssprache gehörig ansehen, noch mannichfach wird geschieden werden müssen, ist mir klar und gewiss; und eben so gewiss, dass wir dabei in vielen einzelnen Fällen zu keiner Entscheidung werden kommen können.

Ich weiß nicht, ob es noch einmal in der Geschichte vorkommt, dass die Sprache einer Literatur in der Weise der Volkssprache gegenüber steht, wie die goldene und silberne Latinität dem Volkslatein. Ich möchte vieles, was man vor- und nachclassisch nennt, und was nicht rein gelehrtes Product ist, zur Volkssprache rechnen. Wird sich aber das gelehrte Machwerk von den Volksbildungen immer trennen lassen? zumal jenes unter Umständen auch in den Volksmund treten kann. Dass manches, was wir als archaistisch kennen, auch volksmäßig war, ist gewiss; und wahrscheinlich fällt beides häufig zusammen. Aber man wird unterscheiden müssen. Das alte Latein war ursprünglich ganz und gar volksmäßig, und ist es auch eigentlich immer geblieben; nur hat es sich im Munde des Volkes doch verändert, sodass es auch sehr junge Volksbildungen gibt. Natürlich ist es schwierig zu sagen, was alles alt, was jünger, und was ganz spät ist. Die römischen Schriftsteller wie Cicero und Quintilian sind sich über alle hierher gehörigen Verhältnisse ziemlich unklar und sind wenig belehrend.

Endlich noch Eins. Man wird vielleicht doch erstaunen, wie wenig entschiedene Punkte es gibt, wo das Romanische mit dem Vulgärlatein zusammenhängt. Klar dargelegt ist auch dieser Punkt noch nicht. Natürlich: wir müssen erst Arbeiten haben wie die von Schuchard und dem Verf., ehe wir den Punkt gründlich angreifen können. Solche Arbeiten werden uns auch nicht mehr in die Versuchung kommen lassen in mittelalterlichem Latein ohne weiteres Volkslatein zu erkennen. Ich kann selbst in den Longobarden-Gesetzen u. s. w. wohl latinisirtes Romanisch, aber nicht mit Pott Vulgärlatein sehen.

Steinthal.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

DATE DUE



DATE	ISSUED TO

